Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

---

XX. Serie.

(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 460.

# Marco Polo,

## ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.

Von

Dr. K. Schumann.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge

Rudolf Ludwig Karl Virchow

Digitized by Google

Sci 85.47

Bd. May, 1886.

SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.

CHRISTO ET ECCLESIAE

BOUGHT WITH

THE INCOME FROM THE

SUBSCRIPTION FUND

BEGUN IN 1858.

5 April, 1886.

by Google

# Sammlung
## gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge

herausgegeben von

**Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.**

---

**XX. Serie.**

Heft 457—480.

**Berlin SW., 1885.**

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

~~M.. 175~~
Sci 85.47
1886, April 5.
Subscription Fund.

Digitized by Google

# Inhalts-Verzeichniß der XX. Serie.


| Heft | | Seite |
|---|---|---|
| 457. | Wasmansdorf, E., Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern | 1—44 |
| 458. | Pilgrim, L., Galilei | 45—88 |
| 459. | Goetz, W., Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden | 89—120 |
| 460. | Schumann, K., Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts | 121—152 |
| 461. | Hetzel, H., Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege | 153—184 |
| 462. | Engelhorn, E., Die Pflege der Irren sonst und jetzt | 185—216 |
| 463. | Rösch, W., Der Dichter Horatius und seine Zeit | 217—256 |
| 464. | Hoffmann, F., Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen | 257—292 |
| 465. | Czekelius, Fr., Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen | 293—332 |
| 466. | Frensberg, Schlaf und Traum | 333—364 |
| 467. | Zschech, F., Giacomo Leopardi | 365—396 |
| 468. | v. Zittel, K. A., Das Wunderland am Yellowstone | 397—428 |
| 469. | Eyssenhardt, Fr., Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts | 429—468 |
| 470. | Gerland, E. Das Thermometer | 469—516 |
| 471. | Trede, Th., Das geistliche Schauspiel in Süditalien | 517—564 |
| 472. | Hofmann, K. B., Das Blei bei den Völkern des Alterthums | 565—612 |
| 473. | Grünbaum, M., Mischsprachen und Sprachmischungen | 613—660 |
| 474. | Nagel, A., Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten | 661—696 |
| 475. | Treichler, J. J., Politische Wandlungen der Stadt Zürich | 697—732 |


Digitized by Google

| Heft | | Seite |
|---|---|---|
| 476/77. | Alsberg, M., Die Anfänge der Eisenkultur . . . | 733—804 |
| 478. | Dondorff, Kaiser Otto III. . . . . . . . . . . | 805—844 |
| 479. | Dames, W., Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 845—888 |
| 480. | Sommer, Hugo, Die positive Philosophie August Comte's | 889—936 |


Ich bitte zu beachten, daß die Seiten der Hefte eine doppelte Paginirung haben, oben die Seitenzahl des einzelnen Heftes, unten — und zwar eingeklammert — die fortlaufende Seitenzahl des Jahrganges.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

**XX. Serie.**

(Heft 457—480 umfassend.)

**Heft 457.**

# Die Trauer um die Todten

bei den verschiedenen Völkern.

Von

Dr. **E. Wasmansdorff.**

Berlin SW. 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das **Programm** der **neuen XX. Serie** (1885) der Sammlung, sowie das des **neuen XIV. Jahrganges** (1885) der **Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen“ und nach „Wissenschaften“ geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.**

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die

**Goldene Medaille**

zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

## Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)** sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.

„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
**Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.
**Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität im Kriege.
**Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.
**Zschech** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
**Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.
**Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.
**Frensberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
**Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Anklängen im Norden.
**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Rösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Gerland** (Kassel), Thermometer.
**Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.

Digitized by Google

# Die Trauer um die Todten

## bei den verschiedenen Völkern.

Von

Dr. E. Wasmansdorff.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Die Trauer um die Todten und ihre Aeußerungen, mit deren Darstellung sich die nachfolgenden Zeilen beschäftigen, sind in erster Linie ein Ausfluß der Liebe, welche sich dem theuren Entschlafenen gegenüber noch einmal bethätigen und in Worten und Handlungen dem Gefühl, welches die Brust erfüllt, Ausdruck geben will. Neben der Liebe aber verlangt am Grabe auch der Glaube sein Recht. Von jeher ist unter allen Lebensereignissen neben der Geburt und Eheschließung in die engste Beziehung zur Religion der Tod gesetzt. Wie man durch religiöse Weihung das neugeborene Kind in den Schutz der Gottheit zu stellen und dadurch vor Unglück zu bewahren, wie man für den Ehebund die göttliche Gunst zu erwerben suchte, so ehrte man auch die Todten durch feierliche Bestattung, deren Art von den Vorstellungen über den Aufenthaltsort der Verstorbenen abhängig ist, und glaubte durch gewisse, von den religiösen Anschauungen bestimmte Ceremonien auf das künftige Geschick derselben einwirken zu können. Religiöse Vorstellungen aber haben auch auf die Trauer nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt, und dies ist der Punkt, welchen wir in unserer Darstellung besonders zu berücksichtigen gedenken. Mit geringen Ausnahmen stimmen die Völker der Erde darin überein, daß der Tod als ein Uebel zu betrachten und daher alle, die von ihm weggerafft werden, zu beklagen seien. Als den natürlichsten Ausdruck des Schmerzes gab die Natur dem Menschen die Thränen.



Digitized by Google

„Der Thränen Gabe, sie versöhnt den grimmsten Schmerz;
sie fließen glücklich, wenn's im Innern heilend schmilzt".

Aber vielfach hat die Trauer um die Verstorbenen sich mit den Thränen nicht begnügt, sondern, um zu einem vollgenügenden Ausdruck zu kommen, noch zu andern Mitteln gegriffen.

Laut und maßlos sind meist die Schmerzausbrüche der Wilden, die, mögen sie von Trauer oder Freude lebhaft bewegt werden, um so zügelloser ihren Empfindungen sich hingeben, je mehr es ihnen an einem Halt und an Selbstbeherrschung gebricht. Freilich darf man auch nicht vergessen, daß die excentrischen, langdauernden, zuweilen zu bestimmten Zeiten wiederholten Lamentationen nicht nur das bekümmerte Herz erleichtern, sondern zugleich die Verstorbenen ehren und die Geister derselben freundlich stimmen sollen. Denn bei aller Verschiedenheit der religiösen Anschauungen der Naturvölker ist doch der Glaube ihnen allen gemeinsam, daß die Geister der Abgeschiedenen auf das Leben der Hinterbliebenen einzuwirken und ihnen Gutes oder, wenn sie vernachlässigt werden, Schlimmes zu bereiten im Stande sind. Furcht vor der Rache der Verstorbenen beherrscht die Amerikaner, Neger und Südseeinsulaner in gleicher Weise und läßt sie die größte Sorgfalt auf die jenen zu erweisenden Ehren verwenden; und zu diesen gehören die Todtenklagen[1]).

Den Negern, welche fast allgemein Krankheit und Tod als das Werk der Zauberer betrachten, giebt der Todesfall Anlaß zur Bezeugung des wildesten Schmerzes; aber in einer besonders für sie charakteristischen Weise schlägt sehr schnell diese Stimmung in die entgegengesetzte, in die der größten Ausgelassenheit um, so daß „ihre Leichenfeierlichkeiten meist große Lustbarkeiten für sie sind und sie diese oft auf ganz ähnliche Art und mit derselben Miene begehen, wie ihre Freudenfeste"[2]). — „Sobald ein Mitglied der Familie, besonders ein Ehemann



Digitized by Google

gestorben ist, so treten die Weiber vor die Thür der Hütte, erheben ein entsetzliches Geschrei, zerraufen sich das Haar und zerfetzen sich das Gesicht. Oft laufen die trauernden Weiber wie wüthend durch die Dörfer, wobei sie meistens mit weißer Farbe bestrichen sind. Bei dem ersten Ertönen des Klagegeschreis erheben alle übrigen Weiber, die dasselbe hören, ein ähnliches Wehklagen, ohne daß sie noch wissen, wer der Verstorbene und welche die Trauernden sind. Wenn man dieses erfährt, so eilen die Freunde und Bekannten des Verstorbenen in das Sterbehaus und wehklagen 24 Stunden lang, ohne etwas zu sich zu nehmen. Bei dem Tode von Königen wird das Wehklagen 3 Tage lang fortgesetzt. Man wiederholt dieselben Geschreis, dieselben Zerraufungen und Zerfetzungen bei der Beerdigung der Verstorbenen. Gleich nach derselben aber kehren die Trauernden in das Sterbehaus zurück, wo sie Tage lang fressen, saufen und tanzen, als wenn sie bei einer Hochzeit- und nicht bei einer Todtenfeier gegenwärtig wären"[3]).

Dr. Güßfeld, der Leiter der 1873 nach der Loangoküste gesandten Expedition, beschreibt als Augenzeuge „die erschütternden Scenen, welche sich unmittelbar nach dem Tode des Mamboma von Jenga, des Dolmetschers und ersten Negers jener Expedition, zutrugen. „Das ganze Dorf war in Aufruhr, um die Hütte herum, in welcher der Leichnam lag, tanzten Männer wie Weiber, jeder für sich, mit wilden Klagetönen und ergreifenden Gestikulationen. Manche krochen auf Händen und Füßen im Staube umher und wälzten sich auf dem Erdboden. In der Hütte, aus der einige Seitenwände herausgenommen waren, war das Gedränge und Wehklagen noch stärker; auf allen Gesichtern lag Trauer, Bestürzung und Furcht vor der im Hintergrunde lauernden Anklage der Zauberei"[4]).

In Amerika finden sich einige Stämme, welche das Weh-

klagen um die Gestorbenen auf die Frauen beschränken, wie auch den Germanen nach Tacitus[5]) „um Todte zu trauern für die Weiber, für die Männer aber ihrer zu gedenken als anständig galt". Bei den Cheppewyans geziemt sich das Weinen zur Trauer nur für die Weiber;[6]) die Natchez halten es für unmännlich bei dem Tode ihrer Frauen und Kinder Thränen zu vergießen und in das Heulen der Weiber einzustimmen[7]), und bei den Orinokesen sitzen, während die Weiber jammern und in Klageliedern das Lob des Todten singen, die Männer still und niedergeschlagen und unterbrechen ihr Schweigen blos bisweilen durch Seufzer[8]). — Im Allgemeinen aber betheiligen sich auch die Männer, wenn schon in geringerem Grade als die Frauen, an den Todtenklagen, die nicht selten zu den grausamsten Peinigungen und Verstümmelungen gesteigert werden.

Die Eskimo und die ihnen zunächst wohnenden Koluschen schlagen sich selbst Wunden; mehrere Indianerstämme Nordamerikas, wie die Mandan, die Schwarzfüße, die Berg- und Biberindianer, und manche Stämme am Missouri hacken sich ein Fingerglied ab[9]); in Südamerika begegnen wir dieser Sitte, welche auch die Hottentotten kennen[10]), bei den Yaro und Charrua, die sich außerdem noch große Rohrsplitter durch das Fleisch stoßen[11]). Die Tehueltschen, der südlichste Stamm der Patagonier, stechen sich bei der Beileidsbezeugung mit scharfen Dornen in Arme und Beine, sodaß sie bluten[12]), und die Californier verwunden sich bei dem Tode von Anverwandten oder Bekannten den Kopf mit scharfen Steinen[13]). —

Während die Australier in der Trauer sich die Nasenspitze ratzen und schneiden, um durch den Reiz Thränen zu erregen[14]), gefallen sich in Selbstpeinigungen aller Art besonders die Völker dr Südsee. — Auf Rotuma zerfleischt man sich Stirn und Wange mit einem Haifischzahne sticht sich mit Speeren und die



Digitized by Google

Weiber schneiden sich den kleinen Finger ab[15]). Das letztere thun beide Geschlechter auf den Tongainseln, wo bei dem Tode eines Häuptlings ganz entsetzliche Quälereien stattfinden. Die leidtragenden Weiber, deren Augen vom unaufhörlichen Weinen geschwollen und deren Wangen durch die zahlreichen Schläge, die sie sich selbst versetzten, aufgelaufen sind, schlagen sich die Brust braun und blau. „Beim Tode des Königs Finau wollten die Häuptlinge und Metabulen hinter keinem der Selbstpeiniger zurückbleiben. Wie verrückt sprangen sie in den von den Zuschauern gebildeten Kreis, brachen in die kläglichsten Ausrufungen aus und zerfetzten sich mit scharfen Steinen, Messern oder Muscheln den Körper oder zerschlugen sich den Kopf dergestalt, daß das Blut in Strömen floß. Einige versetzten sich mit den Streitkolben solche Schläge auf den Hinterschädel, daß sie eine Zeit lang irrsinnig waren und ganz verwirrt sprachen[16]). Auch auf den Marianen artet, wenn ein Vornehmer gestorben ist, der Schmerz in wahre Berserkerwuth aus; man zerschlägt, zerreißt, vernichtet alles und zündet wohl gar das eigne Haus an[17]).

Auf den Hawaiischen (Sandwich-) Inseln kommt es vor, daß sich die Trauernden 2 Vorderzähne mit einem Steine selbst ausschlagen oder durch andere ausschlagen lassen, was früher beim Tode des Königs „alle treuen Unterthanen“ desselben thaten[18]). — Von den einen Zweig der indogermanischen Völkerfamilie bildenden Scythen berichtet Herodot[19]), daß sie, wenn der König gestorben war, sich ein Stückchen vom Ohr abschnitten, in die Arme Schnitte machten, Stirn und Nase zerkratzten und sich durch die linke Hand einen Pfeil stießen. —

Diese „Martersymbolik“, welche in ihrer vollen Ausbildung der wilden Stufe angehört, ragt auch noch in das Leben höher entwickelter Völker hinein. Verwundungen und Ritzungen zum

Zeichen der Trauer kommen, wie im Verlauf dieser Darstellung sich zeigen wird, auch bei den Semiten vor, und als letzter Ausläufer dieser barbarischen Sitte erscheint das Zerfleischen der Wangen und der Brust, was im Alterthum weit verbreitet „unter den Frauen in Mittel- und Unteritalien sowie auf Corsica bei dem Tode und den Bestattungen von Blutsverwandten" noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Gebrauch war[20]).

Wenn Wuttke der Meinung ist, daß „durch die äußere, freiwillig übernommene Qual der Seelenschmerz gewissermaßen abgekauft oder ersetzt" werden soll, da „man sich leichter beruhige, wenn sich der natürliche geistige Schmerz in den selbstgeschaffenen Leiden concentrirt, und wenn der Mensch in diesen äußern Qualen sich und andern einen sichtbaren Beweis giebt, wie groß sein Schmerz um den Verstorbenen sei"[21]), so dürfte diese Erklärung nicht überall zutreffen. Da das Gemeinsame aller dieser Gebräuche das Vergießen von Blut ist, so scheint die Vorstellung, nach welcher das Blut der Sitz der Seele ist, mit im Spiele zu sein, wie auch schon Varro auf den religiösen Grund dieser Sitte hinweist, wenn er sagt, daß die Frauen bei der Trauer und dem Leichenbegängniß deswegen sich zu zerfleischen pflegten, ut sanguine ostenso inferis satisfaciant[22]).

Die Betrachtung der Traueräußerungen der Kulturvölker beginnen wir mit den Chinesen. — Ueberaus langwierig, peinlich und bis ins Kleinste vorgeschrieben sind die Bestimmungen über die Trauergebräuche entsprechend der durch das Gesetz auf die ganze Lebensführung des Volkes wie der einzelnen ausgeübten Bevormundung[23]); ihren Grund aber haben sie in dem religiösen Charakter, welchen das Familienleben der Chinesen trägt, und im Ahnencultus.

„Die Familie, als die Einigung von Mann und Weib, ist das Abbild des göttlichen Lebens, das in der fortgesetzten Eini-



Digitized by Google

gung von Urkraft und Urstoff verläuft, eine menschliche Wiederholung der allgemeinsten kosmischen Erscheinung des Göttlichen, wie sie in Himmel und Erde dargestellt ist." „Was der Himmel für die Welt ist, das ist der Vater für seine Kinder; er ist im eigentlichsten Sinne der Vertreter desselben den Kindern gegenüber. Daher ist die Liebe der Kinder gegen die Eltern die höchste und heiligste Pflicht und die Pietät erstreckt sich über das Grab hinaus[24]). „Die Trauer", sagt der die äußern Sitten und Verhaltungsregeln enthaltende Liky, „dauert 3 Jahre, aber ein tugendhafter Sohn bewahrt sein Lebelang den Eltern ein liebendes Andenken und betrauert sie immerfort"[25]).

Dazu kommt als zweites Moment der Ahnencultus, der uralten Ursprungs noch heute fast die einzige lebendige Aeußerung der chinesischen Gottesverehrung ausmacht. Wie in andern Naturreligionen, der Sonne und dem Monde, der erste Cultus geweiht wurde, so verehrten die Chinesen Himmel und Erde, als die umfassendsten Allgemeinheiten der Erscheinungswelt. „Die Vergöttlichung dieser umfassenden Mächte schloß aber keineswegs aus, daß nicht auch besondere Erscheinungen am Himmel und auf Erden, wie Sonne und Sterne, Berge und Bäume als untergeordnete göttliche Wesen verehrt werden konnten; besonders aber wurden diesen untergeordneten Geistern auch die Seelen verstorbener Menschen zugezählt, welche als Schutzgeister der Familien, der Häuser, Gemeinden, Städte, auch besonderer Thätigkeiten, wie des Ackerbaues verehrt wurden; daher schreibt sich der Ahnencultus, der ursprünglich als eigentlicher Cultus göttlicher Wesen im vollen Sinne gemeint war."[26]) An ihm aber sowie an der Verehrung des Himmels hielt das Volk um so zäher fest, je weniger es für sein religiöses Leben Befriedigung fand und finden konnte in dem herrschenden philosophischen Systeme, welches als den Urgrund alles Seins das



Digitized by Google

Urwesen oder Urwirkliche (Tai-ky) kennt, in welchem der Philosoph Tschuhi die superordinirte Einheit von Yang und Ye, Kraft und Stoff, Bewegung und Ruhe sah[27]). „So ist denn die Trauer um die verstorbenen Eltern und die Gedächtnißfeier für dieselbe unter der Form des Ahnencultus ein förmlicher gottesdienstlicher Akt und die Ahnenhalle in jedem größern Hause vertritt ganz die Stelle der Hauskapellen"[28]). —

Die eigentliche Trauer beschreibt Andreä folgendermaßen:

„Die in grader Linie von dem Entschlafenen Abstammenden sind in weiße weite Gewänder gehüllt und mit gleichfarbigen Binden um die Häupter versehen, sitzen weinend um den Leichnam, und die Frauen unterhalten ein Trauergeheul .... Man miethet auch Personen, welche die Trauer recht sichtbar darstellen, zu dem Ende sich weiß kleiden und den Todten laut beweinen und sorgt dafür, daß Priester mit Cymbeln und andern Instrumenten vor dem Trauerhause Musik machen"[29]).

G. Spieß erzählt[30]), daß man in Tientsin durch Klagelieder die Seele Sterbender zu veranlassen sucht noch länger in ihrem Körper zu verweilen.

Dieser Brauch gewinnt an Interesse, da wir die gleiche Vorstellung auch bei den Römern finden. Dem Properz erscheint im Traum die verstorbenen Cynthia und sagt ihm unter anderm:

> at mihi non oculos quisquam inclamavit euntes: unum
> impetrassem te revocante diem.

Und Ovid klagt aus der Verbannung im Hinblick auf die Sterbestunde:

> nec dominae lacrimis in nostra cadentibus ora
> accedent animae tempora parva meae?

Mit dieser ihrer Ueberzeugung von der Macht der am Sterbelager erhobenen Wehklage sind diese beiden Dichter der



Digitized by Google

Volksmeinung entschieden näher gekommen, als der ältere Plinius, nach dessen Ansicht die Furcht vor der Bestattung Scheintodter der Grund ist, weshalb am Sterbebette die Todten von Zeit zu Zeit bejammert werden[31]). — In gewisser Verwandtschaft mit dem eben Besprochenen steht auch der auf den Hawaiischen (Sandwich-) Inseln herrschende Gebrauch, „daß, sobald ein Mann erkrankt ist, seine Weiber und weibliche Verwandte sich um sein Lager versammeln, laut über seinen Zustand jammern, sich die Haare ausraufen und das Gesicht zerfleischen, in der Hoffnung ihm dadurch Erleichterung und oft sogar Heilung zu verschaffen“[32]).

Von den alten Aegyptern berichten Herodot und Diodor[33]), daß, wenn ein Todesfall eingetreten war, die weiblichen Angehörigen den Kopf oder auch das Antlitz mit Koth bestrichen, unter Zurücklassung des Todten in seiner Wohnung mit offener Brust in den Straßen der Stadt umher eilten, sich heftig schlugen, die Haare zerrauften und ein lautes Jammern erhoben, während die Männer gleichfalls die Brust entblößten und sich schlugen. — Hiermit vergleiche man die Schilderungen der jetzigen Traueräußerungen am Nil, wie sie z. B. Döbel und Brugsch[34]) entwerfen, und man wird sehen, daß weder die Jahrhunderte noch die Einführung des Islam eine Veränderung hervorgebracht haben.

Letzterer beschreibt das „traurige Schauspiel einer Todtenklage“, das er von einem Nilbote aus beobachtete, mit folgenden Worten: „Schon von Ferne hören die Reisenden das gellende, durchdringende Geschrei der Weiber des Dorfes, welche über ein eben gestorbenes Mitglied desselben die Todtenklage auf dem Wege am Ufer anstellen. Die einen stürzen sich in unbändigem Schmerze zur Erde, werfen den Staub in die Luft und bedecken den Kopf und das Gesicht mit feuchtem Nil-

schlamm. Die andern tauchen die Hände in ein thönernes Gefäß mit Indigoflüssigkeit, schlagen sie dann mit nicht geringer Heftigkeit gegen die Backen oft so lange, daß das Blut anfängt zu rinnen. Dann fassen sie sich wie zum Ringeltanz bei den Händen und springen wie wahnsinnig auf und nieder." Dem Leichenzuge folgt tanzend und heulend die Wittwe und ruft hier wie in Arabien[35]) dem dahingeschiedenen Gatten oder Sohne die uns seltsam klingenden Worte nach: „o du Kameel meines Hauses", um unter dem Bilde dieses dem Orient nützlichsten Thieres die Sorge des Mannes für das Haus auszudrücken[36]).

Wie leichte Erregbarkeit des Gemüthes, Zugänglichkeit für äußere Eindrücke und Leidenschaftlichkeit einen Grundzug in dem Charakter der semitischen Völker bilden, so waren auch ihre Trauerceremonien von demselben Geiste wilder Leidenschaft getragen. Wenn von der Sommergluth das Naturleben erstarb, wurde im Morgenlande und besonders in Byblus der Tod des Adonis, des jugendlichen Buhlen der Baaltis (Venus), deren tiefen Schmerz das erste Lied Bions ergreifend ausmalt, mit großem Pomp gefeiert. Klagend und weinend saßen die Weiber im Heiligthume, trauernd um den Tod des Adonis weilten sie an den Wegen. Sie schnitten sich das Haar ab, zerrissen die Brüste und riefen: Ailanu, Ailanu! (wehe uns) und Priester mit zerrissenen Gewändern und geschorenen Bärten trugen das gewaschene und gesalbte Holzbild des Gottes umher[37]). Das Ceremoniell dieser gottesdienstlichen Trauerfeier entsprach sicherlich den bei Tod und Begräbniß herrschenden Gebräuchen der Phönicier.

In der prachtvollen, und poetischen Schilderung von dem Fall der einst so reichen und stolzen Stadt Tyrus bei dem Propheten Hesekiel[38]) heißt es: „Und es steigen aus ihren Schiffen alle die das Ruder führen, die Seeleute, alle Schiffer



Digitized by Google

des Meeres; ans Land treten sie und schreien laut über Dich und klagen bitterlich und werfen Staub auf ihre Häupter und wälzen sich in Asche. Sie scheren sich deinetwegen kahl und gürten Sacktuch um und weinen über Dich mit betrübter Seele und bitterer Trauer. Sie heben in ihrem Jammer ein Klagelied über dich an und klagen über dich: wer ist wie Tyrus, wie die Zerstörte inmitten des Meeres?" Ueber den Untergang Ninives, welchen Nahum in prophetischer Begeisterung als gegenwärtig schaut und beschreibt, „seufzen die Mägde wie Tauben und schlagen an die Brust"[39]) und in Moab ist zu der Zeit, wo das gedrohte göttliche Strafgericht sich an diesem Volke vollzieht, „jegliches Haupt Glatze und jeglicher Bart geschoren; auf allen Händen Ritzungen und an den Hüften Sacktuch; auf allen Dächern Moabs und in seinen Straßen lauter Klage[40]). —

Bei den Arabern, für die wir in den Todtenklagen der von Rückert übersetzten Hamâsa einheimische Zeugnisse besitzen, streuten sich, wenn ein Todesfall eingetreten war, die Anverwandten unter Weinen[41]) Staub ins Antlitz und zerfleischten sich die Brust und die Wangen[42]). Unverschleiert erschienen die Frauen und wehklagten um den Gestorbenen[43]). In der Klage deren feierliche Formel war: „sei nicht ferne"[44]), antwortete eine Klagende der andern, so daß dadurch die Klagen unterbrochen wurden. Es klagten mehrere Weiber zusammen und die hauptleidende Frau ward von den andern unterstützt. Sie standen bei dem Todten, schlugen sich das Gesicht und zerrissen das Busengewand während der Klage, zu welcher vor dem Islam auch Klagefrauen gedungen wurden[45]).

Alle in obigen Schilderungen der Propheten erwähnten Trauergebräuche kehren bei dem jüdischen Volke wieder; doch darf man in ihnen deswegen nicht blos Uebertragungen eigener



Digitized by Google

Sitten auf fremde Völker finden. Es ist ja natürlich, daß das allgemeine menschliche Gefühl des Schmerzes um den Verlust geliebter Personen wie überall in ähnlicher, so besonders bei den Völkern in gleicher und übereinstimmender Weise sich äußert, welche durch ihre Abstammung zusammengehören und in vielfacher Berührung mit einander geblieben sind. Und so grundsätzlich verschieden der Hebräer Gotteserkenntniß und bildlose Verehrung Jahves von dem üppigen und wollüstigen Naturdienst der heidnischen Semiten ist, „ihre Erkenntniß über Zustand und Leben in einer andern Welt geht weder an Maß noch an Reinheit über die hinaus, welche wir bei den sogenannten Heiden finden"[46]).

Eine freudeleere und trostlose Existenz führen die Todten, die Rephaim d. i. die kraftlosen Schatten in dem alle aufnehmenden Scheol[47]); bewußt- und empfindungslos setzen sie ihr Dasein fort, aber das Leben ist entschwunden. Niemand preist im Lande der Finsterniß Gott und gedenket seiner[48]). „Es ist für den Baum Hoffnung", ruft wehmüthig Hiob[49]), „wird er abgehauen, so grünet er wieder und seine Sprößlinge nehmen nicht ab. Altert in der Erde seine Wurzel und stirbt im Boden sein Stamm, vom Dufte des Wassers sprosset er auf und treibet Aeste wie neugepflanzet; aber stirbt der Mensch, so liegt er da, verscheidet der Mensch, wo ist er?" Darum gilt die Todtenklage zum Theil den Todten selbst und ihrem beklagenswerthen Loose. „Ueber einen Todten klage, denn das Licht ist ihm entschwunden." Der gewöhnliche Klageruf scheint nach mehreren Stellen: „o weh, mein Bruder"[50]), gewesen zu sein, womit Kamphausen das noch bei den heutigen Aegyptern übliche: „ach, schade um ihn" vergleicht[51]). Andere sehen hierin und in den dem Elias wie Elisa nachgerufenen Worten: „Mein Vater, mein Vater, Wagen Israels und seine Reiter" die Bruch-

stücke größerer Trauerlieder[52]). Doch sei dem, wie es wolle, gewiß ist, daß die hebräische Lyrik, obgleich ihrer Hauptbestimmung nach dem Heiligen geweiht, auch das übrige Leben zu verschönern nicht verschmähte und daß, wie die stammverwandten Araber die Todten durch ein Trauergedicht zu beweinen und zu preisen pflegten[53]), so gleichfalls hier berühmte Männer nach ihrem Tode im Liede gefeiert wurden. Vom Propheten Jeremias ist es überliefert, daß er Klagelieder auf den König Josias dichtete[54]) und von David besitzen wir außer der kürzeren Klage um Abner, „der gefallen ist, wie man vor tückischen Buben fällt"[55]) das rührende Trauerlied auf den Tod Sauls und Jonathans[56]).

Athmen diese Lieder des königlichen Sängers den tiefen Schmerz des Lebenden um die Todten, so liegt andererseits dem ganzen Leichengepränge nicht minder als dem lauten Klagegeschrei, mit welchem bald nach dem Tode die Angehörigen, herbeigeeilten Freunde und besonders die Frauen das Sterbehaus erfüllten[57]), die Absicht zu Grunde, dem Todten möglichst viel Ehre anzuthun, wozu sich bei manchen die Eitelkeit und Scheu, hinter andern nicht zurückzubleiben, gesellen mochte; so fordert in naiver Offenheit Jesus Sirach auf zu trauern „der üblen Nachrede wegen"[58]). Daß der Klagegesang musikalische Begleitung hatte, steht für die neutestamentliche Zeit fest durch das Zeugniß des Matthäus, der Flötenbläser erwähnt; für die ältere Zeit kann es gefolgert werden aus den Worten des Jeremias: „Mein Herz ertönt über Moab gleich Flöten und mein Herz ertönt über die Leute von Kir-Heres gleich Flöten"[59]). Alt ist die Sitte Klageweiber zu dingen[60]). Das Verletzende und Anstößige, das unstreitig für unser Gefühl hierin liegt, mildert sich, wenn wir bedenken, daß neben dem durch gemiethete Personen erhobenen Jammer auch das Klagen der



Digitized by Google

Anverwandten ertönt, und der Brauch verliert seinen unverständlichen Charakter, wenn wir uns erinnern, daß die Thränen vielfach als eine Ehre gelten, die man dem Todten schulde, und daß diese um so größer ist, je mehr derselben fließen.

Ueber die Ausbreitung dieser Sitte sei folgendes bemerkt. Vereinzelt finden sich Klageweiber bei wilden Völkerschaften, wie bei den Natchez am unteren Mississippi und in Nordcarolina[61]). Bei den Turkmanen oder Türkmen[62]), wilden und nomadisirenden Wüstenstämmen im turanischen Tieflande, stimmen im Zelt des Verstorbenen ein Jahr lang ohne Ausnahme in der Stunde, in welcher der Betrauerte den Geist aufgab, Klageweiber die üblichen Klagelieder an, an denen auch die anwesenden Familienglieder theilnehmen müssen. Letztere setzen dabei ihre Tagesbeschäftigung fort. Sogar in der nächsten Umgebung des Zeltes pflegen die Weiber mit einzustimmen und auf klägliche Weise zu schreien und zu weinen, ohne sich jedoch dadurch in ihren Arbeiten stören zu lassen. — Im Alterthum treffen wir bei den Egyptern, Semiten, Griechen, Römern, für die sie sich wenigstens bis zu den punischen Kriegen nachweisen lassen, und bei den Etruskern für Geld gemiethete Klageweiber[63]). Jetzt besteht diese Einrichtung trotz Muhammeds Verbot[64]) außer in Medina[65]) im ganzen muhammedanischen Orient[66]). Unter den christlichen Völkern hat sie sich nur in wenigen Gegenden erhalten; abgesehen davon, daß im Morgenlande dem Beispiel der Allahverehrer öfters auch die Christen folgen, pflegt in Abyssinien den bald nach dem Tode zum Grabe unternommenen feierlichen Zug ein Haufe gemietheter Weiber unter fürchterlichem Geheul zu schließen[67]), und während man in der griechisch-katholischen Kirche sich ehemals besonders in den von der Hauptstadt entfernt liegenden Provinzen gedungener Klageweiber bediente[68]), werden auf den griechischen Inseln und



Digitized by Google

durch ganz Hellas, sowie auf Sardinien, wo sie sogar den alten Namen prefiche und piagnoni bewahrt haben, auf Corsica, Irland und bei den Wlachen[69]) noch jetzt Frauen gemiethet, um den Klagegesang bei der Leiche anzustimmen; in Theilen der Schweiz ist die Leidfrau bei den 2 üblichen Nachtwachen Vorbeterin von je 9 abzusprechenden Rosenkränzen, die zusammen einen sogenannten Psalter ausmachen. Den Tag über verwandelt sie sich in das altjüdische Klageweib, durchgeht in einer besonderen auf Kosten des Sterbehauses ihr gemachten Trauertracht den Ort und ruft das Ableben und die Begräbnißstunde des Betreffenden mit fader Stimme in Gassen und Häusern aus[70]).

Nach dieser Abschweifung zu den Hebräern zurückkehrend heben wir von den Traueräußerungen noch hervor: das Zerreißen des Kleides, das zum ständigen Zeichen der Trauer um Blutsverwandte wurde, das Bestreuen des Hauptes mit Asche oder Staub, das Schlagen auf Brust, Haupt und Hüften und das Zerraufen des Haares[71]). Seltener kam es wohl vor, daß man sich an die Erde legte und in Asche wälzte[72]). Sogar bis zu Selbstverletzungen schritt der Fanatismus des Schmerzes fort; man machte sich Schnitte am Leibe und ritzte sich wund, eine Sitte, die so fest im Volke wurzelte, daß das dagegen erlassene Verbot[73]) sie nicht unterdrücken konnte, wie neben anderen Stellen des alten Testamentes die Neueinschärfung desselben von Seiten des Deuteronomikers beweist[74]).

In Bezug auf das auch im übrigen Alterthum und noch heut im Orient übliche Zerreißen des Gewandes die Notiz, daß es geschieht, indem man mit einem Messer einen Schnitt in's Oberkleid macht und es dann handbreit aufreißt; man beobachtet dabei den Unterschied, daß der Riß beim Tode der Gattin, Kinder und Geschwister auf der rechten, beim Ableben der Eltern



Digitized by Google

aber auf der linken Seite und am Ober- wie Unterkleid gemacht wird[75]).

Wie dem Griechen die Todtenklage eine dem Verstorbenen zukommende Ehre (*γέρας θανόντων*)[76]) ist, so will auch der Römer nicht unbeweint in das Reich der Schatten hinabsteigen. Ovid schreibt klagend der Gattin aus Tomi, daß niemand an seinem Sterbebette weinen und er unbeklagt im fremden Lande ruhen werde[77]); bei demselben Dichter wird Alcyone, die Gattin des beim Schiffbruch ertrunkenen Ceyx, durch eine Traumgestalt aufgefordert den Gemahl nicht, ohne ihn zu beweinen, in den nichtigen Tartarus zu senden[78]) und Tibull wünscht der Nemesis, die reicheren Liebhabern den Vorzug gab, daß, wenn der Tod ihr nahe, niemand sie beklagen möge[79]).

Daher wurde ebenso in Rom von den um das Sterbebett versammelten Verwandten die Wehklage (conclamatio) erhoben, wie sie auch in Griechenland schon in der ältesten Zeit geregelt war[80]). Am Lager des gefallenen Hector stimmten Sänger Trauerlieder an, welche durch die Wehrufsklagen der Andromache, Hecuba und Helena unterbrochen wurden[81]). Während der Tage der Ausstellung der Leiche wurden sie stets erneuert. Daß man auch in späterer Zeit einen gesangeskundigen Mann zur Leitung der Trauergesänge, für die, wie schon bemerkt, häufig Klagefrauen gemiethet wurden, hinzuzuziehen pflegte, ersehen wir aus Lucians Schrift „über die Trauer"[82]). In Sparta mußten bei dem Tode eines Königs außer den Spartiaten eine bestimmte Anzahl Periöken sich an den Trauerfeierlichkeiten betheiligen und zusammen mit den Heloten und Frauen unermeßliches Geschrei erheben[83]).

Zu den Klagen gesellten sich lebhafte Geberden. Im Uebermaß des Schmerzes um Patroclus liegt Achill das Haupt mit Staub bedeckt und das Haupthaar von den lieben Händen zer-



Digitized by Google

rauft lang hingestreckt im Staube[84]; Briseis wirft sich, während sie den Busen, die zarte Wange und das schöne Antlitz zerfleischt, mit lautem Geschrei auf die Leiche des Getödteten[85]; der greise Priamus wälzt sich aus Trauer um Hector, dessen Tod ihm schmerzlicher ist als der Verlust der anderen Söhne, jämmerlich klagend auf dem Düngerhaufen[86], und bei der Leichenfeier des Pallas sehen wir, wie der vom Alter gebeugte Acötes, Brust und Gesicht von den Nägeln entstellt, von den Freunden, die ihn im Zuge führen, sich losreißt und von dem Schmerz über den Tod des Kampfgenossen und Gefährten übermannt sich an den Boden wirft[87]. — Auch die zunehmende Gesittung der späteren Zeit hat die wilden und rohen Ausbrüche des Schmerzes eben so wenig unterdrücken können, als es die von Seiten der Gesetzgeber gegen dies Unwesen gerichteten Verordnungen vermochten. Am rücksichtslosesten ging Charondas vor, der das Trauern überhaupt untersagte[88]; Solon verbot das übertriebene Gepränge der Trauerceremonien, namentlich die ausschweifenden Schmerzgeberden der Weiber[89]. Von hier wurden dann diese Anordnungen in das Zwölftefolgegesetz übernommen, woselbst es heißt: mulieres genas ne radunto neve lessum funeris ergo habento[90].

Aber mögen diese gesetzlichen Bestimmungen auch augenblicklich die zu großen Mißbräuche, welche Eitelkeit und die Sucht sich hervorzuthun mit der Todtenklage trieb, eingeschränkt haben, von durchgreifender Wirkung sind sie nicht gewesen und konnten es nicht sein. Denn aus dem Schmerzgefühl geboren, durch Ueberlieferung und Sitte gewissermaßen geheiligt und als nothwendig gefordert waren jene Traueräußerungen zu eng mit dem Volksleben verwachsen. Ihr Fortbestehen beweisen denn auch zahlreiche Stellen griechischer und römischer Schriftsteller[91]. So werden z. B. die von Cicero im 3. Buch der Tusculanen



Digitized by Google

erwähnten, „mannigfaltigen und verabscheuenswerthen Arten zu trauern": pedores, muliebres lacerationes genarum, pectoris, feminum, capitis percussiones[92]) für das 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung durch die schon erwähnte Schrift Lucians „über die Trauer" bezeugt, in welcher die Maßlosigkeit der Schmerzausbrüche scharf gegeißelt wird[93]), und auch Plutarch lobt ausdrücklich seine Frau, daß sie beim Tode ihrer Tochter derartiges unterlassen habe[94]).

Indem wir uns nun zu den Muhammedanern und Christen wenden, wollen wir, ohne in die Details einzutreten, nur die principielle Stellung beider Religionen zur Todtenklage kennzeichnen; die hier wie dort hervortretende, jede Trauer ausschließende Denkart kann erst am Schluß dieser Betrachtung beleuchtet werden.

Im Islam wie im Christenthum hat der Tod seine Schrecken verloren durch die Glaubensgewißheit, daß aus ihm ein neues, schöneres Leben erblüht. Dort haben wir die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses, hier die feste Ueberzeugung, daß die Gemeinschaft mit dem Herrn über das Grab hinaus besteht. Darum haben die lauten und wilden Traueräußerungen keine Berechtigung mehr. Muhammed verbot zu schreien und zu heulen, das Gesicht zu zerschlagen und die Gewänder zu zerreißen; denn das seien Eingebungen des Bösen[95]). Die Kirchenväter aber haben die leidenschaftlichen Ausbrüche des Schmerzes als hoffnungslose, heidnische Sitten auf's Nachdrücklichste bekämpft[96]).

Aber eine mäßige Trauer galt als ein der Natur zu zahlender Tribut und als vereinbar mit dem Glauben. „Wegen eines Unglücksfalles vergossene Thränen", sagte Muhammed, „sind Balsam für das Herz und aus Gnade herabgesandt", und als Verwunderung sich darüber erhob, daß er um den Tod



Digitized by Google

seines im Kampfe gefallenen Vetters Dschaffar in so viele Thränen ausbreche, da doch der Tod der Schlüssel zum Paradiese sei, erwiderte er: „ach, es sind Thränen der Freundschaft um den Verlust des Freundes“[97]). Aehnlich nennt Ambrosius die Zähren „Zeichen eines pietätsvollen Sinnes“ (indices pietatis)[98]), und unter Berufung auf die Patriarchen und das Vorbild Jesu, der um Lazarus geweint habe, hat die Kirche um den Tod geliebter Personen zu klagen als ein Recht der Natur anerkannt, das der Ergebung in den göttlichen Willen, welche am Grabe, als dem Prüfstein des Glaubens, dem Jünger Jesu geziemt, nicht widerspricht[99]).

Bevor wir zur Beschreibung der noch übrigen Trauergebräuche übergehen, müssen wir diejenige Vorstellung betrachten, nach welcher, entgegen dem Satze, daß reicher Thränenerguß den Verstorbenen ehrt und erfreut, dem Todten nachgeweinte Zähren seine Ruhe im Grabe stören und ihn des Genusses der himmlischen Seligkeit berauben.

Vor allen war dieser Glaube den germanischen Völkern eigen. In der Edda bittet der begrabene Helgi seine Gemahlin Sigrûn, „die sehrenden Tropfen“ zu stillen, da ihm jeder derselben blutig auf die Brust falle[100]), ein Gedanke, welcher in einem schwedischen Volksliede wiederkehrt, wo Christels Thränen das Herz des bestatteten Bräutigams mit Blut anfüllen[101]). Wenn der „todtwunde“ Nibelunge Wolfhart seinen Oheim Hildebrand beauftragt, ihn nicht zu beweinen[102]), so ist er offenbar auch von diesem Glauben beseelt, dessen Spur wir auch wohl in der Nachricht des Tacitus finden dürfen, daß die Germanen „Klagen und Thränen um die Verstorbenen schnell stillen“[103]). Wie dann der durch Bürger's Bearbeitung allgemein bekannt gewordenen Leonorensage tiefster Grund ist, daß man den Todten nicht zu heftig nachtrauern soll, so bieten ein



Digitized by Google

weiteres Zeugniß dieser Anschauung die zahlreichen Sagen und Märchen, in welchen gestorbene Kinder mit den vollgeweinten Thränenkrüglein ihrer Mutter erscheinen und sie bitten, mit dem Weinen aufzuhören, da sie sonst keine Ruhe finden könnten. Eine Mutter, welche beim Garbenschneiden ihrem Kinde bitterlich nachweint, erblickt plötzlich dasselbe auf einer Garbe liegen; aber sein kurzes, nur bis auf die Brust reichendes Kinderhemdchen ist durch der Mutter Thränen völlig durchnäßt. — Die Großmutter des Thomas Cantipratensis sah im Traum, während sie noch ihres Erstgeborenen Tod beweinte, viele Jünglinge jubelnd des Weges einherziehen, während ihr Sohn weit zurück mit schwerem Schritte nachschlich. Auf die Anfrage der Mutter wies er auf sein von Thränen schweres Kleid und sprach: Das sind Deine Thränen, deren Gewicht meinen Gang so sehr hemmt[104]). Verbrämt mit katholisch-kirchlichen Vorstellungen tritt uns diese Erzählung bei Rosignoli entgegen, der gemäß der Tendenz seiner Schrift sie benutzt, um auf den Segen hinzuweisen, welchen Messen, Gebete und Almosen für die Seelenruhe der Verstorbenen haben. Eine Mutter — so lesen wir bei ihm[105]) — weinte sehr über den Tod ihres Sohnes, so daß man auf sie anwenden konnte den 2. Vers aus dem ersten Klageliede des Jeremias, aber in ihrem übermäßigen Schmerze vergaß sie dem Sohne durch Gebete, Almosen, Abtötungen und Seelenmessen zu helfen. Da sah sie einst eine wunderbare Erscheinung. Sie erblickte eine Anzahl Jünglinge, die sich einer prächtigen Stadt näherten. Ihr Sohn war der letzte und schleppte sich mühsam einher, denn seine Kleider waren durchnäßt und beschwerten ihn sichtlich. Ergriffen rief die Mutter: „Mein Kind, warum bleibst Du hinter dieser glänzenden Schaar zurück? ich möchte Dich an der Spitze Deiner Gefährten sehen.“ Das Kind erwiderte seufzend: „Ach Mutter, Deine nutzlosen Thränen, die Du über



Digitized by Google

meinen Tod vergießest, halten mich zurück. Höre auf, Dich einem so unfruchtbaren, blinden Schmerze hinzugeben, sei guten Muthes, und wenn Du mich wirklich liebst, wenn Du mir den Himmel öffnen willst, so wende mir die Verdienste guter Werke zu, laß heilige Messen für mich lesen, bete selbst und gieb Almosen für mich. So kannst Du mir Deine mütterliche Liebe beweisen, so wirst Du mich aus diesem Leidensorte befreien und in die ewige Seligkeit einführen, wo ich unendlich glücklicher sein werde, als auf Erden."

Weit entfernt jedoch, spezielles Eigenthum der Germanen zu sein, findet sich vielmehr, wie Ad. Kuhn gezeigt hat[106]), dieser Glaube auch bei den Persern und Indern. Nach dem Zend-Avesta verwehren die Zähren der Hinterbliebenen dem an der Todtenbrücke Ankommenden den Eingang in den Himmel, und das indische Gesetzbuch Jâjnavalkya verbietet das Weinen, weil der Entschlafene wider Willen die Thränen, welche die Verwandten vergießen, genießen muß, wodurch er nach Kuhn's Vermuthung unrein und so zum Eintritt in Jama's Reich unfähig wird.

Wie aber Helgi die Thränen der Sigrûn als frisches Blut in seinem Herzen empfindet, so fühlt dieselbe nach dem von Rückert übersetzten indischen Gedichte Raghuvansa der Verstorbene als brennendes Feuer auf seiner Brust:

Denn der Angehörigen stetes Weinen
brennt den Hingeschiedenen, also lehrt man[107]).

War mithin dieser Glaube jenen drei indogermanischen Stämmen seit der Urzeit, wo sie noch nicht getrennt lebten, gemeinsam, so liegt die Vermuthung nahe, daß wir ihm auch noch bei andern Völkern dieser Rasse begegnen werden. Und in der That führen, wie ich glaube, einige, wenn auch nur schwache Spuren dahin, daß er auch den Slaven, Griechen und



Digitized by Google

Römern nicht ganz entschwunden oder überhaupt unbekannt gewesen ist.

In einem serbischen Volksliede[108]) fragt eine Mutter jedweden Morgen am Grabe ihres einzigen Sohnes, ob ihn die Erde oder die Ahornblätter drücken. Aber aus der Tiefe haucht es leise:

Nicht die Erd' ist's, die mich drückt, o Mutter,
nicht die Ahornblätter meiner Wohnung.
Was mich quält, der Schmerz ist's, der Geliebten!
Wenn sie seufzt, so bangt der Seel' im Himmel;
aber wenn sie sich verschwört verzweifelnd,
bebt die Erde und der Leib erzittert.

Nach wendischem Glauben raubt man dem Todten die Ruhe, wenn man auf seinen Sarg eine Thräne fallen läßt[109]).

Was die Griechen betrifft, so begründet Charondas das schon erwähnte Verbot der Trauer um Todte mit dem Hinweis, daß es eine Undankbarkeit gegen die Unterirdischen sei, um die Gestorbenen übermäßig zu klagen[110]), und bei Lucian macht der wieder zum Leben erwachte Sohn seinem maßlos trauernden Vater deswegen mit den Worten Vorwürfe: „O Unglückseliger, was bereitest Du mir Unannehmlichkeiten (nämlich durch das Jammern)[111])?" In demselben Sinne ruft Statius dem um den Verlust eines Lieblingssklaven gewaltig trauernden Flavius Ursus zu:

„Quid caram crucias tam saevis luctibus umbram"?

und an einer andern Stelle dieses Dichters sagt die im Sterben liegende Priscilla zum Gemahl:

„Parce precor lacrimis, nec saevo concute planctu
pectora nec crucia fugientem coniugis umbram[112])";

während Tibull zwar von der Delia beweint werden will, ihr jedoch durch stärkere Trauerausbrüche seine Manen zu verletzen untersagt[113]).



Digitized by Google

Mit der Betrachtung der Klagen um die Verstorbenen ist erst eine Seite der Trauergebräuche erschöpft; eine zweite bleibt noch zu behandeln. Die Ausbrüche des Schmerzes sind ihrer Natur nach auf eine bestimmte, verhältnißmäßig kurze Zeit beschränkt, auch der wildeste Schmerz tobt sich aus, und gerade je heftiger und stürmischer die Aeußerungen desselben sind, um so schneller folgt die Abspannung. Aber in der Seele des Leidtragenden — und zwar je tiefer und wahrer der Schmerz ist, um so länger und intensiver — bleibt ein Gefühl des Verlassenseins und ein wehmüthiges Gedenken an den auf immer Entrissenen.

„Doch weinen werd' ich bis die Thränen mir versiegen,
Dann bleibt noch in der Brust Dein stilles Weh mir liegen[114]).“

Diese Stimmung, welche je nach der religiösen Ueberzeugung trostloser oder hoffnungsreicher sich gestaltet, kann natürlich auf das Verhalten und die Lebensweise des Trauernden nicht ohne Einfluß bleiben. Von dem Verlust des Angehörigen niedergedrückt meidet er Feste und Freuden, entfernt den Schmuck, den er sonst zu tragen gewohnt ist, verzichtet auf mancherlei, das, vielleicht an und für sich bedeutungslos, ihm für seinen Gemüthszustand unangemessen zu sein scheint, und sondert sich auf eine schon äußerlich erkennbare Weise von seiner Umgebung ab. Aus dieser Quelle stammen jene, die äußere Trauer regelnden Gebräuche, welche, obschon ursprünglich aus natürlichen Regungen der schmerzbewegten Brust hervorgewachsen, allmählich zu bloß konventionellen Zeichen der Trauer wurden und, weil der Mode unterworfen, nach Zeiten und Völkern wechseln.

Zwei Gesichtspunkte sind demnach hier festzustellen: einmal nämlich ist der Ursprung solcher, zu bloßen Ceremonien herabgesunkenen Gebräuche auf unmittelbare, von der Natur eingegebene Schmerzäußerungen zurückzuführen; zweitens aber ist

auch der Gegensatz gegen die gewohnte Kleidung und Lebensweise ein leitendes Motiv gewesen. Lugentum mos est prioris habitus immutatio[115]).

Diese beiden Sätze bewähren sich uns sogleich, wenn wir auf die Bestimmungen näher eingehen, welche die Haartracht und Kleidung der Trauernden regeln.

Daß Verzweifelnde sich das Haar ausraufen, werden wir bei Völkern mit leidenschaftlicher Geberdensprache in der Natur begründet finden, wenn wir bedenken, daß Haupthaar und Bart vielfach als der vorzüglichste Schmuck des Mannes angesehen werden. Aus dieser, uns durchaus verständlichen Schmerzäußerung wurde aber ein lediglich konventionelles Zeichen, als man anfing, sich Haar und Bart zum Ausdruck der Trauer abzuscheeren oder abzuschneiden. Diesen Uebergang können wir in den homerischen Gedichten verfolgen. Während in der Ilias Achill „das Haar, mit den lieben Händen es zerraufend, entstellt" und Helena wie Andromache um den todten Hector die Haare sich zerraufen[116]), lesen wir in der Odyssee, daß die Trauernden das Haupthaar sich schoren[117]). Hehn, welcher hierauf aufmerksam macht, scheint mir jedoch mit der Bemerkung fehlzugreifen, daß zur Zeit, als diese Sitte aufkam, „das Haar nicht mehr der Stolz des Mannes war"[118]). Denn als „Würde verleihenden Schmuck des reifen männlichen und des Greisenalters" wurde Haupthaar und Bart keineswegs nur in der ältern Zeit betrachtet[119]). Außerhalb Griechenlands begegnet uns dieser Brauch bei den Semiten[120]), Persern[121]) und vielen Völkerschaften Afrikas, Amerikas und der Südsee[122]). Den höchsten Grad der Veräußerlichung erreicht diese Sitte, wenn sie selbst auf Thiere übertragen wird. „Bei dem Tode des großen Mongolen-Khans der goldenen Horde sollten die Trauerzeichen überall hervortreten, so daß selbst die Schafe geschoren wurden"[123]).



Digitized by Google

Als der Reiterführer Masistius bei Plataeae gefallen war, schnitten Mardonius und das ganze Heer nicht nur sich selbst, sondern auch den Pferden und Lastthieren die Haare ab[124]). Persischem Vorbilde folgte Alexander der Große, als er dem todten Hephaestion zu Ehren Pferde und Maulesel scheeren ließ[125]). Nach dem Tode des Pelopidas schoren die Thessalier ihre Pferde[126]), wie schon der in Pherae herrschende Admet wegen seiner für ihn gestorbenen Gattin Alcestis den Rossen die Mähnen hatte abschneiden lassen[127]). — Umgekehrt pflegen die Völker, welche für gewöhnlich mit geschorenem Haupte gehen, zur Zeit der Trauer das Haar wachsen zu lassen, wie unter den wilden Stämmen die Maipuri[128]) und die Jova[129]). Von den Aegyptern erwähnt Herodot[130]), daß sie, während sie sonst sich schoren, bei Todesfällen im Gegensatz zu den übrigen Menschen Haupthaar und Bart wachsen ließen. Nach andern Nachrichten jedoch schoren sie sich bei dem Tode des Apis[131]). — Als in vielen griechischen Staaten durch Alexander den Großen es gebräuchlich zu werden anfing, den Bart zu scheeren, pflegten die Männer, wie sie es heute noch thun[132]), in der Trauerzeit den Bart lang wachsen zu lassen. Bei den Hellenen, sagt Plutarch, schoren sich, so oft ein Unglücksfall eintrat, die Weiber, die Männer aber ließen das Haar wachsen, weil jene das Haar lang zu tragen, diese sich zu scheeren gewohnt sind[133]). — In Rom trugen während der ersten Jahrhunderte der Republik Alle langes Haupthaar und lange, das Kinn und die Backen vollkommen beschattende Bärte; als aber im Jahre 300 v. Chr. die ersten Barbiere aus Sicilien dahin gekommen waren, bürgerte sich nach und nach und, wie es scheint, auch nur bei den Vornehmen die Mode ein, mit kurzgeschnittenem Haupthaar und rasirt einherzugehen[134]). In Folge dessen kam es denn auch hier vor, daß man Haupthaar und Bart zum Kennzeichen der Trauer



Digitized by Google

wachsen ließ, wie Cäsar auf die Nachricht von der Niederlage des Titurius, Augustus bei der Kunde von der Vernichtung der Legionen des Varus und Caligula nach dem Tode der Drusilla[135]).

Gegenwärtig kommt diese Art der Trauerbezeugung, abgesehen von wilden Völkerschaften, noch vor bei den Persern, welche 8 Tage lang nach dem Tode Haar und Bart wachsen lassen[136]), und bei dem zopftragenden Volk der Chinesen; als die regierende Kaiserin am 6. Februar 1842 gestorben war, durften der herkömmlichen Trauer gemäß die Officianten 100 Tage lang ihren Kopf nicht scheeren[137]), und bei den auf Java lebenden Chinesen ist es, wenn ein Reicher seinen Geist aufgegeben hat, sämmtlichen Söhnen verboten, sich zu rasiren, so lange die Leiche über der Erde steht[138]).

Im Gegensatz zur Haartracht unterliegt die Kleidung auch gegenwärtig noch für die Trauerzeit fast allgemein einem Wechsel. Mögen wir die Bekleidung „den ältesten ästhetischen Regungen des menschlichen Geschlechts"[139]) oder andern Beweggründen verdanken, jedenfalls hat sie schon früh nicht allein zur Verhüllung des Körpers, sondern auch zum Schmucke und Putze gedient. Wie aber besonders die Frauen es lieben, durch prächtige Gewänder und Schmucksachen aller Art ihrer Erscheinung einen erhöhten Reiz zu geben, so entfernen sie in den Tagen des Leides aus ihrem Anzuge alles Glänzende und Kostbare, als einen lästigen Zeugen ihres früheren Glückes.

Die Weiber der Tamanachier legen die Korallen-, Perlen- und Muschelschnüre ab[140]). Andromache riß voll Trauer über Hector's Tod und die ihm zugefügte Entehrung vom Haupte den glänzenden Schmuck und warf ihn weit von sich[141]). Bei Livius sagt M. Porcius Cato[142]): „Was thun die Frauen anders in der Trauer, als daß sie den Purpur und den Gold-



Digitized by Google

schmuck ablegen". In Rom erschienen die Beamten bei der Bestattung ohne die Insignien ihres Amtes, die fasces, den latus clavus und den goldenen Ring[143]), und in China werden selbst die goldenen oder silbernen Rockknöpfe durch gläserne oder krystallene ersetzt[144]).

Was nun die Trauertracht selbst betrifft, so unterscheidet sie sich theils durch den Stoff, theils durch die Farbe von der gewöhnlichen. Damit ihr alle Pracht fehlt, verwendet man zu ihr vielfach grobe und gewöhnliche Stoffe. Das hebräische Sacktuch war ein grobes, härenes Gewand[145]); die Chinesen kleideten sich anfangs in grobe Sackleinwand, später in gemeine, baumwollene Zeuge[146]); auch bei uns wird nur Wolle, nicht die glänzende Seide zum Trauergewande benutzt.

In der Wahl der Farbe, die auf unwillkürlicher, gefühlsmäßiger Deutung beruht, die ihr untergelegt wird, herrscht bei den verschiedenen Völkern Verschiedenheit. Die beiden verbreitetsten Leidfarben sind Schwarz und Weiß. In Schwarz, das bei den Eingeborenen von Nordamerika in großer Allgemeinheit das Zeichen der Trauer ist[147]), trauerten die alten Aegypter, welche nach Servius den Brauch, Kleider von dieser Farbe für die Trauerzeit anzulegen, aufgebracht haben[148]), die Hebräer[149]), die Araber, welche sich jedoch später himmelblauer Gewänder zur Trauer bedienten[150]), die Griechen[151]) und die Römer[152]).

Römischem Einflusse ist es wohl zuzuschreiben, daß trotz des entschiedenen Widerspruchs der Kirchenväter[153]) Schwarz die Leidfarbe fast aller christlichen Völker geworden ist. — Die symbolische Deutung liegt nahe; wie das Licht ein Bild der Freude, so ist die Finsterniß ein Bild des Unheils und des Todes. Dunkel und schwarz ist die Nacht und das Reich der Todten, welches ein weitverbreiteter Glaube in den Westen verlegt, wo die Sonne täglich hinabsinkt.



Digitized by Google

Neben Schwarz ist Weiß, das uns vertrauter ist als Symbol der Reinheit, Unschuld und Freude, in weiter Ausdehnung auch ein Kennzeichen der Trauer. „Die weiße Tracht", sagt Rochholz[154]), „bezeichnet den Völkern ursprünglich ein feierliches Inslebentreten und ein unergründliches Geheimniß des Wiederverschwindens: Geburt und Tod, Freude und Leid. Den rein natürlichen Grund, der in dieser Farbenwahl ursprünglich gelegen hat, sah schon Klopstock ein und hat ihn in der Ode „an die Freunde" erklärt:

„Doch nichts Schreckliches hat der Gestorbene, nicht den Verwesten sehen wir, seh'n nicht Gebein,
stumme Gestalt nur erblicken wir, bleiche. Ist denn des Maies Blume nicht auch und die Lilie weiß?"

In einem großen Theile Asiens, in China, Anam, Siam[155]) und in Japan[156]) ist Weiß die Leidfarbe; in dem zuletzt genannten Lande dient jedoch auch Blau zum Zeichen der Trauer; denn Isabella L. Bird[157]) berichtet von dem Begräbniß eines japanesischen Buddhisten, bei welchem die Trauerversammlung in weiße und blaue, weite Gewänder gekleidet war und die Wittwe ein schönes, blaues Seidenkleid mit einem Aermelmantel aus weißem Krepp und einem scharlachrothen, goldgestickten Gürtel trug. Auch bei den heutigen Parsen in Bombay folgen die Trauernden in weißer Kleidung der Leiche, welche von sechs, bis auf ihre schwarzen Schuhe ganz in Schneeweiß gehüllten Männern getragen wird[158]). Es bemalen sich ferner weiß zur Trauer die Omahaws in Nordamerika und die Australier, letztere entweder in mannichfaltiger Zeichnung am ganzen Körper oder nur mit einem Strich, der über Stirn, Nase und Backe geht[159]). — In einigen Orten Griechenlands trauerte man ebenfalls in weißem Gewande, wie in Argos[160]), während in Gambreion, einer Stadt an der kleinasiatischen Küste, es den Männern frei-



Digitized by Google

stand, dunkle oder weiße Kleider anzulegen[161]). Die Klagefrauen sind noch heute gewöhnlich weiß gekleidet[162]). Auch in der römischen Kaiserzeit kommt es vor, daß die Frauen in weißen Gewändern trauern[163]). — Auch für die deutschen Stämme muß eine Zeit bestanden haben, in welcher die weiße Farbe das Abzeichen der Trauer war; denn einmal deutet sie im Volksaberglauben fast immer auf den Tod hin[164]), und zweitens hat sich die weiße Trauertracht in abgelegenen Gebirgsthälern der Schweiz wie in Ortschaften von Graubünden, Vorarlberg, Appenzell u. a. v. O. bis jetzt erhalten[165]); auch auf der Rügenschen Halbinsel Mönchgut gehört zur tiefsten Trauer ein weißes Kopftuch[166]). Daß ferner die alten Slaven Weiß als Leidfarbe kannten, zeigen die weißen Tücher, welche noch jetzt die kassubischen und serbischen Weiber während der Trauer tragen und ganz um sich schlagen, so daß die übrige Kleidung damit bedeckt wird[167]); und in der Lausitz heißt es, daß Smertnitza d. i. die Todesgöttin in weißem Anzug in den Dörfern umherschweife[168]). Als letzten Nachklang dieser Beziehung der weißen Farbe betten wir, deren herrschendes Fest- wie Trauerkleid für alle Stände längst das schwarze Gewand geworden ist, den Todten in Weiß und wählen zu Grabblumen weiß blühende Pflanzen. —

Von den übrigen Trauerfarben erwähne ich noch Blau und Gelb. Außer, wie schon erwähnt, in Japan gilt ersteres als Zeichen der Trauer bei den Türken[169]) und in Aegypten, wo im weiblichen Trauergefolge die Verwandten und Hausgenossen des Verstorbenen durch einen in der Regel blauen, um den Kopf gebundenen Streifen von Leinen, Baumwollenzeug oder Mousselin und durch ein blaugefärbtes Tuch kenntlich sind[170]); auch im katholischen Oberdeutschland ist Blau die kirchlich vorgeschriebene, weibliche Trauertracht; die Frauen kommen daher



Digitized by Google

zum Begräbnisse mindestens in blauen Schürzen[171]). — Gelb endlich, das auf des Lebens Ende und das Verwelken der Blätter hindeutet, war, wie es scheint, die Leidfarbe der alten Celten; denn in der Bretagne, wo fast alle Druidengebräuche noch so lebendig sind, wie im Mittelalter und Alterthum, werden gelbe Wachskerzen zu beiden Seiten des unter das Leichenzelt gelegten Todten angezündet, und gelbe Hauben tragen die dem Leichenzuge sich anschließenden Frauen[172]). Gegenwärtig dient Gelb in einigen asiatischen Reichen zur Bezeichnung der Trauer[173]). —

Hiermit sind die wichtigsten Trauergebräuche erschöpft. Es bleibt zum Schluß nur noch diejenige Anschauung über das Wesen des Todes zu betrachten, welche denselben nicht als ein Uebel auffaßt, vor welchem dem Menschen grauen muß, und dessen Opfer zu beklagen sind, sondern welche in ihm eine Erlösung von den unser Leben umringenden Uebeln sieht und demgemäß die Gestorbenen als die allen Sorgen und Mühen Entrückten glücklich preist. Bekannt sind die Worte des Euripides[174]):

Wir sollten bei dem Neugeborenen trauernd uns
versammeln ob der Leiden, welche ihn bedrohn,
doch den Gestorbenen, aller Noth Entronnenen,
glückselig preisend fröhlich bringen aus dem Haus.

Diese Lebensauffassung, welche in der griechischen und römischen Literatur in mannigfachen Formen sich ausspricht[175]), hat uns hier zu beschäftigen, soweit sie in das Denken und Leben ganzer Völkerschaften und Religionsgemeinschaften übergegangen ist. —

Von dem thrakischen Stamm der Trausen berichtet Herodot[176]), daß sie „im Hinblick auf die vielen Leiden und Schmerzen des menschlichen Daseins die neugeborenen Kinder



Digitized by Google

mit Klagen begrüßten, die Gestorbenen dagegen mit Lust und Freude unter die Erde brachten, da diese von allem Uebel erlöst in aller Glückseligkeit fortlebten, und wegen eben dieser Sitte ertheilt ihnen Valerius Maximus[177]) den Ruhm der Weisheit, da sie ohne die Vorschrift der Gelehrten „die wahre Beschaffenheit unserer Lage" durchschaut hätten. Ohne Trauer und Klage bestatteten nach eben diesem Gewährsmann[178]) auch die Massilier ihre Todten.

Einen besonders günstigen Boden für eine derartige Auffassung des Lebens und des Todes bilden, wie es scheint, diejenigen Zeiten, in welchen neuentstandene Religionen die Gemüther mächtig erregen und die Hoffnung auf das selige und freudenreiche Leben, welches sie den Gläubigen verheißen, in den Vordergrund stellen und neu beleben. Ich denke an den Islam und das Christenthum. —

Im Koran wird das irdische Leben bezeichnet als ein „zerbrechliches Geräth", als ein „Scherz und Spiel", als ein „Vorrath von Täuschungen", „dessen Versorgung gering zu achten sei gegen die des zukünftigen", welches allein „wahres Leben" und eine „Wohnung von fester Dauer" ist[179]). „Dort werden die Gläubigen in den von Wasserbächen durchströmten Gärten geschmückt mit goldenen Armbändern und bekleidet mit grünen Gewändern von feiner Seide auf weichen Polstern ruhen, aller denkbaren Genüsse theilhaftig". Darum steigen auch zu den Frommen in der Sterbestunde oder beim Verlassen des Grabes Engel herab und sprechen: „Fürchtet euch nicht und seid nicht traurig, sondern freut euch des Paradieses, das euch verheißen ist"[180]).

Steht es aber so um das Diesseits und Jenseits, liegt in diesem der Schwerpunkt, nach welchem jenes gravitirt, so kann es uns nicht wundern, wenn Stimmen laut werden, welche die



Digitized by Google

Klage um die Todten mißbilligen und ganz entfernt wissen wollen.

Eine solche Denkart offenbart die von Rückert in der Hamâsa mitgetheilte fromme Anecdote[181]). „Als Omar Ben Achattab den Mutammin die Todtenklagen über seinen Bruder Mâlek vortragen hörte, sprach er zu ihm: Ich wollte, du hättest meinen eigenen Bruder Seid mit solcher Todtenklage besungen, wie Deinen Bruder! Allein jener (der inzwischen ein guter Moslem geworden war) antwortete: Wenn ich wüßte, daß mein Bruder (mit dessen Bekehrung zum Islam es kein rechter Ernst gewesen war) an den Ort (des Paradieses) hingelangt wäre, wohin Dein Bruder gelangt ist, so würde ich ihn gar nicht beklagen".

Damit stimmt der von Bastian[182]) angeführte Ausspruch des im Jahre 762 n. Chr. gestorbenen Safi Bekr Ben Abdallah El Moseri: Wenn die Seele (des Gestorbenen) sprechen könnte, so würde sie dies Heulen verbieten. Sie eilt zum Grabe in der Hoffnung dort frohe Botschaft zu finden. Dieselbe Anschauung kehrt in der Erzählung von 1001 Nacht wieder[183]), wo „Abdallah von der See unwillig die Freundschaft mit Abdallah vom Lande abbricht, als er hört, daß die Bewohner des Landes sich nicht freuen und singen, wenn einer stirbt, sondern trauern und weinen und ihre Kleider zerreißen." Denn, fügt er hinzu, da ihr doch jeder ein Pfand Gottes seid, wie kann es euch nicht recht sein, wenn Gott sein Pfand zurücknimmt, wie könnt ihr darum weinen? —

Praktisch bewähren diese Ueberzeugung die Araber und Türken, die es „als einen strafbaren Mangel von Ergebung in den göttlichen Willen betrachten, wenn Männer beim Tode von Blutsverwandten und Freunden weinen; darum bezeugen sie



Digitized by Google

auch den Anverwandten von jüngst Verstorbenen kein Beileid, sondern segnen sie vielmehr"[184]).

Auch dem ältern Christenthume war diese Anschauung keineswegs fremd. Ihm galt ja der Tod als der Eingang zum himmlischen Leben, als der wahre Geburtstag der Gläubigen, an dem sie, wie Petrus Chrysologus[185]) sagt, „zwar nicht auf der Erde vom Fleische geboren würden, wohl aber von der Erde in den Himmel, von der Arbeit zur Ruhe, von den Versuchungen zum inneren Frieden, von den Qualen zu den nicht flüchtigen, sondern festen, dauernden und ewigen Freuden und vom Gespött der Welt zur Krone und zum Ruhme". „Wenn das irdische Zelthaus zerstört ist, dann wußte man von Gott ein Gebäude bereitet, ein nicht mit Händen gemachtes Haus, ein ewiges im Himmel"[186]).

Da droben lebten dann die Heiligen mit dem Herrn vereinigt ein seliges Leben in ewigem Frieden. Und im Vergleich mit diesem ewigen und vollkommenen Frieden erschien ihnen das Leben auf dieser Erde höchst elend und traurig[187]) und eingedenk des apostolischen Wortes[188]), daß Sterben ein Gewinn sei, sehnten sie sich auch wohl nach dem Ende dieser Pilgerfahrt und der Aufnahme in die himmlische Herrlichkeit. „Die Erde wurde ein Jammerthal und Heimweh nach einer andern Welt das vorherrschendste Gefühl der edelsten Gemüther"[189]), eine Vorstellung von dem Verhältniß dieses Lebens zum zukünftigen, die noch nachklingt, wenn wir mit Luther in der Erklärung der 7. Bitte des 3. Hauptstückes Gott bitten, daß er uns „mit Gnaden von diesem Jammerthal zu sich nehme in den Himmel".

Von diesem Glauben reden als gewichtige Zeugen zu uns auch die christlichen Grabsteine, die schon durch die Bezeichnung des Todestages, den als einen Unglückstag heidnische Grab-



Digitized by Google

schriften nicht angeben, und durch die für Sterben gewählten Ausdrücke wie „ruhen“, „vollendet werden“ u. a. die Ueberzeugung derer erkennen lassen, die sie setzten[190]). Noch deutlicher aber wird sie, wenn wir dort lesen, daß der Tod die Mühen und Beschwerden des Lebens endet, von der Sünde befreit und den Zugang zum Himmel eröffnet[191]).

Als Consequenz dieser Glaubensüberzeugung ergab es sich, daß die Christen die Klagen um die Todten aufzuheben suchten. Die angesehensten Kirchenväter, wie Tertullian, Cyprian, Chrysostomus, Hieronymus u. a. mißbilligten jede Art von Trauer und forderten von den echten Christen, daß sie sich bei dem Tode der ihrigen freuen sollten[192]). „Denn ist es nicht sinnlos“, schreibt z. B. Chrysostomus[193]) einer jungen Wittwe, „den Himmel zwar für viel besser als die Erde zu halten, aber doch diejenigen, welche von hier dorthin gegangen sind, zu beweinen? Darum muß man über diejenigen, welche in den sichern Hafen eingelaufen sind, nicht trauern, sondern sogar sich freuen.“

Diese Ansicht wurde gewissermaßen officiell von der Kirche bestätigt durch die Aufnahme, welche der die Trauer schlechthin verbietende Beschluß des Concils zu Toledo in die Sammlung des kanonischen Rechts fand[194]).

Daß aber dieser Forderung überall nachgekommen ist, und nie das Gefühl der Wehmuth und des Schmerzes in die Seele des Ueberlebenden sich eingedrängt hat, ist weder an sich wahrscheinlich, noch erweislich; denn zu weinen um den Tod eines theuren Angehörigen ist in dem menschlichen Gemüth tief begründet. „Wie kann es geschehen“, ruft Augustin aus[195]), daß der Tod der Menschen, deren Leben uns durch den Trost der Freundschaft ergötzte, uns keinen Kummer verursachen sollte“. Nicht blos dieser Kirchenlehrer hat seine Mutter, nicht blos

Ambrosius seinen Bruder betrauert, sondern auch die oben Genannten haben an anderen Stellen ihrer Schriften eine maßvolle Trauer um den Verlust Angehöriger als mit dem christlichen Glauben vereinbar gestattet[196]). Und aus den Grabschriften hat J. Ritter[197]) in der citirten Abhandlung den Nachweis geliefert, daß auch an den Gräbern der Christen es nicht gänzlich an Klagen gefehlt hat, in welchen die Ueberlebenden theils sich selbst, theils die Verstorbenen beweinen, ja daß sogar bittere Vorwürfe gegen das Geschick und Gott, durch die zärtlich geliebte Personen dahingerafft seien, wenn auch nur selten, selbst hier von den Zurückgebliebenen ausgestoßen werden. — Wenn also Dryander[198]) sagt, daß „an den Christengräbern es keine andern Gedanken giebt, als den einer seligen Unsterblichkeit, und daß hier überall nur die eine Hoffnung ist: der Todestag ist der Geburtstag für eine selige Ewigkeit", so hat er offenbar durch seinen Eifer, des älteren Christenthums Sitten zu verherrlichen, sich zu einer Behauptung hinreißen lassen, die in dieser Unbedingtheit von den vorhandenen Urkunden nicht bestätigt wird.

## Anmerkungen.

1) J. G. Müller: Geschichte der amerikanischen Urreligion, S. 73. Waitz: Anthropologie der Naturvölker I, 325; II, 194; III, 196.

2) Waitz: Anthropologie II, 203.

3) Meiners: Allgemeine kritische Geschichte der Religion. Hannover 1807. II, 705 f.

4) Deutsche Rundschau. 1878. Heft IV, S. 112 f.

5) Germania, C. 27.

6) Waitz a. a. O. III, 196.

7) Andreä: Die Todtengebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. Leipzig 1846. S. 234.



Digitized by Google

8) Andreä a. a. O., S. 237.
9) Waitz a. a. O. III, 330. 309. 59. 196.
10) Peschel: Völkerkunde. S. 495.
11) Waitz a. a. O. III, 483 f.
12) Waitz a. a. O. III, 506. Gartenlaube 1879, Heft 7, S. 427.
13) Meiners a. a. O. I, 15.
14) Bastian: Der Mensch in der Geschichte, II, 327.
15) Waitz-Gerland, Anthropologie V², 200.
16) W. Sonntag: Die Todtenbestattung. Halle 1878. S. 86.
17) Waitz-Gerland a. a. O. V², 151.
18) Andreä a. a. O., S. 263. Deutsche Rundschau 1879. Heft X, S. 141.
19) Herodot IV, 71.
20) Meiners a. a. O. II, 712.
21) Wuttke: Geschichte des Heidenthums. Breslau 1852. I, 189 f.
22) Bei Servius zur Aeneis III, 67: „Damit sie Blut zeigen und dadurch den Todten Genüge leisten." —
23) Wuttke a. a. O. II, 149 f.
24) Wuttke a. a. O. II, 141. Pfleiderer: Die Religion, ihr Wesen und ihre Geschichte. Leipzig 1869. II, 181.
25) Wuttke a. a. O. II, 143.
26) Pfleiderer a. a. O. II, 173. Spieß: Entwicklungsgeschichte der Vorstellungen vom Zustande nach dem Tode. Jena 1877. S. 200 ff.
27) Pfleiderer a. a. O. II, 172 ff. Spieß a. a. O. 200. 202.
28) Pfleiderer a. a. O. II, 182.
29) Andreä a. a. O. 32. 33.
30) G. Spieß: Die preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860—1862. S. 263.
31) Properz V, 7, 23 f.: „Aber mir rief niemand die brechenden Augen an: einen Tag hätte ich durch dein Zurückrufen erlangt." Ovid tristien I. III, 3, 41 f.: „Und nicht wird durch die auf mein Antlitz rieselnden Thränen der Gattin meinem Leben eine kurze Spanne Zeit hinzugefügt werden?" Servius zur Aeneis VI, 218. Vgl. Kirchmann: de funeribus Romanorum. Brunsvigae 1661. I c. 13.
32) Sonntag a. a. O., S. 90.
33) Herodot II, 85. Diodor S. I, 72. 91.
34) Döbel bei Klemm: Das Morgenland. Leipzig 1849. S. 140 f. Brugsch: Aus dem Orient. Berlin 1864. S. 61.
35) W. Sonntag a. a. O., S. 57.



Digitized by Google

36) Brugsch a. a. O., S. 4. Socin in Bädekers: Egypten I, 169.

37) Lucian: de Syria dea § 6. Duncker: Geschichte des Alterthums. 4. Aufl. S. 275. Preller: Griechische Mythologie I, 272 f.

38) Hesek., c. 27, 29—32 (nach de Wette).

39) Nahum 2, 8.

40) Jeremias 48, 37. 38; vergl. Jesaias 15, 2. 3.

41) Hamâsa übersetzt von Fr. Rückert. Stuttgart 1846. T. I. Nr. 272; 274; 277; 287, 5. 296 u. ö.

42) Freytag: Einleitung in das Studium der arabischen Sprache. Bonn 1861. S. 218 f. Hamâsa Nr. 259, 2; 312, 3; 336. 382, 1.

43) Ham. I, 305, 3; 335, 2; 336, 2.

44) Ham. I, 36, 3; 297, 1; 300, 1; 340, 3; 352, 1 u. ö.

45) Freytag a. a. O. S. 218. Klagefrauen; Ham. I, 274, 6; 324, 1. — S. 25. — Zerreißen des Gewandes: Ham. I, 259, 2; 366, 1. —

46) Spieß a. a. O., S. 417.

47) Herrmann Schultz: Alttestamentliche Theologie. Frankfurt a. M. 1869. I, 396 ff. II, 165 f. Spieß a. a. O. 424 f.

48) Psalm 6, 6; 30, 10.

49) Hiob, C. 14, 7—10. C. 7, 9 f.

50) 1. Kön. 13, 30; Jerem. 22, 18; 34, 5.

51) Kamphausen in Riehm's Bibel-Lex., S. 160.

52) 2. Kön. 2, 12; 2. Kön. 13, 14. Sonntag l. c., S. 200.

53) Freytag l. c. S. 220. Duncker: Geschichte des Alterthums, S. 248.

54) 2. Chron. 35, 25.

55) 2. Sam. 3, 34.

56) 2. Sam. 1, 19—27. Irrthümlich versteht Peschel (Völkerkunde, S. 202) 2. Sam. (= 2. Kön. nach dem LXX) 1, 18 von der Uebung im Bogenschießen, die David für den Stamm Juda angeordnet habe; gemeint ist die Einübung des nach v. 22 „Bogen" genannten Trauerliedes.

57) Matthäus V, 38 f. Lucas VIII, 52.

58) Jesus Sirach 38, 18. Vgl. Kamphausen a. a. O., S. 160.

59) Matthäus 9, 23. Jeremias 48, 36. Vgl. Jesaias 16, 11.

60) Jeremias 9, 16 f.

61) Andreä, a. a. O. 234. Waitz a. a. O. III, 196.

62) Vambery: Reise in Mittelasien, S. 259.

63) Egypter. Duncker: Geschichte des Alterthums I, 59. Araber.



Digitized by Google

Freitag a. a. O., S. 219. Griechen. Becker: Charikles II, S. 180. Römer. Marquardt und Mommsen: Handbuch der römischen Alterthümer VII[1], S. 34 f. m. Anm.

64) Kamphausen a. a. O., S. 161.

65) Klemm a. a. O., S. 141.

66) Andreä a. a. O., S. 355.

67) Andreä a. a. O., S. 356. 369.

68) Andreä a. a. O., S. 361.

69) Bastian: Der Mensch in der Geschichte II, 327. Wachsmuth: Das alte Griechenland im neuen. Bonn 1864. S. 112 f. Arthur und Albert Schott: Walachische Märchen, S. 302.

70) Rochholtz: Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel heidnischer Vorzeit I, 195 f.

71) 1. Moses 37, 29, 34; 3. Moses 10, 6. 2. Samuelis 3, 31; 13, 31. 2. Samuelis 1, 2. Klagelieder 2, 10. Hiob 1, 20. Amos 8, 10. Jeremias 16, 6.

72) 2. Samuelis 3, 31; Jerem. 6, 26.

73) 3. Moses 19, 28.

74) Deuteron 14, 1. Jesaias 3, 24 nebst Hitzig z. d. St. Jeremias 16, 6; 41, 5.

75) Klemm l. c. S. 139. Andreä l. c. S. 287.

76) Il. 23, 9; Od. 4, 197. Od. 11, 54, 72.

77) Ovid trist. III, 3, 40. 46.

78) Ovid metam. 11, 670.

79) Tibull II, 4, 43.

80) Becker u. Marquardt: Handbuch der römischen Alterthümer V, 1 S. 352. — Guhl und Koner: Leben der Griechen und Römer. S. 338. 733.

81) Il. 24, 719 ff.

82) Lucian: de luctu § 20.

83) Herod. VI, 58.

84) Il. 18, 24 ff.

85) Il. 19, 282 ff.

86) Ilias 22, 424 f. 24, 639 f.

87) Vergil Aeneis 11, 85 ff.

88) Becker: Charikles II, 177.

89) Plutarch Solon C. 12 u. 21.

90) Cicero: de legibus II, 23, 59; 25, 64: „Die Frauen sollen sich die Wangen nicht zerfleischen, noch die Totenklage anstimmen."



Digitized by Google

91) Kirchmann: de funeribus Romanorum II, c. 11 u. 12.

92) Cicero: Tusculanae disputationes III, 26, 62: „Schmutz, das von den Frauen geübte Zerfleischen der Wangen, der Brust und der Schenkel und das Schlagen an den Kopf."

93) Lucian: de luctu § 12. 19

94) Plutarch: consolatio ad uxorem, c. 4.

95) Wash. Irving. Leben Muhammeds, S. 160. 205.

96) Andreä a. a. O., S. 332.

97) Irving: Leben Muhammeds, S. 205. 159.

98) Bei Augustin: Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie IX, 571.

99) Augustin a. a. O. IX, 571 f.

100) Edda, übersetzt von H. v. Wolzogen, S. 260 f.

101) Rochholz: Deutscher Glaube und Brauch I, 207.

102) Nibelungenlied. Abenteuer 38, Str. 2239.

103) Tacitus: Germania, C. 27.

104) Rochholz: Deutscher Glaube und Brauch I, 207.

105) Risignoli: Erbarmt euch der armen Seelen im Fegfeuer. Paderborn. 3. Aufl. 1881. S. 209.

106) Zeitschrift für deutsche Mythologie und Sittenkunde I (1853) S. 62 f.

107) Rochholz a. a. O., S. 208.

108) Talvj: Volkslieder der Serben. Halle und Leipzig 1835. I, 67, vgl. S. 274.

109) Veckenstedt: Wendische Sagen, Märchen und abergläubische Gebräuche. Graz 1880. S. 450.

110) Becker: Charikles II, 177.

111) Lucian: de luctu § 16.

112) Statius: Silvae II, 6, 96 f.: „Was quälst du den theueren Schatten durch so wilde Klage?" V, 1, 179 f.: „Unterlaß, ich bitte, das Weinen, schlage nicht heftig deine Brust und quäle nicht den entfliehenden Schatten."

113) Tibull I, 1, 67 f.

114) Rückert: Hamâsa, Nr. 274, 4.

115) Servius zur Aeneis XI, 93: „Es ist die Sitte der Trauernden die Kleidung zu ändern." Plutarch: quaestiones Romanae 14.

116) Ilias 18, 27. 22, 406. 24, 710 f.

117) Odyssee 24, 46. 4, 197 f. 10, 567.

118) Hehn: Kulturpflanzen und Hausthiere, S. 460.



Digitized by Google

119) Becker: Charikles II, 380 ff., 387 ff.

120) Phönicier. Hesekiel 27, 31. Lucian: de dea Syria, c. 6. Araber. Freytag: Einleitung, S. 219. Hebräer. Amos 8, 10. Jesaias 22, 12. Jeremias 7, 29; 16, 6.

121) Curtius: de rebus gestis Alexandri M. X, 5. Herodot IX, 24.

122) Afrika. Waitz II, 194. Amerika. Waitz III, 196. 387. Südsee. Waitz-Gerland V², 153. Sonntag a. a. O. 85. 89.

123) Bastian: Der Mensch in der Geschichte II, 328.

124) Herodot IX, 24.

125) Plutarch: Pelopidas, C. 34. Alexander, C. 72.

126) Plutarch: Pelopidas, C. 33.

127) Euripides: Alcestis V. 428 f.

128) Andreä a. a. O., S. 238.

129) Waitz a. a. O. III, 196.

130) Herodot II, 36. III, 12.

131) Lucian: de dea Syria § 6. de sacrificiis § 15.

132) Wachsmuth a. a. O., S. 124.

133) Plutarch: Quaestiones Romanae 14. Becker: Charikles II, 201. 389 f.

134) Plinius: Naturalis historie VII, 59, 211. Guhl u. Koner: Das Leben der Griechen und Römer, S. 587.

135) Sueton: Julius Cäsar, C. 67. Augustus, C. 23. Caligula, C. 24.

136) Meiners a. a. O. II, 702.

137) Andreä a. a. O. 49.

138) Zeitschrift der deutschen Morgenländischen Gesellschaft IX, 816.

139) Peschel: Völkerkunde, S. 181.

140) Andreä a. a. O., S. 238.

141) Ilias 22, 468 ff. cf. V. 406.

142) Livius IX, 7.

143) Tacitus Annalen III, 4. Livius IX, 7. Marquardt und Mommsen a. a. O. VII¹ 346. Die fasces, ein Ruthenbündel aus dem ein Beil hervorragte, waren das Symbol der Herrschergewalt, während der latus clavus, ein der Tunica eingewebter breiter Purpursaum, das Abzeichen des Senatorenstandes war.

144) Andreä a. a. O. S. 47.

145) G. Baur zu Psalm 30, 12.

146) Meiners a. a. O. II, 704.



Digitized by Google

147) Waitz a. a. O. I, 365.

148) Servius zur Aeneis XI, 287.

149) Kamphausen in Riehms Handwörterbuch des biblischen Alterthums. S. 836 423. Hitzig zu Jesaias 20, 2.

150) Freytag a. a. O., S. 219.

151) Euripides: Helena, V. 1088. Iphigenia A., V. 1439. Plutarch: Pericles, C. 38. In den homerischen Gedichten wird die schwarze Trauerkleidung noch nicht erwähnt, wenn man nicht eine Hindeutung auf sie darin finden will, daß Thetis im Kummer um Achill, dem vor Troja zu fallen bestimmt ist, mit schwarzem Gewande bekleidet in die Götterversammlung geht. Ilias 24, 94.

152) Juvenal IX, 245. Ovid. Metamorphosen VIII, 448. Properz V, 7, 28. W. Kirchmann a. a. O. II, C. 17.

153) Augustin: Denkwürdigkeiten IX, 573.

154) Rochholz a. a. O. I, 133 f.

155) Waitz a. a. O. I, 365.

156) Andreä a. a. O., S. 70.

157) J. L. Bird: Unbetretene Reisepfade in Japan I, 222.

158) J. Jolly: Eine Reise nach Ostindien. Deutsche Rundschau. 1884. Heft 7 (April), S. 46.

159) Waitz a. a. O. I, 365.

160) Plutarch: Quaestiones Romanae 26.

161) Schömann: Griechische Alterthümer II, S. 546.

162) Wachsmuth a. a. O., S. 113.

163) Plutarch: Quaest. R. 26. Herodian IV, 2, 3.

164) Wuttke: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart § 285 und 325.

165) Rochholz a. a. O. I, 138 f.

166) Tribüne, Feuilleton v. 2. August 1881.

167) Schwenck: Die Mythologie der Slawen, S. 305.

168) Schwenck a. a. O., S. 274.

169) Waitz a. a. O. I, 365.

170) Bädeker: Egypten. 1877. S. 169.

171) Rochholz a. a. O. I, 198.

172) Eckermann: Mythologie III, 41 f.

173) Waitz a. a. O. I, 365.

174) Euripides: Fragmenta ed Nauck, No. 452.

175) Friedländer: Darstellungen aus der römischen Sittengeschichte III, 651 f.



Digitized by Google

176) Herodot V, 4.
177) Valerius Maximus II, 6.
178) Valerius Maximus II, 6.
179) Koran übers. v. Ullmann. Sure 3, S. 52; 6, S. 95; 29, S. 343; 57, S. 473; 29 S. 343; 40 S. 406.
180) Koran. Sure 18, S. 243; 22, S. 280; 35, S. 375. Sure 3, S. 53; 4, S. 56 u. öfter.
181) Hamâsa I zu Nr. 258, S. 293.
182) Bastian: Der Mensch II, 328.
183) 1001 Nacht, arabische Erzählungen. Deutsch von Alex. König, Bd. VI. cf. Tylor: Anfänge der Cultur II, 105.
184) Meiners l. c. 11, 699 f.
185) Petr. Chrysol. serm. 129.
186) II. Cor. V, 1.
187) Augustin de civ. Dei 19, 20. confess. 9, 10, 24.
188) Phil. I, 21, 23. II. Cor. V, 8.
189) Hase: Kirchengeschichte. A. 3. S. 76.
190) J. Ritter: de compositione titulorum christianorum sepulcraliam in corpore inscriptionum Graecarum editorum. Programm des Kgl. Joachimth. Gymn. 1877. S. 11. 24 f.
191) J. Ritter a. a. O., S. 28—30.
192) Augustin a. a. O. IX, 570.
193) Chrysostomus ed Dübner I, 194.
194) Augustin a. a. O. IX, 571.
195) Augustin: de civitate Dei XIX, 8.
196) Augustin: Confessiones IX, 12, 29 u. 33. Augustin a. a. O. IX, 571 f.
197) J. Ritter a. a. O. 26 ff.
198) Dryander: „Ein Besuch in den römischen Katakomben" in „Deutsch-evangelische Blätter" von Beyschlag und Walters. Jahrgang II, Heft 2.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

**Von dem neuen XIV. Jahrgange (1885) von:**

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart

In Verbindung mit

**Prof. Dr. v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**, **Prof. Dr. J. B. Meyer** und **Prof. Dr. Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

(Heft 209—224 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige) sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.

" 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Thun**, Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch Scheljäbow).
**v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
**Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
**Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
**Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.**, Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München). Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld**, (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung“ ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen“ das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jedem die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen &c. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen

großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge: und erforderlichen Falls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die früheren Serien I—XIX (Jahrgang 1866—1884, Heft 1—456 umfassend), sind nach wie vor zum Subscriptionspreis Serie I à 13,50 Mark broch., 15,50 Mark eleg. in Halbfranzband gebunden; Serie II—XIX à 12 Mark broch., à 14 Mark eleg. in Halbfranzband gebunden durch jede Buchhandlung zu beziehen. Von den früheren Serien I—XVII sind je 6 Hefte für 3 Mark nach folgendem Modus zu beziehen:

**Serie I.**: Heft 1—6; 7—12; 13—18 (4 M. 50 Pf.); 19—24. — **Serie II.**: Heft 25—30; 31—36; 37—42; 43—48. — **Serie III.**: Heft 49—54; 55—60; 61—66; 67—72. — **Serie IV.**: Heft 73—78; 79—84; 85—90; 91—96. — **Serie V.**: Heft 97—102; 103—108; 109—114; 115—120. — **Serie VI.**: Heft 121—126; 127—132; 133—138; 139—144. — **Serie VII.**: Heft 145—150; 151—156; 157—162; 163—168. — **Serie VIII.**: Heft 169—174; 175—180; 181—186; 187—192. — **Serie IX.**: Heft 193—198; 199—204; 205—210; 211—216. — **Serie X.**: Heft 217—222; 223—228; 229—234; 235—240. — **Serie XI.**: Heft 241—246; 247—252; 253—258; 259—264. — **Serie XII.**: Heft 265—270; 271—276; 277—282; 283—288. — **Serie XIII.**: Heft 289—294; 295—306 (6 Mark); 307—312. — **Serie XIV.**: Heft 313—318; 319—330 (6 Mark); 331—336. — **Serie XV.**: Heft 337—342; 343—348; 349—354; 355—360. — **Serie XVI.**: Heft 361—372 (6 Mark); 373—378; 379—384. — **Serie XVII.**: Heft 385—390; 391—396; 397—402; 403—408. — **Serie XVIII.**: Heft 409—414; 415—420; 421—426; 427—432.

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form und in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik 2c. 2c. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Die Jahrgänge I—XIII, Heft 1—208 umfassend, sind complet broch. à 12 Mark, eleg. geb. in Halbfranzband à 14 Mark nach wie vor käuflich. Von den früheren Jahrgängen I—XII können je vier Hefte auf einmal nach folgendem Modus für 3 Mark bezogen werden:

**Jahrgang I.**: Heft 1—4; 5—8; 9—12; 13—16. — **Jahrgang II.**: Heft 17—20; 21—24; 25—28; 29—32. — **Jahrgang III.**: Heft 33—36; 37—40; 41—44; 45—48. — **Jahrgang IV.**: Heft 49—52; 53—56; 57—60; 61—64. — **Jahrgang V.**: Heft 65—68; 69—72; 73—76; 77—80. — **Jahrgang VI.**: Heft 81—84; 85—88; 89—92; 93—96. — **Jahrgang VII.**: Heft 97—104 (6 Mark); 105—108; 109—112. — **Jahrgang VIII.**: Heft 113—116; 117—120; 121—128 (6 Mark). — **Jahrgang IX.**: Heft 129—132; 133—140 (6 Mark); 141—144. — **Jahrgang X.**: Heft 145—148; 149—152; 153—156; 157—160. — **Jahrgang XI.**: Heft 161—164; 165—168; 169—172; 173—176. — **Jahrgang XII.**: Heft 177—180; 181—184; 185—188; 189—192.

Prospekte, enthaltend **zwei Verzeichnisse** der bisher erschienenen Hefte der **Sammlung** und **Zeitfragen,** welche auch apart zu den beigesetzten Preisen käuflich sind, und zwar

**1) Nach Serien und Jahrgängen geordnet,**
**2) Nach den Wissenschaften geordnet,**

(es wird bei den sub 2 verzeichneten Heften, bei welchen die vollständigen Titel angegeben sind, auf die innerhalb der einzelnen Materien gewährten günstigen Bezugsbedingungen aufmerksam gemacht) sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

☛ Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. ☚

**Abonnement bei jeder Buchhandlung.**

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 458.

# Galilei.

Von

Ludwig Pilgrim.

Berlin SW. 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das Programm der neuen XX. Serie (1885) der Sammlung, sowie das des neuen XIV. Jahrganges (1885) der Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die
**Goldene Medaille**
zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
## wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.**

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)**
sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.

„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
**Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.
**Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrich d. Großen zur Humanität im Kriege.
**Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.
**Zschech** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
**Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.
**Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.
**Frensberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
**Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Anklängen im Norden.
**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Rösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Gerland** (Kassel), Thermometer.
**Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.


Digitized by Google

2.

# Galilei.

Von

Ludwig Pilgrim.

r Bestellung des neuen Jahrganges 1885 bitte sich dieses Bestellzettels bedienen zu wollen.

Hierdurch bestelle ich:

Exempl. **Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge**, herausgegeben von **R. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff**, Jahrgang 1885, 24 Hefte (à 50 Pfennige) umfassend.

Ort und Datum: Wohnung: Name:

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Von Italien ging die Bewegung aus, welche bestimmt war die Finsterniß des Mittelalters zu durchbrechen. Der göttliche Dante war es, der durch seine unsterblichen Werke die Blicke wieder auf das Alterthum hinlenkte. Petrarka's Geist hauchte den Dichtern des alten Roms wieder neues Leben ein.

Der Fall von Konstantinopel im Jahre 1453 bewirkt, daß viele griechische Gelehrte nach Italien wandern, woselbst sie den Philosophen des alten Hellas Eingang und Anerkennung verschaffen. Mit dem Verständniß für das klassische Alterthum wächst auch der Sinn, ja die Begeisterung für die von ihm hinterlassenen Werke. Eifrig beschäftigt sieht man die Jünger der Kunst, die Ueberreste der Vergangenheit dem Boden zu entreißen, dem Boden, der sie verborgen hielt bis zu einer Zeit, die ihrer würdig sein würde. Die gewaltigen, ja fast übermenschlichen Heroen der Kunst treten auf und hinterlassen der Menschheit Werke, die noch heute mit der ganzen Macht schöpferischer Genialität den mit Staunen und Bewunderung erfüllten Betrachter zu sich emporheben.

Die Kirche vermag dem Andrang solcher Titanen keinen Widerstand zu leisten. Wir sehen, daß der Geist des Alterthums auch an dem römischen Hofe mehr und mehr Eingang findet. Unter Leo X. gleicht Rom mehr der heidnischen Kaiserstadt als der Stadt, in der von dem Stuhle Petri aus der Menschheit



Digitized by Google

Einfachheit der Sitten und Weltentsagung gepredigt wird. Die frommen Seelen des ganzen Abendlandes müssen beisteuern, um dem päpstlichen Stuhle einen Glanz zu verleihen, der dem Prunke und der Ueppigkeit der Beherrscher des alten Roms kaum nachsteht. Die Strafe für die Verwilderung des Klerus ließ nicht lange auf sich warten.

Luther nimmt in Rom wahr, wie man sich über die dummen Deutschen lustig macht, deren Gewissen als Geldquelle benutzt wird. Im Jahre 1517 legt der heldenmüthige deutsche Mönch den Grundstein der Reformation, indem er die 95 Sätze an die Schloßkirche zu Wittenberg anschlägt.

Während sich die Menschheit mehr und mehr von dem Joche eines Klerus befreit, dem es nur um die eigene Macht und Herrlichkeit zu thun war, während in Deutschland die Reformation an Boden gewinnt und die Macht der Päpste ihrem Untergange nahe scheint, entsteht der von dem Spanier Ignaz von Loyola 1540 gestiftete Jesuitenorden. Der Papst Paul III. sieht den Orden, der sich ihm bedingungslos zu Füßen wirft, als eine Hilfe vom Himmel an.

Der Stifter des Ordens verband mit glühender Phantasie und religiöser Begeisterung ein bedeutendes Organisationstalent und war wohlbekannt mit den Schwachheiten der Menschen. Auch die Ausnutzung dieser Schwächen sollte eine Stütze des Systems werden, als dessen Ziel sich die Weltherrschaft der Päpste oder die Herrschaft des Ordens durch die Päpste allmählich herausbildete. Zählte auch die Gesellschaft Jesu unter ihren Mitgliedern manche, deren Edelmuth und Opferwilligkeit oder deren wissenschaftliche Tüchtigkeit unsere volle Anerkennung verdient, so verlor die Leitung des Ordens das angegebene Ziel doch niemals aus den Augen. Bald machte sich der Einfluß der Jesuiten geltend. Am 21. Juli 1542 verkündigte eine päpstliche Bulle die Er-



Digitized by Google

richtung eines obersten Inquisitionsgerichtshofs in Rom nach dem Muster des spanischen Offiziums, schauerlichen Angedenkens. Die Macht des Gerichtshofs wuchs zusehends, alle Staaten Italiens nahmen das Institut auf. Schon im Jahr 1543 erfolgte die Bestimmung, daß ohne die Bewilligung der Inquisition kein Buch gedruckt werden dürfe. Nicht lange ließen die Opfer der Inquisition auf sich warten. Im Jahre 1550 wurde Fanino da Faenza zum Tode verurtheilt und Domenico della Casabianca verbrannt. Viele sollten ihnen nachfolgen. Wenn auch manche, ihre Ueberzeugung nicht aufgebend, den Scheiterhaufen bestiegen, manche in den Kerkern der Inquisition schmachteten und andere, von Lauschern und Spähern umgeben, ihre Gedanken in sich verschließen mußten, so erreichte die Inquisition dennoch nicht das Ziel, die gesammte Menschheit an ein starres Dogmensystem anzuketten.

Während in Italien auf allen selbstständigen Geistern das Joch der Inquisition lastete, während alle Anstrengungen gemacht wurden die Wissenschaft wieder zum Monopol des Klerus zu machen, wurde am 18. Februar 1564 Galileo Galilei zu Pisa geboren; an demselben Tage, an dem Michelangelo Buonarotti aus dem Kreise der Lebenden schied. Galilei stammt aus einer angesehenen florentinischen Familie aus der verschiedene Männer hervorgegangen waren, die sich um die Republik Florenz Verdienste erworben hatten. Vincenzio Galilei, der Vater des großen Astronomen wird noch heute in der Geschichte der Musik als der erste erwähnt, der einzelne Scenen für Sologesang mit Begleitung eines einzelnen Instrumentes komponirte. Dadurch wurde er zum Vorläufer der Oratorien- und Opern-Komponisten. — Seine Abhandlungen über theoretische Musik waren von Einfluß auf die musikalische Welt seiner Zeit.

Auch auf anderen Gebieten war Vincenzo Galilei erfahren.



Digitized by Google

In der griechischen und lateinischen Literatur war er zu Hause und in der Geometrie bewandert. In seinen Schriften spricht sich ein unabhängiger Geist aus, der gegen den herrschenden Autoritätskultus ankämpft.

So reich der Vater Galileo's an geistigen Gaben war, so arm war er an irdischen Gütern. Um für sich und die Seinigen den nöthigen Unterhalt zu erwerben, widmet er sich daher dem Handelsstande. Wir finden ihn im Jahre 1564 in Pisa, woselbst er Handelsgeschäfte betrieb, als ihm von seiner Gattin, Julia, ein Sohn, der in der Folge so berühmt gewordene Gelehrte, geschenkt wurde. Bald nach der Geburt des Sohnes kehrten die Eltern nach Florenz zurück. Schon frühe äußerten sich bei dem jungen Galileo besondere Anlagen für die Wissenschaft, in der er so Großes zu leisten bestimmt war. In seinen Mußestunden finden wir ihn damit beschäftigt, aus den einfachsten Gegenständen, die ihm zufällig in die Hände kamen, Maschinenmodelle zu konstruiren. Vincenzio unterließ es nicht, seinem Sohne eine gediegene, seinem Stande gemäße Erziehung zu Theil werden zu lassen. In den alten Sprachen wurde Galileo in einer von einem Professor Borghini gehaltenen Schule unterrichtet. Zu gleicher Zeit ertheilte ihm sein Vater Unterricht in der Musik. Auch hier zeigte Galileo Talent und brachte es bald zu einer bedeutenden Fertigkeit im Lautenspiel.

Nachdem Galileo seine humanistischen Studien vollendet hatte und auch in der Beredtsamkeit unterrichtet worden war, wurde ihm von einem Mönche des Klosters Vallombroso Unterricht in der scholastischen Dialektik ertheilt, in welcher die Klosterlehrer sehr bewandert waren. — Außerdem lernte er Zeichnen und Perspektive. Die Väter des Stiftes Vallombroso wollten den talentvollen Jüngling für ihren Orden gewinnen. Galileo's



Digitized by Google

Vater war aber damit nicht einverstanden und entfernte ihn aus dem Kloster, ein Augenübel vorschützend.

Ursprünglich sollte sich Galileo dem Tuchhandel widmen, der damals viel Geld nach Florenz brachte. Der Handel sollte der verarmten Familie der Galilei wieder aufhelfen. Vincenzio Galilei änderte jedoch seine Absichten, als er bei seinem Sohne hervorragende Begabung für die Wissenschaften wahrnahm. Da der Erwerb nicht aus dem Auge gelassen werden durfte, so wurde beschlossen Galileo Mediziner werden zu lassen. Für diesen Beruf, mit dem damals bedeutende Einnahmen verbunden waren, entschied sich der lernbegierige Jüngling nicht aus Neigung, sondern um den Wünschen seines Vaters zu entsprechen. In seinem achtzehnten Lebensjahre bezog Galileo die Universität Pisa. — Anfangs widmete sich der junge Student mit Eifer den medizinischen Studien, doch bald genügte ihm diese Wissenschaft nicht mehr, nachdem er ihre damals unsicheren Grundlagen erkannt hatte. Dies hatte zur Folge, daß er sich eingehender mit der Philosophie beschäftigte. — Die Lehrer der Philosophie an der Universität Pisa gehörten fast ausschließlich der scholastischen Richtung an; sie legten ihren Untersuchungen und Betrachtungen die Bibel und die Schriften des Aristoteles zu Grunde und suchten deren Inhalt zu erläutern und als nothwendig zu rechtfertigen. Ein einziger, Jacopo Mazzoni von Cesena, hatte Kenntniß von den Schriften der andern Philosophen des Alterthums.

Der vorwärts drängende Geist des eifrigen Studenten widerstrebte dem starren Festhalten eines veralteten Standpunkts. — Der junge Philosoph entdeckt unklare Stellen im Aristoteles, es gelingt ihm, Fehler aufzudecken und falsche Sätze zu widerlegen. Dieß bestimmt ihn die peripatetische oder Aristotelische Philosophie zu verlassen und sich dem Studium der übrigen



Digitized by Google

Weisen des Alterthums zu widmen. — Vornehmlich beschäftigt ihn Plato. —

Bald fühlt sich Galilei stark genug in öffentlichen Disputationen manche peripatetische Ansicht anzugreifen. Daß er sich dadurch nicht die Gewogenheit der Mehrzahl der Lehrer erwarb, darf uns nicht Wunder nehmen in einer Zeit, da man den Aristoteles, wie die Bibel, für unfehlbar hielt, und alle philosophischen Spekulationen darauf stützte.

Die scharfe Beobachtungsgabe Galilei's für Naturerscheinungen wird durch folgende Erzählung seines Schülers und Biographen Viviani gekennzeichnet: In seinem 20. Lebensjahre finden wir ihn im Dome zu Pisa; — es ist nicht die Andacht, die seine Gedanken bewegt, seine ganze Aufmerksamkeit wird von einer Hängelampe, die zufällig in Schwingungen gerathen war, in Anspruch genommen. Indem er die Zahlen seiner Pulsschläge während der einzelnen Schwingungen vergleicht, entdeckt er die Unveränderlichkeit der Schwingungsdauer eines Pendels.

Obwohl Galilei in den meisten Wissenschaften umfassende Kenntnisse aufzuweisen hatte, war ihm doch bis zu seinem zwanzigsten Lebensjahre die Geometrie fremd geblieben. Da ereignete es sich, daß der toskanische Hof auf einige Zeit nach Pisa kam. Unter dem Gefolge befand sich der Pagenhofmeister Ricci, ein tüchtiger Mathematiker und Freund der Familie Galilei. Nicht selten sehen wir Galilei bei Ricci. — Eines Tages besuchte er seinen Gönner, als dieser den Pagen Unterricht ertheilte. Lauschend bleibt Galilei an der Thür stehen; was er vernimmt zieht ihn dermaßen an, daß er seine heimlichen Besuche wiederholt und sich von da an hauptsächlich mit Mathematik beschäftigt. Endlich gesteht Galilei seinem Lehrer den heimlich genossenen Unterricht ein und bittet denselben um weitere Förderung in der



Digitized by Google

von ihm mit Begeisterung aufgenommenen Wissenschaft. Ricci läßt sich dazu bewegen. — Als Vincenzio Galilei erfuhr, daß sein Sohn auf Kosten des Hippokrates und Galenus sich dem Studium des Euklides widmete, bot er alles auf, denselben von diesem Studium, das er für wenig nutzbringend hielt, abzubringen. Doch ein Geist wie derjenige unseres Galilei läßt sich nicht bewegen, das Arbeitsfeld zu verlassen, auf dem er bestimmt war, so herrliche Früchte für das Wissen der gesammten Menschheit zu erzielen.

Er erreicht es, daß sein Vater ihm die Erlaubniß ertheilt, sich ausschließlich der Mathematik und Naturwissenschaft widmen zu dürfen, obwohl es diesem nicht leicht wurde bei seiner großen Familie, den Sohn lange studiren zu lassen. Auch war eine Bewerbung um eine der 40 Freistellen an der Universität ohne Erfolg geblieben. Letzteres war wohl dem Neide und der Mißgunst derjenigen zuzuschreiben, die in dem hochbegabten Studenten einen überlegenen Gegner sahen. Nach 4 jährigem Studium mußte Galilei die Universität verlassen, ohne den Doktorgrad erwerben zu können. Dieser Titel wurde ihm erst dann von dem Großherzog verliehen, als man ihm eine Professur an der Universitat Pisa übertrug. Zu Hause angelangt setzt Galilei seine Studien fort. In verhältnißmäßig kurzer Zeit gelingt es ihm, sich das ganze mathematische Wissen seines Zeitalters anzueignen. Bald eröffnet der junge Gelehrte einen lebhaften Briefwechsel mit den hervorragendsten Mathematikern Italiens, unter denen sich der Marchese Guidobaldo dal Monte und der Jesuitenpater Clavius von Bamberg besonders auszeichneten.

Dem ersteren ist es zu verdanken, daß dem 25 jährigen Galilei im Sommer 1589 eine Professur für Mathematik an der Universität Pisa auf die Dauer von 3 Jahren übertragen



Digitized by Google

wurde. In dieser Zeit beschäftigt sich Galilei vornehmlich mit der Untersuchung mechanischer Probleme und mit der Anstellung von physikalischen Versuchen. Während bei anderen Lehrern der Physik sich alles um die Lehren des Aristoteles drehte, machte Galilei auf die Unrichtigkeit der meisten physikalischen Sätze dieses Philosophen aufmerksam.

Um die widersprechenden Aristotelischen Professoren zu überzeugen, entschloß sich Galilei, öffentlich Versuche anzustellen. Groß war das Erstaunen nnd der innere Groll der hochgelahrten Herrn, die nur gewohnt waren mit logischen Spitzfindigkeiten zu kämpfen, als sie sich durch den Augenschein überführt sahen.

Damals schon legt Galilei Zeugniß ab von der Schöpferkraft seines Genius, indem er die nach ihm benannten Fallgesetze aufstellt und die Wurfbewegung erklärt. Durch diese Entdeckungen und Betrachtungen wird Galilei zum Ausgangspunkt einer neuen Aera der Naturwissenschaften. Seine Untersuchungen führen ihn zu dem Ausspruch: „Wer die Bewegung nicht versteht, erkennt die Natur nicht.“

Zu dieser Zeit lebte ein Prinz Giovanni dei Medici, der sich den Wissenschaften und Künsten widmete. Da es einem so hohen Herrn nicht an Schmeichlern fehlt, so darf es uns nicht auffallen, daß man ihm keinen Mangel an Eitelkeit nachsagen konnte. Dieser Prinz hatte eine Baggermaschine entworfen, mittelst welcher der Hafen von Livorno von Schlamm befreit werden sollte. Der Großherzog Ferdinand wollte die Maschine nicht ausführen lassen, ehe Galilei sein Gutachten abgegeben hätte. — Der erfahrene Physiker wies nach, daß die Maschine ungenügend und erfolglos sei. Der ganze Groll des gekränkten und von den Feinden Galilei's aufgestachelten Erfinders wendet sich nun gegen den Sachverständigen, der nach seiner Ueberzeugung geurtheilt hatte. Mittelst verschiedener Intriguen erreichen es die Gegner Galilei's,



Digitized by Google

daß nach Ablauf der drei Jahre sein Lehrauftrag nicht mehr bestätigt wurde. Der seines Amtes verlustige Gelehrte wendet sich daher an seinen großmüthigen Beschützer, den Marchese Guidabaldo dal Monte, damit dieser die Bewerbung Galilei's um den erledigten Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Padua unterstütze.

Am 2. Juli 1591 starb Galilei's Vater, so daß die ganze Fürsorge für die zahlreiche Familie dem pflichttreuen Sohn anheimfiel. Galilei begiebt sich nach Venedig und erreicht es, daß ihm die erwähnte Professur in Padua übertragen wird. Im Dezember 1592 tritt er sein neues Amt an und hält vor einer großen Versammlung seine Inauguralrede. Der florentinische Gelehrte entfaltet in seiner neuen Stellung eine außerordentlich vielseitige Lehrthätigkeit und thut sich auf verschiedenen Gebieten als Schriftsteller hervor. Er schreibt eine Aufsehen erregende Abhandlung über Festungsbau. Auch verfaßt er mehrere Schriften über Astronomie und Gnomonik. Sein eingehendes Studium der Astronomie führt ihn dazu, die vielfach angegriffene Ansicht der Pythagoräer und des Kopernikus über die Stellung und die Bewegung der Erde für zutreffender zu halten, als die des Aristoteles und Ptolemäus.

Kopernikus nahm an, die Sonne stehe still und die Planeten, zu denen auch die Erde gehört, bewegen sich um dieselbe, während sich die Erde in täglicher Umdrehung um ihre eigene Achse bewegt und der Mond die Erde umkreist. Ptolemäus dagegen ging davon aus, daß die Erde still stehe, während sich der Mond, die Sonne und die Planeten um dieselbe bewegen. In späterer Zeit dachte man sich jedes dieser Gestirne an einem besonderen kugelförmigen Krystallhimmel angeheftet. Ein weiterer Krystallhimmel wurde zum Träger sämmtlicher Fixsterne ausersehen. Ferner wurde angenommen, das Ganze werde durch das Primum

Digitized by Google

Mobile täglich um die Erde gedreht. Sehr schön giebt Galilei seinen Standpunkt in einem Schreiben an Johannes Kepler zu erkennen, in welchem er dem deutschen Astronomen für die Zusendung eines seiner Werke dankt. Er sagt darin: „Ich preise mich glücklich, in dem Suchen nach Wahrheit einen so großen Bundesgenossen wie Dich und mithin einen gleichen Freund der Wahrheit selbst zu besitzen. Es ist wirklich erbärmlich, daß es so wenige giebt, die nach dem Wahren streben und die von der verkehrten Methode zu philosophiren abgehen möchten; aber es ist hier nicht am Platze, die Jämmerlichkeit unserer Zeit zu beklagen, sondern Dir zu Deinen herrlichen Erforschungen, welche die Wahrheit bekräftigen, Glück zu wünschen. Ich werde Dein Werk getrost des Ausgangs lesen, überzeugt, viel Vortreffliches darin zu finden. Ich will es um so lieber thun, als ich schon seit vielen Jahren Anhänger der Kopernikanischen Meinung bin und mir dieselbe die Ursachen vieler Naturerscheinungen aufklärt, welche bei der allgemein angenommenen Hypothese ganz unbegreiflich sind. Ich habe zur Widerlegung der letzteren viele Beweisgründe gesammelt, doch wage ich es nicht, sie an's Licht der Oeffentlichkeit zu bringen, aus Furcht das Schicksal unseres Meisters Kopernikus zu theilen, der, wenngleich er sich bei einigen einen unsterblichen Ruhm erworben hat, dennoch bei unendlich vielen (denn so groß ist die Zahl der Thoren) ein Gegenstand der Lächerlichkeit und des Spottes geworden ist. Wahrlich, ich würde es wagen, meine Spekulationen zu veröffentlichen, wenn es mehr solche, wie Du bist, gäbe. Da dies aber nicht der Fall ist, so spare ich es mir auf."

In seiner Antwort rieth ihm Kepler, seine Arbeiten in Deutschland zu veröffentlichen.

Nachdem Galilei sein Amt sechs Jahre lang versehen hatte, während welcher Zeit er den Proportionalzirkel und das Thermo-



Digitized by Google

meter erfand, wurde ihm seine Professur auf die Dauer von weiteren 6 Jahren verliehen und sein Gehalt von 180 auf 320 Fiorini (640 Mark) erhöht. Galilei sorgte nicht nur für den Unterhalt seiner Mutter und Geschwister, sondern übernahm auch die Ausstattung seiner Schwestern Virginia und Livia, als die eine sich mit Benedetto Landucci, die andere mit Taddeo Galetti vermählte. Auch unterstützte er seinen Bruder Michelangelo, als dieser in den Dienst eines polnischen Grafen ging.

Galilei's Ruf verbreitete sich immer weiter, von aller Herrn Ländern kamen lernbegierige Jünglinge herbei, um sich bei dem berühmtesten Lehrer seiner Zeit zu unterrichten. In der Nationalbibliothek zu Florenz findet man noch jetzt ein von Galilei's eigener Hand geschriebenes Verzeichniß der Kostschüler, die er in den Jahren 1602—1609 bei sich beherbergt hatte. Von Galilei kann man nicht sagen, daß er ein trockener grübelnder Gelehrter gewesen. Im Gegentheil, er liebte fröhliche Gesellschaft und Scherz, ja er war es zumeist, der den heiteren Ton angab. Seine Vakanzen brachte er oft auf den Villen der venetianischen Edelleute zu, wo er stets ein gern gesehener Gast war, und jeder sich glücklich schätzte, dem es vergönnt war, die Beredtsamkeit Galilei's zu genießen. Auch verstand er es, durch seine musikalische Begabung sich zum angenehmen Gesellschafter zu machen. Sowohl die heitere, als auch die ernste Dichtkunst waren ihm nicht fremd, wie aus verschiedenen komischen Gedichten und aus seinen Randbemerkungen zu Torquato Tasso's Gerusalemme liberata zu ersehen ist. Auch in der Malerei war er nicht unerfahren.

Unterdessen nahte die Zeit, in der Galilei den Schleier lüften sollte, der das Wesen des Weltalls den Augen der Menschen verbarg. Das Instrument mit dem er das Dunkel durchbrach, war das Fernrohr. Wie er zur Anwendung und Her-



Digitized by Google

stellung desselben gelangte, geht aus einem Schreiben an seinen Schwager Landucci hervor: „Ihr müßt also wissen, daß vor ungefähr zwei Monaten sich hier das Gerücht verbreitete, es sei in Flandern dem Grafen Moriz ein mit solcher Kunstfertigkeit hergestelltes Augenglas überreicht worden, daß dasselbe die entferntesten Gegenstände als ganz nahe erscheinen ließ, wie man denn auf eine Distanz von zwei Miglien einen Menschen genau erkennen könne."

„Dieser Erfolg dünkte mich dermaßen wunderbar, daß er mich veranlaßte darüber nachzusinnen, und indem es mir schien, derselbe stützte sich auf die Perspektivlehre, dachte ich über die Art der Verfertigung nach, welche mir endlich so vollkommen gelang, daß ich ein Augenglas zu Stande brachte, welches den Ruf des flandrischen noch weit übertrifft." Bald verbreitet sich die Nachricht von der Herstellung des Fernrohrs in Venedig. Galilei wird von der Signoria aufgefordert, das Instrument vorzuzeigen und begiebt sich am 23. August 1609 nach Venedig. Von dem Glockenthurm von S. Marco aus läßt Galilei die Senatoren und Edelleute der Stadt durch sein Fernrohr in's Weite sehen. Wie groß mag ihr Erstaunen gewesen sein, als sie durch das Fernrohr Schiffe wahrnahmen, die man erst zwei Stunden später erkannte, wenn sie dem Hafen mit vollen Segeln zusteuerten. Die ganze Stadt kam durch dieses Ereigniß in Aufregung, alles drängte sich während zweier Tage zu dem Thurm.

Galilei überreichte dem Senat sein Fernrohr als Geschenk. In dankbarer Anerkennung seiner Verdienste verlieh die Republik ihrem Professor den Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Padua auf Lebenszeit mit einer Erhöhung seines bisherigen Gehaltes von 520 auf 1000 Fiorini (2000 Mk.). Galilei kehrte nach Padua zurück. Dort kam ihm der Gedanke, der allein



Digitized by Google

hinreichte, seinem Namen Unsterblichkeit zu verleihen, der Gedanke, das Fernrohr gegen den Himmel zu richten. Es war natürlich, daß er zuerst den Mond in's Auge faßte. Wie muß er überrascht gewesen sein, als er auf dessen Oberfläche Unebenheiten, Berge und Thäler erkannte, der herrschenden Ansicht widersprechend, der Mond wäre vollkommen glatt. Die Milchstraße löste sich dem spähenden Forscher in unzählige Sterne auf. Als er sein Fernrohr auf den Jupiter richtete, entdeckte er drei Monde, welche diesen Planeten umkreisen und sechs Tage später den vierten.

Galilei, nicht eingedenk der schlechten Behandlung, welche ihm von Seiten der Mediceischen Fürstenfamilie zu Theil geworden war, giebt den entdeckten Jupiter-Trabanten den Namen: „Medicei'sche Sterne." Dies hatte übrigens noch andere Beweggründe. Der vielbeschäftigte Professor ging damals mit dem Gedanken um, wenn möglich seine Stellung in Padua mit einer anderen zu vertauschen, die seine Zeit weniger in Anspruch nehmen würde. Neben seiner bisherigen Thätigkeit war es ihm nicht möglich die großen Pläne, welche er in Bezug auf die Wissenschaft gefaßt hatte, zur Vollendung zu führen.

Der Durchforscher des Himmelsraumes that seine Entdeckungen der Mitwelt kund in einer Schrift, dem „Sternenboten," welche anfangs März 1610 in Venedig erschien. Kepler sagt von diesem Werke: „Galilei habe darin Zeugniß von der Göttlichkeit seines Genius abgelegt." Von der hohen Bedeutung des Werkes für die Astronomie überzeugt, veranstaltete Kepler einen Abdruck davon in Prag. Das Werk, welches nicht im Einklang stand mit der peripatetischen Philosophie, fand viele Gegner. Der peripatetische Fanatismus ging so weit, daß einige behaupteten, die von Galilei konstruirten Fernrohre zeigten Dinge, die gar nicht existirten. Andere weigerten sich durch das Teleskop zu



Digitized by Google

blicken. Cesare Cremonino und Libri leugneten die Entdeckungen Galilei's a priori. Als letzterer im Dezember 1610 starb und noch auf dem Sterbebette gegen die „Albernheiten" Galilei's protestirte, äußerte der beleidigte Astronom, — daß jener starre Gegner seiner „Albernheiten" dieselben, da er sie niemals von der Erde sehen mochte, vielleicht jetzt bei seinem Durchgange zum Himmel schauen würde.

An Kepler findet Galilei einen Freund, der ihn versteht und dem gegenüber er sich offen aussprechen kann, er schreibt dem deutschen Astronomen: „Du bist der Erste und beinahe der Einzige, der selbst schon nach einer flüchtigen Untersuchung der Dinge, vermöge Deiner unabhängigen Denkungsart und Deines erhabenen Geistes meinen Angaben vollkommen Glauben beimißt. Kümmern wir uns nicht um die Schmähungen des großen Haufens; denn gegen Jupiter streiten auch Giganten, geschweige also Pygmäen vergebens. Jupiter steht am Himmel, mögen ihn die Sykophanten anbellen, wie sie wollen. Was ist zu thun? Wollen wir es mit Demokrit oder mit Heraklit halten."

„Ich denke, mein Kepler, wir lachen über die ausgezeichnete Dummheit des Pöbels. Was sagst Du zu den ersten Philosophen der hiesigen Fakultät, denen ich tausendmal aus freien Stücken meine Arbeiten zu zeigen anbot, und die mit der trägen Hartnäckigkeit einer vollgegessenen Schlange niemals weder Planeten noch Mond noch Fernrohr sehen wollten. Diese Gattung Leute glaubt, die Philosophie sei irgend ein Buch, etwa wie die Aeneide oder Odyssee, und man müsse die Wahrheit nicht im Weltraum, nicht in der Natur suchen, sondern in der Vergleichung der Texte." Im April 1610 finden wir Galilei in Pisa, woselbst er dem Großherzog Cosimo V und vielen anderen bedeutenden Persönlichkeiten die neu entdeckten Wunder des Himmels vor Augen führt. Bei dieser Gelegenheit knüpft Ga-



Digitized by Google

lilei die Unterhandlungen an, die ihn zu einer Stellung führen sollten, in der er ungestört den Wissenschaften leben könnte. Er erreicht es, daß er zum ersten Mathematiker des Großherzogs, sowie der Universität Pisa ernannt wird, ohne Verpflichtung in Pisa zu wohnen oder dort Vorlesungen zu halten. Als Gehalt wurden ihm 1000 Scudi angesetzt, während sein Einkommen in Padua sich einschließlich der Einnahmen durch Kostschüler u. s. w. auf das Doppelte belief.

Galilei verläßt Padua, die Stadt, in der er 18 Jahre lang so erfolgreich gewirkt hatte. Zugleich verläßt er den freien Staat, in welchem er als freier Gelehrter lebte, um fortan ein Fürstendiener zu werden. Sein Schüler und Freund Sagredo schreibt ihm: „Hier in Venedig hattet Ihr jenen zu befehlen, welche selbst gebieten, und Niemanden zu dienen als Euch selbst." Sagredo ahnt die Gefahren, welche Galilei's warteten in einem Staate, der sich widerstandslos dem römischen Einfluß überließ. Die stolze Republik, in der ein Fra Paolo Sarpi ungestraft sein Haupt gegen die römische Hierarchie erheben konnte, hätte Galilei nicht der Inquisition ausgeliefert, wie es später in Florenz geschah. Zunächst konnte Galilei seinen Tausch nicht beklagen. Mit Eifer setzte er seine Beobachtungen und Studien fort. Dabei entdeckte er die Sichelgestalt des Planeten Venus, womit er dem Kopernikanischen System eine bedeutende Stütze verschafft. Schon in Padua hatte Galilei die Sonnenflecken entdeckt, und sie dem Pater Sarpi auf weißem Papier, auf dem er das Sonnenbild des Fernrohr's auffing, gezeigt. Auch hatte er schon damals die Axendrehung der Sonne nachgewiesen.

Wir haben gesehen, daß die Zahl der Gegner Galilei's viel größer war, als die Zahl seiner Verehrer. Sowohl um den Einfluß seiner Widersacher entgegenzutreten, als auch mit der Absicht, seinen Entdeckungen bei maßgebenden Persönlichkeiten Anerkennung



Digitized by Google

zu verschaffen, entschließt sich Galilei nach Rom zu reisen. Nachdem seine Abreise durch Krankheit verzögert worden war, begiebt er sich im März 1611 nach Rom, mit trefflichen Fernrohren ausgerüstet. Großes Aufsehen erregt der florentinische Astronom bei den Gelehrten Roms. Von allen Seiten wird er hochgeehrt. Der Cardinal del Monte schreibt an den Großherzog Cosimo II. „Wenn wir noch in jener alten römischen Republik lebten, so glaube ich sicher, man hätte ihm eine Säule auf dem Capitol errichtet, um die Vorzüglichkeit seines Werthes zu ehren." Die von dem Fürsten Cesi vor sechs Jahren gegründete Accademia dei Lincei ernennt den berühmten Gast zum Mitgliede.

Je mehr das Ansehen Galilei's wuchs und seine Entdeckungen Anerkennung fanden, um so größer wurde die Erbitterung der Aristoteliker, welche zusehends an Boden verloren. Was sie hauptsächlich aufbrachte, waren die sichtbaren Beweisgründe, gegen welche ihre Sophistik keine Macht hatte. In ihrer Verzweiflung riefen sie die Autorität der heiligen Schrift zu Hülfe, um die wankende Autorität des Aristoteles zu stützen. Ein junger fanatischer Mönch, Sitio, war der Erste, welcher in einer Anfangs 1611 in Venedig herausgegebenen Schrift — die gegen den Sternenboten gerichtet war — behauptet, die Existenz der Jupitermonde sei mit der heiligen Schrift nicht vereinbar. Um dem Werk wirksame Unterstützung zu verschaffen, widmete es der Verfasser dem Feinde Galilei's, Giovanni dei Medici. Der große Astronom lächelte über den blinden Eifer des Sitio. Viel gefährlicher waren ihm die geheimen Umtriebe, welche in Florenz selbst vor sich gingen. In dem Palast des Erzbischofs Marzimedici wurden unter dem Vorsitze dieses Prälaten Berathungen gepflogen, wie der unbequeme Gelehrte und sein revolutionäres System am besten zu verderben seien.

Ja man ging schon so weit, einen Prediger aufzufordern, von der Kanzel herab gegen Galilei, die damals gefährlichste



Digitized by Google

aller Anklagen zu schleudern: „Er greife mit seiner Lehre die Bibel an.“ Der dazu aufgeforderte Priester lehnte jedoch, die unlauteren Beweggründe durchschauend, den Antrag ab.

Der gefeierte Astronom hatte keine Ahnung von der gegen ihn gerichteten Verschwörung. Erst ein Brief des ihm befreundeten Malers Cigoli weckt ihn aus dem Gefühle der Sicherheit, in das ihn die Erfolge seiner Römerreise eingewiegt hatten. Galilei beeilt sich nicht, Schritte zu thun. Erst einige Monate später wendet er sich an den ihm wohlwollenden Cardinal Conti mit der Bitte um Aufklärung, in wie weit die Kopernikanische Lehre der heiligen Schrift widerspreche. Conti antwortet ihm: daß die Satzungen der heiligen Schrift dem Aristotelischen Princip von der Unveränderlichkeit des Himmels eher entgegen, als beistimmend wären. Dagegen meint der vorsichtige Kleriker, daß die Lehre des Kopernikus der heiligen Schrift widerspreche, wenn man nicht zu einem Modus der Auslegung greife, der nur im Nothfall anzuwenden sei.

Unter den Gegnern Galilei's macht sich schon damals der Pater Lorini bemerkbar, dem es vorbehalten war, Galilei bei der Inquisition zu denunziren. Dem angefeindeten Gelehrten blieben die Umtriebe Lorini's und ähnlicher Ehrenmänner nicht fremd. In einem Briefe an den Fürsten Cesi schreibt Galilei: „Ich danke Euch und allen meinen Freunden vielmals für ihre Fürsorge zu meiner Sicherheit gegen alle Bosheit, welche auch hier nicht abläßt, Ränke zu schmieden.“

Unterdessen läßt Galilei's Eifer für die Wissenschaft nicht nach, die Frucht seiner Arbeit ist eine Abhandlung über die Bewegungslehre schwimmender Körper. Auch in dieser Schrift tritt der Reformator der Physik als Gegner des Aristoteles auf, was den Peripatetikern Gelegenheit giebt, sich durch Widerspruch lächerlich zu machen.

In derselben Zeit beschäftigt Galilei ein Streit mit dem



Digitized by Google

Jesuitenpater Scheiner, Professor an der Universität Ingolstadt; der sich die Priorität der Entdeckung der Sonnenflecken vindizirte. Galilei widerlegt Scheiner und verfaßt die Schrift: „Geschichte und Erklärung der Sonnenflecken," herausgegeben von der Accademia dei Lincei.

Dieses Werk, in dem Galilei unumwunden für die Kopernikanische Weltanschauung Partei ergreift, erregt allgemeines Aufsehen. In den maßgebenden Kreisen stößt die Schrift zunächst nicht auf Widerstand. Die Cardinäle Maffeo Barberini (der nachmalige Papst Urban VIII.) und Federigo Borromeo sprechen Dank und Anerkennung für das zugesandte Werk aus; ebenso Battista Aguchia, der später Sekretär des Papstes Gregor XV. wurde. Dieser sagt: „Die Lehre werde, obwohl sie theils ihrer Neuheit und Merkwürdigkeit wegen, theils aus Neid und Eigensinn seitens derjenigen, welche von Anfang her das Gegentheil behaupteten, viele Feinde zähle, dennoch mit der Zeit Anerkennung finden." Als Galilei's Schüler Castelli eine Professur in Pisa erhielt, wurde demselben verboten, in seinen Vorträgen auf die doppelte Erdbewegung einzugehen, oder sie auch nur gelegentlich als wahrscheinlich zu bezeichnen.

Im Dezember 1613 befand sich der Hof in Pisa. Als eines Tages Pater Castelli und andere Professoren zur großherzoglichen Tafel gezogen waren, drehte sich die Unterhaltung um die Mediceischen Sterne. Nach der Mahlzeit lenkte die Großherzogin Wittwe, Christine, das Gespräch auf das Kopernikanische System und seinen Widerspruch gegen die heilige Schrift. Castelli vertheidigte auch vom theologischen Standpunkt aus die neue Anschauung des Weltsystems.

Die Mittheilung dieser Unterredung veranlaßte Galilei, seinem Schüler und Freunde Castelli in einem ausführlichen Schreiben die Uebereinstimmung der heiligen Schrift mit der Copernikanischen Weltanschauung auseinander zu setzen. Dieses



Digitized by Google

Schreiben sollte den Ausgangspunkt zu dem Inquisitionsprozeß Galilei's bilden.

Der Vertheidiger des Kopernikus drückt darin seine Entrüstung darüber aus, daß man die heilige Schrift in eine wissenschaftliche Diskussion verflechte. Er erkennt als guter Katholik vollstens an, daß die heilige Schrift niemals lügen oder irren könne; doch, meint er, dasselbe gelte nicht auch von allen ihren Auslegern. Er weist darauf hin, daß eine wörtliche Auslegung oft zu argen Ketzereien führen würde, . . . weiter sagt er, weil die heilige Schrift eine andere als dem Wortlaute entsprechende Auslegung erfordert, so sei ihr in mathematischen Dingen der letzte Platz anzuweisen. Von dem Grundsatze ausgehend, die Bibel und die Natur seien beide unumstößliche Wahrheiten, schließt Galilei, es sei Aufgabe der weisen Ausleger, die Uebereinstimmung der Aussprüche der Bibel mit unumstößlichen Naturwahrheiten herauszufinden. Gegenüber der erstarrten Scholastik ruft Galilei aus: „Wer wird dem menschlichen Verstande Grenzen ziehen wollen; wer die Versicherung abgeben, alles, was in der Welt ergründet werden kann, sei bereits erkannt."

Galilei betont, das Hereinbeziehen von Bibelstellen in einen wissenschaftlichen Streit sei ein Ausfluchtsmittel der Gegner, die, ihre Schwachheit fühlend, sich hinter ein unangreifbares Bollwerk verschanzen.

Castelli war über diese ausführliche Begründung der Lehre des Kopernikus und über die schlagende Widerlegung aller Gegner derselben dermaßen erfreut, daß er sich um deren weitere Verbreitung mittelst Copien eifrig bemühte. Anders nahmen die Gegner die Schrift auf. — Sie suchten in derselben Anhaltspunkte für eine Denunziation bei dem Inquisitionsgericht zu finden.

Die in Florenz gegen Galilei gebildete Liga, fand in dem



Digitized by Google

Dominikaner-Mönch Caccini das geeignete Werkzeug, den einflußreichen Philosophen öffentlich anzugreifen. Am 4. Sonntage im Advent 1614 hielt der genannte Pater in der Kirche St. Maria Novella vor einem Publikum, das der Mehrzahl nach den ungebildeten Ständen angehörte, eine Predigt, der er das 10. Capitel des Buches Josua und das erste der Apostelgeschichte zu Grunde legte. Er begann mit den Worten: „Ihr galileischen Männer, was stehet ihr und schauet gen Himmel.“ Hieran schloß sich eine Capuzinade, in der namentlich den Mathematikern scharf zugesetzt wurde. Behauptungen, wie: die Mathematik sei eine Teufelskunst, sei Ursprung aller Ketzerei, die Mathematiker seien aus allen christlichen Staaten zu verbannen u. s. w. wurden von dem frommen Denker, der wohl nicht ohne Grund ein Feind der Mathematik war, zur Erbauung der Gemeinde aufgestellt.

Galilei wollte in Verbindung mit andern Männern der Wissenschaft Beschwerde führen; allein Fürst Cesi, dessen Rath er einholte, rieth ihm davon ab. Ja, er ermahnte ihn sogar, in Bezug auf die Kopernikanische Lehre vorsichtig zu sein; da der Cardinal Bellarmin, eine der ersten Autoritäten aus dem Jesuitenlager und einflußreiches Mitglied des Collegiums, sich gegen Cesi geäußert, daß er jene Meinung für ketzerisch halte und daß das Princip der doppelten Erdbewegung ohne Zweifel mit der heiligen Schrift in Widerspruch stehe.

Das zweifelhafte Verdienst, die Galilei'sche Angelegenheit vor das Inquisitions-Tribunal gebracht zu haben, fällt dem Pater Lorrini, einem Ordensgenossen und Freund Caccini's zu. Anfangs Februar 1615 sandte er im Geheimen eine Copie des Schreibens Galilei's an Castelli nebst einer hinterlistig abgefaßten Denunziation an den Cardinal von St. Cecil, den Präsidenten der Congregation des Index. In dieser Denunziation wird Galilei nicht direkt angegriffen, dagegen werden die Galileisten vieler Ketzereien geziehen,



Digitized by Google

auch wird der Mathematikerfeind Pater Caccini als über diese Angelegenheit besonders gut unterrichtet, angeführt.

Zunächst sucht das heilige Offizium das Original des Schreibens an Castelli auf geschickte Weise zu erlangen. Dies gelang ihm jedoch nicht, da Galilei durch manche Erfahrung sehr vorsichtig geworden war. Auf päpstlichen Befehl wird der würdige Pater Caccini zum Zeugenverhör vorgeladen. Für diesen bornirten und fanatischen Menschen konnte es keinen größeren Genuß geben, als das ganze Gift, das er gegen den großen Philosophen hegte, auszuspeien. Caccini präsentirt sich als Horcher. Doch muß er es vernehmen, daß seine Aussagen von denen, die er belauscht hatte, Lügen gestraft werden.

Galilei wußte nichts von der geheimen Prozedur gegen ihn und sein System; dagegen hatte er erfahren, daß die Dominikaner sich seines Briefes an Castelli bedienen wollten, um die Verdammung der Lehre des Kopernikus zu erwirken, und daß dieselben allerlei Verleumdungen gegen ihn ausstreuten. Während die Inquisition im Stillen arbeitet, erhält Galilei fortwährend beruhigende Nachrichten von Rom. Der Cardinal Bellarmin, der als Beisitzer des Tribunals von dem Gang der Verhandlungen gegen Galilei wissen mußte, machte demselben Mittheilungen, die dem Sachverhalt geradezu widersprachen. Man hatte die Absicht, alles, bis zur Verkündigung des Verbots der Kopernikanischen Lehre zu verheimlichen, damit man sich nicht der mit Recht gefürchteten Vertheidigung des großen Mathematikers aussetzte, der auch in der Philosophie und in der Theologie überlegen schien. Galilei sagt selbst in einem Briefe, er habe mehr Jahre auf Philosophie, als Monate auf Mathematik verwandt.

Bedrohliche Gerüchte erreichen das Ohr des Vertheidigers der Kopernikanischen Lehre, doch kann er nichts Bestimmtes erfahren. Um alle Verläumdungen und Intriguen wirksam bekämpfen zu



Digitized by Google

können, entschließt sich Galilei, nach Rom zu reisen, woselbst er Mitte Dezember 1615 ankommt. Seinem Freunde, dem Staatssekretär Picchena in Florenz, schreibt er von Rom aus: . . . er sähe alle Tage mehr, wie gut und nützlich sein Gedanke war, sich nach Rom zu begeben; denn er sei auf viele Fallstricke gekommen, die man ihm gelegt, daß es ganz unmöglich gewesen wäre, nicht in dem einen oder dem andern gefangen zu werden. Galilei spricht seine Zuversicht aus, die Netze seiner Feinde zu zerreißen.

Nach langem Bemühen und mit Aufbietung der ganzen Kraft seines gewaltigen Geistes gelang es ihm, sich von allen Verläumdungen frei zu machen; er kämpfte nicht nur für seine Person und für seine Ehre. Auch für die Wissenschaft trat er auf den Kampfplatz. Er stellte sich die große Aufgabe, die Lehre des Kopernikus vor dem drohenden Verbote zu schützen. — Je mehr Erfolge Galilei aufzuweisen hatte, um so eifriger arbeitete die Inquisition. Die Sachverständigen des heiligen Offiziums werden zusammen berufen, um die Sätze zu begutachten, daß die Sonne das Centrum der Welt und ohne örtliche Bewegung sei, daß dagegen die Erde sich bewege. Das Ergebniß ihrer Berathung war, daß sie erklärten, die genannten Sätze seien thöricht und absurd in der Philosophie und formell ketzerisch, zum mindesten irrig im Glauben. Es wurde beschlossen, der Kardinal Bellarmin sollte Galilei zu sich rufen lassen und denselben ermahnen, die erwähnte Meinung aufzugeben. Im Falle sich Galilei weigern würde zu gehorchen, so sei ihm vor Notar und Zeugen der Befehl zu ertheilen, daß er sich ganz und gar enthalte, eine solche Lehre und Meinung zu lehren, zu vertheidigen und zu besprechen, wenn er sich aber dabei nicht beruhigte, so sei er einzukerkern.

Darauf hin wurde Galilei ermahnt, die bis dahin von ihm festgehaltene Meinung, das Kopernikanische System ent-



Digitized by Google

spreche der Wirklichkeit, aufzugeben. Galilei, dem der Ruf eines guten Katholiken ebenso theuer war, als der eines guten Astronomen, fügte sich der Entscheidung der kirchlichen Autorität.

Zu derselben Zeit wurde im Namen des Papstes Paul V. das Verbot aller Schriften bekannt gemacht, welche das Kopernikanische System als thatsächlich lehrten. Dagegen wurde es niemals untersagt, dieses System als Hypothese, welche bei der Berechnung der Bewegungen am Himmel gute Dienste leistet, zu erörtern.

Galilei war in Folge des päpstlichen Verbotes keineswegs niedergeschlagen, noch drei Monate lang verweilte er in Rom. Unterdessen hatten die Feinde des großen Astronomen das Gerücht verbreitet, er hätte widerrufen und abschwören müssen. Zur wirksamen Widerlegung solcher Verläumdungen läßt sich Galilei vor seiner Abreise von dem Kardinal Bellarmin ein Zeugniß ausstellen, in welchem bestätigt wird, daß er niemals widerrufen oder abgeschworen hat.

In seiner Heimath wieder angelangt, zog er sich von der Oeffentlichkeit zurück und lebte still in der Villa Segni in Bellosguardo bei Florenz, wo er sich wieder den Wissenschaften widmete. Wenn er auch versprochen hatte, die Lehre des Kopernikus nicht mehr festzuhalten, so war er doch in seinem Innern nicht von deren Unrichtigkeit überzeugt.

Wir dürfen wohl mit Recht annehmen, daß er zunächst bemüht war, sich als guter Katholik dem Urtheil der kirchlichen Vorgesetzten zu unterwerfen. Hätte es sich um einen Glaubensartikel gehandelt, so wäre ihm dieses bei seiner streng kirchlichen Gesinnung wohl gelungen. Anders jedoch verhält es sich in Sachen des Glaubens als in Sachen der Mathematik und Naturwissenschaft. Der klare Geist des großen Forschers hatte sich in die Weltanschauung des Kopernikus hinein gelebt, noch ehe



Digitized by Google

er seine Beobachtungen mit dem Fernrohr anstellte. Fast zur absoluten Gewißheit wird ihm die Bewegung der Erde, als er findet, daß alle Entdeckungen, welche er seinem Fernrohr verdankt, mit der genannten Anschauung im Einklang stehen. Je mehr Galilei sich in seine astronomischen Studien vertieft, um so mehr drängt sich ihm die Wahrheit der verdammten Lehre auf. Einen unwiderleglichen Beweis findet er allerdings nicht. Erst nachdem die astronomischen Instrumente bedeutend vervollkommnet waren, entdeckte 1728 Bradley die Aberration der Fixsterne und und 1838 Bessel eine Fixsternparallaxe, welche Entdeckungen keinen Zweifel an der Richtigkeit der Kopernikanischen Anschauung mehr zulassen.

In einigen kleineren Abhandlungen sucht er dieselbe zu vertheidigen, wobei er jedoch stets Sätze einstreut, welche die Wirkung seiner Beweisführungen scheinbar wieder aufheben, z. B. sagt er, man möge die angestellte Betrachtung als eine Phantasie oder als ein Märchen ansehen.

In einen wissenschaftlichen Streit mit dem Jesuitenpater Grassi verwickelt, sieht sich Galilei veranlaßt, diesem auf sein Pamphlet: „die astronomische und philosophische Wage" in einer ausführlichen Vertheidigungsschrift: „Il Saggiatore", oder „die Goldwage" zu antworten.

Nach vielen Widerwärtigkeiten und Beschwerden gelang es ihm, die Druckerlaubniß für seine Schrift zu erhalten, nachdem vorher alle Stellen, welche wie eine Vertheidigung des Kopernikanischen Systems aussahen, gestrichen oder durch eingeschobene Bemerkungen abgeschwächt waren. Galilei verleugnet seine innerste Ueberzeugung, indem er sagt: „Ich bin vollkommen überzeugt, daß, wenn wir andern Katholiken es nicht der höchsten Weisheit verdankten, aus unserem Irrthum gerissen und in unserer Blindheit erleuchtet worden zu sein, wir den Dank für eine solche Wohlthat wohl niemals den Beweisgründen und Erfahrungen eines Tycho de Brahe zu



Digitized by Google

schulden gehabt hätten.“ Weiter weist er nach: daß die Kopernikanische Lehre, welche er als frommer Katholik für gänzlich unrichtig erachtet und vollständig leugnet, in vorzüglicher Uebereinstimmung mit den teleskopischen Entdeckungen stehe. Schließlich sagt er: „Die Kopernikanische Theorie ist durch die geistliche Autorität verdammt, die Ptolemäische unhaltbar, man muß daher nach einer neuen suchen.“ Während der Drucklegung des „Saggiatore“ starb Papst Gregor XV., der vor zwei Jahren dem 1621 gestorbenen Paul V. nachgefolgt war. An seiner Statt wurde Maffeo Barberini als Papst Urban VIII. eingesetzt — ein Mann von eiserner Energie und unbeugsamer Willenskraft, ein mächtiger Vertheidiger der Autorität der Kirche und zugleich ein Freund von Wissenschaft und Kunst. Seiner hervorragenden Eigenschaften war er sich wohl bewußt und in Folge dessen nicht frei von Eitelkeit. Widerspruch konnte er nicht vertragen.

Galilei, eingedenk des hohen Geistes Urban's VIII., dachte wieder an die Möglichkeit der Aufhebung des Verbots der von ihm vertheidigten Lehre. Sobald es die Umstände erlaubten, begab er sich nach Rom. Das Resultat seiner Reise entsprach jedoch nicht den gehegten Erwartungen.

In den sechs Audienzen, die Galilei bei Urban hatte, zeigte sich der Papst dem Gelehrten gegenüber äußerst wohlwollend, aber von der Kopernikanischen Lehre wollte er nichts hören, im Gegentheil, er sucht Galilei von der Unrichtigkeit derselben zu überzeugen.

Die Autorität der Kirche ging dem Papste über Alles, und nie hätte er der Wissenschaft zur Liebe dieser Autorität Eintrag geschehen lassen. Er erwog nicht, daß starres Festhalten an einem Fehler der Autorität in der Folge mehr schadet, als das Eingestehen desselben.

Galilei, der sah, daß Urban bei aller Gewogenheit gegen



Digitized by Google

seine Person nicht zu bewegen sei, das Verbot aufzuheben, verläßt Rom, nachdem er zwei Monate lang dort für die Wahrheit gekämpft hatte. Sobald die Erinnerungen an die Gunstbezeugungen Urban's VIII. gegen Galilei etwas verblaßt waren, tauchen die Gegner des florentinischen Astronomen wieder auf. Der angegriffene Gelehrte glaubt unter dem Schutze der Zuneigung des Papstes sich wieder freier bewegen zu dürfen und rechnet darauf, daß das Verbot der Kopernikanischen Lehre nicht so streng gehandhabt werden würde.

Mit Aufbietung der ganzen Kraft seines gewaltigen Geistes, mit Anwendung der ganzen Schärfe seines durchdringenden Verstandes, gestützt auf die Resultate seiner fast fünfzigjährigen Beobachtungen und Experimente geht Galilei daran, ein ausführliches Werk „Dialoge über die beiden wichtigsten Weltsysteme" auszuarbeiten. Mehrere Jahre sehen wir ihn mit dem Werk beschäftigt, von dem er hofft, daß es zur Freigebung der Lehre des Kopernikus beitragen werde.

Mit dem vollendeten Werk begiebt er sich nach Rom, woselbst er gleich am ersten Tage nach seiner Ankunft eine Audienz bei Urban VIII. hatte, der sich ihm sehr gewogen zeigte. Bereitwilligst ertheilt man ihm die Erlaubniß zur Drucklegung seines Werkes. Nur legte man ihm auf, daß Anfang und Schluß des Werkes nach einem Entwurf der Censurbehörde ausgearbeitet würden. Mit scheelem Auge sehen die Jesuiten die Erfolge Galilei's. Wir sehen sie rastlos bemüht, das Ansehn des großen Astronomen zu untergraben. Kaum war Galilei nach Florenz zurückgekehrt, als ihn die erschütternde Nachricht von dem unerwarteten Hinscheiden seines einflußreichen Gönners, des Fürsten Cesi, erreichte. Die Accademia dei Lincei, deren Gründer Cesi war, löste sich in Folge dessen auf, ihrer mächtigsten Stütze beraubt.

Auf jede Weise wird versucht, die Drucklegung der Dialoge



Digitized by Google

zu hintertreiben, so daß sich der Verfasser genöthigt sieht, das Werk nicht in Rom, sondern in Florenz drucken zu lassen. Nach vielem Drängen und unablässigem Bemühen erreichen es die Freunde Galilei's, unter denen der toskanische Gesandte Riccolini besonders hervorzuheben ist, daß die Druckerlaubniß für Florenz ertheilt wird. Immer noch fehlen Anfang und Schluß des Werkes. — Förmlich an den Haaren gezogen entschließt sich der päpstliche Bücher-Censor Riccardi, den Entwurf zu übersenden, nachdem 14 Monate seit Vorlegung des Werkes verstrichen waren. Endlich am 22. Februar 1632 überreicht Galilei das erste gedruckte Exemplar seines Werkes dem Großherzog Ferdinand II., dem es gewidmet war.

Die Dialoge finden allmählich Verbreitung in Italien und zwingen die Geister eine entscheidende Stellung dafür oder dagegen einzunehmen. Die wahren Freunde der Wissenschaft begrüßen das Werk mit Freude, während die Jesuiten mit Erbitterung wahrnehmen, daß ihnen der Vorrang auf wissenschaftlichem Gebiete streitig gemacht wird. Reformen auf diesem Gebiete erscheinen ihnen nicht minder gefährlich als solche auf religiösem Gebiete.

Galilei, der sich keiner Schuld bewußt war, hielt sich vor Verfolgungen vollkommen sicher, er freut sich der Erfolge seines Werkes und ahnt nicht, daß seine Widersacher ohne Unterlaß Ränke schmieden.

Zunächst greifen sie auf hinterlistige Weise die Eitelkeit des Papstes an, indem sie ihm vorspiegeln, daß unter der Person des Simplicius, der in den Dialogen das Ptolemäische System vertritt, niemand anderes als Urban VIII. selbst gemeint sei. Von da an tritt Urban auf die Seite der Gegner Galilei's. Nun wird es den Jesuiten nicht mehr schwer dem Papst die feste Meinung beizubringen, die Dialoge seien eine eminente Gefahr für die Kirche. Urban wird aufs Höchste



Digitized by Google

gereizt durch den Gedanken, Galilei habe die Censoren, sowie auch seine Heiligkeit selbst mit der Erlangung der Druckerlaubniß auf das Schnödeste überlistet. Das gekränkte Majestätsgefühl, die feste Absicht, die Interessen der Kirche und die Autorität der Bibel zu beschirmen, die Erbitterung über die angebliche Verschlagenheit Galilei's und der Unmuth, derselben zum Opfer gefallen zu sein, dies sind die Beweggründe, welche Urban VIII. zu dem verhängnißvollen Schritt drängten, den Inquisitionsprozeß gegen Galilei anzustrengen. Zunächst arbeitet die Inquisition im Stillen. Eine Spezial-Commission wird eingesetzt, deren Aufgabe es ist, eine Handhabe ausfindig zu machen, mittelst welcher der Inquisitionsprozeß mit einem Schein von Recht ins Werk gesetzt werden könnte. — Zu Mitgliedern dieser Kommission wählte man nur solche, die dem Verfasser der Dialoge nichts weniger als geneigt waren.

Bei Galilei macht das Gefühl der Freude über die Erfolge seines Werkes bald einer Bangigkeit Platz. Unheilschwangere Wolken ziehen sich zusammen und nehmen drohende Gestalt an, und der Gewittersturm ist bereit, über dem Haupte des Vorkämpfers für die Wissenschaft loszubrechen. Der erste Blitzstrahl traf sein Werk, die Dialoge; der Verleger Landini erhielt die Weisung, keine weiteren Exemplare zu verkaufen und den noch vorhandenen Vorrath abzuliefern. Alle Versuche Galilei's sich zu vertheidigen, führen zu nichts. Vergebens wendet er sich an seinen Fürsten. Umsonst bietet er sich an, er wolle auf jede Gnade verzichten, wenn er nicht im Stande sei, handgreiflich nachzuweisen, daß seine Gesinnung immer fromm und aufrichtig gewesen und es noch immer sei, daß alle Anschuldigung gegen ihn auf böswilliger Verleumdung ihm wohlbekannter, boshafter und neidischer Verfolger beruhte. Erfolglos bemüht sich der edle und aufopfernde Freund Galilei's, der toskanische Gesandte Niccolini, bei dem Papste, den



Digitized by Google

drohenden Prozeß aufzuhalten. Urban erwidert kalt: „In diesen Sachen des heiligen Offiziums thut man nichts anderes, als urtheilen und dann zum Widerruf vorladen."

Galilei war sich keiner Schuld bewußt, von einem gerechten Richter hatte er nichts zu fürchten. Er gab daher die Hoffnung nicht auf, die Netze seiner Feinde zu zerreißen.

Anders dachten seine Gegner. Diesen war es nicht um ein gerechtes Urtheil zu thun, sondern um die Zugrunderichtung eines Mannes der Wissenschaft, der mit dem Jesuitismus nicht Hand in Hand ging. Die Anklage wurde gestützt auf ein Aktenstück ohne Unterschrift, vom 26. Febr. 1616, welches niemals als rechtsgültiges Instrument hätte benutzt werden können. In diesem Schriftstück war gesagt, Galilei habe versprochen, die Kopernikanische Meinung ganz und gar aufzugeben und dieselbe weder in irgend einer Weise festzuhalten, noch zu lehren oder zu vertheidigen durch Wort oder Schrift.

Die neuen Forschungen von Wohlwill, Reusch und Gebler haben unwiderleglich dargethan, daß dieses Aktenstück nicht das Protokoll einer Verhandlung war. Dagegen scheint dasselbe ein Entwurf zu einer Verhandlung gewesen zu sein, der vielleicht mit der Absicht (abgefaßt und) aufbewahrt wurde, um in späteren Zeiten benutzt zu werden.

Wie ein Blitzstrahl trifft Galilei die Vorladung von dem Inquisitor von Florenz, der ihm eröffnet, er habe im Lauf desselben Monats in Rom vor dem General-Kommissär des heiligen Offiziums zu erscheinen. Der Eindruck, den dieser Befehl auf Galilei macht, ist ein so überwältigender, daß er sich willenlos fügt und bereitwilligst zu gehorchen verspricht.

Auf dieses Ereigniß, welches den ohnehin schon leidenden Gelehrten jählings überraschte, trat eine tiefe Niedergeschlagenheit bei demselben ein. Galilei hatte Gegner erwartet und war bereit ihnen Rede zu stehen, nicht aber, daß es seinen Feinden



Digitized by Google

gelingen würde, den Vorgesetzten die Meinung beizubringen, sein Werk sei des Lichtes nicht werth. Mit tiefem Kummer erfüllt ihn die Vorladung, ein Verfahren, das nach seiner Ansicht nur gegen schwere Missethäter angewandt wurde. Nie hätte er gedacht, daß die Früchte seiner vieljährigen Studien, die seinen Namen einen so guten Klang bei den Gelehrten der ganzen Welt verliehen, daß diese Früchte zur Anschuldigung seines guten Rufes benutzt werden würden.

„Dies kränkt mich so sehr", schreibt er in einem Briefe, „daß es mich die Zeit verwünschen macht, welche ich auf diese Studien verwandt, durch die ich strebte und hoffte, mich einigermaßen von der großen Heerstraße abzutrennen, auf welcher die Gelehrten gemeiniglich einherwandeln."

„Ich bereue nicht nur, der Welt einen Theil meiner Schriften übergeben zu haben, sondern verspüre Lust, die mir noch in Händen gebliebenen zu unterdrücken, indem ich sie den Flammen überliefere, so ganz das sehnsüchtige Verlangen meiner Feinde befriedigend, denen meine Gedanken gar so unbequem sind." Galilei bietet Alles auf, sich der übernommenen Verpflichtung, in Rom zu erscheinen, zu entziehen. Er schreibt in einem Briefe, den er dem toskanischen Gesandten Niccolini zur Beförderung an einen Cardinal übersendet:

„Wenn weder mein hohes Alter, noch meine vielen körperlichen Leiden, noch die tiefe Bekümmerniß, welche mich erfüllt, noch die Langwierigkeit einer Reise unter den gegenwärtig höchst ungünstigen Verhältnissen (die Pest war nämlich im Lande ausgebrochen) von diesem hohen und heiligen Tribunal als hinreichend erachtet werden, eine Dispensation oder mindestens einen Aufschub zu erhalten, so werde ich diese Reise antreten, den Gehorsam höher achtend als das Leben." Er erreicht nur eine Verschiebung des Termins. Nachdem aber die Frist verstrichen, sind alle Mittel, die Galilei anwendet, um einen weite-



Digitized by Google

ren Aufschub zu erlangen ohne Erfolg. Es ergeht der Befehl: Gefangen und in Eisen soll Galilei nach Rom gebracht werden, wenn er der Vorladung nicht ungesäumt nachkommt.

Damit es nicht zu diesen äußersten Maßregeln komme, ließ der Großherzog Ferdinand II. Galilei sagen, er nehme aufrichtigen Antheil und bedaure außer Stande zu sein, ihm die Reise zu ersparen, aber es sei endlich nothwendig, der oberen Behörde zu gehorchen.

Ferdinand stellt seinem ersten Mathematiker Sänfte und Führer zur Verfügung und wollte genehmigen, daß Galilei im Hause des Gesandten wohne. — War dies alles, was der Großherzog für den von ihm hochgeachteten Gelehrten thun konnte? Lag es nicht in seiner Macht den greisen Vertheidiger der Kopernikanischen Weltanschauung vor der Gewaltthat der Kurie zu schützen? — Wohl hätte er als Fürst die Macht besessen, wenn er als Mensch nur frei gewesen wäre. Allein Ferdinand war zu einem Knechte Roms erzogen, und auch als Mann noch blieb er Knecht von Rom.

Galilei tritt seine Reise an und erreicht Rom am 13. Februar 1633, nachdem er an der Grenze des Kirchenstaates eine 20 tägige Quarantäne überstanden hatte. Zunächst ereignet sich nichts von Bedeutung, so daß Galilei wieder einige Zuversicht und Hoffnung gewinnt, seine Angelegenheit werde einen günstigen Verlauf nehmen, und die Wahrheit den Sieg über die Lüge davontragen. Er gedenkt früherer Zeiten, da es ihm gelang, alle Lügengespinnste seiner Feinde zu zerstören. Ja, er freut sich sogar auf die Gelegenheit, mit unwiderleglicher Logik alle Behauptungen der Gegner vernichten zu können. — Wie ist er enttäuscht, als ihm Niccolini mittheilt, er habe vor dem heiligen Offizium zum Verhör zu erscheinen, und ihn dabei ermahnt, von jeder Vertheidigung abzustehen. — Wie beugt ihn der Rath, den ihm Niccolini als aufrichtiger



Digitized by Google

Freund ertheilt, der Rath: sich **dem** zu unterwerfen, was ihm zu glauben vorgeschrieben werde. Galilei war darauf gefaßt, einen Kampf mit Gründen gegen Gründe auszufechten, statt dessen hört er auf all' seine Vertheidigung die schauerlichen Worte: Der Ketzer wird verbrannt. Gebeugten Sinnes betritt er die Schwelle des Inquisitionspalastes. Gebrochen ist der hohe Geist des Bahnbrechers der Wissenschaft, als er die im Verhör gestellten Fragen beantwortet. Stets leitet ihn der Gedanke, durch Beipflichtung und Unterwerfung die Verhandlung möglichst abzukürzen.

Nach dem Verhöre muß Galilei im Palaste der Inquisition bleiben, woselbst ihm einige Zimmer eingeräumt waren. — Zum zweiten Mal sehen wir ihn vor seinen Richtern. Wir hören ihn traurige Bekenntnisse ablegen. Er erklärt sich bereit seinen Dialogen noch einen oder zwei Gesprächstage hinzuzufügen, die dazu dienen sollen, die Lehre des Kopernikus auf's Wirksamste zu widerlegen. „Der barmherzige Gott würde es ihm schon eingeben," fügt er hinzu.

Wie klein steht Galilei neben dem Philosophen und Mathematiker Giordano Bruno, der zu Anfang desselben Jahrhunderts festen Schrittes den Scheiterhaufen bestieg, und nicht vor der Gluth der Flammen zurückbebte, als es galt, für seine Ueberzeugung einzustehen!

Indessen naht unaufhaltsam die Stunde, welche den Urtheilsspruch hören sollte, der bestimmt war, den greisen Philosophen zu verderben und in ihm der Wissenschaft eine Schmach anzuthun, die mit Flammenschrift in dem Buche der Geschichte verzeichnet ist.

Um Galilei mit einem Schein von Recht verurtheilen zu können, mußte ihm nachgewiesen werden, daß er „nach der Entscheidung der Kongregation" an der Kopernikanischen Lehre **festgehalten** habe.

Es wurde daher beschlossen, Galilei unter Androhung der Tortur dem Examen der wahren Ueberzeugung zu unterwerfen und, falls er dabei bliebe, die Kopernikanische Gesinnung zu verleugnen, zu weiterem Verfahren in die Folterkammer abzuführen.

Am 22. Juni 1633 erscheint Galilei zum letzten Verhöre. Vergebens betheuert er, nach dem Verbot nicht mehr an der Kopernikanischen Lehre festgehalten zu haben. — Man schenkt seinen Bekenntnissen keinen Glauben und weist ihn darauf hin, daß aus seinen Werken hervorgehe, er habe auch nach dem Verbote an der verdammten Lehre noch festgehalten. Man droht ihm mit der Tortur, wenn er die Wahrheit nicht bekennen würde. Mit der Stimme der Verzweiflung ruft der geängstigte Greis aus: Ich halte nicht, noch habe ich diese Meinung festgehalten, nachdem mir befohlen war, sie aufzugeben. Die Henkersknechte der Inquisition stehen bereit. Auf einen Wink führen sie den unglücklichen Gelehrten in die Folterkammer — dort wird er gefesselt und entkleidet. Die Marterwerkzeuge sind bereit, ihre die Menschheit entwürdigende Bestimmung zu erfüllen. Kalt steht der Richter ihm gegenüber, starr und fühllos nach ertheilter Weisung handelnd. Nochmals fordert er Galilei auf, seine Ueberzeugung zu bekennen. Angesichts der Tortur gesteht Galilei zu, an der verdammten Lehre festgehalten zu haben. Jetzt war das heilige Offizium im Besitze des Rechtsgrundes, der zur Verurtheilung führen sollte.

Nach den Grundsätzen der römischen Kirche hätte Galilei nie als Ketzer verurtheilt werden können, denn der Beschluß der Congregation vom Jahre 1616 in Bezug auf das Kopernikanische System war kein unfehlbarer im kirchlichen Sinne. Das heilige Offizium überschritt daher seine Competenz weit, indem es Galilei als Ketzer verurtheilte.

Am folgenden Tage wird Galilei in die Kirche des Do-



Digitized by Google

minikanerklosters Sopra la Minerva geführt. Im Chor der Kirche sind die hochwürdigen Herren versammelt, die Zeugen sein sollen der Demüthigung der Wissenschaft. Wie manches höhnische Gesicht mag aus ihrer Mitte auf den gebrochenen Greis geblickt haben, als er eintrat. „Seht, das ist der Mann, der es wagte, den Patres der Gesellschaft Jesu entgegen zu treten. Wehe dem, der sich mit ihnen verfeindet!" Auf den Fußspitzen erheben sich die hintenstehenden und gaffen.

Was helfen dir deine Beweisgründe, o Galilei, was nützt die Schärfe deines Verstandes gegen die Macht des Ordens, der Mittel weiß, dich zu verderben! Das Urtheil wird verlesen: „Du Galileo Galilei hast dich diesem heiligen Offizium der Häresie (Ketzerei) sehr verdächtig gemacht d. h. du hast Lehren geglaubt und festgehalten, welche der heiligen Schrift widersprechen. — In Folge dessen bist du in alle Zensuren und Strafen verfallen, welche durch die heiligen Canones und andere Constitutiones gegen derartig Fehlende bestimmt und über sie verhängt sind."

„Von diesen allen wollen wir dich freisprechen, sobald du mit aufrichtigem Herzen und nicht erheucheltem Glauben abschwörst, verfluchst und verwünschest die genannten Irrthümer und Ketzereien und jeden andern Irrthum, welcher der katholischen apostolischen Kirche zuwiderläuft, nach der Formel, wie sie dir von uns wird vorgelegt werden."

„Damit aber dieser dein schwerer und verderblicher Irrthum nicht ganz ungestraft bleibe und du in Zukunft vorsichtiger verfahrest, auch Anderen zum Beispiel dienest, so bestimmen wir, daß das Buch: „Dialoge über die beiden wichtigsten Weltsysteme" durch eine öffentliche Verordnung verboten sei. — Dich aber verurtheilen wir zum förmlichen Kerker bei diesem heiligen Offizium für eine nach unserem Ermessen zu bestimmende Zeit."

Nach Anhörung dieses Richterspruchs mußte Galilei demüthig



Digitized by Google

knieend vor der ganzen Versammlung eine entwürdigende Abschwörung sprechen. Er muß die Worte sagen: „So bin ich demnach als der Häresie schwer verdächtig erachtet worden, d. h. festgehalten und geglaubt zu haben, daß die Sonne das Centrum der Welt und unbeweglich, und daß die Erde nicht Centrum der Welt sei und sich bewege."

„Da ich nun Euren Eminenzen und jedem katholischen Christen diesen Verdacht benehmen möchte, so schwöre ich ab, verwünsche und verfluche ich die genannten Irrthümer und Ketzereien."

„Auch schwöre ich, fürderhin weder mündlich noch schriftlich etwas zu sagen oder zu behaupten, wegen dessen ein ähnlicher Verdacht gegen mich entstehen könnte, sondern, wenn ich einen Ketzer oder der Ketzerei Verdächtigen antreffen sollte, werde ich ihn diesem heiligen Offizium anzeigen."

Mit zitternder Hand setzt der Verurtheilte unter das Abschwörungsdokument die Worte:

„Ich Galileo Galilei habe wie oben mit eigener Hand abgeschworen."

Erhebt sich der Tiefgebeugte nicht, richtet er sich nicht auf mit unnahbarer Majestät und schleudert in die Versammlung die Worte: „E pur' si muove?" Nein, er bleibt stumm, ein gebrochener Mann, tiefes Weh im Herzen. Es scheint ihm, als habe er umsonst gelebt, als sei sein Leben voller Mühe und Arbeit vergeblich gewesen. Wir aber vernehmen die Worte: „Und sie bewegt sich doch."

Die Wissenschaft ruft sie laut und immer lauter. — Ihre Jünger verkünden sie an allen Orten. Die Erde spottet der Menschlein, die beschließen wollen, daß sie sich nicht bewegt. — Sie durchläuft ihre Bahn nach ewigem Gesetz und geht ihren Weg wie vor Alters. Die Sonne sendet ihre Strahlen den Planeten, die sie umkreisen. Ihr Licht gehet aus in den un-



Digitized by Google

endlichen Raum. Andere Sonnen des Weltalls erscheinen als glänzende Sterne und senden auch der Erde den Lichtgruß zu, unendliche Räume durchmessend.

Wie klein erscheint der Mensch im unermeßlichen Weltall, wie kurz die Spanne der Zeit, die wir ein Menschenleben nennen!

Galilei war nicht mehr weit von dem Ende seines Lebensweges entfernt und dennoch stand ihm noch viel Betrübniß bevor. Der Papst sprach zwar Gnade über ihn aus, er sollte nicht in den Kerker kommen, zu dem er verurtheilt war; aber die Freiheit nach der er sich so sehr sehnte, wurde ihm nicht mehr zu Theil, so lange er noch unter den Lebenden weilte.

Am Abend des 24. Juni holte Niccolini seinen unglücklichen Freund ab und bringt ihn nach der Villa des Großherzogs von Toskana, wohin er vorläufig verbannt war. Niccolini will dem Schwergekränkten Trost zusprechen, aber umsonst. — Schweigend verschließt Galilei den tiefen Kummer in sein Inneres.

Er sehnt sich fort, weit hinweg von dem Orte, wo er so viel erduldet, wo er so viel erlitten. Es wird ihm gewährt, im Hause des Erzbischofs Ascanio Piccolomini von Siena als Verbannter zu verweilen. Später wird ihm gestattet, eine Villa bei Arcetri in der Nähe von Florenz als Verbannungsort zu bewohnen.

Jetzt regt es sich wieder unter den Aristotelikern. — In zahllosen Schriften und Schriftchen greifen sie die großen Todten Kopernicus und Kepler an, und fallen über den zum Schweigen verurtheilten Galilei her. Ein drastisches Beispiel ist eine dem Cardinal Barberini gewidmete Schrift des Scipione Chiaramonti; darin finden sich folgende Sätze aufgestellt:

„Die Thiere, welche sich bewegen, haben Glieder und Muskeln. — Die Erde hat keine Glieder und Muskeln, also bewegt sie sich nicht. Engel sind es, welche Saturn, Jupiter,



Digitized by Google

die Sonne u. s. w. in Umlauf bringen. Wenn die Erde kreist, so muß sie also in ihrem Mittelpunkte einen Engel haben, der sie in Bewegung versetzt, aber dort wohnen nur Teufel und es wäre demnach ein Teufel, welcher der Erde ihre Bewegung verleihen würde."

Galilei mußte zu allem schweigen, aber es fanden sich muthige Männer, welche nicht nur derartige Albernheiten gebührendermaßen zurückwiesen, sondern auch auf der Bahn der neuen Weltanschauung rüstig fortschritten. In seinem Exil sucht Galilei Trost in der Wissenschaft. Mit fast jugendlichem Eifer arbeitet der siebzigjährige Mann an seinem großartigen Werk über „die Lehre von der Bewegung der Körper und von dem Zusammenhang ihrer Theile."

Besonders glücklich fühlt er sich in der Gesellschaft seiner beiden Töchter Livia und Polissenna, die als Nonnen in einem benachbarten Kloster lebten. Polissenna oder Maria Celeste, wie sie nach ihrem Klosternamen hieß, war in tiefe Melancholie verfallen, während ihr Vater in Rom weilte. Die andauernde Besorgniß und Angst um das bedrohte Leben ihres Vaters, hatten ihre Gesundheit so untergraben, daß ihre Tage gezählt schienen. Nur ein Jahr lang war es ihr noch vergönnt, den geliebten Vater zu sehen; erst 33 Jahre alt, erlag sie einer rasch verlaufenden Abzehrung. — Als der bekümmerte Vater von dem Sterbebette seiner Tochter in seine Wohnung zurückkehrte, findet er dort den Abgesandten der Inquisition, der ihm den Befehl mittheilt, künftighin davon abzustehen, um die Erlaubniß zu einer Rückkehr nach Florenz nachsuchen zu lassen, sonst werde man ihn nach Rom zurückbringen und zwar in den wirklichen Kerker des heiligen Offiziums.

Galilei schreibt über diesen Vorfall an seinen Freund, den berühmten Rechtsgelehrten Diodati in Paris:

„. . Aus diesen und anderen Vorfällen, welche hier zu be-



Digitized by Google

richten zu weit führen möchte, ersieht man, daß die Wuth meiner so mächtigen Verfolger fortwährend noch zunimmt. Dieselben haben endlich von selbst sich mir offenbaren wollen, indem, als vor etwa zwei Monaten ein mir theurer Freund in Rom mit dem Pater Christof Griemberger, Mathematiker am dortigen Collegium, über meine Angelegenheit zu sprechen kam, dieser Jesuit meinem Freunde genau folgende Worte sagte: „„Wenn sich Galilei die Gewogenheit der Väter dieses Collegiums zu erhalten gewußt hätte, so würde er ruhmvoll vor der Welt dastehen; er wäre von all' seinem Unglück verschont geblieben und hätte ganz nach seinem Belieben über jegliche Dinge schreiben können, selbst über die Bewegung der Erde."" Daraus ersehet ihr, sehr verehrter Herr, daß es nicht diese oder jene Meinung ist, welche mir all diese Widerwärtigkeiten bereitet hat und noch bereitet, — sondern die Ungnade der Jesuiten."

Vergebens wandten sich gelehrte und angesehene Männer aus eigenen Antriebe an Mitglieder des heiligen Offiziums, um für Galilei Befreiung zu erwirken. Der Gefangene von Arcetri, der davon hörte, schreibt an einen derselben: „Ich erhoffe mir, wie gesagt, keinerlei Erleichterung und zwar, weil ich keine Vergehen begangen habe. Ich dürfte erwarten, Verzeihung und Begnadigung zu erlangen, wenn ich gefehlt hätte, denn Fehler sind es, welche den Fürsten zur Ausübung von Gnade und Milde Anlaß geben können, während es sich gegenüber einem unschuldig Verurtheilten geziemt, die ganze Strenge aufrecht zu erhalten, um zu zeigen, daß man dem Rechte gemäß vorgegangen sei."

Im Jahre 1636 vollendete Galilei sein unsterbliches Werk „Untersuchungen und mathematische Beweise über zwei neue zur Mechanik und zur Lehre der Bewegung gehörigen Wissenschaften", welches unter dem abgekürzten Namen „Dialoge



Digitized by Google

über die neuen Wissenschaften" bekannt ist. Dasselbe wurde 1638 bei den Elzevieren in Leyden gedruckt.

Wenn auch der Körper der Macht des Alters unterliegt, so läßt doch der rastlose Geist des großen Forschers nicht ab, die Geheimnisse der Natur zu entschleiern. Noch als 73jähriger Greis entdeckt er die Schwankung der Mondkugel. Aber die Augen, die so tief in das Weltall geblickt, werden matt und leidend. Noch in demselben Jahre, in dem er seine letzte astronomische Entdeckung gemacht, erblindet er erst auf dem einen und nicht lange nachher auch auf dem andern Auge. Er theilt dies traurige Ereigniß seinem Freunde Diodati mit, indem er schreibt: „... aber ach, verehrter Herr, Galilei, euer Freund und ergebener Diener, ist seit einem Monat völlig und unheilbar blind, so zwar, daß dieser Himmel, diese Erde, dieses Weltall, welche ich mit meinen merkwürdigen Beobachtungen und klaren Darlegungen hundert, ja tausendfach über die von den Gelehrten aller früheren Jahrhunderte angenommenen Grenzen erweitert habe, nun für mich auf einen so engen Raum zusammen geschrumpft sind, daß derselbe nicht über jenen hinausreicht, den mein Körper einnimmt ..."

Die Kraft seines Geistes ist noch ungeschwächt. Sobald es ihm seine körperlichen Leiden gestatten, sehen wir ihn mit wissenschaftlicher Betrachtung beschäftigt, umgeben von seinem Sohne Vincenzio und seinem Schüler Viviani, welche bemüht sind, die Resultate seiner Spekulationen für die Nachwelt aufzuzeichnen.

Galilei fühlt sein Ende herannahen. Noch vieles bewegt ihn, was er der Menschheit mittheilen möchte. Er läßt seinen talentvollen Schüler Toricelli an sein Krankenlager kommen, mit dem er fortwährend in wissenschaftliche Gespräche vertieft ist. Nur noch drei Monate lang konnte Toricelli mit seinem unvergleichlichen Lehrer verkehren. — Am

8. Januar 1642 schlug die Stunde, in der Galilei aus dem Kreise der Lebenden schied.

Kaum war er zur Ruhe eingegangen, als sich Stimmen erhoben, die ausriefen: „Der Ketzer verdient kein christliches Begräbniß." Die Schüler und Freunde des großen Todten wollten ihm ein prächtiges Grabdenkmal an dem Begräbnißort der Familie der Galilei in der Kirche St. Croce setzen. Aber von Rom aus wurde dies vereitelt. Der schwache Fürst Ferdinand II. ließ es geschehen, daß man Galilei in einer abgelegenen Seitenkapelle beisetzte.

War man in Rom wirklich der Ansicht, daß man das Gedächtniß Galilei's austilgen könnte, wenn man seinen sterblichen Ueberresten die gebührende Ehre versagte? — Der große Astronom bedurfte keiner Denkmäler von Stein. Mit unauslöschlicher Schrift hatte der Schöpfer der neueren Physik seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet und als Dulder, wenn auch nicht als Märtyrer, für die Wissenschaft wird er stets ein Mahner für alle sein, welche Gewalt haben. Als einen Helden, der sein Leben einsetzt für die Vertheidigung seiner Ueberzeugung, können wir ihn aber nicht bewundern, so hoch wir seine Verdienste um die Wissenschaft auch schätzen. Doch war es nicht die Furcht vor den Machtmitteln des Inquisitionsgerichts allein, welche ihn bewog, sich demüthig zu fügen; auch sein Glaube an die göttliche Autorität der kirchlichen Behörden trug viel dazu bei, ihn wankend zu machen. Wäre Galilei standhaft geblieben, so hätte sein Leben vielleicht auf dem Scheiterhaufen ein vorzeitiges Ende gefunden, oder er wäre doch sicherlich in den Kerkern der Inquisition bald zu Grunde gegangen. Sein Mangel an Standhaftigkeit hatte aber für die Wissenschaft Folgen von unschätzbarer Bedeutung; denn das wichtigste seiner Werke, die Dialoge über die neuen Wissenschaften, welches die Grundlage der neueren Physik bildet, hat



Digitized by Google

er erst nach seiner Abschwörung geschrieben. Während Galilei's Leistungen auf dem Gebiete der Astronomie weit hinter denjenigen seines großen Zeitgenossen Kepler zurückstehen, wird er diesem zum mindesten ebenbürtig, indem er die Pforten der neuen Wissenschaften aufschließt, welche vor ihm der Menschheit verschlossen waren.

Fast hundert Jahre ruhten die Gebeine des großen Florentiners in dem unscheinbaren Grabe, ehe man es wagte, sie ihrer bescheidenen Ruhestätte zu entreißen und in dem Mausoleum zu versenken, das Viviani seinem unvergeßlichen Lehrer gestiftet hatte.

Von der Ruhestätte des Todten singt Byron:

Staub liegt in Santa Croce's Heiligthum,
Der es noch heil'ger macht — —
    Seine Ruhstatt nahm
Alfieri dort und Angelo's Gebein
Und Galilei's sternenheller Gram
Dort kehrte Machiavell zum Staub, von dem er kam.

In dem Jahre, das Galilei scheiden sah, erblickte Isaak Newton das Licht der Welt. Er war es, der das von Galilei begonnene Werk zur Vollendung führen sollte. — Ihm war es vorbehalten, alle Erscheinungen, die Galilei im einzelnen beobachtet und erklärt hatte, auf ein einziges Gesetz zurückzuführen, auf das Gesetz der allgemeinen Gravitation, dem die Bewegungen der Gestirne, wie auch die Bewegung des vom Winde fortgeführten Staubkorns unterworfen sind.

Die ganze civilisirte Welt schließt sich der Kopernikanischen Meinung an, und noch immer stehen Galilei's Dialoge auf dem Index der verbotenen Bücher. Noch im Jahre 1819 sehen wir das genannte Werk verdammt, damit eine derartige Meinung nicht zum Schaden der katholischen Wahrheit weiter um sich greife. Erst 1822 wird beschlossen, daß die Drucklegung und



Digitized by Google

Veröffentlichung von Werken, welche über die Bewegung der Erde und das Stillstehen der Sonne nach der gemeinsamen Meinung der modernen Astronomen handeln, in Rom zu gestatten sei. Aber noch bis zum Jahre 1835 dauerte es, bis Galilei's Werk aus dem Index der verbotenen Bücher verschwunden war.

So lange hat der Kampf um die Freiheit der Wissenschaft gewährt. Mancher wackere Streiter unterlag in der Hitze des Gefechts, doch Andere traten in die gelichteten Reihen, die unaufhaltsam vorwärts stürmten, begeistert durch den Schlachtruf:

„Die Wahrheit siegt."

## Literatur.

Gebler, Karl v., Galileo Galilei und die römische Kurie. Stuttg. 1876.
— —, Die Akten des Galilei'schen Prozesses. Stuttg. 1877.
Nelli, Gio. Batista Clemente de, Vita e commercio letterario di Galileo Galilei, Losanna 1793.
Wohlwill, Dr. Emil, Publikationen über Galilei in der Zeitschrift für Mathematik u. Physik.



Druck von Gebr. Unger in Berlin SW., Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

Von dem neuen XIV. Jahrgange (1885) von:

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. v. Kluckhohn, Redacteur A. Lammers,
Prof. Dr. J. B. Meyer und Prof. Dr. Paul Schmidt

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

**(Heft 209—224 umfassend, im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**

sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.
„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Thun** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch Scheljäbow).
**v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
**Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
**Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
**Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek. F.**, Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Ziewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.

---

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung“ ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen“ das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jeden die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen rc. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen

Digitized by Google

großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge: und erforderlichen Falls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die früheren Serien I—XIX (Jahrgang 1866—1884, Heft 1—456 umfassend), sind nach wie vor zum Subscriptionspreis Serie I à 13,50 Mark broch., 15,50 Mark eleg. in Halbfranzband gebunden; Serie II—XIX à 12 Mark broch., à 14 Mark eleg. in Halbfranzband gebunden durch jede Buchhandlung zu beziehen. Von den früheren Serien I—XVIII sind je 6 Hefte für 3 Mark nach folgendem Modus zu beziehen:

**Serie I.**: Heft: 1—6; 7—12; 13—18 (4 M. 50 Pf.); 19—24. — **Serie II.**: Heft 25—30; 31—36; 37—42; 43—48. — **Serie III.**: Heft 49—54; 55—60; 61—66; 67—72. — **Serie IV.**: Heft 73—78; 79—84; 85—90; 91—96. — **Serie V.**: Heft 97—102; 103—108; 109—114; 115—120. — **Serie VI.**: Heft 121—126; 127—132; 133—138; 139—144. — **Serie VII.**: Heft 145—150; 151—156; 157—162; 163—168. — **Serie VIII.**: Heft 169—174; 175—180; 181—186; 187—192. — **Serie IX.**: Heft 193—198; 199—204; 205—210; 211—216. — **Serie X.**: Heft 217—222; 223—228; 229—234; 235—240. — **Serie XI.**: Heft 241—246; 247—252; 253—258; 259—264. — **Serie XII.**: Heft 265—270; 271—276; 277—282; 283—288. — **Serie XIII.**: Heft 289—294; 295—306 (6 Mark); 307—312. — **Serie XIV.**: Heft 313—318; 319—330 (6 Mark); 331—336. — **Serie XV.**: Heft 337—342; 343—348; 349—354; 355—360. — **Serie XVI.**: Heft 361—372 (6 Mark); 373—378; 379—384. — **Serie XVII.**: Heft 385—390; 391—396; 397—402; 403—408. — **Serie XVIII.**: Heft 409—414; 415—420; 421—426; 427—432.

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form und in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik &c. &c. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Die Jahrgänge I—XIII, Heft 1—208 umfassend, sind complet broch. à 12 Mark eleg. geb. in Halbfranzband à 14 Mark nach wie vor käuflich. Von den früheren Jahrgängen I—XII können je vier Hefte auf einmal nach folgendem Modus für 3 Mark bezogen werden:

**Jahrgang I.**: Heft 1—4; 5—8; 9—12; 13—16. — **Jahrgang II.**: Heft 17—20; 21—24; 25—28; 29—32. — **Jahrgang III.**: Heft 33—36; 37—40; 41—44; 45—48. — **Jahrgang IV.**: Heft 49—52; 53—56; 57—60; 61—64. — **Jahrgang V.**: Heft 65—68; 69—72; 73—76; 77—80. — **Jahrgang VI.**: Heft 81—84; 85—88; 89—92; 93—96. — **Jahrgang VII.**: Heft 97—104 (6 Mark); 105—108; 109—112. — **Jahrgang VIII**: Heft 113—116; 117—120; 121—128 (6 Mark). — **Jahrgang IX.**: Heft 129—132; 133—140; (6 Mark) 141—144. — **Jahrgang X.**: Heft 145—148; 149—152; 153—156; 157—160. — **Jahrgang XI.**: Heft 161—164; 165—168; 169—172; 173—176. — **Jahrgang XII.**: Heft 177—180; 181—184; 185—188; 189—192.

Prospekte, enthaltend **zwei Verzeichnisse** der bisher erschienenen Hefte der **Sammlung** und **Zeitfragen,** welche auch apart zu den beigesetzten Preisen käuflich sind, und zwar

**1) Nach Serien und Jahrgängen geordnet,**
**2) Nach den Wissenschaften geordnet,**

(es wird bei den sub 2 verzeichneten Heften, bei welchen die vollständigen Titel angegeben sind, auf die innerhalb der einzelnen Materien gewährten günstigen Bezugsbedingungen aufmerksam gemacht) sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

☛ Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. ☚

**Abonnement bei jeder Buchhandlung.**

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 459.

# Die Nialssaga ein Epos

und

## das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.

Von

**Dr. Wilhelm Goetz.**

**Berlin SW., 1885.**
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das **Programm** der neuen **XX. Serie** (1885) der **Sammlung**, sowie das des neuen **XIV. Jahrganges** (1885) der **Zeit-Fragen**. **Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen“ und nach „Wissenschaften“ geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.**

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die
**Goldene Medaille**
zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
## wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff.**

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)**

sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.

„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.

„ 459. **Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.

„ 460. **Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
**Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrichs d. Großen zur Humanität im Kriege.
**Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.
**Zscheck** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
**Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.
**Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.
**Freusberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Rösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Gerland** (Kassel), Thermometer.
**Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.
**Dondorff** (Berlin), Kaiser Otto III.


Digitized by Google

3.

Die

# Nialssaga ein Epos

und

## das germanische Heidenthum

in seinen Ausklängen im Norden.

Vortrag

von

**Wilhelm Goetz,**
Dr. phil.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Eine der interessantesten isländischen Sagas, ja die Königin derselben ist die Nialssaga, die in Dänemark nach der Wiedergabe von Lefolii zum Volksbuche geworden ist und die uns in der deutschen Uebersetzung von J. Claussen[1]) vorliegt. Die rasch, „ohne Schnörkel und Nebenbauten,“ vorwärts schreitende Erzählung knüpft vielfach an bekannte Geschehnisse und Personen der nordischen Geschichte an. Wer sie aber niedergeschrieben und ihr ihre jetzige prosaische Gestalt gegeben hat, davon wissen wir ebenso wenig wie von den Gestaltern der übrigen altnordischen Sagen, welche uns überkommen sind; sie scheint zu der gleichen Zeit ihre letzte Fassung erhalten zu haben wie die mittelhochdeutschen Epen, das „Nibelungenlied“ und die „Gudrun.“

Mit letzterer Dichtung, in deren Mittelpunkt der deutsche Volksstamm der Friesen steht und die uns in das Harlingerland im Norden von Ostfriesland führt, hat die Nialssaga vorzugsweise einen Berührungspunkt, indem auch sie der Epoche der Normannenzüge angehört, jenem jüngsten Akte der Völkerwanderung, welcher wie eine Springfluth gegen die Küsten von Europa schlug, heerend die südlichen wie die nördlichen Lande.

Wie nun die Hauptbegebenheiten unserer Saga auf historischer Wahrheit beruhen, so kann auch kein Zweifel darüber walten, daß das ganze Bild, welches sie uns von der Denk- und Lebensweise der altisländischen Gesellschaft übermittelt, der



Digitized by Google

Wirklichkeit voll entspricht. Der Culturhistoriker findet eine Fülle von merkwürdigen Sitten und Gebräuchen; der Rechtsforscher insonderheit fühlt sich angezogen durch die Darstellung der rechtlichen Verhältnisse überhaupt sowie besonders der eigenartigen Ting-Gebräuche. Gewiß ist die Nialssaga eine der wichtigeren Urkunden für die germanische Rechtsgeschichte, da sie Zeugniß davon ablegt, wie sich in der ersten Hälfte des Mittelalters das Recht bei den germanischen Stämmen des Nordens und speciell auf Island entwickelt hat.

Die Helden, welche uns das Lebensbild vor Augen führt, gehörigen zu dem mächtigen Herrenstande des Nordens, den Bauern (Bonden), hinter welchen die große Menge der abhängigen Leute, Hintersassen oder Pächter und Sklaven[2]), stand und bei denen auch freie Männer, schuldige und unschuldige, Schutz und Unterkunft fanden.

Für die Freisassen war Freiheit und Selbstständigkeit des Lebens köstlichstes Gut; Ehre, Ruhm und Ansehen dessen höchstes Ziel. Und schon aus „Hawa-mal,“ einer uralten isländischen Sammlung poetischer Sprüche, welche man Odin selbst zuschrieb, erkennen wir die Werthschätzung des großen Namens:

„Vieh stirbt hin,
Deine Verwandten sterben,
Stirbst auch selbst;
Aber Ruhm stirbt nimmer,
Erwarbst du edlen.
Vieh stirbt hin,
Deine Verwandten sterben,
Stirbst auch selbst;
Eines weiß ich, das nimmer stirbt:
Das Nachloos des Todten.“

Hand in Hand mit dieser Auffassung ging die Hochschätzung von Geld und Gut; dieses war das gewaltige Mittel, welches



Digitized by Google

den isländischen Großen es möglich machte, sowohl Männer genug zu unterhalten, um ihre hervorragende Stellung zu behaupten, als auch sich überhaupt mit dem Glanze zu umgeben, den diese benöthigte. Den Reichen zierte die Tugend der Freigebigkeit, „die Milde," von der Konrad von Würzburg, den echt germanischen Zug achtend, so schön singt:

„Milde ist, merkt alle das,
Hoher Ehren Spiegelglas:
Mild' ist höchste Tugend auf der Erden."

Die ureigentliche Quelle des Ansehens und der Ehre blieb immerhin den Männern Muth und Kühnheit, reckenhafte Kraft und Gewandtheit im blutigen Waffenspiel. Diese Eigenschaften halfen ihnen, Gut und Ruhm zu gewinnen auf ihren Wikingerzügen bis nach Garderige (Gardaland = Rußland); sie ermöglichten es, jeden Schädiger ihrer Ehre zu züchtigen und den Widersacher zu schrecken durch die Forderung zum Holmgang, einem Zweikampfe auf einer kleinen Insel (Holm), welche keine Ausflucht bot. Als solche war vor allen Samsö bei den Nordmännern beliebt, an der Stelle, wo der große und der kleine Belt zusammentreffen.

Und in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge" *) wird uns von einem Holmgang erzählt, der wirklich bedeutend ist und uns an eine Unsitte erinnert, welche unserer Zeit noch anhaftet:

— — „Hermund hielt den Schild vor Gunnlaug, seinen Bruder, und Sverting, der Sohn Hafr-Björns, vor Hrafn. Man hatte ausgemacht, daß der, welcher verwundet würde, sein Leben mit drei Mark erkaufen sollte. Hrafn hatte den ersten Schlag, weil er gefordert worden war; er hieb von oben in Gunnlaugs Schild, so daß das Schwert sofort unterhalb des Griffes entzwei sprang, da der Schlag mit aller Wucht gefallen



Digitized by Google

war. Die Spitze des Schwertes jedoch prallte von dem Schilde ab und traf Gunnlaug an die eine Backe, so daß er eine ganz leichte Verwundung davon trug. Da eilten die Väter beider sogleich hinzu und viele andere Männer. Gunnlaug sprach: Ich erkläre hiermit Hrafn für besiegt, da er keine Waffe mehr hat! Aber ich erkläre, daß du besiegt bist, entgegnete Hrafn, da du verwundet bist! Da wurde Gunnlaug sehr wild und zornig und sagte, die Sache sei noch nicht abgemacht. Sein Vater Illugi aber erklärte, für diesmal solle in dieser Sache nichts mehr geschehen. Das wäre mein Wunsch, versetzte Gunnlaug, daß ich mich mit Hrafn ein anderes Mal träfe, wo du, Vater, nicht so nahe bei der Hand wärest, um uns zu trennen! Damit gingen sie auseinander, und die Männer zerstreuten sich in ihre Zelte. Am anderen Tage in der gesetzgebenden Versammlung wurde das zum Gesetz erhoben, daß von da an aller Zweikampf abgeschafft sein sollte, und zwar geschah das nach dem Vorschlage aller verständigen Männer, die dabei anwesend waren; und in der That waren die weisesten Männer des ganzen Landes da versammelt. Das ist der letzte Zweikampf, der auf Island stattgefunden hat, als Hrafn und Gunnlaug zusammen kämpften." —

Das geschah im Sommer 1006[4]).

Gold oder Goldeswerth, durch Gewalt oder List errungen, bringt aber wie den Nibelungen so auch den Helden der Nialssaga in Wahrheit lauter Unheil; ein Erbgut und ein Goldring geben den ersten Anstoß zu den rasch sich folgenden Verwickelungen:

„Hier ist ein Goldring, den ich dir geben will!" sagte Gunhilde, die norwegische Königsmutter, und streifte denselben auf Ruts, des starken Isländers, Arm. Darauf schlang sie ihre Arme um seinen Hals, küßte ihn und sprach: „Habe ich



Digitized by Google

dich so in meiner Gewalt, wie ich es glaube, so lege ich dir hiermit das Geschick auf, daß du kein Glück findest an der Seite des Weibes, an welches du denkst."

Leiteten doch vom Golde, dem so leidenschaftlich geliebten, die Germanen den Ursprung des Bösen her! In der Zeit der Unschuld und Liebe war fremd die Gier des Goldes. Und es ist eine uralt germanische Anschauung, die der große Tragiker seinem Romeo in den Mund legt, da dieser bei dem Apotheker in Mantua Gift kauft:

„Hier ist dein Gold, ein schlimmeres Gift für Seelen,
Das in der argen Welt mehr Mord verübt,
Als alle deine schwerverpönten Tränke.
Du kaufteſt Gift von mir, ich nicht von dir."

Die auri sacra fames!

Goldringe („das rothe Schlangengold," d. h. das Gold, welches in Gestalt von Spangen am Arm getragen wurde, „die Höhen des Armfeuers," d. h. die gewundenen, ciselirten Goldspangen) sind von sonderlicher Bedeutung auch in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge," in der „Sage von Fridthjofr dem Verwegenen" [5]), in der „Hovard Isfjordings-Sage" [6]).

Unter den Helden unserer Saga erscheint im Vordergrunde Gunnar. „Er war von hohem Wuchs, stark und tüchtig im Waffenhandwerk wie kein anderer, sowohl im Schwert- wie im Speerkampf, besonders aber im Gebrauch des Bogens; denn er verfehlte niemals das erwählte Ziel. Außerdem zeichnete er sich vor allen in Leibesübungen aus, er schwamm wie ein Seehund; kurz, in keiner Art von Uebungen, welche dem Manne geziemten, konnte sich jemand mit ihm zu messen wagen, und keinen sah man als ihm ebenbürtig an. Er hatte ein freundliches und angenehmes Aeußere, war blond, hatte helle blaue Augen und eine gerade, etwas aufgeworfene Nase, und sein



Digitized by Google

Haar fiel schwer und voll über die Schultern und hatte eine schöne Farbe. Auch war er von feinen und einnehmenden Sitten, schnell zur That, mildthätig, sanftmüthig und von ruhiger Sinnesart, treu gegen seine Freunde, aber eigen in ihrer Wahl. Dazu war er an Gütern reich gesegnet."

Wir wiederholen: Unter den Helden unserer Saga erscheint im Vordergrunde Gunnar; denn die vollendetsten Heldensagen feiern nicht einen Helden und seine Thaten ausschließlich, sondern sie stellen uns eine Welt voll Helden und Heldenthum vor Augen, so, daß es in diesen Epen erster Ordnung nicht gestattet ist, nach einer Hauptperson zu fragen.

Nial ist gleichfalls ein hoch angesehener Mann. Das wird er durch seine Klugheit; denn diese ist ebenso unentbehrlich wie die Kraft für den, welcher seine Selbstständigkeit bewahren will; ohne sie kann niemand sich eine bedeutende Stellung sichern in einer Gemeinschaft, in welcher alle gleich hoch stehen und gleiche Macht besitzen.

Die Klugheit ist die Quelle der Sittenlehre bei den heidnischen Bewohnern des Nordens („Hawa-mal"); sie macht es ihnen zur heiligen Pflicht, Wort und Eid getreu zu halten und dem Gesetze des Landes und dem Spruche des Gerichtes zu gehorchen.

Da Gunnar sich einer Gesetzesverletzung schuldig macht, muß er fallen. Und er verletzte das Gesetz gegen Nials Rath. Gunnar und Nial ritten mit einander, und dieser sprach: „Halte jetzt den Vergleich mit deinen Feinden, mein Freund; du hast zwei Männer aus demselben Geschlechte erschlagen; erinnere dich, wenn du diesen Vergleich brichst, wird es dein Tod sein. Fährst du aber fort — er sollte außer Landes gehen und drei Winter hindurch fortbleiben —, dann wird dir diese Fahrt ins Ausland mehr Ehre eintragen als vordem deine Vikingerfahrt



Digitized by Google

ins Ostland [7]), wie sehr du auch durch sie an Ehre gewannst. Kehrst du zurück, dann wird dein Ruhm und dein Ansehen so groß sein, daß kein Mann es wagt, dich auf den Fuß zu treten, und du wirst ein hohes Alter erreichen." Gunnar erklärte, er beabsichtige nicht, den eingegangenen Vergleich zu brechen.

Was geschah aber?

Da Gunnar zu Schiffe gehen wollte, stolperte sein Pferd, so daß er von ihm sprang. Dabei sah er zufällig zum Berghang und zu dem Hofe am Ende des Berghanges hinauf. „Schön ist der Berghang," rief er aus, „und nie sah ich ihn so herrlich, gelb werden die Saatenfelder und zur Ernte reif, und gemäht ist das Heu auf der Fenz. Ich reite heim." —

So ward Gunnar friedlos, verlustig der Wonne und Weide.

Die Kraft nützt nichts ohne Klugheit; aber ebenso wenig nützt Klugheit ohne Kraft. Das letztere ersehen wir aus Nials Geschick. So lange dieser und Gunnar durch unerschütterliche Freundschaft verbunden bleiben, sind sie unüberwindbar. Wie aber Gunnar fällt, weil er aufgehört, Nials klugen Rathschlägen zu folgen, so fällt auch Nial, weil ihm Gunnars kräftiger Freundesarm fehlt.

Dort, wo die Ehre des Lebens höchstes Ziel, Freiheit und Selbstständigkeit sein theuerstes Kleinod ist, dort wird die Rache zur ersten Forderung des Lebens an den Mann. Unsere Saga theilt mit dem Nibelungenlied das Leid, welches zu Anfang dieser Dichtung so einfach prophezeit wird:

Durch sîn eines sterben starp vil maneger muoter kint.

Und aber die Rachsucht der Weiber überbietet auf Island diejenige der Männer, ganz im Gegensatze zu den Frauen in der „Gudrun," welche dreimal die Männerleidenschaft bändigen und, nach dem altenglischen Ausdrucke, als Friedensweberinnen



Digitized by Google

auftreten. Doch fehlt es in den altnordischen Geschichten, denen moderne Sentimentalität so fern liegt, nicht an ergreifenden Zügen voll Erhabenheit und echter Weiblichkeit. Da Nials Gattin sich aus dem brennenden Hause retten soll mit der Feinde Erlaubniß, entgegnete sie: „Jung wurde ich Nial angetraut, und ich habe ihm gelobt, Wohl und Wehe mit ihm zu theilen." Und sie beide gingen zu ihrer Ruhe ein.

Sobald fremde Gewalt oder List einen Eingriff gethan hat in seine Machtstellung und sein Eigen, muß der isländische Bauer sofort Sühne für den erlittenen Schaden suchen, und diese findet er, indem er Wiedervergeltung übt. In älterer Zeit war es schimpflich für die, welche Rache üben konnten, Wehrgeld anzunehmen, und es konnte daher die Annahme desselben jederzeit verweigert werden, wie denn Nial den Flammentod sucht mit den Worten: „Ich bin jetzt ein alter Mann, so daß ich nicht geeignet bin, meine Söhne zu rächen; mit Schande aber will ich nicht leben." —

Unsere Erzählung zeigt zuerst ein unscheinbares Samenkorn; dieses keimt aber, und böse Früchte trägt die böse Saat. Nachdem der erste Anstoß gegeben ist, durch welchen die Macht der Vergeltung in Thätigkeit tritt — an die Sohlen des Racheübenden heftet sich wieder die Rache —, folgen die Begebenheiten Schlag auf Schlag, und jeder Schritt vorwärts verleiht dem Bösen mehr und mehr Macht, und lauter und gewaltiger wird die Forderung der Sühne. —

Ruts Ehe mit Unne Mördstochter ist eine unglückliche. Indessen ladet er durch diesen Mißstand in den Augen des Nordländers keine Schuld auf sich; denn er befindet sich im Banne eines Zaubers. Freilich hat er sich, um das ihm in Norwegen zugefallene Erbe zu erhalten, in Frau Gunhilde's Macht gegeben; aber dieses Verhältniß hatte für den heidnischen



Digitized by Google

Nordmann nichts Anstößiges. Dagegen ist Mörds Verfahren, die Scheidung Unne's von Rut zu Wege zu bringen, wenn auch gesetzlich so doch nicht ehrenhaft; und eben so wenig ist es ehrenhaft von Rut gehandelt, daß er die Mitgift Unne's zurückbehalten will. Aber Gunnar, der letzteren Vetter, nimmt sich der Geschiedenen an:

Kurze Zeit, nachdem Mörd seine Sache gegen Rut verloren hatte, wurde er krank und starb. Er hatte wenig Ehre davon, daß er mit Rut, der ihn zum Holmgang gefordert, nicht kämpfen mochte. Seine Tochter Unne war noch nicht wieder verheirathet und die einzige Erbin ihres Vaters. Sie aber war verschwenderisch und nicht umsichtig in der Verwaltung ihres Gutes, und das baare Geld schwand ihr unter den Händen dahin, so daß sie endlich nichts besaß als ihr Land und das Vieh. Daher machte sie sich auf den Weg zu ihrem Vetter Gunnar auf Hlidarende (Ende des Berghangs). Dieser empfing sie freundlich, und sie blieb dort über Nacht. Am folgenden Tage saßen sie vor dem Hause im ernsten Gespräch, und Unne klagte ihm ihre Noth, daß sie des Geldes sehr bedürftig sei. „Ich will dir von meinen Zinsen lassen, so viel du brauchst," sagte er. „Von deinem Gelde will ich nicht zehren," erwiderte sie. „Wie willst du es denn gehalten haben?" fragte er. Sie entgegnete: „Ich will, daß du Rut wegen meines Gutes (der Mitgift, welche Rut nach dem Weggange Unne's, seiner Frau, zurückbehalten) belangst." „Es sind keine Aussichten vorhanden, daß ich Erfolg haben werde," sprach er, „da dein verstorbener Vater die Forderung nicht durchsetzen konnte, wiewohl er ein gesetzeskundiger Mann war; ich aber kenne nur wenig vom Gesetz." Denn in Bezug auf die Rechtspflege hatte Island die Eigenthümlichkeit, daß das Gesetz eine Menge von Bestimmungen



Digitized by Google

darüber enthielt, wie man bei der Anhängigmachung und der Durchführung einer Sache auf dem Ting vorzugehen habe.

Derjenige, welcher auch nur von einer der überkommenen Bestimmungen abwich, gab sich dadurch seinem Gegner gegenüber sofort eine Blöße, so daß er seine Sache verlor. Nun aber war es ein schwieriges Ding, alle Bestimmungen des Gesetzes für jede Art von Klagen zu kennen, zumal da die Isländer noch nicht das ganze Gesetz gesammelt und niedergeschrieben hatten, wie es später in dem Gesetzbuch geschah, welches „Graagaasen" (die graue Gans) hieß. Auf Gunnars Einwendung antwortete Unne: „Mehr durch Gewalt und Trotz als durch Gesetz und Recht gewann Rut die Sache, und ich habe keinen Vetter, der die Sache übernehmen mag, falls dir dazu der Muth fehlt." „Nicht der Muth mangelt mir," sprach Gunnar, „aber ich weiß nicht, wie ich es anzufangen habe." „Dann fahre du zu Nial auf Bergthorshvol und rede mit ihm," versetzte sie, „er wird dir guten Rath geben können, zumal er dein Freund ist." „Allerdings," erwiderte Gunnar, „er pflegt mir guten Rath zu geben wie auch jedem anderen." So übernahm Gunnar denn schließlich ihre Sache.

„Das hat alles Weibes Rath gethan."

Und durch die List, die Nial ihn üben lehrt, zwingt Gunnar Rut zur Herausgabe von Unne's Mitgift.

Bei der Gelegenheit zeigt sich Gunnar auch als einen Skjald, als einen Dichter, der zugleich seine spottenden Lieder singt, wie uns solche zumal in der „Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge" und in der „Hovard Isfjordings-Sage" erhalten sind:

„Verachtet ist bei uns der Mann,
Der nicht die Zunge brauchen kann!"

Hovard Isfjordings-Sage.



Digitized by Google

Nial hatte alles vorgeschaut. So entrann Gunnar, der in nichts von den ihm gegebenen Rathschlägen abwich, seinen Verfolgern, welche durch den Traum Höskulds auf seine Spur gekommen: In der Nacht erwachte Höskuld auf Höskuldstad, Ruts Bruder, weckte alle seine Hausgenossen und sagte: „Ich will euch einen Traum [8]) erzählen, den ich gehabt habe. Mir schien, ich sah einen großen Bären aus meinem Hofe hinausgehen — der verkleidete Gunnar hatte auf dem Wege nach Ruts Hofe auch Höskuld heimgesucht —, zwei Junge folgten ihm, sie wandten sich nach Rutstad und gingen dort hinein. Nun frage ich euch, ob ihr an jenem großen Mann, der gestern Abend unser Gast war, etwas Besonderes gesehen habt.“ Ein Mann antwortete, er habe einen Goldschmuck und ein Stückchen rothes Tuch unter dem Aermel des Mannes hervorlugen sehen; außerdem habe derselbe einen goldenen Ring am Finger getragen. „Dann war der Bär Gunnars von Hlidarende Schutzgeist!“ rief Höskuld, denn die heidnischen Nordländer glaubten, jeder Mann habe seinen Schutzgeist (Fylgja), der in Gestalt eines Thieres vor ihm hergehe oder ihm nachfolge [9]). „Jetzt auf nach Rutstad!“ befahl Höskuld.

Doch Gunnar hatte sich in der Nacht davongeschlichen.

Der norwegische Glaube aber, einem jeden Menschen gebe sich sein Schutzgeist in Gestalt eines solchen Thieres zu erkennen, das zu seiner eigenen Sinnesart am nächsten stimmt, findet sich auch bei den nordamerikanischen Indianern. Der Manitto wird dem Menschen im Traume verliehen und hat ihm nun überall beizustehen. Der eine bekommt so die Eule, der andere den Büffel zum Begleiter; der Wilde ist stolz darauf und hält sich für stark und mächtig [10]).

Ebenso treten die warnenden wissenden Thiere auch als

Rächer des Mordes auf, indem sie die Mörder verfolgen und der Strafe überliefern.

„Und lautlos steht die Schaar zuhauf:
da flattern die Adler vom Baume auf.

Auf der Jungfrau Schultern sitzen sie traut
und recken den Schnabel und schreien laut.

Die Jungfrau spricht: „Gen Nord, gen Nord!
die Adler schreien um Mord, um Mord!“[11])

Wenden wir uns nunmehr zu Nial, nach dem unsere Saga den Namen trägt, ohne daß er der Hauptheld derselben ist, wie denn, wie schon gesagt, nur einen Haupthelden die Nialssaga so wenig kennt, als die Ilias oder das Nibelungenlied. Ein Gunnar, ein Nial, ein Skarphedin, ein Kaare, ein Flose, sie alle fordern ein jeder ein sonderliches Interesse, und dieses jeweilig ganz und gar.

Nial Thorgeirsohn war reich an Gut, mild und von edler Sinnesart; er war so gesetzeskundig, daß er darin seinesgleichen nicht fand, dazu klug und besaß die Gabe des zweiten Gesichts, die nach dem Volksglauben in manchen einförmigen Gegenden, Gebirgsthälern (z. B. in dem Steinthale bei Straßburg), in Irland und besonders in Hochschottland, auf einsamen Inseln, in Westfalen heimisch und in gewissen Familien erblich sein soll. Er gab gute Rathschläge und gab sie gern, und was er vorschlug, nahm ein gutes Ende. Von Aussehen war er freundlich; aber eins fehlte ihm, und das war damals kein geringes Ding für einen Mann: er hatte keinen Bart, des freien Mannes Zeichen.

Alle Theile laden Schuld auf sich; die Nothwendigkeit der Sühne tritt ein.

Die Rache kommt über Gunnar durch seine Gattin Halgjerde; die „vâlentinne“ aber ist Ruts Verwandte.

„Gieb mir zwei Locken von deinem Haar," sagte der von seinen Feinden im Hause belagerte Gunnar zu seinem Weibe, da ihm die Bogensehne unbrauchbar geworden, „und flicht du mir eine Bogensehne daraus, Mutter," zu Ranvejg. „Hängt etwas davon ab?" fragte Halgjerde. „Mein Leben hängt davon ab," rief er; „kann ich nur meinen Bogen gebrauchen, so werden sie mir niemals nahe kommen." „Dann werde ich dir die Ohrfeige gedenken, die du mir gabst," sagte sie, „mir ist es gleichgültig, ob du dich längere oder kürzere Zeit wehrst. „Ein jeder hat das Seine, wodurch er sich einen Namen erwirbt," entgegnete Gunnar, „ich werde dich nicht lange bitten."

Und den Vorgang in unserer Saga hat ein Volkslied zum Vorwurfe genommen, welches auf der färingischen Insel Syderö aufgezeichnet ward. Es heißt Gunnars kvädi:

Das Gunnarlied.

Gunnar, der Kämpe, schoß — da sprang
ihm an seinem Bogen der Strang.

Halgerd, zeige nun wie du mich liebst,
damit daß du eine Locke mir giebst.

Melde mir, warum ich missen sollt
Haar meines Haupts, das so lang und gold?

War's mir doch immer die größte Zier,
wozu begehrst du's? Sag' es mir!

Feinde folgen; zu ihrem Empfang
gieb es, sonst wird es mein Untergang.

Gieb mir zum Bogen des Hauptes Haar;
wachsend nahet sich schon die Gefahr.

— Nun denn, nach allem was mir widerfuhr,
flehst du umsonst um ein Löckchen nur.



Digitized by Google

Noch nicht hab' ich's verschmerzt genug,
wie deine Hand auf die Wange mich schlug.

Halgerd, so soll man durch alle Lande
lang des gedenken zu deiner Schande. —

Bitterlich weinet die Mutter: „Mein Haar,
nimm es und rette dich aus der Gefahr!"

Niemals: — Eh' falle dem Feinde mein Haupt,
ehe man dich eines Härchens beraubt.

In der Folge wird die Tochter Halgjerde's, Thorgjerde Glumstochter, mit Thraen, Gunnars Oheim, verheirathet, Mutter des Höskuld; und diese beiden Männer werden das Mittel zur Vergeltung an Nial. So kommt durch das Geschlecht, welches Unrecht erlitten hat, die Rache über die, welche es übten.

Der Macht der Vergeltung gegenüber nützt Nials Klugheit für sich allein nichts; denn ihm geht jegliche Kraft zu mannhafter That ab; er ist ja auch bartlos. Wohl hat er starke Söhne; doch an ihnen findet er keinen Rückhalt; denn deren Kraft fehlt Besonnenheit, ohne welche die Kraft zur Unbändigkeit und Wildheit wird. Die Besonnenheit einzig bewirkt, daß die Kraft sich durch Klugheit leiten läßt; aber Nials Söhne — vor allen Skarphedin (der scharfe, schneidige Hedin), „der einem Jötun gleicht und das Unglück zum Begleiter zu haben scheint" — geben zu keiner Zeit der Klugheit ihres Vaters Gehör. So geschieht es, daß sie selbst, „tumb" genug, mit seinen Feinden, wie mit Unne's Sohn, dem falschen Mörd, Hand in Hand gehen und sich gebrauchen lassen, deren Zwecke zu fördern. Nun wird Nials ganze Klugheit machtlos; ja seine besten Rathschläge dienen sogar dazu, seinen eigenen und seines Hauses Untergang zu beschleunigen. Er sieht die Gefahr, welche ihm und seinem Hause droht und kann sie nicht wenden; er weiß,



Digitized by Google

daß nach Gunnars Tode der Unfriede ihn und sein Haus vernichten wird, und ihm bleibt keine Zeit, den Schritt seiner Söhne zu hindern, durch welchen sie den Unfrieden wecken.

In unserer eigenen Seele gereinigt erkennen wir, wie Nial erliegen muß dem großen gigantischen Schicksal,

„welches den Menschen erhebt,
wenn es den Menschen zermalmt".

Der Tag war gekommen, an welchem sich unter Flose's Anführung Nials Feinde dessen Hofe nahten, entschlossen, jedes Mittel anzuwenden, um seine Söhne zumal aus der Welt zu schaffen. Und nun ist es grade ein Rath Nials, der den Feinden den Sieg in die Hände spielt:

„Es wird ihnen noch schwerer werden, uns anzugreifen, wenn wir in das Haus gehen", sagte Nial, „und das wollen wir thun; unser Haus ist eben so stark wie das auf Hlidarende, und doch ging es nur langsam mit dem Angriff auf Gunnar, obwohl er allein war". „Seine Gegner waren wohldenkende Männer", entgegnete Skarphedin, „sie wollten lieber wieder abziehen, als ihn verbrennen. Aber diese werden uns sofort mit Feuer heimsuchen, wenn sie in anderer Weise keinen Erfolg haben. Sie meinen, und darin haben sie recht, es werde ihr Tod sein, wenn wir ihnen entgehen. Ich aber spüre keine Lust, mich wie ein Fuchs in seiner Höhle räuchern zu lassen". „Jetzt wollen meine Söhne mir Ratschläge geben," sprach Nial; „als ihr jünger waret, befolgtet ihr meine Ratschläge, und damals gelang euch alles wohl". „Laßt uns nach unseres Vaters Willen thun", sagte Helge, „das frommt uns am meisten". „Dessen bin ich doch nicht zu sicher", äußerte Skarphedin, „ihm ist nun der Tod beschieden; aber ich kann schon meinem Vater darin zu Willen sein, mich mit ihm verbrennen zu lassen; ich fürchte den Tod nicht". Darauf wandte er sich an Kaare und



Digitized by Google

sprach: „Laßt uns bei einander bleiben, Schwager, und uns nicht von einander trennen."

Und wie der treue Freundesbund zwischen Hagen und Volker, der sich durch „der Nibelungen Noth" hinzieht, in unsere Herzen einen Tropfen milder Versöhnung ausgießt mit dem schrecklichen Manne, der uns sonst schier ungeheuer erscheinen würde, so fordert auch der unheimliche Skarphedin während des letzten Zusammenseins mit Kaare, ehe die mordbrennerischen Feinde ihn vergewaltigen, unsere Hochachtung, unsere Hingabe.

Und aber mit Vorliebe ist er gezeichnet, gleichwie Hagen im zweiten Theile des Nibelungenliedes.

Die Nialssippe theilt der Nibelungen Noth: dô qualte man mit fiure den helden dâ den lîp.

Wie ergreifend ist nicht die Situation vor dem Ausgange der Helden auf Bergthorshvol!

Die Nialssaga endigt aber nicht mit dem Tode des Helden, der im Untergange am größten dasteht. Bevor Nial nicht gerächt wurde, ist seine Sage nicht zu Ende; es folgt noch eine Menge von blutigen Thaten. Noch waltet „die verderbliche Schuld, die nicht den Boden berührt, sondern mit weichen Füßen auf den Häuptern der Menschen schreitet und unversehens sich einstellt" (Ilias XIX, 90—138).

Doch das nordische Heidenthum und seine Vergötterung von Ehre und Persönlichkeit herrscht in der Folge nicht mehr mit seiner Eisenhand über jenem Geschlechte. Eine andere Macht ist auf den Plan getreten und führt einen anderen Geist mit sich. Es ist das Christenthum, welches im Jahre 1000 n. Chr. auf dem Alting, der Landsgemeinde, rechtsgiltig angenommen ward. Und das Eintreten des Christenthums giebt den Ausklängen der altisländischen Sagen einen gar eigenen Schmelz; so der Hovard Isfjordings-Sage, die ausgeht mit einem Kirchen-



Digitized by Google

bau, zu dem Hovard von Norwegen das Holz gebracht, nachdem er, in ähnlicher Lage wie ehedem der Frankenkönig Chlodovech, zuvor das Gelübde gethan, den christlichen Glauben annehmen zu wollen, so er Sieger bliebe im Kampfe mit Thorbjörn.

Auch die herzensharten Isländer sollten inne werden der Wahrheit: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort."

Das Christenthum bewirkt Nials Verherrlichung im Tode. In der Todesstunde befiehlt dieser seine Seele in Gottes Hand, und sein Aussehen nach dem Tode erscheint allen als ein Wunder. Als man Skarphedins Leiche gefunden, fand man, daß ein Kreuz in die Haut zwischen den Schultern und ein anderes auf der Brust eingebrannt war; und man war der Meinung, daß er es selbst gethan habe. Alle äußerten, es sehe besser bei dem todten Skarphedin aus, als sie erwartet hätten, und keiner schrak vor ihm zurück....

Nial rief seinen vertrautesten Sklaven zu sich und sagte zu ihm: „Jetzt magst du wohl acht geben, wohin wir uns legen und wie wir uns bereiten; denn ich gedenke mich nicht von der Stelle zu rühren, wie sehr ich auch durch Rauch und Hitze gepeinigt werde. Dann weißt du später, wo unsere Gebeine zu finden sind." Er befahl ihm nun, die frische Haut eines Ochsen, den sie vor kurzem geschlachtet hatten, zu nehmen und über ihn und seine Gattin hinzubreiten, wenn sie sich niedergelegt hätten. Alsdann legten sich Nial und seine Gattin Bergthora auf das Lager. „Unser Vater geht frühzeitig zur Ruhe", sprach Skarphedin, als er sie sich niederlegen sah; „aber es läßt sich ja denken; denn er ist ein alter Mann." Nial aber und Bergthora zeichneten sich mit dem Kreuze und befahlen ihre Seele in Gottes Hände. Das waren die letzten Worte, die man von ihnen vernahm.

Nial wollte nicht nach heidnischem Brauche seinen Leib durch das Feuer verzehren lassen. Wie sehr aber die Germanen



Digitized by Google

an dieser heidnischen Bestattungsweise festhielten, geht aus dem Kapitular von Paderborn (785) hervor, in welchem Karl der Große die Todesstrafe auf dieselbe setzte.

Während das klassische und das barbarische Alterthum beide durch ein ähnliches Dogma ihres Religionssystems darauf geleitet wurden, in der Einäscherung des Leichnams das Mittel zu sehen zur Erneuerung und Verschönerung aller leiblichen und geistigen Qualitäten, meint der moderne Mensch in der Leichenverbrennung eine Gesammtvernichtung des Körpers wahrnehmen zu sollen und sträubt sich dagegen, wie schon den Christen zur Zeit der Antonine die Leichenverbrennung ein Hinderniß der körperlichen Auferstehung schien.

Daß aber Skarphedin, „der große, häßliche Mann mit den bleichen Zügen, der so unselig und schrecklich dareinschaut", nicht etwa ein heimlicher Christ war, geht aus den Worten hervor, welche er dem Wiking Thorkel Haak entgegen schleuderte: „Du hättest, ehe du hierher kamst, deine Zähne reinigen sollen von dem Pferdefleisch, welches du nach heidnischem Brauch aßest, bevor du zum Ting rittest, so daß sogar deine Sklaven daran Aergerniß nahmen".

Vor der Einführung des Christenthums aßen die Germanen mit Vorliebe Pferdefleisch, und Neubekehrten blieb nichts Anstößiger an den Heiden, als daß diese dem Pferdeschlachten und dem Genusse des Pferdefleisches nicht entsagten. Ja, den Thüringern wurde noch zur Zeit des Bonifatius Verbot des Pferdefleischessens eingeschärft. —

Der grimme Kaare, der Schwager der Nialsöhne, war einzig aus dem brennenden Hause entkommen.

In seiner Brust lebt noch zu sehr der alte heidnische Geist; das Werk der Rache geht noch eine Weile seinen Gang. Zahlreich fallen die Opfer im Inlande und im Auslande; zwölf der Mordbrenner fallen in der Briansschlacht auf Irland um das Jahr 1014.



Digitized by Google

Nun aber greift das Christenthum wirksamer ein; nur dieses vermag den wilden Geist der Blutrache zu fesseln.

„Sein Wort, erzählt man, wandert hin von Thal zu Thal,
Erweichet harte Herzen, leget Hand in Hand
Und bauet auf versöhnter Erd' ein Friedensreich".
(Tegnér, Frithjofs-Sage.)

Auch die Hermarasage leiht der neuen Zeit ihren Schmelz:

„Mich dünkt, es kam mir lange schon
die seltene Mär zu Ohren,
im Südland sei ein Gottessohn
zum Heile der Welt geboren.
Mir ist, als hört ich's vom Süden fern
wie Taubenfittiche rauschen:
einst wird auch der Nord wohl milderem Herrn
und milderer Lehre lauschen."

Und der Geistesrichtung einer anderen Zeit nachfolgend unternehmen sowohl Flose, der Mordbrenner, wie auch der Bluträcher Kaare eine Wallfahrt nach Rom, um Vergebung ihrer Sünden zu empfangen. Als sie sich in der Folge wieder auf Island begegnen, da zeigen beide, daß nunmehr ein anderer Geist bei ihnen eingezogen ist. Die Versöhnung kommt zu Stande und wird durch die Ehe Kaare's mit Hildegunne, der Base Flose's, besiegelt. Das Weib, welches am heftigsten Blutrache forderte, heirathet nun den Mann, der ehedem das Ziel ihrer heißen Rachsucht war:

Als Flose auf den Südinseln (Hebriden) die Zeitung von der Briansschlacht erkundet, wollte er nicht länger verweilen; er segelte südwärts über das Meer und vollendete seine Wallfahrt zu Fuß, bis er die Romaburg erreichte. Dort genoß er solches Ansehen, daß er vom Papste selbst Absolution empfing; jedoch mußte er viel Geld dafür zahlen. Er zog heimwärts auf dem östlichen Wege (zu Lande) und kam unterwegs zu vielen mächtigen Männern, weilte auf ihren Burgen und genoß viel

Ehre bei ihnen. Den Winter über war er in Norwegen bei dem Jarl Erich; mancher Mann that ihm viel Ehre an, und beim Abschied empfing er vom Jarl eine Menge Mehl[12]). Im Frühling segelte er nach Island; er kam ans Land im Hornefjord und ritt von da nach Svinefjeld. So hatte er denn nun alles ausgeführt, wozu er verbunden gewesen war, hatte die Bußen gezahlt und war die bestimmte Zeit im Auslande gewesen. Kaare Sölmundsohn gedachte auch, nach Romaburg zu wallfahrten. Er fuhr über das Meer in demselben Sommer wie Flose, trat seine Wallfahrt in der Normandie an und erreichte sein Ziel. Nachdem er Absolution empfangen hatte, zog er zurück auf dem westlichen Wege (zur See). In der Normandie nahm er sein Schiff und segelte nordwärts nach Dover in England, und von dort fuhr er westlich vorbei an Bretland (dem heutigen Wales) und allen schottischen Fjorden. Als er nach Katanes (Caithnes), der Nordostspitze von Schottland, kam, übergab er das Schiff an Kolben und David den Weißen von den (in den isländischen Sagen vielgenannten) Orkneyinseln[13]) und blieb selbst bei dem Bauer Skjegge im folgenden Winter. Im nächsten Sommer wollte er nach Island fahren. Skjegge gab ihm ein Schiff, und er gewann eine Besatzung von achtzehn Mann für dasselbe; es wurde aber schon spät an der Jahreszeit, ehe sie fertig wurden. Dennoch stachen sie in See. Sie hatten eine lange Ueberfahrt nach Island; doch erreichten sie endlich Ingolfshövde[14]); hier zerschellte das Schiff, aber die Mannschaft rettete sich. Es erhob sich ein schweres Unwetter, und als die Männer Kaare fragten, wozu sie ihre Zuflucht nehmen sollten, versetzte dieser, es sei wohl am besten, nach Svinefjeld zu gehen, welches nicht weit entfernt landeinwärts lag. „Wir wollen doch versuchen," meinte er, „wie brav sich Flose gegen uns benehmen wird". Denn Flose war in demselben Jahre im Frühling zu Hause angekommen. Sie gingen also



Digitized by Google

nach Svinefjeld hinauf, während das Unwetter noch raste. Flose befand sich im Wohnraum. Er erkannte Kaare sogleich, als dieser eintrat, sprang auf und empfing ihn, küßte ihn herzlich und räumte ihm einen Platz ein im Hochsitz, dem Platze des Hausherrn. Er bat Kaare, den Winter über bei ihm zu bleiben, und Kaare nahm das Anerbieten an. Sie söhnten sich gänzlich aus, und als gerade Helga Nialstochter in demselben Winter, in welchem Kaare bei seiner Heimfahrt sich auf Katanes aufgehalten hatte, gestorben war, gab Flose ihm seine Bruderstochter Hildegunne zum Weibe, welche mit Höskuld dem Goden von Hvidenes verheirathet gewesen war.

Diese Aussöhnung des tiefen Hasses, die unsere Saga in erhebender Einfachheit an das Ende stellt, ist ein Abschluß, der uns an denjenigen der „Gudrun" erinnert und der Saga die Vollendung des Epos zutheilt. Und wieder fallen uns Worte der Gudrun ein, da wir Bedenken erheben möchten, ob Hildegunne ohne Seufzen als Gattin bei Kaare weilen werde, gedenkend lieber Todten. Es sind die schönen: „Das eben soll dein Dienst bei ihr sein, zu sorgen, daß sie nicht seufzen dürfe."

Wie erhaben und sänftigend ist nicht der Schluß der Nialssaga! Wir empfinden warm den Frieden, den er athmet.

Immerhin aber müssen wir auch bedenken, daß wie die Männer so nicht minder die Frauen die strotzende Kraftfülle und unbändige Leidenschaft der Zeit der „Völkerausbreitung" in sich tragen. Dies erweist uns insonderheit die Episode, welcher wir an dieser Stelle Raum geben, um uns noch einmal in die Mitte der Geschehnisse zu versetzen. Die Erzählung des Zwischenfalls von größter Bedeutung — bei allem Unheil lautet die Frage: où est la femme — trägt die Ueberschrift „Das Gastmahl auf Bergthorshvol" und erinnert uns an die âventiure im Nibelungenliede: „wie die küniginnen ein ander schulten".

Gunnar und Nial hatten die Sitte, einander wechselweise

Winter um Winter — man zählte damals nach Wintern und Nächten, nicht nach Jahren und Tagen — zu einem Gastmahl einzuladen, und im ersten Winter nach Gunnars Vermählung mit Halgjerde war an diesen das Gastgebot von Nial ergangen. Der Geladene zog dahin mit seiner Gemahlin, und Nial nahm sie beide freundlich auf. Bei ihrer Ankunft waren Helge Nialssohn und seine Gattin Thorhalle nicht zu Hause; sie erschienen aber bald nachher. Da faßte Bergthora, die Hausfrau, Thorhalle an der Hand und führte sie zur Querbank, wo die Frauen ihren Sitz hatten. „Du wirst vor dieser Frau zur Seite rücken", sagte Bergthora zu Halgjerde. „Nicht weiche ich von der Stelle", erwiderte Halgjerde, „ich will nicht ein Aschenbrödel sein, das man in die Ecke jagt." „Hier habe ich zu bestimmen", sagte Bergthora, und Thorhalle ließ sich nieder. Nach dem Mahle ging Bergthora um den Tisch herum mit Wasser, um die Hände zu netzen[15]). Als sie zu Halgjerde kam, ergriff diese ihre Hand und sprach: „Du und Nial sind ganz für einander geschaffen; du hast knotige Nägel, und er ist bartlos." „Wahr ist es," versetzte Bergthora, „aber keiner von uns legt es dem andern zur Last. Dein Eheherr Thorvald war nicht bartlos, und dennoch fiel er durch deine Ränke." Halgjerde wandte sich nach der Seite, wo Gunnar saß und rief: „Nur wenig frommt es mir, dem trefflichsten Mann auf Island anzugehören, wenn du solche Worte ungerächt lässest, Gunnar". Da sprang Gunnar auf vom Tisch und sagte: „Ich will heim; wenn du zanken willst, magst du es mit deinen Hausgenossen thun und nicht im Hause des fremden Mannes. Viel Ehre habe ich Nial zu verdanken und will nicht deinen Launen ein Spielball sein." Sie rüsteten sich sogleich zur Heimfahrt. Beim Abschiede sagte Halgjerde: „Erinnere dich, Bergthora, daß wir hiermit nicht geschieden sind." „Am schlimmsten wird es für dich sein", entgegnete Bergthora. Gunnar mischte sich nicht hinein; er zog



Digitized by Google

heim mit Halgjerde und hielt sich den ganzen Winter zu Hause.
„von zweier vrouwen bâgen wart vil manic helt verlorn.“

: Und an der Stelle eins: während andere Epen inmitten der Hast der Geschehnisse einer Idylle Raum geben, hat unsere Rialssaga nichts dergleichen; in den übrigen Sagas das sinnige ûf dem brete zabelen unter Männern und Frauen, hier das grausige Spiel des Pferdekampfes.

Wir können nicht umhin, das bedeutende Bild desselben wiederzugeben:

Skarphedin führte Gunnars braunes Pferd vor — die Gegenpartei hatte ein rothes —, während der Besitzer es übernahm, das Thier zu reizen. Er trug einen rothen Rock und hatte sich mit einem breiten Gürtel gegürtet, in der Hand aber führte er den langen Stab, der dazu diente, die Pferde vorwärts zu treiben. Diese stürmten auf einander ein und bissen sich lange, so daß es des Antriebs nicht bedurfte und das Schauspiel lustig war. Da machten Thorgejr Starkadsohn und Kol Egilsohn von der Gegenpartei mit einander ab, wenn die Pferde das nächste Mal auf einander lossprengten, wollten sie ihr Pferd so leiten, daß Gunnar dabei zu Falle komme. In demselben Augenblick rannten die Pferde wieder auf einander zu. Thorgejr und Kol liefen daher ihrem Pferde zur Seite, zugleich aber trieb auch Gunnar das seinige vorwärts. Die Thiere prallten an einander und zwar so gewalsam, daß Thorgejrs und Kols Pferd sich überschlug, sie selbst umriß und auf sie fiel. Sie sprangen sogleich empor und drangen auf Gunnar ein, dieser aber erfaßte Kol und schleuderte ihn zur Erde, so daß er besinnungslos dalag. Thorgejr schlug nach Gunnars Pferd und schlug ihm ein Auge aus, Gunnar aber versetzte ihm einen Streich mit dem Stabe, so daß es ihm erging wie Kol. Darauf hieß er Kulskjäg das Pferd tödten; denn verstümmelt solle es nicht leben. Inzwischen war Thorgejr wieder auf die Beine gekommen, hatte seine Waffen ergriffen



Digitized by Google

und wollte sich auf Gunnar stürzen. Daran wurde er freilich gehindert, aber es erhob sich ein großes Gedränge. . .

Doch unser Auge weilt wieder auf dem Ausgange der Saga:

Man erzählt, Flose habe sein Ende gefunden, als er einst in seinen alten Tagen ins Ausland fahren wollte, um sich Bauholz zu holen. Er hielt sich einen Winter über in Norwegen auf. Im folgenden Sommer wurde er spät fertig, und man redete davon, daß sein Schiff schlecht sei. „Es ist gut genug für einen alten Mann, der bald sterben wird," äußerte er und belud es und stach in die See. Man hat aber seitdem niemals etwas von dem Schiffe vernommen. Und damit schließt die Nialssaga.

Mit einer Erinnerung an die Fahrten der Normannen[16]), die „dem Wege der Schwäne" gen Süden folgten, wohin es von jeher den nordischen Mann mächtig zog, endigt unsere Saga. Flose's Ausgang aber erscheint uns als ein Nachklang an die hochpoetische Art von Todtenbestattung, wie sie bei den Germanen, welche ihre Sitze an der See hatten, bräuchlich gewesen. Der Todte ward im vollen Waffenschmucke an Bord eines „Meerdrachen" gebracht und in sitzender Stellung mit dem Rücken an den Mast gelehnt. Rings um ihn häufte man, was von Besitz ihm das Liebste im Leben gewesen. Dann zog man das Segel auf, setzte das Schiff in Brand und ließ es in die Wogen hinaustreiben. So ritt der Wiking mit rechter Pracht zu Odin.

Und im Hinblick auf die Art der Todtenbestattung hat der Ausdruck Absegeln, den man für Sterben gebraucht, einen tieferen Grund als den der bloß willkürlich parodirenden Volksrede.

Ein Stück „Seekönig" war in Flose verblieben; am letzten Ende trieb es ihn wieder hinaus auf die große, heilige Salzsee.

Die Nialssaga hat ihren Ausgang genommen. Zum Beschlusse unseres Vortrages sei es uns aber noch gestattet, einen Einblick in die schon berührte Herwarasaga als eines Ausklanges germanischen Heidenthums zu gewinnen, eine Dichtung, welche



Digitized by Google

uns ebenfalls mit scharfer Ausprägung des sittlichen Moments die Leiden und den Untergang eines ganzen Geschlechtes zeigt. Diese Sage beginnt — wir benutzen L. Freytags treffliche Umdichtung — mit einem an die Nibelungen erinnernden Zuge:

Der König von Gardaland (Ostland), Swafurlami, überrascht auf beuteloser Jagd zwei Zwerge:

„... aus dem Busche treten zwei Zwerge in das Licht:
auf eines Jeden Nacken ruht eines Kräuterbunds Gewicht.

Und wie gebeugt die Zwerge nahn mit ihrer Last,
spürt ihn Keiner eher, als bis des Königs Faust ihn faßt.

— — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — —

„Eine Waffe fodr' ich, ein Schwert wundervoll,
das man als das beste im Norden rühmen soll:
Das Heft und die Scheide sei von Golde ganz,
und Gehenk und Schwertgurt glitzere von goldgem Glanz.

Zerbeißen soll es mühlos den härtesten Stahl
und Panzerhemd und Schildrand und Felsgestein zumal.
Nie solls rosten dürfen, und wer's schwingt im Krieg
oder auch im Zweikampf, immer folge ihm der Sieg!

Bis sinkt die nächste Sonne, sei das Werk vollbracht:
schwört mirs zu, dann laß' ich euch ledig meiner Macht!"
Und beide denn gelobens mit allerhöchstem Schwur:
er läßt sie los, und einsam steht er auf weiter Waldesflur.

Der Wald raunt im Mondlicht, als flüstert' er im Traum,
nur Odins dunkler Vogel krächzt herab vom dürren Baum.

Das Schwert „Tyrfing" wird dem Könige zur Stunde überreicht; doch der Uebergabe folgt der Fluch:

„Ein Menschenopfer fordert das Schwert,
so oft es seiner Scheid' entfährt.

Drei Neidingswerke werden vollbracht
durch dieses Schwertes Unheilsmacht.

Wens bettet zuerst in Todesruh,
der, Swafurlami, der bist du!



Digitized by Google

Reit heim nun, Held, aus unserm Wald
und die Götter in Walhall grüße bald!"

Und nicht lange darnach fällt Swafurlani in der Schlacht durch den Berserker Arngrim. Des Getödteten Tochter führt der Sieger heim; der Ehe entsprießt Angantyr, der im Holmgang auf der dänischen Insel Samsö trotz Tyrfing, „des Vaters bestem Geschenke", erliegt. ...

Angantyrs Tochter ist Herwara.

Um sie wirbt in der Folge Fürst Höfund; er thut dies auf eines greisen Helden Rath — „ein Schneeberg blickt auf junges Gefilde nieder":

„Die schönsten Fürstentöchter, vergleichbar sind
sie mit Herwara nimmer, Angantyrs Kind:
in ihr scheint Freya müde von Himmelssiegen
auf unsre Erde leuchtend herabgestiegen.

Besungen hats manch rühmlicher Skaldensang,
wie sie des Vaters Geist in dem Hügel zwang
ihr Tyrfing auszuliefern, den Preis der Schwerter:
kein Weib ist deiner würdiger rings und werther.

Entsagt nun hat sie männlichem Waffentrutz;
sie weilt daheim in zärtlichem Mutterschutz.
In Bjartmars Saale sitzt sie im Jungfraunkleide
und wirkt der Helden Thaten in weiche Seide." —

Angantyr und Heidrek sind die Söhne Höfunds und Herwara's. Der jüngere muß, da er durch das fluchbeladene Schwert zum Brudermörder geworden, Vaterhaus und Vaterland meiden.

Während aber der Friedlose in der Fremde weilet, legt sich die Mutter auf das Sterbebett. Und nun bricht's durch das ungebändigte Riesenleben der altnordischen Welt so zart und licht, wie durch Felsen ein Sonnenstrahl.

Trauer waltet in Höfunds Gaun,
stille ist es in Höfunds Saal:
Männer weinen und holde Fraun
vor dem düsteren Burgportal.



Digitized by Google

Im Gemache die Fürstin ruht
auf der bitteren Lagerstatt
bald in jagender Fiebergluth
bald ergeben und todesmatt.

Höfund neben ihr hütend sitzt,
wenn es nachtet und wenn es tagt;
schlaflos ist ihm das Aug' erhitzt:
ach, er hofft, wo die Welt verzagt!

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Da aus lastendem Todeskampf
hebt Herwara sich jäh empor:
„Hörst du ferne das Roßgestampf?
Fliegend naht es des Schlosses Thor!"

Angstvoll starrt er sie an verstört,
die erglüht wie in höherm Licht:
was die Sterbende ahnend hört,
hört der liebende Lauscher nicht.

„Wer da jagt wie der Wirbelwind
Hilfe heischend an deinem Thron,
Weißt du's? Unser verbanntes Kind
ist es, unser geliebter Sohn!

Dank den Göttern in Walhalls Saal:
darf ihn schaun, eh ich scheiden muß,
darf ihn segnen zum letzten Mal,
küssen, ach mit dem letzten Kuß!

Ach, die Mutter, die ihn gebar,
kann ja nimmer zur Ruhe gehn,
eh ihr brechendes Augenpaar
noch ihr einziges Kind gesehn!

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Fernher schallts nun wie Rosseshuf
(scharf wohl lauschte der Mutter Ohr):



Digitized by Google

bald tönt schmetternder Hörnerruf
draußen vor dem verschlossnen Thor.

Rossewiehern und fester Tritt,
vieler Männer Zusammenlauf:
und nun nahts mit gedämpftem Schritt,
und die Thüre, die thut sich auf.

Heidrek wankt zu der Thür herein
angstvoll zweifelnd und tief erblaßt,
hält in Reue und Herzenspein
seinem Vater das Knie umfaßt.

Und die Thräne des Vaters fällt
auf den Knieenden liebeswarm,
und er richtet ihn auf und hält
fest und sicher ihn in dem Arm.

Vor der Mutter in heißem Schmerz
kniet der Sohn an der Lagerstatt,
und sie drückt ihn ans Mutterherz,
sieht sich nicht an dem Helden satt.

„Sohn, stets hab' ich des Tags gedacht,
da zerschmetternd uns traf der Schlag:
mir ein Seufzer war jede Nacht,
eine Thräne mir jeder Tag.

Wohl dein Vater verbarg sein Weh,
doch ihn deckte das Trauerkleid:
blieb er starr wie der firne Schnee,
saß im Herzen ihm tief das Leid.

Jetzt ist alles, ja alles gut!
Bald umfächelt mich Folkwangs[17]) Luft,
und mit Hoffnung und frohem Muth
steig' ich gern in die Hügelgruft.

— — — — — — — —
— — — — — — — —

Und nun nehmt in die Arme mich —
ruhig ebbt mir des Lebens Fluth,



Digitized by Google

doch von ferne mir wonniglich
leuchtet nimmer geahnte Glut.

Sinke, Leben und Lebens Noth!
Trost ists, endlich zur Ruhe gehn!
O wie herrlich doch ist der Tod!
O wie herrlich das Wiedersehn!"

Kalt starrt draußen der Wald ergraut,
wie die Blüthe im Frost verdirbt;
beide Könige weinen laut,
denn die Mutter, die Mutter stirbt. — —

Die Dichtung hat in dem hohen Liede der Mutterliebe ihren Höhepunkt erreicht. Und mit diesem Ausblick in das Allgemein-Menschliche hat unser Vortrag ein Ende.

## Anmerkungen.

1) Die Nialssaga. Nach der dänischen Wiedergabe von H. Lefolii. Uebersetzt von J. Claussen. Leipzig. Verlag von J. A. Barth. 1878. Broch. 3,60 Mk.

2) Daß die Sklaverei im alten Norden überhaupt bestanden, bezeugen fast alle nordischen Sagen.

3) Aus dem isländischen Urtexte übertragen von Eugen Kölbing. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1878.

4) Einen Holmgang schildert auch die Herwarasaga. Siehe „Herwara. Von L. Freytag. Berlin 1883. Verlag von R. Damköhler."

5) Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1879.

6) Aus dem altisländischen Urtexte übersetzt von Willibald Leo. Heilbronn. Verlag von Gebr. Henninger. 1878. — Siehe Freybe, Christoforus (Leipzig, Dörffling u. Franke. 1882), S. 110, über brytta.

7) Oefters ist Thor in der Edda auf Ostfahrten begriffen. Auf diesen Reisen bekämpfte und erschlug er die Riesen. Es deutet dies auf den alten, damals noch unverschollenen Zusammenhang germanischer



Digitized by Google

Völker mit Asien. Das fara î austrveg kehrt wie bei Thor so bei anderen Helden in der Edda wieder, z. B. wird der Stamm der Skilfinger ausdrücklich in jene Ostgegend gesetzt. Jötunheim, die Riesenwelt, war da gelegen. Freybe, Christoforus, (Leipzig, Dörffling u. Franke. 1882), S. 22 ff.

8) Fast in allen Sagen wird von wunderbaren Träumen, die in Erfüllung gingen, erzählt.

9) Vergl. „Die Geschichte von Gunnlaug Schlangenzunge", 2. Kap.

10) Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch im Spiegel der heidnischen Vorzeit I, S. 103.

11) Herwara, S. 72. — Legende von St. Meinrads Raben.

12) Von der Einfuhr von Mehl und Holz (Bauholz) nach Island ist in unserer Sage öfters die Rede. Doch hatte damals Island größere Wälder, wie denn zur Friedlosigkeit Verurtheilte Waldgänger genannt wurden, weil sie nur noch in menschenverlassenen Wäldern nothdürftige Zuflucht finden konnten. In der Folge verschwanden die Wälder, welche ehedem einen warmen Mantel um die Insel warfen, von dem jetzt kaum die Fetzen in Unterbusch und Zwergbirken zu sehen sind (Dahlmann).

13) Vergl. Die Sage von Fridthjofr dem Verwegenen, 5. Kap. (Heilbronn, Gebr. Henninger. 1879).

14) Die erste bedeutendere Ansiedelung auf Island fand 874 unter Ingolf statt, nach dem die Halbinsel Ingolfshövde benannt worden ist. Vergl. Die Hovard Isfjordings-Sage, 3. Kap. (Heilbronn, Gebr. Henninger. 1878).

15) Wasserkannen, Waschbecken, Handtuch waren Kostbarkeiten, die nur wenige Leute im Norden sich anzuschaffen im Stande waren. Das sechszehnte Jahrhundert erst brachte hierin Wandel, indem es die erwähnten Güter zugänglicher machte. Sie scheinen in folgender Reihenfolge Eingang gefunden zu haben: zuerst das Handtuch, dann das Waschbecken und zuletzt die Wasserkanne. Lund, Das tägliche Leben in Skandinavien (Kopenhagen, Höst und Sohn. 1882).

16) Im Verlaufe der Erzählung vernehmen wir auch, daß Gunnars Bruder nach Miklagaard (Konstantinopel) gezogen und Anführer des Varägerheeres, der Leibwache der griechischen Kaiser, ward.

17) Fólkvangr, Freyja's Saal, in den die Seelen edler Frauen aufgenommen wurden.

(120)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

## Franz von Holtzendorff.

**Heft 209—224 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**
sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.
„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.
„ 211. **Thun,** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
**Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
**Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
**Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.,** Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld,** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
**Pohl** (Mödling), Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre.
**Jende** (Gera), Schul- und Volkswirthschaft.
**Meyer, J. B.** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.

Digitized by Google

In den früheren Serien erschienen:

## Literar-Historisches.

(24 Hefte, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf. = 12 Mark.)

**Boretius,** Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) . . . . . . . . 80
**Corrodi,** Rob. Burns und Peter Hebel. Eine literar-historische Parallele. (182) 80
**Diercks,** Die schöne Literatur der Spanier. (372) . . . . . . . . . . . 75
—, Poetische Turniere. (447) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Eyssenhardt,** Die Homerische Dichtung. (229) . . . . . . . . . . 75
**Geiger,** Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) . . . . . . . . . 75
**Genée,** Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des engl. Dramas. (305) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Hagen,** Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Helbig,** Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Hertz,** Die Nibelungensage. (282) . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Holle,** Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**v. Holtzendorff,** Englands Presse. (95) . . . . . . . . . . . . . . 60
**Martin,** Göthe in Straßburg. (135) . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Meißner,** Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der röm. Satire. (445) 80
**Reményi,** Journale und Journalisten d. französ. Revolutionszeit. (340/341) M. 1.20
**Remy,** Göthe's Erscheinen in Weimar. (265) . . . . . . . . . . . . 60
**Ribbeck,** Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83) . . . . . . . . 60
**Sarrazin,** Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429). . . . 80
**Schmidt,** Schiller und Rousseau. (256) . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Speyer,** Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) M. 1.—
**Stricker,** Göthe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Trosien,** Lessing's Nathan der Weise. (263) . . . . . . . . . . . . 60
**Weniger,** Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

---

Verlag von Joh. Ambr. Barth in Leipzig.

# Die Nialssaga.

Nach der dänischen Wiedergabe von H. Lefolii.

Uebersetzt von

**J. Claussen.**

8°. 1878. 230 Seiten. broch. statt Mk. 3,60 **ermäß. Preis Mk. 2.— gebunden Mk. 2,50.**

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 460.

# Marco Polo,

## ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.

Von

Dr. K. Schumann.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das Programm der neuen XX. Serie (1885) der Sammlung, sowie das des neuen XIV. Jahrganges (1885) der Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Welche Gestalt die orientalische Frage, jener Proteus der Politik, annehmen mag, immer liegt ihr der eine Gedanke zu Grunde, welche der europäischen Culturmächte die direkte oder indirekte Herrschaft über diesen oder jenen Theil des asiatischen Continentes ausüben soll. Bisher waren hauptsächlich zwei Nationen im Wettkampf um die Ausbeutung desselben oder in der Vorbereitung dazu beschäftigt. Von dem breiten Besitzstande des asiatischen Südrandes aus drang England zugleich nach Westen, Norden und Osten vor, theils sich unmittelbar weiter Flächen bemächtigend, theils bemüht, die Wege ihres Exportes nach seinem Nutzen zu leiten. Vom Norden und Westen her zogen die Grenztruppen des weißen Czaren immer engere Kreise gegen den gewaltigen chinesischen Nachbarn. Neuerdings hat sich auch Frankreich, wenn schon seit mehr als einem Jahrhundert in Ostasien ansässig, an diesen Bestrebungen einer expansiven Colonialpolitik betheiligt und ist dabei, was Rußland gegenwärtig sorgfältig vermieden hat, mit China in einen wenigstens officiösen Conflikt gekommen. Auf der anderen Seite machen sich bei den Chinesen diametral entgegenwirkende Bestrebungen bemerkbar. Schon fahren ihre Dampferflottillen nicht mehr allein, den deutschen Kleinverkehr so wesentlich beeinträchtigend, von einen Küstenort zum anderen, sondern erreichen bereits San Francisco, ja in London sogar ziehen



Digitized by Google

chinesische Agenturen jenen Vortheil aus dem Handel, der früher ausschließlich den weißen Völkern zu gute kam.

In dieser Zeit erscheint es wohl nicht unpassend, den Blick nach dem fernen Osten hinzulenken. Freilich wollen wir nicht weiter die Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten der Gegenwart leiten, sondern wir wollen im Folgenden ein Bild dieser Gegenden zu einer anderen Zeit schildern, die aber nicht weniger interessant ist. Wir wollen uns mit den Erzählungen eines Reisenden befassen, welcher gegen das Ende des 13. Jahrhunderts nahezu die ganze damals bekannte Erde durchstreifte, der also in diesem Sinne ein Weltreisender in des Wortes voller Bedeutung genannt werden muß: mit den Mittheilungen Marco Polos des großen Sohnes Venedigs. Um seine Wanderungen genau zu verstehen, ziemt es sich wohl, zuvörderst ein Bild der Zeit zu entwerfen, in der er lebte.

## I.

Wie verschieden ist das Gesicht, welches damals die Erde zeigte von dem, das sie heute darbietet. Während ich soeben erwähnte, wie der größte Theil Asiens der mittelbaren oder unmittelbaren Botmäßigkeit Europas unterworfen ist, war es damals gerade umgekehrt. Der Mittelpunkt einer umfangreichen Weltherrschaft, des größten Reiches, welche je die Sonne beleuchtet hat, lag in Asien. Temutschin (d. h. das beste Eisen, Temurtschi der Schmied) war es nach mannigfachen Schicksalsfällen endlich gelungen, die kriegerischen Tataren-Stämme nördlich der Wüste Scha-mo unter einem Gesetze zu vereinigen; auf dem Kurultai (d. h. der Reichstag) vom Jahre 1206, der an den Quellen des Onon statthatte, wurde er zum Tschingiz-Chan oder dem Chan der Mächtigen ausgerufen. Die ungezählten, wilden Heerschaaren der Mongolenhorden unter seiner Leitung hatten wie eine zügellose Fluthwelle von den centralasiatischen Steppen aus, die



Digitized by Google

schon manche derartige Ueberschwemmung erzeugt hatte, ganz Westasien überschemmt. Nachdem der wilde Eroberer Nordchina unterworfen hatte, trug er seine stets vom Glücke gefolgten Waffen nach den glänzenden Culturstaaten des Islams. Trotzdem, daß hier die Kriege oft entsetzliche Verheerungen angerichtet hatten, waren doch die Segnungen der Lehre Zoroasters und die Spuren der durch Alexander ausgestreuten hellenischen Cultur nicht verwischt: die Fanatiker arabischen Stammes, ja sogar die Türken hatten sich den Einflüssen der Cultur nicht entziehen können und das Chalifat in Bagdad, das persische Reich und das der Chowaresmier am Aralsee waren in blühendem Zustande. Wissenschaft und Kunst wurden gepflegt, Ackerbau und Gewerbe brachten den Ländern Reichthum und Glück. Da brach dieser Sturm herein, schlimmer als jedes Unwetter, das sich bisher entladen und vernichtete den letzten Rest von Asiens schöner Gestalt: in ihm liegt der Kern zu dem gegenwärtigen Elende und bis auf den heutigen Tag hat sich Asien noch nicht davon erholt. Bis zum Jahre 1227 war der riesige Feldzug vollendet und der Menschenwürger kehrte in seine Steppen mit Beute beladen aus einer entvölkerten Wüste, die mit Trümmern und Leichen besät war, zurück. Seinen Ruhm sollte er nicht lange genießen — kurze Zeit nach seiner Rückkunft starb er.

Was er begonnen, setzten seine Nachfolger in derselben barbarischen Weise fort. Sie überschritten die Grenzen Europas, Ungarn wurde vernichtet, so daß nur 3 Städte übrig blieben, Rußland unterjocht. Batu durchzog in 6 Jahren im beispiellosen Siegeslaufe 90 Längenkreise, den 4. Theil des Erdumfangs; nun gehörte der ganze nördliche Gürtel der Erde vom großen Ocean bis zur Oder, vom nördlichen Eismeer bis an das adriatische Meer dem mongolischen Stamme. Mit welch unsinniger Grausamkeit gemordet wurde, erkennt man daraus, daß

im Rathe der Chane der Vorschlag gemacht wurde, man solle die ganze Bevölkerung des nordchinesischen Reiches, welche nach Millionen zählte, vertilgen: um Weideplätze für die Heerden daraus zu machen. Niemals war das Christenthum, war ganz Europa in größerer Gefahr als jetzt. Da wurden innere Unruhen in dem mächtig angeschwollenen Reiche zum Retter, Batu verließ nach dem Siege bei Liegnitz im April 1241 Deutschland, das dem Sieger nur Mühe und geringe Beute versprach. Im Süden zerschellte der Ansturm der Wüstensöhne an der Tapferkeit der Mamelukenheere und so war die Welt vor den Unholden gerettet.

Der beginnende Zerfall des einheitlichen Reiches wurde befördert dadurch, daß Kubilai-Chan seinen Sitz von der alten Hauptstadt Karakoron weiter nach Osten verlegte. Nordchina gehörte bereits den Mongolen, in dessen Hauptstadt Yen-King, das heutige Peking, richtete er den Königssitz ein und nannte ihn Kânbaligh. Hierher werden wir durch Marco Polo geführt, diese Stadt schildert er in seiner ganzen imponirenden Größe.

Für die Erweiterungen in der Kenntniß der Erdoberfläche ist die Periode der mongolischen Herrschaft nicht ohne den erheblichsten Einfluß gewesen. Die Uneinigkeit der europäischen Fürsten war es ja, die einen ungehemmten Fortschritt der Steppensöhne möglich gemacht hatte. Jetzt sandten sie nach den Sitzen derselben ihre Gesandten und so begegneten sich in dem ärmlichen Städtchen Karakoron, das nicht die Größe von St. Denis, einem Vororte von Paris hatte, aber der Mittelpunkt der Welt war, die Vertreter aller Potentaten, der weltlichen wie der geistlichen. Indifferent gegen die Feinheiten der verschiedenen Religionen, waren sie gegen alle tolerant. Wir wissen, daß die Nestorianischen Christen auf manche der mongolischen Fürsten einen großen Einfluß ausgeübt haben, einer von diesen soll so-



Digitized by Google

gar im Geheimen Christ geworden sein; sie ließen durch die Buddhisten und durch die Muhamedaner für sich öffentliche Gebete verrichten. Den Franken in Palästina, den Byzantinern, den Armeniern erschienen sie als eine von Gott gesandte Hilfe gegen die immer mächtiger andrängenden seldschuckischen Türkenfürsten, und so entwickelte sich ein lebhafter Verkehr zwischen dem Abend- und Morgenlande. Indem jenes ungeheure Gebiet in einer Hand war, wurde ein verhältnißmäßig sicherer Weg eröffnet, der bis in das Herz von Asien führte. Da nun die Mongolenfürsten den Handel weiter begünstigten, so daß die Genuesen das caspische Meer mit großen Schiffen befuhren, wurde auch ein geordneter Ueberlandverkehr nach und nach entwickelt; man konnte auf dieser Heerstraße, wenn man zahlreich genug war, um sich gegen etwa umherstreifende Räuberbanden zu schützen, mit größerer Zuversicht reisen, als im Innern vo Europa und viel sicherer als heut in nicht wenigen Theilen dieser Route. Auf diesem Wege sehen wir denn in der Mitte des XIII. Jahrhunderts wiederholt Gesandte des Papstes ziehen, um in Verhandlungen mit den Mongolenfürsten zu treten. Der erste von diesen war Plano Carpin, der 1246 die Sira Ordu das goldene Zelt, einen Tagemarsch von Karakoron erreichte Ihm folgte 1248 oder 49 Lonsumel; der interessanteste von diesen ersten Botschaftern aber war Rubruk, der im Auftrage Louis des Heiligen 1253 mit dem Mangu-Chan in Verbindung trat. Sein schlichter und der Wahrheit entsprechender Bericht ist uns heut noch eine reiche Quelle für die Beurtheilung der Verhältnisse jener bewegten Zeit. Er fand um den Mittelpunkt der Weltherrschaft zahllose europäische und asiatische Abenteurer. Menschen aus aller Herren Länder waren im Dienste der Gewalthaber; in so lebhafter Verbindung war man mit jener Gegend, so alltäglich wurde der Verkehr, daß man an der Sorbonne in



Digitized by Google

Paris einen Lehrstuhl für mongolische Sprache errichten wollte. Unter ganz ähnlichen Umständen treffen wir den Helden unserer gegenwärtigen Darstellung mit seinen Verwandten, deren Reisebeschreibung wir nun kurz versuchen wollen. Wir können dies auf Grund der z. Th. wörtlichen Wiedergabe ihrer eignen Erzählung. Der Bericht erfolgte nach dem Diktat Marco Polo's selbst. Ein Pisaner Rusticiano schrieb die Mittheilungen im Gefängnisse von Genua 1298 nieder.

In Venedig lebten zwei Brüder Maffeo und Nicolai Polo als Kaufleute. Diese gingen um das Jahre 1254 mit ihren Waaren nach Constantinopel. Von hier aus beschlossen sie, mit Edelsteinen nach den Ländern an der Wolga zu handeln; sie kreuzten das schwarze Meer und stiegen in Soldaia oder Sodàk westlich von Caffa aus Land. Ohne Aufenthalt erreichten sie das Ziel ihrer Reise und setzten bei Barku Chan in dessen Hauptstädten Sarai und Bolgara ihre werthvollen Steine gegen reichlichen Gewinn ab. Ein Krieg, der zwischen ihm und seinem Vetter Hulagu um das Jahr 1260 ausbrach, verhinderte sie, wieder zurückzukehren; sie mußten ostwärts durchzubringen versuchen und kamen solchergestalt nach Bokhara. Der dortige Fürst schlug ihnen vor, den Groß-Chan aufzusuchen; dies wäre um so leichter als von Hulagu eine Gesandtschaft nach der Metropole aufbräche. So reisten sie denn ab und erreichten nach Jahresfrist den Hof. Der Groß-Chan nahm sie sehr ehrenvoll und gastfreundlich auf, erkundigte sich bei ihnen nach den Fürsten des Westens; er fragte, wie sie ihre Herrschaft ausübten, in welcher Weise sie Recht sprächen, wie sie Kriege führten u. s. w. Dann forschte er sie aus über den Papst und die Kirche: Fragen, die sie umständlich in tatarischer Sprache beantworteten, weil sie im Laufe der Zeit dieses Idioms völlig mächtig geworden waren. Es war der große Kubilai-



Digitized by Google

Chan, wahrscheinlich einer der tüchtigsten mongolischen Fürsten. Er entschloß sich, an den Papst unter der Führung eines seiner Barone eine Gesandtschaft zu schicken, an der sie Theil nehmen sollten. Der Name des Mongolen war Cogatal. Kubilai bat den Papst, ihm hundert Männer zu senden, die wohlbewandert wären in allen Wissenschaften; die im Stande wären, den christlichen Glauben als das beste Gesetz zu beweisen und darzuthun, daß die anderen Religionen eitel und nichtig wären; dann würde er und alle die Seinen sich zum Christenthum bekennen. Außerdem verlangte er etwas Oel von der Lampe, die am heiligen Grabe brannte. Man darf dieses Verlangen und das daran geknüpfte Versprechen nicht zu ernst nehmen, denn wie er nach den christlichen Heiligthümern sich begierig zeigte, so nahm er später gar keinen Anstand, sich von Ceylon einen Zahn Buddhas auszubitten, der ihm auch übermittelt wurde.

Kurz nachdem die Abreise erfolgt war, wurde der mongolische Führer krank, die beiden Brüder mußten also allein die Reise fortsetzen, die sie im April 1269 in Acre glücklich beendeten. Die Erledigung ihrer Angelegenheit zog sich, da der Papst gestorben war, längere Zeit hin. Sie benutzten die Frist, um nach Venedig zu gehen. Hier fand Nicolo Polo seinen Sohn Marco Polo, der nach der Abreise des Vaters geboren war, als einen 15jährigen Knaben vor. Beide Venetianer reisten mit demselben ohne langen Verzug ab, gingen nach Jerusalem, um das versprochene Oel mit Hülfe des Legaten zu Acre, der mittlerweile als Gregor X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, zu holen. Von einigen Mönchen, die besondere Vollmachten erlangt hatten, begleitet, setzten sie ihre Reise fort. Ihre Begleiter verließen sie aber bald in Folge des lauten Kriegsgetümmels, übergaben ihre Vollmachten den 3 Venetianern und diese allein reisten Sommer und Winter, bis sie Kubilai-Chan



Digitized by Google

in Kaipingfu oder Shang-tu, d. h. Oberhof, seiner Sommerresidenz antrafen.

Marco Polo, ebenso wohl aufgenommen wie seine Verwandten, zeigte sich als ein tüchtiger und gewandter Mensch. In wenigen Jahren war er völlig vertraut mit Sprache, Sitten und Gewohnheiten seines Beschützers, der ihn bald als außerordentlichen Gesandten nach allen Enden seines weiten Reiches schickte. Besonders wurde er ihm gewogen, weil er außer für die geschäftlichen Dinge auch ein offenes Auge für die Besonderheiten der Gegenden, ihrer Bewohner und der Produkte hatte und dies geschickt mitzutheilen verstand. Siebzehn Jahre verblieb er im Dienste des Kaisers. Er wurde mit den schwierigsten Aufträgen betraut und entledigte sich derselben stets auf das beste. So geschah es, daß er nach und nach die höchsten Ehrenstellen gewann, daß er sogar Gouverneur einer der größten und reichsten Provinzen auf die übliche Zeit von 3 Jahren wurde. Auf diese Weise durchstreifte er in besonderen Missionen ganz China vom Norden bis zum Süden; er nahm Theil an der Eroberung der Länder südlich vom Hoangho und ist nach eigner Angabe behülflich gewesen, eine mehrere Jahre lang belagerte Stadt zu beschießen und endlich zur Uebergabe zu zwingen. Aber auch die Grenzen dieses gewaltigen Reiches überschritt er. Nach eigener Erfahrung schildert er die Staaten von Hinterindien; wir gehen wohl aber nicht fehl, wenn wir vermuthen, daß er auch nach den indischen Inseln, vielleicht sogar nach Vorderindien in Staatsgeschäften gekommen ist. Mittlerweile hatten die drei Venetianer große Schätze erworben und dachten daran, ihre Heimath wieder aufzusuchen. Sie erwogen ganz richtig, daß sie vielleicht nach dem Tode ihres Beschützers große Gefahr für ihr Eigenthum, ihre Freiheit, ja vielleicht für ihr Leben liefen. Trotzdem sie ihn aber wiederholt um die Erlaubniß zur



Digitized by Google

Rückkehr angingen, hatte er für ihre Bitten nur taube Ohren. — Da geschah es, daß die Frau Argun Chans, des Herrschers von Persien, starb. Diese hatte vor ihrem Tode ihren Gemahl gebeten, zu ihrer Nachfolgerin nur eine Prinzessin aus ihrer mongolischen Verwandtschaft zu wählen. Er schickte deshalb drei Gesandte an Kubilai's Hof, welche für Argun eine würdige Prinzessin aussuchen sollten. Die Wahl fiel auf die 17jährige Cocatschin. Marco Polo war um diese Zeit aus Indien zurückgekommen; als nun die drei Perser wahrnahmen, daß er und seine Verwandten nicht blos Lateiner, sondern auch sonst gewandte Leute waren, so ersuchten sie den Chan, daß er diese ihnen zur Begleitung geben möchte. Zugleich machten sie den Vorschlag, daß man an Stelle des ermüdenden Landweges für die Prinzessin die Seereise wählen sollte. Nach einigem Widerstreben stimmte Kubilai diesem Plane zu. Er berief die Polos vor sich, gab ihnen 2 goldene Tafeln, die ihnen durch alle Besitzungen freien Verkehr, Unterhalt und Geleit verschafften. Dann erhielten sie Botschaften an die Könige von Frankreich, England, Spanien. Es wurden 13 Schiffe ausgerüstet, jedes mit 4 Masten und 12 Segeln versehen. Proviant für 2 Jahre wurde eingenommen und mit großem Gefolge die Abreise angetreten. Nach 3 Monaten kamen sie nach Java, weitere 18 Monate brauchten sie, um die indische See zu kreuzen. Mittlerweile war Argun gestorben, dafür empfing Ghazan, sein Sohn, die jenem zugedachte Gemahlin. Nachdem sich die Männer ihrer Botschaft entledigt hatten, erhielten sie von Kaikhatu, dem Nachfolger Argun's, 4 goldene Tafeln, die ihnen die gleichen Freiheiten gewährten wie die Freipässe Kubilai's; außerdem wurden ihnen 200 Reiter zur Sicherheit als Begleitung gegeben; über Trebisonde gelangten

sie nach Konstantinopel, Negroponte und Venedig, wo sie im Jahre 1295 ankamen.

Der erste Biograph der Poli Ramusio erzählt, daß sie dasselbe Geschick hatten, wie Ulysses: sie wurden nach ihren 20jährigen Irrfahrten nicht wieder erkannt. Jedermann ihrer Verwandtschaft hielt sie längst für gestorben und das Erkennen war um so schwieriger, als der so lange Verkehr mit den Asiaten sie in Manieren, Aussehen und Sprache den Mongolen nahezu gleich gemacht hatte, selbst ihre venetianische Muttersprache hatten sie fast ganz verlernt. Ihr Haus in dem Viertel Giovanno Chrysostomo fanden sie in den Händen eines entfernten Verwandten, der ihnen den Eintritt in ihr Eigenthum wegen ihres wenig Vertrauen erweckenden Aussehens verwehrte. Bei einer Zusammenkunft mit ihren Angehörigen entwickelten sie aber einen solchen Reichthum an Kleidungen, daß man schon günstiger gestimmt wurde; dann holte der junge Marco die alten abgetragenen Pelzgewänder: sie fingen alle drei an, die Näthe und Besätze zu zerschneiden und entnahmen ihnen die größten Schätze von edlen Gesteinen, in die sie ihr Gold und Silber eingetauscht hatten, weil sie sich bewußt waren, daß man solche Schätze auf der jahrelangen Reise nur beschwerlich befördern konnte. Bestürzt und erstaunt über den Reichthum, zögerten nun die Anverwandten nicht länger, für das sie anzuerkennen, was sie in der That waren: die Häupter der Familie Ca Polo, die ihren alten Stammsitz in dem Palaste von Giovanno Chrysostomo gehabt hatten. Kaum war die Sache in Venedig ruchbar geworden, so beeilte sich Jung und Alt, sie zu begrüßen und sich von ihnen die Wunderdinge des fernen Orients erzählen zu lassen. Da sie nun immer von den Millionen sprachen, welche der Kaiser als Einkünfte des Staates bezog, von den ungeheuren Reichthümern der Bürger, von der großen Zahl der



Digitized by Google

Bewohner in den Städten, so erhielt Marco den Spottnamen Messer Marco Millioni, und das Haus, in dem er wohnte, war selbst Jahrhunderte nach seinem Tode als der Millionenhof bekannt. Wie es ihnen bei dem großen Vermögen zukam, nahmen sie nun an den Staatsgeschäften Theil. Als 1298 drei Jahre nach ihrer Ankunft ein Seekampf zwischen Venedig und Genua ausbrach, rüstete Marco Polo auf eigene Kosten eine Galeere aus und betheiligte sich persönlich an der Schlacht bei Curzola. Das Kriegsglück war aber dem Gegner günstig; die Flotte von Venedig wurde geschlagen und Marco gefangen nach Genua geführt. Hier wurde sein Ruf bald ebenso bekannt, wie in seiner Vaterstadt und der Zuspruch bei ihm nahm kein Ende. Im Gefängnisse während der Zeit von Oktober 1298 bis August 1299 entstand nun das Buch über seine Reise, das er wahrscheinlich in altfranzösischer Sprache oder einem lombardo-französischen Dialekte dem Rusticiano oder Rustichello aus Pisa diktirte. In dem zuletztgenannten Monat kehrte er nach erfolgtem Friedensschlusse nach Venedig zurück, heirathete und lebte noch bis 1324; sein Testament, das er ein Jahr zuvor niedergeschrieben hatte, ist als ein höchst interessantes Dokument heute noch erhalten.

## II.

Das wäre in großen Zügen sein Leben, wie er uns dasselbe theilweise selbst mitgetheilt hat. Wir wollen nun daran gehen, noch einige der interessanteren Kapitel seines ziemlich umfangreichen Werkes genauer kennen zu lernen. Bisher haben wir nur den kurzen Abriß seiner Reise erfahren. Diese füllt das erste Buch aus; das Folgende behandelt die Berichte über die Gegenden, die er auf seiner Reise bis Shang-tu durchwanderte; das Dritte bespricht die Ortschaften, die er in seinen Dienstreisen im Innern von Asien kennen lernte; das Vierte giebt uns Aufschlüsse über Japan, den Archipel und die



Digitized by Google

indischen Küsten; während das Letzte eine aphoristische, ungenaue und auch uninteressante Zusammenstellung der Kriege und Wirren im Mongolischen Reiche selbst enthält.

Wir wollen uns an die wichtigsten Abschnitte allein halten und deßhalb zuerst von dem Chane selbst sprechen. Kubilai-Chan, der vierte der Mongolenkaiser, findet in Marco Polo einen vollendeten Lobredner. Der Großherr der Fürsten, wie er genannt wurde, erscheint ihm als der mächtigste der Könige, welche seit Adam regiert haben: was seine Armeen, seine Besitzungen und Reichthümer anbetrifft. Er ist ein Mann von mittlerer Größe, mit feinen Zügen, von stattlicher Haltung. Trotz seiner zweifellos hervorragenden geistigen Eigenschaften war er doch derjenige Fürst, welcher der Einheit des Reiches den schwersten Stoß versetzte. Wie erwähnt, verlegte er nämlich die Hauptstadt nach Osten. Die Stadt Jen-King war bereits durch Tschingiz erobert worden. Hier war der ungeheure Palast, welcher noch heute steht. Er nimmt mit dem Garten ein Quadrat ein in der Mitte der Riesenstadt, welches 4 chinesische Meilen im Umfang hat. Die Residenz selbst hat eine Halle, die 6000 Personen umfaßt, das Dach ist zinnoberroth und gelb gemalt, auch sonst prangen die äußeren Säulen in schimmernden Farben, die geschützt werden von einem unvergänglichen Lackfirniß, so daß alle Theile glänzen wie Krystall. Im Innern strotzt sie von Gold und Silber. Sie wird umgeben von einem riesigen Park, in dem Hirsche, Rehe, Gazellen weiden; auch ein großer Teich liegt darin, mit den glänzendsten Goldfischen erfüllt; er war künstlich gegraben, die ausgehobene Erde wurde zu einen Berg aufgethürmt, der 1 Meile im Umfang hat und bedeckt ist mit immergrünen Bäumen: wo ein schöner Baum irgend an einer Stelle des Reiches gefunden wird, dann sorgt man dafür, daß er mit den Wurzeln und der Erde ausgehoben



Digitized by Google

wird, um dahin verpflanzt zu werden. Dieser Berg existirt heute noch. Die Gänge sind bestreut mit gepulvertem Lazursteine, auf der Spitze endlich befindet sich wieder ein grüner Palast. Die Stadt selbst entsprach diesen Dimensionen. Sie war 24 Meilen (hier sind wahrscheinlich altfranzösische Meilen gemeint, nicht wie später chinesische li) im Umfang; umgeben von einer Mauer, die am Grunde 33 m breit war und eine Höhe von 16 m hatte; die obere Breite war 5 m, heut zu Tage besteht dieses riesige Mauerwerk noch, wenn auch nicht mehr in der ganzen Länge, oben ist es gepflastert nnd bildet so eine eigenartige Promenade, die an die Ueberlieferungen der Mauerwerke von Theben und Babylon erinnert.

Nur noch eine Stadt hat ähnliche Dimensionen unter den vielen großen Städten, deren Einwohner nach Hunderttausenden zählen, d. i. Kinsay. Man hat lange darüber nachgedacht, welcher Ort darunter zu verstehen sei, bis man fand, daß er, wie dies so häufig in Ostasien, zumal in den mongolischen Staaten geschieht, seinen Namen gewechselt hat. Heute heißt er Hang-tscheu-fu und ist noch einer der wichtigsten Häfen des unteren Yang-Tse-Kiang. Kinsay ist das chinesische King-sze, d. h. Hauptstadt, sie war nämlich der Hauptort des Reiches der Sung, südlich vom Yang-Tse-Kiang, das Kubilai eroberte. Hierher ward Marco Polo oftmals gesandt, um die Einkünfte dieser Provinz zu kontrolieren; er erzählt daher nach eigner Beobachtung. Die Stadt hatte 100 Meilen (chinesische li = 785 m) im Umfang; über die zahllosen größeren und kleineren Kanäle führten 12 000 Brücken. Mehr als 100 000 Häuser waren bewohnt. Ueber sämmtliche Bewohner wurden sorgfältige Standesamtsregister geführt. Im Innern des Häusermeeres lag ein See, 30 Meilen im Umfang, um den die größten und schönsten Paläste aufgeführt waren. Darin befanden sich 2 Inseln mit weitläufigen Gebäuden, in



Digitized by Google

ihrer Ausstattung würdig als Paläste eines Kaisers zu dienen; hier wurden die Familien- und öffentlichen Feste gefeiert und man fand verschiedenes Geschirr, Decken und Servietten dazu vor. Wir haben also große Hotels und Vergnügungsorte vor uns, ganz wie heutzutage bei uns. Da nun in Europa ein solcher Gebrauch damals nicht geläufig war, so machte das auf Marco einen nicht geringen Eindruck.

Gegen Feuersgefahr, den schlimmsten Feind der chinesischen Holzbauten, sind die umfangreichsten Maßregeln vorbereitet. Signale werden über die Stadt gegeben und die polizeilichen Schutzmannschaften müssen zur Bekämpfung herbeieilen. Alle Straßen sind mit Steinen und Ziegeln gepflastert, daneben laufen Reitwege für die Kouriere des Kaisers. 3000 große Badeanstalten, die theilweise 100 Leute zugleich fassen, befördern die Reinlichkeit der Bewohner. Die Kanäle, welche längs der rechtswinklig sich schneidenden Straßen hinlaufen, führen alle Unsauberkeit fort, so daß die Luft ausgezeichnet rein ist. 10 große Marktplätze, welche Raum genug für die freie Bewegung von je 50000 Menschen gewähren, dienen als Sammelplätze für die Lebensmittel der Stadt. Umgeben werden die freien Plätze von Markthallen, in denen die Werkstätten der Handwerker aufgeschlagen sind. Die Bewohner sind heitere, friedliche Leute, Feinde des Waffenhandwerks und der Soldaten. Sie behandeln ihre Frauen, die durch ihre Schönheit und ihren Geist in ganz China bekannt sind, mit Hochachtung; eine Unehrerbietigkeit gegen sie wird streng bestraft. Auf dem See bewegen sich neben den Lastkähnen zahllose Vergnügungsbote und Lustfahrten in ihnen sind sehr beliebt; ebenso belustigt man sich auf Landpartien, indem die Familien in großen Wagen aus der Stadt heraus in besondere Vergnügungsorte fahren und dort den Tag zubringen. Die Einkünfte, die der Kaiser aus dieser Stadt



Digitized by Google

und der reichen Provinz bezog, waren ganz fabelhafte für die damalige Zeit; sie betrugen 9545833 £ oder ungefähr 190916660 Mk.

Der Aufwand, den der Weltherrscher machte, war ganz eines orientalischen Fürsten würdig. Seine Ehrenwache bestand aus 12000 Reitern, die seinen Hofstaat ausmachen; bei den großen Festlichkeiten müssen diese die gleiche Kleidung tragen, wie er — nur nicht so kostbar und da 13 solche Hoffeste stattfinden, so werden diesen Hofstaaten jährlich 13 Garnituren aus den kostbarsten Stoffen übergeben; das größte Fest fand am 26. September statt, an dem Geburtstage des Kaisers; da liefen Glückwünsche und Geschenke aus allen Theilen des Reiches in der Kaiserstadt ein. Das zweite Hauptfest war am Neujahr, eine Koncession offenbar an die unterjochten Chinesen. Alles ist dann in Weiß gekleidet, wie noch heute; man beschenkt sich mit weiß gefärbten Dingen und gratulirt sich gegenseitig. An diesem Tag wurden dem Kaiser an 100000 weiße Pferde aus dem ganzen Gebiete, das unter seinem Scepter stand, zugeschickt.

Der Kaiser war ein großer Jagdliebhaber und die Monate Dezember bis Februar waren hauptsächlich dieser noblen Passion gewidmet. Freilich war der Apparat dazu auch im größten Style. Die Meute war unter der Aufsicht zweier hoher Hofbeamten; jeder von diesen kommandirte 10000 Männer, die eine Partei roth, die andere blau gekleidet. Dies waren die eigentlichen Jäger. 2000 von jeder Gruppe führte eine bis mehrere große Doggen. Zog der Kaiser zum Jagen aus, so wurde die eine Abtheilung rechts, die andere links ausgesendet und nun ein Raum von mehr als einer Tagereise Ausdehnung radial abgetrieben, so daß täglich Tausende von Thieren in den heut noch ungemein wildreichen Revieren der Mandschurei zur Strecke gebracht wurden. Gejagt wurde auf verschiedene Weise: neben dem Verfahren der eigentlichen Hetze bediente man



Digitized by Google

sich der Jagdleoparden, der Luchse, ja sogar abgerichtete Tiger werden erwähnt. Marco Polo nennt sie Löwen, indem er aber zugleich die rothgelbe Farbe und die schwarzen Längsstreifen angiebt, wissen wir, daß wir es mit keinem anderen Thiere, als mit jener gewaltigen Katze zu thun haben, die ganz und gar nicht der Tropenwelt allein angehört, sondern die ganz Asien bis Süd-Sibirien durchstreift und welche z. B. in der Breite von Hamburg noch heut zu den gefährlichsten Feinden der ziemlich ohnmächtigen chinesisch-russischen Grenzbevölkerung gehört. Es giebt kaum einen grelleren Gegensatz, als den, daß ein Thier, welches in den Jungeln von Indien den Elephanten bekämpft, in tausend Meilen weiterer Entfernung im Schnee den Spuren des Rennthieres folgt.

Neben diesen vierfüßigen Jagdgehülfen sind besonders die beflügelten Fänger zu erwähnen: von den kleineren Falken, welche die Wachteln erlegen, finden wir sie bis zu den größeren Edelfalken, welche auf Reiher und Gazellen stoßen; ja sogar die größten Formen wurden gezähmt, welche den Kampf mit dem Wolfe siegreich ausfechten. Die strengsten Jagdgesetze waren gegeben, um das Wild auf diesen ungeheuren Ebenen zu schonen.

Einen großen Eindruck machten auf Marco Polo die Geldverhältnisse des Reiches. Große Münzen hat China bekanntlich heute noch nicht. Man bezahlt in abgewogenem Silber und Golde: der Kleinverkehr wird durch ein Bronzegeld, Kesch oder Tschin genannt, vermittelt, von äußerst geringem Werth (1000 Kesch sind etwa = 4 Mk.). Dafür ist China die Erfinderin der geschriebenen Werthe des Wechsels und auch des Papiergeldes. In Europa war damals vom Papiergelde keine Rede und so machte es auf ihn, wie auf den etwa 50 Jahre später das Land durchstreifenden arabischen Reisenden Ibn Batûtâ einen



Digitized by Google

ungeheuren Eindruck, als sie hier gedrucktes Papier der Münze gleich gesetzt fanden. Pauthier giebt nach den chinesischen Annalen an, daß der Betrag, welchen Kubilai während 34 Jahren seiner Regierung an Papiergeld verausgabte, 249 654 290 Unzen Silber = 124 827 144 £ betrug. In der Geschicklichkeit der Erzeugung von Geld hätte also selbst John Law in den Finanzministern des Kubilai seine Meister gefunden. Aus dem Bast des Maulbeerbaumes wurde ein schwarzes Papier hergestellt, aus dem man Appoints im Werthe von 10, 20, 50, 100 u. s. f. bis 2000 Kesch machte. Diese Noten hatten Zwangskours, Keiner durfte bei Todesstrafe sich weigern, sie anzunehmen. Falschmünzer wurden mit der gleichen Strafe bedroht. Da nun im ganzen Reiche anstandslos eine einzige Münze coursirte, so imponirte dieser Umstand den Polo's, die an die damals in Europa herrschenden höchst prekären Geldverhältnisse gewöhnt waren, gewaltig. Besonders interessant war es ihm, wie dem erwähnten Araber, daß man eine beschädigte Note ohne Entgelt (oder wie Marco Polo angiebt, mit 3 pCt. Verlust) in der Münze gegen eine neue umtauschen konnte. Deßhalb, sagt Marco Polo sehr naiv, hat der Chan die größten Schätze in der Welt und kann sie jeden Augenblick vermehren, denn das Papier kostet doch fast nichts. Die Klagen der damaligen Zeit klingen dafür auch aus den Annalen der chinesischen Geschichtsschreiber noch heut an unser Ohr, wie die unsinnige Vermehrung des Papiergeldes den Kredit herunterdrückte. Ist es doch später unter der Ming-Dynastie, welche neben dem Papier Hartgeld im Kourse beließ und mit Papier zahlte, während sie klingende Münze forderte, so weit gekommen, daß 1000 Kesch Papier 3 Kesch Metall galten.

Ein freundlicheres Gesicht als diese fatalen Geldzustände zeigt uns aber diejenige Seite der damaligen Staatsverwaltung,



Digitized by Google

die wir gegenwärtig Socialpolitik zu nennen pflegen. Der Kaiser schickte überall hin seine Gesandten, um Bericht zu erhalten über den Stand der Saaten, über die Ergebnisse der Ernten. Waren in einem Distrikt Unglücksfälle hereingebrochen, welche Mangel befürchten ließen, so wurden diesem die Steuern erlassen, ja man versah die Bewohner mit Korn für den Unterhalt wie für die Saat. Hatten die Landleute Verluste in ihrem Viehbestande, so sorgte man für unentgeltlichen Ersatz. Wurde das Getreide durch die Speculation zu theuer, so kaufte man auch große Massen in anderen Gegenden auf und gab es aus den Kaiserlichen Vorrathshäusern zu billigeren Preisen, zuweilen zu dem vierten Theile des Tagespreises, ab: auf diese Weise legte der Kaiser den Kornwucher lahm, zu dem die menschenfreundlichen Chinesen immer eine besondere Anlage zeigten und noch zeigen. Geradezu erstaunlich war die öffentliche Armenpflege. Es wurden Listen aufgestellt, in welchen die dürftigen Familien nach der Zahl der Seelen, wie wir sagen würden — der Mäuler, wie die praktischer gesinnten Chinesen sagten, eingetragen waren. Jede Familie ließ der Kaiser mit der nöthigen Menge Getreide für das ganze Jahr versehen. Die Hungrigen wurden in öffentlichen Bäckereien mit frischem Brote gespeist und in Peking betrug die Zahl der ausgegebenen Brote täglich 30000. Auch Kleider wurden den Bedürftigen verabfolgt. Die Mittel dazu gewann man aus einer Naturalabgabe von Wolle, Seide und Hanf; die Handwerker mußten dann zu diesem Zwecke in bestimmter Zeit öffentliche Arbeit leisten. Diese Mildthätigkeit war eine Folge des Uebertritts der Mongolen zur chinesischen Religion, denn vorher gaben sie auf eine Bitte um ein Almosen die Antwort: gehe Deiner Wege, denn wenn Gott Dich liebte, wie mich; so würde er für Dich gesorgt haben.

China ist stets ausgezeichnet gewesen durch seine Com-



Digitized by Google

munikationen. Kubilai in klarer Erkenntniß für die Wichtigkeit der Straßen, vervollkommnete sie noch und trug für eine vorzügliche Posteinrichtung Sorge. Von der Hauptstadt aus entfaltete sich dieses vieladrige Straßennetz. Alle 25 li (chinesische Meile = 785 m) weit befand sich ein Yam oder Pferdeposthaus: einem Hotel ähnlich mit Zimmern, in denen man Betten und alle Bequemlichkeiten antraf; dort waren auch Pferde zu finden, oft bis zu 300 an der Zahl. In Zwischenräumen von ungefähr 3 li befanden sich andere Stationen, die sich meist nach den Dörfern auf dem Wege richteten. Hier wohnten die Eilboten. Jeder von diesen trug einen Gürtel, der mit Schellen behangen war, so daß man ihn im Laufe schon von weitem vernahm. Kam der Bote an, so stand schon der nächste bereit, nahm den Papierstreifen, der die Sendung enthielt in Empfang und trabte weiter. So geschah es, daß Räume, welche 10 Tagereisen entfernt waren, in einem Tage und einer Nacht durchmessen wurden. Ein Schreiber in jeder Station notirte die Ankunft und den Abgang der Boten und durch besondere Beamten wurden diese Listen jeden Monat visitirt, so daß die Säumigen zur Strafe gezogen werden konnten. In besonders dringenden Fällen bediente man sich noch berittener Expressen, die in vollem Galopp die Briefe beförderten und die Geschwindigkeit ist wirklich merkwürdig, setzt Marco Polo emphatisch hinzu. Wie früher die russischen Couriere müssen sie den Leib und die Brust fest umgürten; sie tragen eine silberne Falkentafel, welche ihnen die Ermächtigung giebt, jedes Pferd, das ihnen begegnet, im Falle eines zugestoßenen Unglücks zu requiriren. Die ganze Einrichtung erforderte aber vom Kaiser nur geringe Kosten, weil die umwohnenden Völker die Beamten und Pferde gegen Steuerbefreiung hergeben mußten; nur in den Wüsteneien bestritt der Fiskus den Aufwand.



Digitized by Google

Die Seiten der Straßen sind in abgemessenen Entfernungen mit Bäumen bepflanzt, so daß Niemand bei Tag und bei Nacht den Weg verlieren kann; selbst in unbewohnten Gegenden finden sie sich zum Troste und zur Beschirmung der Reisenden. Marco Polo setzt hinzu: und dies that der Chan um so lieber, als ihm die Astrologen gesagt haben, wer Bäume pflanzt lebt lange. In den unfruchtbaren Wüsten aber nahmen Steinsäulen deren Stelle ein.

In so vielen Dingen muthen uns die Schilderungen unseres Reisenden an wie die Beschreibungen eines cultivierten europäischen Landes der Gegenwart und um seine Erzählungen zu würdigen, müssen wir uns immer wieder bemühen, uns in jene Verhältnisse zurückzuversetzen, welche damals in Europa herrschten. Die vorzüglichen Straßen, die großen Millionenstädte mit ihrem bewegten und genußreichen Leben in allen Ständen, das Papiergeld sind Errungenschaften der neueren z. Th. der neusten Zeit bis in unser Jahrhundert: davon kannte ein Marco Polo in seiner Heimath nichts. Ganz besonders aber müssen wir von diesem Gesichtspunkte aus die Verwendung eines Produktes betrachten, das freilich bei uns eine ganz andere Tragweite hat als in China, wo sie schon Jahrtausende alt ist, es ist der Gebrauch der Steinkohle als Brennmaterial. Er erzählt dies mit folgenden Worten: „In ganz Kathay (d. i. der Name für das nördliche China) findet sich eine Art schwarzer Steine, welche sich wie Adern in den Bergen dahinziehen, die sie als Feuermaterial verwenden und diese halten das Feuer besser als das Holz, denn wenn man am Abend mit ihnen das Feuer unterhält, so findet man es noch am Morgen, und sie sind so gut, daß man durch die ganze Provinz nichts anderes brennt."

Wir würden leicht im Stande sein können, die Zahl der interessanten Schilderungen über China und seine Verhältnisse



Digitized by Google

um Vieles zu vermehren. Wir müssen aber noch einen Blick auf die südlicher gelegenen Districte des Reiches werfen, die er zu wiederholten Malen durchzog. Zunächst fallen uns die Berichte über die großen Ströme auf, die er genau beschreibt, deren überwältigende Größe ihn zu dem Ausspruche bewog, daß sie die bedeutendsten der Erde seien, eine ganz richtige Bemerkung, da man die großen Wasseradern Amerika's ja nicht kannte. Die Wichtigkeit derselben für den Handel entging ihm keineswegs; er deutet vielmehr auf die ausgedehnte Benutzung der Wasserstraßen hin und bewundert den regen Verkehr in den Flußhäfen, welcher mit dem von größeren Seehandelsorten wetteifert. Die hauptsächlichsten Städte der Küsten und des Innenlandes werden dann von ihm beschrieben und ihre Eigenthümlichkeiten in Handel und Wandel, in natürlichen und technischen Erzeugnissen umständlich behandelt. Wenn auch die angegebenen Namen oft beim ersten Anblicke entstellt erscheinen, so ist es doch den Forschern der neueren Zeit, besonders dem äußerst verdienstvollen Pauthier fast stets gelungen, sie ihrer befremdlichen Hülle zu entkleiden und auf den wahren Ausdruck zurückzuführen. Im dritten Buche finden wir, wie erwähnt, eine Beschreibung der östlichen und südlichen Gebiete Asiens, so weit sie außerhalb China's liegen. Was die Districte anbetrifft, die er selbst durchreiste, also Java, Vorderindien und Persien, so sind seine Angaben recht beherzigenswerth und bilden gewissermaßen die Unterlage für die später sich entwickelnden Reisebeschreibungen christlicher Orientfahrer. Er schildert die Tropennatur, die kostbaren Produkte derselben, die Bewohner mit geschickter Darstellung. Besonders genau geht er auf Ceylon ein, jene Insel, welche sich damals bei allen Nationen einer hervorragenden Beachtung erfreute. Der in vollendeter Schönheit aus dem üppigen Grün der Urwälder sich erhebende Berg, jetzt der



Digitized by Google

Adamspik genannt, fesselte das Hauptinteresse. Die Buddhisten verehrten auf ihm die Reliquien Gautama-Buddha's, die Muhammedaner das Grab Adam's und die Christen suchten dort das Paradies; allen diesen Glaubensbekenntnissen wird er durch die Erwähnung der Heiligthümer gerecht. Was Marco Polo fernerhin von der Geographie Afrika's berichtet, hat er ohne Zweifel arabischen Quellen entnommen, die wieder durch indische Mythen stark beeinflußt worden sind; das gilt von seinen Erzählungen über Madagascar und Zanzibar, in denen der Vogel Rok und die unwiderstehlichen Strömungen des Meeres, welche die Schiffe unaufhaltsam nach dem Südmeere der Dämmerung führen, aus dem es keine Wiederkehr mehr giebt, ihre herkömmliche Würdigung finden. Viel wichtiger aber in jenem Buche ist es und nur darauf sei noch hingewiesen, daß er der erste Europäer ist, welcher uns Kunde bringt von dem fernen Inselreich des Sonnenaufgangs Zipangu, das wir heute Japan nennen. Welchen Werth man gerade dieser Mittheilung beimessen muß, werden wir aus dem Schluß unseres Vortrages ermessen. Er schildert das Land in den verführerischsten Farben. Er sagt: „die Menge des Goldes, welches die Bewohner haben, ist unendlich; sie finden es auf ihren eignen Inseln und es darf nichts ausgeführt werden. Uebrigens besuchen das Land nur einige Kaufleute, weil es vom Festlande zu weit entfernt ist und daher kommt es, daß ihr Gold über alle Maßen häufig ist. Der Kaiser hat einen Palast, der ganz mit feinem Golde gedeckt ist, wie in Italien die Kirchen mit Bleidächern versehen werden, so daß man kaum seinen Werth schätzen kann. Außerdem sind das Pflaster, die Dielen, ganz aus Gold gemacht, wie aus Fließen, die 2 Finger dick sind; ebenso sind die Fenster golden. Sie haben auch Perlen in Ueberfluß, von rosenrother Farbe, aber schön groß, rund und ganz so werthvoll wie weiße". Diese Vorstellungen von den



Digitized by Google

unermeßlichen Reichthümern Japans waren im Osten ganz allgemein verbreitet; auch arabische Berichte erzählen uns davon, daß die Bewohner sogar die Halsbänder von Hunden und Affen aus diesem edlen Metalle herstellten. Diese Angaben von dem Reichthume werden uns durch die späteren Berichte der Portugiesen und Holländer wenigstens theilweise bestätigt.

Die Frage ist nun eifrig discutirt worden, was hat man denn von den Angaben Marco Polo's zu halten, sind dieselben vertrauenswürdig als auf der Wahrheit beruhend? Sie ist in verschiedenem Sinne beantwortet worden. Schon oben bemerkten wir, daß er den Namen Messer Marco Millioni führte. In unbedingt günstigem Sinne erhielt er ihn sicher nicht; man sah ihn offenbar für einen übertreibenden Erzähler an, ja man hat sich nicht entblödet, seine ganzen Schilderungen und seine Würden als ein Werk der Fantasie hinzustellen, dem nur wenige Körnchen Wahrheit zu Grunde lägen, ähnlich dem, das von jenem Ritter von Maundeville zusammengefabelt worden ist. Heutzutage hat sich freilich dieses Urtheil sehr zu Gunsten Marco Polo's abgeklärt. Wir sind im Stande, viele seiner Angaben durch ganz andere Quellen, besonders durch arabische, zu controlliren und finden, daß der spätere Reisende Ibn Batûtâ, welcher die Welt von der Straße von Gibraltar bis nach den asiatischen Inseln, von Timbuktu bis Peking durchstreift hat, sie zum großen Theil bestätigt. Seine geschichtlichen Thatsachen werden uns von einem persischen Historiker Raschid-ud-din gewährleistet. Auch die christlichen Missionäre, welche damals ihre Thätigkeit bis nach dem fernsten Osten ausdehnten, berichten uns viele der Einzelheiten in ganz entsprechender Weise. Wir müssen unbedingt die Thatsache aussprechen, daß Marco Polo immer bona fide berichtet, daß er kein wissentlicher Schwindler ist.

Etwas anderes ist es zu fragen, ob die Angaben alle



Digitized by Google

objektive Wahrheit besitzen. Daß Irrthümer in dem umfangreichen Werke nicht ausgeschlossen sein werden, geht aus der Art der Entstehung hervor. Er diktirte aus dem Kopfe und wir wissen nicht einmal, ob auf Grund von Notizen; deßwegen ist es nicht zu verwundern, daß manche geschichtliche, Zahlenangaben und dergl. mangelhaft sind; wir können aber eher darüber erstaunt sein, daß diese Irrthümer nicht öfter sich wiederholen. Man hat ferner, um das Vertrauen in seine Mittheilungen zu erschüttern, angegeben, daß viele der interessantesten Züge aus den chinesischen Gewohnheiten nicht erwähnt werden. So schweigt er über die Anwendung des Thees, er erwähnt keine Silbe von der Verunstaltung der Füße bei den Frauen, wir erfahren nichts über die so wichtigen Erfindungen des Schießpulvers und des Stereotypdruckes. Einiges von diesem mag er bei der besten Kenntniß der Angelegenheiten vergessen haben, wie den Buchdruck. Das Pulver wurde hauptsächlich nur zu Feuerwerken verwendet, denn Kubilai beschoß die belagerten Städte ganz bestimmt nicht mit Kanonen; im Gegentheil erzählt uns Marco Polo, daß er behülflich war zur Herstellung von mechanischen Schleudermaschinen. Andere solcher Details können ihm auch wirklich verborgen geblieben oder der Erwähnung nicht wichtig genug erschienen sein. Dies läßt sich auch aus seiner Stellung heraus sehr leicht erklären. Er war ein Diener der erobernden Nation und wird gewiß bei seiner hohen Stellung fast ausschließlich im Kreise der Tataren verkehrt haben. Die natürliche Abneigung der Unterjochten gegen die Sieger hielt diese von den familiären Beziehungen mit jenen fern. Auffallend bleibt es jedenfalls, daß unser Reisender den Thee nirgends erwähnt, trotzdem daß er lange Zeit in den Provinzen sich aufhielt, welche dieses beliebte und lange vor ihm gebrauchte Genußmittel besonders cultiviren. Wir können uns dies nur

dadurch erklären, daß die Tataren wohl Freunde berauschender Getränke waren, dem sanfteren Thee aber gerade deshalb wenig Geschmack abgewonnen haben mögen. Galt doch bei ihnen die Völlerei und der übermäßige Genuß jener für kein Laster. In diesem Sinne liegt es auch, daß er uns mit den verschiedensten Spirituosen und Weinen bekannt macht. So erzählt er nicht nur von dem Traubensaft der in Schanai in vorzüglicher Güte gewonnen und über das ganze Land ausgeführt wurde, sondern er weist auch darauf hin, daß in der Stadt Kinsay der Wein von auswärts importirt wurde; indeß schätzte man ihn hier nicht so hoch wie das Getränk, welches man aus Reis in einer solchen Vortrefflichkeit herstellte, daß es ein alter Mönch, der offenbar Sachverständiger darin war, mit dem besten Weine aus Auxerre verglich und es nur durch den Geruch davon unterscheiden konnte. Wir kennen diesen Wein, den man nicht etwa mit Arrak verwechseln darf, heute genauer. Er führt in China den Namen Schamsu und wird durch eine eigenthümliche Art von Gährung, die durch einen Schimmelpilz eingeleitet wird, hergestellt. Von dem Arrak unterscheidet er sich dadurch, daß er nicht wie dieser und unser Spiritus abdestillirt wird, sondern daß man ihn von dem vergohrenen Reise abpreßt. Man genießt ihn warm, nachdem man ihn mit Gewürzen und wohlriechenden Substanzen parfümirt hat. Ich habe ihn selbst gekostet, nachdem er von einem Japaner, der sich gegenwärtig in Deutschland aufhält, hergestellt worden war, und kann dem oben erwähnten Urtheile nur beipflichten; mich erinnerte er am meisten an alten Ungarwein, nur fand ich auch, daß der Geruch ein wenig störend wirkte.

## III.

Zum Schluß sei es endlich noch gestattet, einen Blick auf die Bedeutung des außerordentlichen Mannes und seines Buches für



Digitized by Google

seine und die spätere Zeit und für die Wissenschaft zu werfen. Wir müssen nun sagen, daß seine Einwirkung zuvörderst nicht so groß war, wie wir wohl voraussetzen sollten. Freilich wurde sein Werk bald in die verschiedensten Sprachen übersetzt, so daß heute noch die Frage, welches wohl die ursprüngliche Mundart war, in der es geschrieben wurde, controvers ist; trotz alledem ist aber die Zahl der bekannten älteren Handschriften bis zum Ende des XIV. Jahrhunderts nicht bedeutend, Yule zählt deren 77 auf. Man hat behauptet, daß ganz Italien in wenigen Monaten voll von dem Ruhme seines großen Sohnes gewesen sei. Das scheint nun auch nicht ganz richtig. Andere z. Th. viel weniger wichtige Schriften waren bei weitem häufiger, so kennt man heute noch von der Reise des Oderich von Pordenone, eines Mönches, welcher ebenfalls Süd- und Ostasien besucht 93 Manuscripte aus der älteren Zeit; ja selbst die unsinnigen Lügen des Ritters Maundeville waren viel mehr verbreitet als Marco Polo's Schrift. Von berühmten Werken seiner Zeitgenossen gar nicht zu reden, so giebt es 500 Handschriften von Dante's göttlicher Comödie. Es ist merkwürdig genug, daß dieser Mann den Marco Polo gar nicht gekannt zu haben scheint, denn während er sonst die verschiedensten Dinge aus der wirklichen, oberirdischen und unterirdischen Welt erzählt, ist von China und seinen Wundern niemals die Rede. Auch Marino Sanudo, dessen große Karte 1320 erschien, hat von Kathay keine Andeutung; wesentlichen Einfluß übte sein Buch in der Kartographie ersichtlich erst später. In großer Ausdehnung sehen wir die Verwerthung seiner Länderbeschreibung erst auf der sogenannten Catalanischen Karte, welche heute in der Bibliothek von Paris aufbewahrt wird, die im Jahre 1375 entstand. Hier finden wir überhaupt erst eine annähernd richtige Vorstellung von der Vertheilung des



Digitized by Google

Festlandes und Wassers in Ostasien, zum ersten Male erscheint Sumatra, von Marco Polo Jaua genannt auf der Karte. Später wurde der Autor namentlich durch die gedruckte Verbreitung allgemein bekannt und war bis zur Zeit der großen Entdeckungen einer der beliebtesten Schriftsteller, der von anderen fleißig benutzt und ausgeschrieben wurde.

Italien hat ihm in früherer und selbst noch in neuester Zeit anderweitige Verdienste zugeschrieben, die ihm bestimmt nicht zukommen; so meinte man früher, daß er den Kompaß und das Schießpulver in Europa bekannt gemacht hat: leere Fantasieen, die auf nichts gegründet vor der kritischen Prüfung zerstoben. Anders ist es mit dem Gedanken gewesen, daß wir Europäer ihm mittelbar die Buchdruckerkunst verdanken sollen. Es wird erzählt, daß er chinesische Bücher mit nach Italien gebracht habe. Bestimmte Einwendungen lassen sich dagegen nicht machen, wenn auch eben so wenig positive Angaben darüber vorliegen. Nun wird weiter mitgetheilt, daß im Anfang des XV. Jahrhunderts die Republik Venedig einen Mann mit Namen Panfilo Castaldi aus Feltre angestellt habe, der die damaligen Stempel aus Muranoglas, welche dazu dienten, Initialen in den Dokumenten einzuprägen, beseitigte und sie durch bewegliche Typen aus Holz und Metall ersetzte. Der Gedanke dazu sei ihm bei der Betrachtung jener chinesischen Bücher gekommen. Auf diese Weise habe er bereits 1426 ganze Seiten in Venedig gedruckt. Weiter fährt der Bericht fort, sei ein gewisser Faust aus Mainz mit dem Castaldi bekannt geworden und habe sich längere Zeit in dem Skriptorium zu Feltre aufgehalten. Der Engländer Curzon, welcher diese Erfindung des Buchdruckes bekannt machte, sagt, die Aehnlichkeit mit den chinesischen Drucken sei dadurch noch frappanter, daß auch Castaldi nur die eine Seite des Papiers bedruckte und die



Digitized by Google

unbeschriebenen beim Heften einander zukehrte, oftmals auch zusammenklebte. Die Druckerschwärze war ihm nicht bekannt, er benutzte vielmehr eine dünne Farbe, ganz ähnlich wie die Chinesen ihre Tusche zum Druck verwenden. Nationalliebe verbreitete diese Mittheilung weit in Norditalien und man setzte dem vermeintlichen Erfinder ein Denkmal mit der Inschrift: „Dem Panfilo Castaldi, dem berühmten Erfinder der beweglichen Lettern erweist Italien diese Ehrenbezeugung, die ihm zu lange vorenthalten blieb.“ Castaldi hat noch heute sein Denkmal, nachdem längst nachgewiesen ist, daß Curzons Untersuchung ein reines Produkt der Einbildungskraft war; indeß was thut es, ob ein Mann mehr die unbestreitbare Ehre Gutenbergs als Erfinder der großartigsten Entdeckung aller Zeiten anfechtet.

Von Marco Polo's Verdiensten um die Förderung praktischer Interessen wollen wir nicht weiter reden; seine Werthschätzung ist vielmehr zunächst im eminenten Sinne idealer Natur. Ihm verdankt die Menschheit den ersten Aufschluß über einen ungeheuren Raum der bewohnten Erde. Zum Theil hatten wir bis in die neueste Zeit keine genauere Kunde von den Ländern, die er durchreiste, die Pässe über den Pamir, Südchina und seine Verbindung mit Birma kannten wir nur durch ihn. Seine Beschreibung wurde die Grundlage von ziemlich erträglichen Kartenbildern und wo sie zu sehr entstellt waren, lag die Schuld nicht an ihm. So finden wir sein Zipangu 1500 Meilen weit von der Küste Chinas angegeben; während er aber chinesische li darunter verstand, verwechselte sie der Kartenzeichner mit italienischen Miglien, sodaß der große Irrthum zu Wege kam, daß sie 20—30° östlich von dem asiatischen Festlande lagen, ein Fehler, der 14—24° beträgt. Gerade diese Täuschung über die Konfiguration der Erde wurde aber der Keim für jene enorme Bereicherung des Wissens, welche wir



Digitized by Google

Christoph Columbus verdanken. Ob dieser Heros der Menschheit Marco Polo's Werk gekannt, wird vielfach bezweifelt; obgleich man glaubt, daß er von ihm wußte. Wichtiger aber als Marco Polo's Werke war direkt für ihn ein Brief des Florentiners Toscanelli. Dieser hatte schon 1474, zu einer Zeit als Colon ein Knabe von 15 Jahren war, an den Domherrn Fernando Martinez unter Affonso V. von Portugal ein Gutachten über einen westlichen Seeweg nach Indien in Begleitung einer von ihm gezeichneten Karte gegeben. Er wies darauf hin, daß dieser Weg nach Zipangu und den reichen Häfen Kinsai und Zaitun viel kürzer sein müsse, als der Seeweg um Afrika herum; er berechnete den westlichen Abstand von Lissabon bis Zipangu auf 100—110°, verlegte also die Insel in die Gegend des heutigen St. Francisco in Californien. Die Fahrt sollte um so leichter sein, als auf der Mitte des Weges jene mystische Insel Antiglia gelegen war, die als Zwischenstation so günstig erschien. Es steht fest, daß Columbus zwischen 1479 und 1482 von dieser Urkunde Nachricht erhielt und daß er sich von Toscanelli selbst eine Abschrift des Briefes und eine Kopie der Karte verschaffte. Die letztere begleitete ihn auf seiner Fahrt, die fast genau nach den Vorschriften des Florentiners gemacht wurde. Columbus hat damals ebenso wenig, wie seine Landsleute daran gezweifelt, daß ihn sein Glück nach Zipangu geführt habe, denn noch am Ende seiner zweiten Reise ließ er eine Urkunde aufnehmen und seine Mannschaft unter Androhung von Peitschenhieben für jeden späteren Widerspruch schwören, daß sie das heutige Cuba für einen Theil Chinas hielten. Wer aber hat vor dem XVI. Jahrhundert das Land Zipangu bekannt gemacht? Kein anderer als Marco Polo und so sehen wir diesen größten Reisenden des Mittelalters als eine jener bewegenden Kräfte in die Weltgeschichte eingreifen, welche gewaltig dahin trieben, daß eine



Digitized by Google

neue Welt gefunden wurde und mit ihr eine neue Zeit entstand. Mag man über seine Bedeutung hadern wie man will, mag man ihn hinter sorgfältigeren und gewissenhafteren Beschreibern, wie Rubruk, sein Zeitgenosse war, setzen; dieses eine Moment allein reiht ihn entschieden unter die Zahl der bedeutendsten Männer aller Zeiten.

---

## Anmerkung.

Für diejenigen, welche sich genauer über Marco Polo unterrichten wollen, mögen folgende Angaben dienen. Eine gute und den Anforderungen der Gegenwart entsprechende deutsche Uebersetzung giebt es nicht; ältere sind ziemlich zahlreich, und es war die erste gedruckte Ausgabe seiner Werke überhaupt die deutsche Uebertragung, die 1477 zu Wien erschien. Die letzte ist von Burck mit Zusätzen von Neumann 1846 in Leipzig herausgegeben. Eine eingehendere Würdigung der Bedeutung und auch eine ausführlichere Beschreibung der Reisen Marco Polo's findet man in Richthofen's epochemachendem Werke über China, I. Band. Von französischen Bearbeitungen ist vor allen Pauthier, le livre de Marc Pol, Paris 1865, 2 Bände, zu erwähnen. Nach der Einleitung ist die altfranzösische Ausgabe, welche der erwähnte Forscher veröffentlicht und umfangreich wissenschaftlich erläutert hat, durch Marco Polo selbst revidirt und verbessert worden; sie ist also dem ursprünglichen Original, das nicht mehr bekannt ist, fast gleich zu setzen. Pauthier schließt aus dieser Einleitung, daß das Werk Marco Polo's in jener Sprache verfaßt worden sein soll — eine Argumentation, die nichts Zwingendes hat, weil, wie an Ort und Stelle zu lesen ist, die Copie für einen Franzosen bestimmt war und deshalb das Original wahrscheinlich in das Französische übertragen wurde. In anderen Hinsichten wegen seiner Vollständigkeit in den mehr gemeinverständlich gehaltenen Erläuterungen ist das Werk Youle's „The Book of Ser Marco Polo", London 1874, II. ed., 2 Bände, außerordentlich zu empfehlen. Es ist eine englische Uebersetzung und hat in den umfangreichen Commentaren eine große Zahl vortrefflicher und instructiver Abbildungen.

(152)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

**(Heft 209—224 umfassend, im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**

sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.

„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.

„ 211. **Thun** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
**Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
**Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
**Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.**, Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
**Pohl** (Mödling), Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre.
**Jende** (Gera), Schule und Volkswirthschaft.
**Meyer, J. B.** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „Sammlung“ erschienen:

## Geographie.

(19 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 9,50 M.)

**Bastian,** Mexiko. 2. Aufl. (62) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**v. Boguslawski,** Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/11) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.80
**Buchholtz,** Land und Leute in Westafrika. (257) . . . . . . . . . . M. 1.—
**Engel,** Das Sinnen- und Seelenleben des Menschen unter den Tropen. (204) 75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240) . . . . . . . . . . . M. 1.—
**v. Hochstetter,** Der Ural. (181) . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Jordan,** Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) . . . . . M. 1.20
**Kögler,** Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Koner,** Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) . . . . . M. 1.20
**Meyer, A. B.,** Die Minahassa auf Celebes. (262) . . . . . . . . . . 60
**Neumayr,** Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens (392) . . . . . 60
**Sadebeck,** Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europäischen Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) . . . . . . . . . . . . . M. 1.40
**v. Seebach,** Central-Amerika und der interoceanische Kanal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Treutlein,** Die Durchquerungen Afrika's. (Mit einer Karte.) (433/434) . 2.—
**Wagner,** Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) . . . . . . . . 60
**Wattenbach,** Algier. 2 Abz. (35) . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—

## Geschichte.

(23 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11,50 Mark.)

**Beheim-Schwarzbach,** Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) . . . . . . . . . . M. 1.20
**Bergau,** Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) . . . . 60
**Bluntschli,** Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) 60
**Boesch,** Heinrich I. u. Otto I. (432) . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Denicke,** Von der deutschen Hansa. (456) . . . . . . . . . . . . . . 80
**Dondorff,** Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Essellen,** Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Häußner,** Unsere Kaisersage. (440) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Heydenreich,** Livius und die römische Plebs. (Ein Bild römischer Geschichtsschreibung.) (401) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Isaac,** Amy Robsart und Graf Leicester. (Ein Criminalfall des XVI. Jahrhunderts.) (389) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Justi,** Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) . . . . . . . 75
**Lehmann,** Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) . . . . . . . 75
**v. Löher,** Cypern in der Geschichte. (307) . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Müller, Prof., Dr., A.,** Die Beherrscher der Gläubigen. (406) . M. 1.—
**Schreiber,** Die Reformation in Pommern. (351) . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Schroeder,** Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Z. des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Schulze,** Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) . . . . . . 75
**Sepp,** Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) . . . . M. 1.—
**Stark,** Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/48) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.80
**Twesten,** Die Zeit Ludwig XIV. (121) . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Winckler,** Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . . . . 75

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 461.

# Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege.

Von
H. Hetzel.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die

**Goldene Medaille**

zuerkannt.

---

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. v. Holtzendorff.**

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)**

sind bis jetzt erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.

„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.

„ 459. **Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.

„ 460. **Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.

„ 461. **Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege.

„ 462. **Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.

---

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

## Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**, Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

**(Heft 209—224 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**

sind bis jetzt ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.

„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.

„ 211. **Thun,** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).

„ 212. **Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.

Digitized by Google

# Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege.

Vortrag,
gehalten im Lette-Verein zu Berlin zum 172. Geburtstage Friedrichs des Großen.

Von

H. Hetzel,
Prediger in Heinersdorf bei Müncheberg (Mark).

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Im 18. Jahrhundert gewann die Humanität einen mächtigen Aufschwung, und einer ihrer herrlichsten Förderer ist Friedrich der Große, einzig darin besonders, daß er als König und Schriftsteller, mit Wort und That, im Krieg und Frieden für sie stritt. Ihm, dem ersten Diener des Staats, lag vor Allem das Staatswohl am Herzen, und indem er die Führerschaft in Deutschland als den Beruf Preußens erkannte, suchte er die dazu nothwendige geistige und materielle Machtstellung zu erringen. Darum mußte er, obwohl seiner ganzen Natur nach dem Kriege abhold, doch blutige Kriege führen; aber er that es mit aller Humanität, die der Kriegszweck irgend zuließ und die seinen Feinden gegenüber statthaft war. Seine Abneigung gegen den Krieg sprach er besonders in seiner Jugendzeit aus; später, als er seine Machtstellung sich bereits erkämpft hatte, besang er die Kriegskunst; und in seinen alten Tagen, als er mit unpraktischen Humanisten in Streit gerieth, vertheidigte er den Krieg als nothwendig und heilsam; ein ewiger Friede dagegen galt im stets für ein Hirngespinst. Aber auch in dieser durch Charakter, Denkweise und Verhältnisse bedingten Entwickelung des königlichen Kriegs-Schriftstellers blieb doch immer, ebenso wie in seiner Kriegführung, die Humanität der durch das Ganze sich hindurchziehende rothe Faden.



Digitized by Google

## I.

Die erste Periode, in welcher Friedrich dem Kriege entschieden abgeneigt war, umfaßt seine 14 jugendlichen Mannesjahre bis zum Ende des österreichischen Erbfolgekriegs, von 1734—1748.

Der deutsche Kaiser Karl VI war mit dem französischen Könige Louis XV über die Besetzung des polnischen Thrones in einen Krieg gerathen, in welchem Friedrich Wilhelm I mit 10 000 Mann den Kaiser im westlichen Deutschland unterstützte. Der Kronprinz, 22 Jahre alt, begleitete seinen Vater auf diesem unbedeutenden Feldzuge 1734 an den Rhein und empfing hier die ersten Kriegseindrücke, die er sofort auf dem Kriegsschauplatze in seinen ersten „Versen" ausprägte. Friedrich schilderte in ihnen den Hof der Kriegslaster und mahnte die Menschenbrüder eindringlich vom Kriegsmorde ab.

„Dieser Hof voll Uebermuth,
Nur die Kämpfe wünschet er,
Glühend ist sein Rachedurst,
Blut fließt unter seinem Tritt;
Hochmuth und Anmaßlichkeit
Säen Todesschrecken aus . . .
Sein Wort ruft das Blutbad auf,
Stürzet seine Höflinge
Hin in finstern Wuthanfall.
Jene Helfer, blutdürstig,
Ohne Sinn in ihrer Wuth,
Statt der Lust das Leben weih'n,
Rechnen seinen Raub zum Ruhm.
Schauderhaft, sich sättigen,
Großer Gott, an Bruderblut!
Sterbliche, das Lebenslicht
Gab der Eine Vater uns.



Digitized by Google

Ach, wie sehr doch irret ihr,
Wenn ihr eure Hände leiht,
Eure Gaben und Vernunft,
Zu Gemetzel, Mord und Gräuel!"

Ganz besonders wichtig für diese erste Periode Friedrichs ist der von ihm gleichfalls noch als Kronprinz 1739 f. geschriebene, aber erst 1741 von dem Könige anonym veröffentlichte „Antimachiavell". Eine spätere, verbesserte Ausgabe erhielt den Titel: „Widerlegung des Fürsten von Machiavell." Hier heißt es:[2]) „Die Ruhe Europas gründet sich besonders auf die Erhaltung eines weisen Gleichgewichts. Die Welt würde sehr glücklich sein, wenn es keine andern Mittel als das der Unterhandlung gäbe, um die Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten und den Frieden unter den Nationen wiederherzustellen. Man würde die Vernunftgründe anstatt der Waffen anwenden, und man würde sich unter einander bestreiten, anstatt sich unter einander abzuwürgen. Eine ärgerliche Nothwendigkeit verpflichtet die Fürsten, zu einem weit grausameren, traurigeren und gehässigeren Wege ihre Zuflucht zu nehmen. Es giebt Gelegenheiten, wo man mit den Waffen die Freiheit der Völker, die man ungerechter Weise unterdrücken will, vertheidigen muß; wo man mit Gewalt erlangen muß, was die Unbilligkeit der Menschen der Milde verweigert, und wo die Herrscher, die geborenen Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten, diese nur wegräumen können, indem sie ihre Kräfte mit einander messen und ihre Sache dem Loos der Schlachten anheimgeben. In solchen Fällen wird das Paradoxon wahr, daß ein guter Krieg einen guten Frieden giebt und befestigt. . Die Leidenschaften und der Ehrgeiz der Fürsten verdunkeln ihnen oft die Augen und malen ihnen mit vortheilhaften Farben die gewaltthätigsten Handlungen. Der Krieg ist ein



Digitized by Google

Zufluchtsmittel in der äußersten Noth; daher darf man sich seiner nur mit Vorsicht und in verzweifelten Fällen bedienen, und muß wohl untersuchen, ob man durch ein Blendwerk von Stolz oder durch einen haltbaren und unumgänglichen Grund dazu getrieben wird. Die Vertheidigungskriege sind ohne Widerspruch die gerechtesten. Es giebt (auch) Interessenkriege, welche die Könige zu führen verpflichtet sind, um selbst die Rechte aufrecht zu erhalten, die man ihnen streitig macht; da es keine Tribunale über den Königen giebt, so klagen sie mit den Waffen in der Hand, und die Kämpfe entscheiden über die Kraft ihrer Gründe. Es giebt (ferner) ebenso gerechte Angriffskriege: dies sind Vorsichts-Kriege, und die Fürsten thun weise daran, sie zu unternehmen, wenn die übermäßige Größe der größten Mächte nahe daran scheint, über ihre Ufer zu treten. Die Bündnisse können ebenfalls die Fürsten nöthigen, in die Kriege ihrer Verbündeten miteinzutreten. Alle Kriege also, welche nach einer strengen Prüfung unternommen werden, um Usurpatoren zurückzutreiben, um gesetzliche Rechte aufrecht zu erhalten, um die Freiheit der Welt zu schützen und um die Unterdrückung und Gewaltthätigkeit der Ehrgeizigen zu vermeiden, sind übereinstimmend mit der Gerechtigkeit und Billigkeit. Die Herrscher, welche dergleichen unternehmen, sind unschuldig an allem vergossenen Blut, weil sie sich in der Nothwendigkeit befinden, so zu handeln, und weil unter solchen Umständen der Krieg ein geringeres Unglück ist als der Friede. . Aber ein Herrscher muß thun was er kann, um ihn zu vermeiden. Der Krieg ist so fruchtbar an Unglücksfällen, sein Ausgang ist so wenig gewiß, und seine Folgen sind so verderblich für ein Land, daß die Fürsten es sich gar nicht genug überlegen können, bevor sie ihn unternehmen. Ich spreche nicht von der Ungerechtigkeit und von



Digitized by Google

den Gewaltthätigkeiten, welche sie gegen ihre Nachbarn begehen, sondern ich beschränke mich auf all' das Unglück, welches geradezu auf ihre eigenen Unterthanen zurückfällt. Ich bin überzeugt, daß, wenn die Monarchen wahrhaft das Gemälde des Volkselends sähen, welches eine bloße Kriegserklärung nach sich zieht, so würden sie nicht unempfindlich dagegen sein. Aber sie haben keine hinreichend lebhafte Einbildungskraft, um sich in natürlicher Größe Uebel vorzustellen, vor welchen ihr Stand sie sichert. Man müßte einem Herrscher, den das Feuer seines Ehrgeizes zum Kriege treibt, all' die traurigen Folgen vor Augen stellen, die er für seine Unterthanen hat: diese Aushebungen, welche die ganze Jugend des Landes fortnehmen, diese Auflagen, welche die Völker zu Boden drücken, diese ansteckenden Krankheiten der Armeen, diese mörderischen Belagerungen, diese noch grausameren Schlachten, diese Verwundeten, welche der Verlust mancher Glieder der einzigen Werkzeuge zu ihrer Lebenserhaltung beraubt, und diese Waisen, welchen das feindliche Eisen Die geraubt hat, welche dem Fürsten ihr Blut verkauften, so viele dem Staat nützliche vor der Zeit weggemähte Männer. Es gab nie einen Tyrannen, welcher kaltblütig solche Grausamkeiten beging. Die Fürsten, welche ungerechte Kriege führen, sind grausamer als sie. Sie opfern dem Ungestüm ihrer Leidenschaften das Glück, die Gesundheit und das Leben einer unendlichen Zahl von Menschen, welche ihre Pflicht wäre zu schützen, anstatt sie so leichtsinnig preiszugeben. Die Herrscher, welche ihre Unterthanen als ihre Sklaven ansehen, setzen sie ohne Mitleid auf's Spiel und sehen sie ohne Bedauern umkommen; aber die Fürsten, welche die Menschen als ihres Gleichen betrachten, können nicht geizig genug sein mit dem Leben ihrer



Digitized by Google

Unterthanen, welche sie in mancher Rücksicht als ihre Herren ansehen sollen."

Es ist hier bereits die ganze humane Anschauung des großen Königs über den Krieg in ihren Grundzügen ausgeprägt: die Schrecken des Krieges überhaupt, insbesondere aber die menschenfreundliche Rücksicht auf die eigenen Unterthanen sollen den Herrscher von jedem ungerechten, aber nicht von einem gerechten, nothwendigen Kriege abhalten. Im Antimachiavell hatte der Kronprinz seine Königskriege im Voraus gerechtfertigt.

Der erste schlesische Krieg ward von Friedrich auf Grund alter Ansprüche als ein gerechter Interessen-Krieg gegen die junge, von allen Seiten hartbedrängte Kaiserin Maria Teresia im December 1740 eröffnet. Der siegreiche König gewann an der Spitze seines trefflichen Heeres Schlesien um so leichter, als die Truppen gute Mannszucht hielten und — damals ein unerhörter Fall — Alles baar bezahlten. Die österreichischen Bewohner riefen sogar nicht selten preußische Husaren zum Schutz gegen ihre eigenen beim Abmarsch plündernden kaiserlichen Truppen herbei. Insbesondere lag dem Könige die Pflege der Verwundeten am Herzen. An Schwerin schrieb er am 10. Januar 1741: „Tragt Sorge für die Blessirten, es sind meine Kinder!" — und gab große Summen zu ihrer Verpflegung her. Und behufs ärztlicher Behandlung und Lazarethpflege der Kriegsgefangenen schloß er am 9. Juli 1741 das „Cartel von Grottkau" ab. In einem Feldbriefe an Jordan endlich vom 24. Juni 1742 stellt er die Schonung seiner Preußen **über** die völlige Eroberung Böhmens:[2]) „Wir haben die Oesterreicher (in Böhmen) geschlagen und würden sie daraus vertrieben haben, wenn ich nicht die Erhaltung preußischen Bluts dem eitlen Ruhme vorgezogen hätte, eine unglückliche Frau und ein rui-

nirtes Land zu überwältigen." — Der Sonderfriede von Breslau verbürgte dem Könige seine Eroberung.

In einem gleichzeitigen Briefe an Voltaire vom 18. Juni rechtfertigte er diesen Krieg mit der Nothwendigkeit und seiner persönlichen Friedensliebe folgendermaßen:[4])

„Des Friedens Palmen enden die Kriegesschrecken nun;
Am ruh'gen Oelbaum hängen wir die Waffen auf.
Bereits vernimmt man nicht mehr den blutdürst'gen Ton
Der furchtbarn Trommel und der schmetternden Trompet';
Und diese Felder, die der Ruhm, übend die Wuth,
Mit Menschenblut, mit Todten und mit Mord befleckt,
Liefern, bebaut mit Sorgfalt, in drei Monaten
Das glücklich' und überreiche Bild
Von einem durch's Gesetz regierten Land.
O Friede, sel'ger Friede, mach' auf Erden gut
Die Uebel alle die Zerstörungskrieg ihr bringt!
Und deine Stirn, mit neuentsproßtem Blumenschmuck
Heitrer als je, erweise reichlich deine Gunst!
Doch wie auch sei die Hoffnung auf die du dich stützst,
Bedenke, daß du nichts gethan,
Wenn du nicht bannst zwei Ungeheuer aus der Welt,
Den Ehrgeiz und den Eigennutz."

„Halten Sie mich nicht für grausam, fährt der König fort, sondern für vernünftig genug, um ein Uebel nur dann zu wählen, wenn man ein schlimmeres vermeiden muß. Jeder Mensch, der sich entschließt, sich einen Zahn ausreißen zu lassen, wenn er angefressen ist, wird eine Schlacht liefern, wenn er einen Krieg beendigen will. In einer solchen Lage Blut vergießen, heißt wahrhaft, es sparen; es ist ein Aderlaß, den man seinem Feinde im Delirium anthut und der ihm seinen gesunden Verstand wiedergiebt."

Auch in einem andern Briefe an Voltaire, Rheinsberg, den



Digitized by Google

13. October 1742, beklagt der König die Uebel des rühmlichen Krieges.[5]).

„Die Uebel, die die Welt bedecken, klage ich,
Die Bande, die die Zwietracht künstlich hat gelös't;
Die preuß'schen Adler haben ihren Blitz gehemmt
Bei'm Janustempel, den geöffnet meine Hand.
O schmähet nicht, mein Freund, den unerschrocknen Muth,
Den meine Tapfern setzen wider Kriegessturm!
Der Eigennutz wirkt auf die edlen Krieger nicht;
Sie fordern nichts, denn ihre Liebe ist der Ruhm,
Der Preis für ihre Mühen stehet nur im Sieg."

Der König, welcher wiederholt die Erfahrung gemacht hatte, daß ein jeder aufstrebende Staat wie Preußen eine friedensſichere Stellung sich erkämpfen müßte, konnte, so sehr er auch den Krieg nur als Mittel zum Frieden betrachtete, einen ewigen Frieden doch nur für eine lächerliche Utopie halten. So schrieb er am 12. April 1742 an Voltaire:[6]) „Der Abbé von St. Pierre, welcher mich so sehr auszeichnet, daß er mich mit seiner Correspondenz beehrt, hat mir ein schönes Werk geschickt über die Art und Weise, den Frieden in Europa herzustellen und ihn auf immer festzustellen. Die Sache ist sehr ausführbar; es fehlt zu ihrem Gelingen nur die Einwilligung Europa's und einige andere ähnliche Kleinigkeiten." Und 3 Tage später spöttelt er in einem Briefe an Jordan:[7]) „Der Abbé von St. Pierre macht sich anheischig, das Interesse der Fürsten Europa's eben so leicht zurecht zu machen, wie Sie Ihre Verse machen. Dies große Werk stößt sich an nichts als an der Einwilligung der dabei interessirten Theile. Sie kennen diese Visionen von Schiedsgericht und solche gleichbedeutenden Narrheiten." Noch einmal schreibt er am 25. Juli hierüber an Voltaire:[8]) „So lange als das platonische Schiedsgericht des



Digitized by Google

Abbé von St. Pierre nicht statt haben wird, bleibt den Königen zur Beendigung ihrer Streitigkeiten kein anderes Hülfsmittel, als Gewaltmittel zu brauchen. Die Unglücksfälle und Nöthe, welche daraus entspringen, sind wie die Krankheiten des menschlichen Körpers. Der letzte Krieg muß also wie ein kleiner Fieberanfall betrachtet werden, der Europa ergriffen und es fast sofort verlassen hat."

Den zweiten schlesischen Krieg begann Friedrich 1744, um, wie sein Manifest erklärte, dem deutschen Reiche die Freiheit, dem Kaiser seine Würde, Europa den Frieden sicher zu stellen. Sein Schreiben „an die Czarin" Elisabeth von 1745 ist ein politisches Document dafür, daß er den Krieg mit seinen Schrecken nicht liebte und Friedensvermittlungen in ihrer Bedeutung wohl zu schätzen wußte. Er führte diesen neuen nothwendigen Krieg durch drei blutige Siege in kurzer Zeit zu Ende und nöthigte die Oesterreicher und Sachsen noch 1745 zum Dresdener Frieden.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß begann der König „Die Geschichte meiner Zeit" und erklärte sich in der Vorrede von 1746 folgendermaßen:[9]) „Ich beobachte, daß alle Nationen tapferer sind, wenn sie für ihre Herde kämpfen, als wenn sie ihre Nachbarn angreifen. Der Krieg, welcher sich in Schlesien entzündet (der österreichische Erbfolgekrieg) wird ansteckend und erreicht eine höhere Stufe von Bösartigkeit in dem Maße als er wächst. Was dabei am traurigsten ist, das ist die schauderhafte Vergießung von Menschenblut: Europa gleicht einer Schlächterei, überall sind blutige Schlachten; man sollte meinen, daß die Könige beschlossen haben, die Erde zu entvölkern. Wenn man die übermäßigen Ausgaben berechnet, welche der Krieg gekostet hat; wie sehr das Volk durch Auflagen bedrückt ist, um



Digitized by Google

diese großen Summen zusammenzubringen; und besonders, daß diese Eroberungen auf Kosten des Bluts so vieler tausend Menschen erkauft sind: wer sollte da nicht bewegt werden bei dem Anblick so vieler Elenden, welche die Opfer dieser traurigen Streitigkeiten sind?!"

Und am Ende dieses Erbfolgekrieges, in welchem die beiden schlesischen Kriege die blutigsten Episoden waren, klagte er in einer Ode vom Jahre 1748:[10])

„Geborne Erdengötter, Menschenrichter ihr,
Stolze Beherrscher dieser trübseligen Welt,
Wenn drohend euer Arm des Blitzstrahls Waffe faßt,
Wenn ihr in Eisen euer Volk gefesselt habt,
Mäßigt die Härte einer willkürlichen Macht!
Es sind ja eure Kinder, habt ein Vaterherz!
Die Schwerter, eingesenkt in ihr unglücklich Herz,
Sind roth von eurem eignen Blut.
Verabscheut diese innern Kriege immerdar!
Der grause Ehrzeiz zündet diese Fackel an,
Ruinen macht ihr aus der ganzen großen Welt,
Die Erde wandelt sich zu einem weiten Grab.
Welch' Trauerschauspiel breitet dies Theater aus!
Europa, ihren Kindern harte Stiefmutter,
Waffnet den mächtigen Arm erstaunter Asia,
Um preiszugeben sie dem Tod."

Und in seinem Begleitschreiben an Voltaire vom 13. Februar 1749 äußerte der Philosoph von Sanssouci: „Erstaunen Sie nicht über meine Ode auf den (gegenwärtigen) Krieg; es sind, ich versichere Sie, meine Gefühle. Unterscheiden Sie den Staatsmann vom Philosophen, und wissen Sie, daß man den Krieg aus Staatsrücksichten führen, daß man Politiker aus Pflicht, und Philosoph aus Neigung sein kann."

Hiermit schließt die erste Periode Friedrich's, in welcher er

den Krieg aus politischem Pflichtgefühl, aber mit philosophischer Abneigung in hoher Humanität geführt und demgemäß beurtheilt hatte.

## II.

In dem zweiten Lebensabschnitte des Königs, der etwa die folgenden 20 Jahre, von 1748—1768, umfaßt, galt es, seinen zahlreichen und mächtigen Feinden gegenüber das Gewonnene durch energische und kunstvolle Kriegführung zu behaupten. Der König fühlte dies sehr wohl, bevor er noch in den gewaltigen Kampf um's Dasein eintrat, und so verfaßte er bereits im Jahre 1749 in Sanssouci sorgsam sein großes Gedicht, „die Kriegskunst," von welchem ich einige Verse, die seinen humanen Standpunkt für den Krieg bekunden, hier folgen lasse[11]).

„Wohlthät'ger Fried! Und du, glücklicher Genius,
Die ihr von Himmelshöhen über Preußen wacht,
Lenket von unsern Feldern, Städten, Grenzen ab
Die blutige Verheerung, mörderische Wuth,
Ruchlose Geißeln der unsel'gen Sterblichen!
Wenn dieser Wunsch erhört im Schicksalstempel wird,
Bewilligt, daß auf immer dieses blüh'nde Reich
In eurem Schutze schmecke die ersehnte Ruh!
Daß Themis auf dem Richterstuhl in Sicherheit
Das Unrecht strafe und verletzte Unschuld räch', —
Daß, in den Händen haltend Oelzweig und Aegid'
Minerva auf dem Throne vorsteh' unserm Rath!
Wenn aber eines Feindes ehrgeiziger Stolz
Die hehren Bande dieses sel'gen Friedens bricht,
Dann, Kön'ge, Völker, waffnet euch, und eure Sach'
Schütze der Himmel und räch' die Gerechtigkeit!"

Im 4. Gesange folgt eine Schilderung der unmenschlichen Kriegführung.



Digitized by Google

„Und ein grausamer Sturm folgt auf den andern schnell.
Seht, wie zurück man den Soldaten halten muß!
Die Tiger, Löwen sind weit menschlicher als er,
Wenn wüthend er verfolgt den Kämpfer, der ihn flieht.
Wenn ihr nicht lenket seine störr'sche Grausamkeit,
Gierig nach Plünderung, hitzig und ohne Zucht,
Gerissen durch die Wuth zum Frevel-Uebermaß,
Dann seht ihr ihn befleckt mit Mord und Missethat.
Jeglicher General, der plündert, der verheert,
Der Rohheiten erlaubt, zuläßt des Blutbads Graus,
Eroberte er selbst die größten Ländereï'n,
Befleckt in seiner Hand sieht er den Lorbeerzweig.
Des Weltalls Stimme hebt vereint sich gegen ihn,
Vergessend seine That, flucht's seiner Tyrannei."

Und zum Beweise folgt die Schilderung der grausen Erstürmung Magdeburgs durch Tilly. So mahnt denn Friedrich im 6. Gesange zur größtmöglichen Humanität im traurigen Kriege.

„Am andern Tag, o Gott, schaut auf dem Schlachtfeld an
Die Sterbenden, die traurigen Begräbnisse,
Und unter diesen Bächen des feindlichen Bluts
Seht fließen eurer besten Freunde Lebensblut,
Seht in dem Grabe diese Krieger hochgemuth,
Die eurer Ehrsucht unglückliche Opfer sind;
Verweint die Eltern, trauervoll die Gattinnen,
Die bei eurem Triumph verfluchen euern Stolz.
Ach, eh' ihr mit Verbrechen eure Hand befleckt,
Ehe ihr euch mit ungerechten Ehren schmückt,
Laßt stürzen immerhin die grausen Denkmale,
Gesetzt nicht eurem Werk, nein, euren Irrungen!
Wer wollt' um diesen Preis gewinnen seinen Ruf?
Als Vater führt wohlthätig euere Armee,
Ihr Leben ist des Staats, ihr Glück das unsrige,
Geizig mit ihrem Blut opfert das eurige,
So lange Mars erlaubt, muß es geschonet sein.



Digitized by Google

Doch wenn das Wohl des Staats sie rufet zur Gefahr,
Wenn zwischen eigenen und Feindes Fahnen muß
Des Kriegs Geschick entschieden werden unverweilt:
Dann schwanket nicht, dann suchet keine Auswege,
Bereitet euch, greift an, ihr Leben opfert hin!
Sie offenbaren so die kriegerische Glut
Und sie erleiden so einen hochherz'gen Tod. —
Sehet zu Fontenay Louis, gleichmüth'gen Sinns,
Bei seinem Kriegsglück mild, hilft den Besiegten er
Als ein wohlthätiger Gott, der ihnen Beistand leiht.
Die Hand, die sie entwaffnet, küssen weinend sie;
Sie unterwarf sein Muth, entzücket seine Huld;
Inmitten aller Wuth findet die Güte Raum,
Wenn ein Held hat gesiegt, verzeihet nun ein Gott." —

Mit fast ganz Europa verbündet wollte Maria Teresia dem Preußenkönige nicht nur Schlesien wieder entreißen, sondern ihn sogar wieder zu einem Kurfürsten von Brandenburg erniedrigen. So mußte denn Friedrich seinen übermächtigen und barbarischen Feinden gegenüber den siebenjährigen Krieg nicht nur mit der höchsten Genialität führen, sondern auch die Humanität zu seinem Leidwesen öfter zurücktreten lassen.

Zu seiner Vertheidigung rückte er mit 70,000 Mann 1756 in Sachsen ein; an der Befestigung Torgau's mußten Bürger und Bauern mitarbeiten, Dresden wurde dagegen äußerst höflich behandelt. Und in Böhmen gewann sich Schwerin von den Landleuten den Namen eines Vaters und Beschützers ihrer Habe. Nach der erbitterten Schlacht bei Lobositz — die Schwerverwundeten sollen mit Kolben und Bajonet getödtet worden sein —, schrieb Friedrich als Sieger an Schwerin: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seit ich die Ehre habe, sie zu kommandiren." Nun mußte auch die im Lager von Pirna eingeschlossene hungernde sächsische Armee von



Digitized by Google

18,000 Mann kapituliren. Die Offiziere wurden gegen ihr Ehrenwort, in diesem Kriege nicht mehr gegen Preußen zu dienen, freigelassen; aber Maria Teresia und Louis XV. entbanden sie ihres Versprechens. Die Mannschaften wurden, zuerst als eigene Regimenter, sodann unter den preußischen Truppen, gegen ihr Vaterland zu dienen gezwungen; allein sie rissen massenhaft nach Polen aus. — Der böhmische Feldzug von 1757 kostete dem Könige wohl 50,000 Mann, und bereits überschwemmte das französische Heer von mehr als 100,000 Mann, dessen Noblesse den Zug gegen den „kleinen Marquis von Brandenburg" als eine Lustpartie betrachtete, das nordwestliche Deutschland, während in Ostpreußen gegen 100,000 Russen unter schrecklichen Gräueln und Verwüstungen vordrangen. Mit den Franzosen vereinte sich die „eilende Reichsarmee", die der kundige Setzer der kaiserlichen Kundmachung als „elende Reichsarmee" ausgeschrieben; und Friedrich stempelte auch bei Roßbach diese Reichsarmee sofort zur „Reißausarmee", und schlug die Franzosen völlig in ein-einhalbstündigem Kampfe. Der König, nach dem Siege auf dem Schlachtfelde umhergehend, tröstete die verwundeten französischen Offiziere und übernachtete hernach in einer Gesindestube des Schlosses, weil alle herrschaftlichen Zimmer bereits mit gefangenen Offizieren besetzt waren. Als sodann die Kriegsgefangenen ihn baten, ihre unversiegelten Briefe durchzulassen, erwiderte er ihnen: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten, und habe kein Mißtrauen gegen Sie; also versiegeln Sie Ihre Briefe, und die Antworten sollen Sie uneröffnet empfangen." — Die Oesterreicher schlug Friedrichs Genie mit seiner „Potsdamer Wachtparade" entscheidend bei Leuthen, und als auf dem winterlichen, leichenbedeckten Schlachtfelde Nachts das ganze Heer



Digitized by Google

sang: nun danket alle Gott, — da sprach auch der König: „das hat ein Höherer gethan". Die Franzosen, unter dem Grafen v. Clermont, einem geistlichen Würdenträger, der wie ein Prediger kriegte und wie ein Krieger predigte[12]), wurden zurückgedrängt, und die Russen in der blutigen zwölfstündigen Schlacht bei Zorndorf 1758 völlig geschlagen: von ihren 50,000 Mann wurden an 20,000 niedergemacht, denn Gnade ward auf Befehl des über ihre Unthaten erbitterten Königs nicht gewährt. — In dem für Friedrich schwersten Kriegsjahr 1759 entsprach den Unfällen die schonungslose Kriegführung: die Preußen behandelten Anfangs Mecklenburg allerdings auf's Härteste, aber die Russen und Oesterreicher bestrebten sich ihren Erklärungen gemäß, den Preußen nur Luft und Erde zu lassen. Auch das Jahr 1760 brachte dem Könige schwere Verluste, besonders bei Torgau, seinem Lande Brandschatzung, Plünderung, Verheerung und alle Kriegsschrecken. In den letzten Kriegsjahren kam es bei der Erschöpfung aller Theile nicht mehr zu so blutigen Schlachten, und der Friede von Hubertsburg stellte den Besitzstand, wie er vor dem Kriege gewesen war, wieder her. — Die Schlachten dieses Krieges waren ungemein mörderisch, theils wegen der gegenseitigen Erbitterung, theils aus taktischen Gründen. In der verlustvollsten Schlacht bei Kunersdorf verlor Friedrich von seiner Infanterie fast den zweiten, von seiner Kavallerie fast den vierten Mann, während selbst heutzutage durchschnittlich kaum der zehnte Mann außer Gefecht gesetzt wird. Viele, viele Tausend Verwundeter kamen aus Mangel an Pflege und Aerzten elend um, obgleich das preußische Lazarethwesen für jene Zeit gut eingerichtet war, und Friedrichs Fürsorge für seine kranken und verwundeten Krieger mit jedem Feldzuge wuchs. Er befahl 1756, nur im höchsten Nothfall den Soldaten Arme



Digitized by Google

und Beine abzunehmen und ließ nach dem Kampfe bei Prag 1757 „citissime Feldscheers, Krankenwärter und 24 Weiber" als Lazarethpersonal nach Dresden kommen. Aehnlich schrieb er 1758 dem Kommandanten von Cosel, wie „die Bürgerweiber die Blessirten mitwarten sollten"; und die den Preußen von den „barmherzigen Brüdern" in Breslau gewährte freiwillige Krankenpflege erkannte er dankbar an.

Auch ließ er die eigenen und die feindlichen Verwundeten stets auf gleiche Weise behandeln, zu welchem Zwecke er z. B. auf dem Schlachtfelde von Torgau selbst umherritt. Bei Capitulationen wurde für die zurückbleibenden kranken Soldaten besondere Fürsorge vom Könige getragen, und selbst nach dem Abzuge von Prag für die untransportabeln Verwundeten eine Vereinbarung mit Brown getroffen. Namentlich aber schloß Friedrich Conventionen in Betreff der Krankenpflege ab. Der Brandenburger Vertrag vom 7. Sept. 1759 zwischen Preußen und Frankreich setzte fest: von beiden Seiten sollen gleichmäßig die Verwundeten besorgt, auch die Kranken nicht zu Gefangenen gemacht werden, sondern in den neutralen Hospitälern bleiben, ebenfalls die erforderlichen Commissäre, Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger und Prediger. Nach einer Uebereinkunft mit Oesterreich sollten auch die Bäder von Warmbrunn und Landeck, Teplitz und Karlsbad für die feindlichen Kranken neutral sein. Mit Rußland schloß Friedrich 1759 zu Bütow einen dem Grottkauer gleichen Traktat. So bewies der König, nunmehr der Nationalheld, durch die That eine Humanität im Kriege, wie sie bis dahin in solcher Hochherzigkeit und Weisheit noch nicht geübt worden war.

Aber ebenso machte er, obwohl überall im Kriege persönlich eingreifend, es dennoch möglich, seine Humanität auch durch



Digitized by Google

die Feder auszuströmen. Auf's Schmerzlichste empfand er die Gräuel des langen Existenzkampfes. In einem Briefe an den Prinzen Heinrich vom 1. September 1758 klagt er:[13]) „Ich kann Ihnen keine Idee von all' den Barbareien geben, welche diese infamen Russen begehen; die Haare sträuben sich mir auf dem Kopfe. Sie erwürgen Frauen und Kinder, sie verstümmeln die Glieder der Unglücklichen, die sie ergreifen; sie plündern, sie brennen, kurz, es sind Abscheulichkeiten, welche ein fühlendes Herz nur mit der grausamsten Bitterkeit erträgt." An Voltaire richtet er am 11. April 1759 die unwilligen Worte:[14]) „Es scheint, daß man in diesem Kriege vergessen hat, was gutes Verfahren und Wohlanständigkeit sind. Die gesittetsten Nationen führen den Krieg wie wilde Bestien. Ich schäme mich der Menschheit. Die große Masse bleibt, wie die Natur sie gemacht hat, nichtswürdige Thiere." Ebendemselben schreibt er am 2. Juli:[15]) „Ich liebe den Frieden ganz ebenso sehr als Sie ihn wünschen, aber ich will ihn gut, dauerhaft und ehrenvoll. Der Mensch wird, trotz der Philosophieschulen, die nichtswürdigste Bestie des Weltalls bleiben; der Aberglaube, das Interesse, die Rache, die Undankbarkeit werden bis an's Ende der Jahrhunderte blutige und tragische Auftritte hervorbringen, weil die Leidenschaften und sehr selten die Vernunft uns beherrschen. Es wird immer Kriege, Processe, Verwüstungen, Seuchen, Erdbeben, Bankerote geben." Dem Marquis d'Argens schreibt er am 6. März 1760:[16]) „Wenn man die Menschen erregt, wenn man sie in Wuth setzt, so hören sie auf, Menschen zu sein und werden wilde Bestien. Das ist das wahre Uebel, welches der Krieg bereitet. Er verderbt die Sitten und führt den Menschen wieder zu einem wilden Zustand zurück, indem er seinen viehischen Leidenschaften den Zügel schießen



Digitized by Google

läßt. Ich seufze nach dem Frieden, aber der Friede seufzt nicht nach mir. Dieser Krieg giebt in nichts dem dreißigjährigen nach: dieselben Grausamkeiten, dieselben Verwüstungen und über das Alles die unermeßliche Menge von Kanonen, welche fast alle Regeln der Kriegskunst verändert."

Trotzdem verkannte Friedrich nicht die höhere Bedeutung des Krieges: das Vaterland zu retten. So preist er 1760 in der „Ode an Still," nachdem er den Zweikampf gebrandmarkt, den Kampf für's Vaterland[17]).

„Bewundernswerth ist unsrer Helden Tapferkeit.
So ist der Ehrenpunkt: rein, einfach und wahrhaftig,
Fruchtbar an großer That, gehorsam seiner Pflicht,
Nützlich dem Vaterland und milde in der Macht.
Trotz bieten lehrt der Staat jeglicher Kriegsgefahr,
Des Vaterlandes Retter ist ein Erdengott;
Durch die gewalt'ge Kraft des tugendhaften Sinns
Giebt er für die Erzeuger gern das Leben hin. —

## III.

Hatte Friedrich seit seiner Thronbesteigung sich von der Nothwendigkeit seiner Kriege überzeugen müssen, so hatte er nun zugleich die unermeßlichen Vortheile derselben für seinen Staat, der ihm Alles war, auf's Herrlichste erfahren. Zwar wurde er in seinem letzten achtzehnjährigen Lebensabschnitt, von 1768 bis 1786, seinem humanen Standpunkte in Betreff des Krieges durchaus nicht untreu; aber es blieb ihm doch das Schwert der zur Zeit beste Hüter des Rechts und der Wohlfahrt der Völker, und er war nunmehr besonders darauf bedacht, die Humanität im Kriege durch Verträge auszuprägen. In den auf den langen Krieg folgenden Friedensjahren war sein eifrigstes Bestreben, den europäischen Frieden zu erhalten und die durch den Krieg seinem Volke geschlagenen Wunden wieder zu heilen.



Digitized by Google

In dieser Beziehung schrieb er am 25. November 1769 an Voltaire[18]): „Ich beschränke meine Bemühungen darauf, die Herren Verbündeten zur Vereinigung und zum Frieden zu ermahnen; ich wünschte, daß Europa im Frieden und Jedermann zufrieden wäre. Ich glaube, daß ich diese Gefühle von dem seligen Abbé von St. Pierre geerbt habe, und es wird mir wie ihm begegnen können, der einzige meiner Secte zu bleiben."

Aber zugleich wachte er, die Hand am Schwert, scharf darüber, daß das Recht der deutschen Staaten von dem neidischen Oesterreich nicht gewaltthätig verletzt werde. Als der ländersüchtige Kaiser Josef II. auf Grund ganz unhaltbarer Ansprüche 1778 einen Theil Bayerns besetzte, rückte ein preußisches Heer sofort in Böhmen ein. Zwar kam es nicht zu eigentlichen Schlachten, es war dieser einjährige Bayerische Erbfolgekrieg vielmehr zum Theil nur eine bewaffnete Unterhandlung, aber er hatte doch den Erfolg, daß Oesterreich im Frieden zu Teschen 1779 seinen Ansprüchen entsagte. Doch hiermit glaubte der König noch nicht Alles gethan zu haben. Anderweitigen Vergrößerungsplänen und Uebergriffen Oesterreichs gegenüber begründete er 1785 den deutschen Fürstenbund, der unter Preußens Führung das in Deutschland bestehende Staatensystem und die Reichsverfassung nöthigenfalls mit gemeinsamer Waffengewalt aufrecht erhalten sollte. Der Fürstenbund, ein Vorbeugungsmittel gegen den drohenden Krieg, hatte seinen Zweck erfüllt, als die Kriegsgefahr von Seiten Oesterreichs beseitigt, und Friedrich, seine Seele, gestorben war; es war die letzte große Friedensthat des großen Königs, die er im Interesse der Menschheit und Menschlichkeit — für Beides hatte er nur das Eine Wort humanité — in seinem 74jährigen Leben voll-



Digitized by Google

brachte. Einen möglichst allgemeinen Friedensstand anzubahnen, war bis zuletzt sein Lebenszweck.

Das trat auch deutlich hervor in dem Neutralitäts-Vertrage Preußens mit Rußland, vom 8. Mai 1781, dessen dritter Artikel lautete: „In der mehr oder weniger entfernten Epoche des Friedens zwischen den kriegführenden Mächten werden der König von Preußen und die Kaiserin von Rußland sich bestreben, in allen Seekriegen allgemein annehmen zu lassen das System der Neutralität und die durch die gegenwärtige Acte festgestellten Principien, welche dazu dienen, die Basis eines allgemeinen See-Gesetzbuches zu bilden."

Noch kurz vor seinem Lebensende offenbarte der große König die Humanität als sein Lebensprincip in dem 1785 zwischen Preußen und der nordamerikanischen Union geschlossenen Vertrage, welcher nicht nur die neuen Grundsätze über Seebeute anerkannte, sondern auch die Behandlung der Nichtkämpfer und der Kriegsgefangenen völkerrechtlich feststellte. Artikel 23.

Artikel 23 desselben lautete: „Wenn ein Krieg zwischen den contrahirenden Theilen ausbricht, so sollen die Kaufleute noch 9 Monate in dem gegnerischen Staate bleiben dürfen. Die Frauen und Kinder, die Gelehrten, Landbauer, Künstler, Gewerbetreibenden und Fischer, die nicht bewaffnet sind und unbefestigte Orte bewohnen, und überhaupt Alle, deren Beruf auf die Erhaltung und den gemeinen Nutzen des Menschengeschlechts abzielt, sollen durchaus nicht belästigt werden; ihre Güter sollen nicht zerstört noch ihre Felder verwüstet werden; und wenn etwas von ihrem Eigenthum für die feindliche Armee genommen werden muß, so soll es angemessen bezahlt werden. Alle Handelsschiffe dürfen frei und unbelästigt verkehren, und keiner der contrahirenden Theile darf einem bewaffneten Privatfahrzeuge eine Vollmacht



Digitized by Google

geben, welche dieses berechtigen würde, solche Handelsschiffe zu nehmen oder zu zerstören oder ihren Handel zu unterbrechen". Nach § 24 endlich sollten die Kriegsgefangenen eben so gut wie die eigenen Soldaten behandelt werden.

Wie Friedrich als König im Kriege und in Friedensverträgen die Humanität mit allen Kräften förderte, so hielt er sie auch als Schriftsteller bis an sein Lebensende hoch. Aber durch lange und schwere Erfahrungen von aller jugendlichen Gefühlsschwärmerei befreit, galt ihm nun noch mehr als sonst der Krieg nicht nur als eine in der menschlichen Natur begründete unvermeidliche Nothwendigkeit, sondern er machte auch die Heilsamkeit desselben für den Einzelnen, den Staat, das Vaterland, das Menschengeschlecht geltend.

Dies geschah besonders in seinem Streite mit dem französischen Encyclopädisten, welche eine rein theoretische, überspannte Humanität verkündeten, und zwar zuerst und vornämlich in seiner „Prüfung des Versuchs über die Vorurtheile"[19]) vom Jahr 1770, dessen Verfasser aus dem Kreise des Barons von Holbach stammte. Friedrichs Beurtheilung der übertriebenen Urtheile des Encyclopädisten über den Krieg ist folgende: „Der Verfasser beklagt sich, daß der Ehrgeiz des Herrschers unaufhörlich neue verderbliche Kriege entzünde, daß Sold-Henker, ein zierliches Beiwort, mit dem er die Krieger beehrt, allein Belohnungen genießen. Er klagt die Herrscher an, die Schlächter ihrer Völker zu sein und sie im Kriege abwürgen zu lassen, um ihre Langeweile zu belustigen. Ohne Zweifel sind ungerechte Kriege vorgekommen, ist Blut vergossen worden, das man hätte sparen müssen und können. Dies hindert indeß nicht, daß es nicht mehrere Fälle giebt, wo die Kriege nothwendig, unvermeidlich und gerecht sind. Ein Fürst muß seine Ver-



Digitized by Google

bündeten vertheidigen, wenn sie angegriffen werden. Seine eigene Erhaltung nöthigt ihn, das Gleichgewicht der Macht unter den Mächten Europa's mit den Waffen aufrecht zu erhalten. Es ist seine Pflicht, seine Unterthanen gegen die Einbrüche der Feinde zu vertheidigen; er ist sehr berechtigt, seine Rechte zu erhalten, Erbfolgen, die man ihm streitig macht oder andere ähnliche Dinge, indem er die Ungerechtigkeit, die man ihm anthut, mit Gewalt zurückweist. Welchen Schiedsrichter haben die Herrscher? Da sie also ihre Sache vor kein Tribunal bringen können, das mächtig genug ist, um das Urtheil über sie zu fällen und vollziehen zu lassen, so treten sie in die Rechte der Natur zurück, und es ist dann Sache der Gewalt, darüber zu entscheiden. Die Könige sind nicht die einzigen, welche Krieg führen; die Republiken haben es jederzeit ebenso gemacht. Ihr declamirt gegen den Krieg. Er ist an und für sich traurig; aber er ist ein Uebel wie die anderen Geißeln des Himmels, die man als nothwendig in der Ordnung dieses Weltalls ertragen muß, weil sie sich periodisch ereignen und weil bis jetzt kein Jahrhundert sich hat rühmen können, davon frei geblieben zu sein. Wenn ihr einen beständigen Frieden begründen wollt, so verfügt euch in eine ideale Welt, wo Dein und Mein unbekannt sind, wo die Fürsten, ihre Minister und ihre Unterthanen alle ohne Leidenschaften sind und wo der Vernunft allgemein gefolgt wird; oder gesellet euch den Projekten des seligen Abbé von St. Pierre zu; oder — laßt die Dinge ihren Lauf gehen! . . Mit welcher schmählichen Verachtung behandelt der Verfasser nicht die Kriegsleute! Aber vergebens versucht sein philosophischer Stolz, ihr Verdienst zu erniedrigen; die Nothwendigkeit, sich zu vertheidigen, wird ihren Werth immer fühlen lassen.



Digitized by Google

Werden wir es aber leiden, daß ein verbranntes Hirn das edelste Amt schmähe, das, seine Mitbürger zu vertheidigen? O Scipio, der du Rom aus den Händen Hannibals rettetest; Gustav, großer Gustav, du Beschützer der deutschen Freiheit; Türenne, du Schild und Schwert des Vaterlandes; Marlborough, dessen Arm Europa im Gleichgewicht hielt; Eugen, du Stütze, Kraft und Ruhm Oesterreichs; Moritz, du letzter Held Frankreichs: befreiet euch, hochherzige Schatten, aus den Kerkern des Todes und den Banden des Grabes! Mit welchem Erstaunen werdet ihr nicht hören, wie man in diesem Jahrhundert von Paradoxen eure Arbeiten schmäht und diese Thaten, welche euch mit Recht die Unsterblichkeit eingetragen! Ihr aber, die ihr den Schritten dieser wahren Helden folgt, fahrt fort, ihren Tugenden nachzuahmen! Unwürdiger Declamator, muß man dich lehren, daß die Künste im Frieden nur unter dem Schutz der Waffen gepflegt werden? Hast du nicht gesehen, daß, während der unerschrockene Soldat an den Grenzen wacht, der Bauer darauf wartet, die Frucht seiner Arbeiten zu pflücken? Weißt du nicht, daß, während der Krieger zu Lande und Wasser dem Tode sich aussetzt, der Handelsmann fortfährt, sein Geschäft blühend zu machen? Bist du albern genug, nicht bemerkt zu haben, daß, während diese Generäle und Offiziere, die deine Feder so unwürdig behandelt, sich den härtesten Strapazen preisgaben, du ruhig die Possen, die Unverschämtheiten, die Dummheiten überlegtest, die du uns auftischest? Wird man in unserm Jahrhundert beweisen müssen, daß ohne kräftige Soldaten, welche die Königreiche vertheidigen, diese die Beute des ersten Eindringlings werden würden? Warum denn mühest du dich, diese wahren Säulen des Staats zu beschimpfen, dieses Militär, das in den Augen eines Volkes, welches ihm die größte Erkennt-

lichkeit schuldig ist, so achtungswerth ist? Wie! Diese unerschrockenen Vertheidiger, welche sich opfern, die Schlachtopfer des Vaterlandes, du beneidest ihnen die Ehren und Auszeichnungen, deren sie sich mit einem so gerechten Grunde erfreuen?! Sie haben sie mit ihrem Blute bezahlt und mit Gefahr ihrer Ruhe, ihrer Gesundheit und ihres Lebens haben sie sie erhalten. . Ein wahrer Philosoph würde untersucht haben, ob diese zahlreichen, während des Friedens unterhaltenen Armeen, ob diese Kriege, so kostbar wie sie es heute sind, mehr oder weniger vortheilhaft sind, als der ehemalige Gebrauch, in der Eile Bauern zu bewaffnen, wenn ein Nachbar zu fürchten schien, diese Miliz durch Raub und Erpressung zu erhalten, ohne ihr regelmäßigen Sold anzuweisen und sie im Frieden abzudanken. Der einzige Vortheil, welchen die Früheren hatten, bestand darin, daß das Militär ihnen in Friedenszeiten nichts kostete; wenn aber die Lärmglocke erscholl, wurde jeder Bürger Soldat, statt daß jetzt, wo die Stände getrennt sind, der Bauer, der Handwerker ihre Arbeiten ohne Unterbrechung fortsetzen, während der Theil der Bürger, der bestimmt ist, die anderen zu vertheidigen, sich seines Dienstes entledigt. Wenn unsere großen Armeen, die bei ihren Feldzügen auf Kosten des Staats unterhalten werden, kostbar sind, so folgt daraus wenigstens der Vortheil, daß die Kriege nur höchstens 8—10 Jahre dauern können, und daß dann die Erschöpfung der Hülfsquellen die Herrscher nöthigt, sich friedfertiger zu zeigen, als sie aus Neigung sein würden. Es folgt also aus unsern modernen Gebräuchen, daß unsere Kriege kürzer sind als die der Früheren, weniger verderblich für die Provinzen, die ihnen als Schauplatz dienen, und daß wir den großen Kosten, welche sie mit sich



Digitized by Google

bringen, die kurzen Friedenszeiten verdanken, die wir genießen und welche die Erschöpfung der Mächte wahrscheinlich länger machen wird".

Sich gleich bleibend, erklärte Friedrich auch jetzt den Krieg für eine in der Natur des Menschengeschlechts begründete unvermeidliche Nothwendigkeit. Er schreibt am 1. November 1772 an Voltaire [20]): „Wenn ich die Geschichte durchgehe, so sehe ich, daß keine 10 Jahre verfließen, ohne daß es einige Kriege giebt. Dieses Wechselfieber kann verschoben, aber nie geheilt werden. Man muß den Grund davon in der dem Menschen natürlichen Unruhe suchen. Wenn nicht der Eine Unruhen erregt, so ist's der Andere, und ein Funke verursacht oft einen allgemeinen Brand".

Ganz ähnlich heißt es in 3 Briefen an Denselben aus dem Jahr 1774. Zuerst am 4. Januar! [21]) „Ich gestehe Ihnen, daß ich eben so gern gegen das viertägige Fieber wie gegen den Krieg declamiren würde; es ist verlorene Zeit." Dann am 16. Februar: [22]) „Ich würde ebenso gern gegen das Scharlachfieber declamiren wie gegen den Krieg. Man wird ebensowenig das eine hindern, seine Verheerungen anzurichten, als den andern, die Nationen zu beunruhigen. Es hat Kriege gegeben, so lange die Welt Welt ist und es wird sie geben lange nachdem Sie und ich unsern Tribut der Natur bezahlt haben werden." Endlich am 30. Juli: [23]) „Ihr Geist wird Ihnen ohne Zweifel sagen, daß es ebenso viel ist, gegen den Schnee und Hagel zu declamiren, wie gegen den Krieg; daß es nothwendige Uebel sind, und daß es eines Philosophen nicht würdig ist, unnütze Sachen zu unternehmen. Man verlangt von einem Arzt, daß er das Fieber heile und nicht, daß er eine



Digitized by Google

Satire auf dasselbe mache. Habt ihr Heilmittel, so gebt sie uns; habt ihr keine, so habt Geduld mit unseren Leiden!"

So verspottet Friedrich denn auch den Encyclopädisten gegenüber den beständigen Frieden. In dem „Todtengespräch zwischen dem Prinzen Eugen, Herrn Marlborough und dem Fürsten von Lichtenstein"[24]) aus dem Jahre 1773 sagt

Lichtenstein: „Diese Republik der Encyclopädisten wird einen dauernden Frieden erhalten und sich ohne Armee schützen.

Eugen. Es scheint mir, daß dieser beständige Friede eine Vision eines gewissen Abbé von St. Pierre war, welcher zu meiner Zeit nicht schlecht geschmäht worden ist.

Lichtenstein. Sie haben ihn also aus der Vergessenheit zurückgerufen, denn sie affectiren Alle einen heiligen Schauder gegen den Krieg.

Eugen. Man muß gestehen, daß der Krieg ein Uebel ist, aber daß man ihn nicht würde verhindern können, weil ein Tribunal fehlt, um die Streitsachen der Herrscher zu richten.

Lichtenstein. Diese Herren behaupten, daß ihr nur Anführer von Räubern gewesen seid, denen ein Tyrann besoldete Henker anvertraut hat, um in seinem Namen alle möglichen Verbrechen und Scheußlichkeiten an unschuldigen Völkern zu begehen.

Marlborough. Aber warum diese Erbitterung gegen das edelste Geschäft, unter dessen Schutz die Andern sich in Frieden üben können?

Lichtenstein. Da sie Alle in der Kriegskunst sehr unwissend sind, so glauben sie diese Kunst verächtlich zu machen, indem sie sie erniedrigen".

Marlborough's Frage: Wozu haben uns so viel Arbeiten, so viel Sorgen, so viel Mühen gedient? beantwortet zum



Digitized by Google

Schlusse Eugen mit dem Ausruf: Eitelkeit der Eitelkeiten, Eitelkeit des Ruhms!

Das war von jeher die Herzensmeinung des Königs, der schon am 9. October 1757 an Voltaire schrieb:[25])

„Ich verachte den eitlen Ruhm,
Bin ich Dichter und Herrscher gleich."

Voltaire's bitterer Artikel „Krieg" im Wörterbuch drängte den König zu mehreren Erwiderungen; zuerst am 9. October 1773[26]) „Ich habe den Artikel Krieg gelesen und geseufzt. Wie kann ein Fürst die Truppen zum Ruhm führen, ohne den ehrenvollen Titel eines Räuberhauptmanns zu verdienen, weil ihm nur ein Haufe von Faullenzern folge, die die Nothwendigkeit verpflichtet, feile Schinder zu werden, um unter ihm das anständige Gewerbe von Straßenräubern zu treiben? Haben Sie vergessen, daß der Krieg eine Geißel ist, welche, indem sie alle Verbrechen vereinigt, zu ihnen noch alle möglichen hinzufügt? Es giebt gerechte Kriege, obwohl Sie keine zugeben; diejenigen, welche die eigene Vertheidigung fordert, sind unbestreitbar von dieser Art. Ich bin bis jetzt nur ein Halb-Quaker; wenn ich wie William Penn sein werde, werde ich wie Andere gegen diese privilegirten Mörder declamiren, welche die Welt verwüsten."

Und beim Ausbruch des nordamerikanischen Unabhängigkeitskrieges erklärt er demselben am 19. März 1776:[27]) „Ich bleibe neutral, lieber damit beschäftigt, zu lernen, ob die Kolonie Penn's fortfahren wird, ihre friedlichen Tugenden zu üben, oder ob sie, mögen sie noch so sehr Quaker sein, ihre Freiheit werden vertheidigen und für ihre Herde kämpfen wollen. Wenn dies geschieht, wie es den Anschein hat, so werden Sie genöthigt sein, einzuräumen, daß es Fälle giebt, wo der Krieg



Digitized by Google

nothwendig wird, weil die menschlichsten von allen Völkern ihn unternehmen."

Das Gesuch des Markgrafen von Anspach um freie Passage seiner für den Krieg der Engländer nach Nordamerika verkauften Truppen durch Preußen schlug der König in dem Briefe vom 24. Oktober 1777 unwillig ab [28]): „Ich gestehe Eurer Hoheit, daß ich niemals an den gegenwärtigen Krieg in Amerika denke, ohne betroffen zu werden von der Gier einiger Fürsten Deutschlands, ihre Truppen in einem Streite zu opfern, der sie nichts angeht. Mein Erstaunen wächst sogar, wenn ich aus der früheren Geschichte dieses weisen und allgemeinen Widerwillens unsrer Vorfahren gedenke, das deutsche Blut für die Vertheidigung fremder Rechte zu verschwenden, was selbst als Gesetz in das germanische Recht überging."

„Die Briefe über die Vaterlandsliebe" vom Jahre 1779 endlich lehren uns ebenfalls die höchste Bedeutung des Krieges als Vaterlandsvertheidigung und als völkerrechtliche Hülfsleistung. „Die civilisirten Völker, welche der Gesellschaftsvertrag vereinigt, sind sich gegenseitig Hülfsleistungen schuldig; ihr eigenes Interesse will es, das allgemeine Wohl fordert es. Ihr wollt, daß der Staat euch vertheidige; so tragt dazu bei mit eurem Gelde, besser noch mit eurer Person! Das Vaterland hat das Recht, zu fordern, daß wir uns für dasselbe opfern."

Schiller's schöne Wort:

„Drum soll der Sänger mit dem König gehen,
Sie beide wohnen auf der Menschheit Höhen" —

findet seine erhabenste Anwendung auf Friedrich den Großen. In ihm gingen der Herrscher und der Dichter eng verschwistert mit einander Hand in Hand; er war gleicherweise ein Sänger



Digitized by Google

und ein König von Gottes Gnaden, denn beide thronten in in ihm auf den Höhen ächter Menschlichkeit. Er war ein Dichter, der die Humanität, das Ideal des Jahrhunderts, in seinen Schriften verherrlichte, und ein König, der eben diese Humanität in seinen Thaten verwirklichte. Friedrich der Einzige ist ein Geistesfürst, der einzig dasteht im göttlichen Reiche der Humanität, als ein Held des Schwertes und der Feder siegreich kämpfend auch für die Humanität im Kriege.

---

## Anmerkungen.

1) Oeuvres de Frédéric le Grand par Preuss. Berlin 1846. Vers faits dans la campagne du Rhin en 1734. T. 11 p. 66—68.

2) L'Antimachiavel ou examen du prince de Machiavel und Réfutation du prince de Machiavel, chap. 26. Das Citat ist aus beiden Arbeiten zusammengestellt. T. 8 p. 158—162, 294—298.

3) à Jordan, camp de Kuttenberg. T. 17 p. 236.

4) à Voltaire, au camp de Kuttenberg. T. 22 p. 96.

5) à Voltaire, Remusberg. T. 22 p. 115.

6) à Voltaire. T. 22 p. 90.

7) à Jordan. T. 17 p. 180.

8) à Voltaire. T. 22 p. 105.

9) Histoire de mon temps. Avant-propos. T. 2 p. XVIII.s.

10) La guerre présente, Ode. T. 10 p. 27—30. à Voltaire, Potsd. T. 22 p. 182.

11) Art de la guerre. Chant. 1. 4. 6. T. 10 p. 226. 254s. 268s. 274.



Digitized by Google

12) Er wurde von Friedrich (1758) folgendermaßen besungen:

| | |
|---|---|
| Moitié plumet, moitié rabat, | Halb Federhut und Stola halb, |
| Aussi propre à l'un comme à l'autre, | Zu beiden Dingen gleich geschickt, |
| Clermont se bat comme un apôtre, | Schlägt Clermont sich apostelgleich, |
| Et sert son dieu comme il se bat. | Und dienet Gott wie er sich schlägt. |

13) Au prince Henri. T. 26 p. 184.

14) à Voltaire, Bolkenhayn. T. 23 p. 35.

15) à Voltaire, Reich-Hennersdorf. T. 23 p. 53 s.

16) Au marquis d'Argens. T. 19 p. 131.

17) à Stille. T. 10 p. 134 s.

18) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 144.

19) Examen de l'essai sur les préjugés. T. 9 p. 139. 142. 143. 144. 145—147. 150 s.

20—23) à Voltaire. T. 23 p. 222. 270. 274. 285.

24) Dialogue des morts entre le prince Eugène, Monsieur Marlborough et le prince de Lichtenstein. T. 14 p. 254. 255. 257. 259.

25) Au Sieur Voltaire. T. 14 p. 115.

26) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 257—259.

27) à Voltaire, Potsd. T. 23 p. 372.

28) Zuerst in Kapp, Soldatenhandel deutscher Fürsten nach Amerika. 2. A. Berl. 1874. S. 259, vgl. S. 161 f.

29) Lettres sur l'amour de la patrie. T. 9 p. 215. 238. 242.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

In den früheren Serien erschienen:

**Geschichte.**

(23 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11,50 Mark.)

**Beheim-Schwarzbach**, Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) . . . M. 1.20
**Bergau**, Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) . . . 60
**Bluntschli**, Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) 60
**Boesch**, Heinrich I. u. Otto I. (432) . . . 60
**Denicke**, Von der deutschen Hansa. (456) . . . 80
**Dondorff**, Die Normannen und ihre Bedeutung für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225) . . . 75
**Essellen**, Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) . . . M. 1.—
**Häußner**, Unsere Kaisersage. (440) . . . M. 1.—
**Heydenreich**, Livius und die römische Plebs. (Ein Bild römischer Geschichtsschreibung.) (401) . . . M. 1.—
**Isaac**, Amy Robsart und Graf Leicester. (Ein Criminalfall des XVI. Jahrhunderts.) (389) . . . 80
**Justi**, Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178) . . . 75
**Lehmann**, Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) . . . 75
**v. Löher**, Cypern in der Geschichte. (307) . . . M. 1.—
**Müller, Prof., Dr., A.**, Die Beherrscher der Gläubigen. (406) . M. 1.—
**Schreiber**, Die Reformation in Pommern. (351) . . . M. 1.—
**Schroeder**, Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Z. des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) . . . M. 1.—
**Schulze**, Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) . . . 75
**Sepp**, Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) . . . M. 1.—
**Stark**, Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/48) . . . M. 1.80
**Twesten**, Die Zeit Ludwig XIV. (121) . . . 60
**Winckler**, Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323) . . . 75

# Lehrbuch der allgemeinen Geschichte

**zum Gebrauch für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium.**
Von **Dr. Carl Wolf.**

Theil I.: **Alte Geschichte**, 3. Aufl.; II.: **Mittlere Geschichte**, 4. Aufl.; III.: **Neuere Geschichte**, 3. Aufl. à Theil 2 Mark 60 Pf.

**Wolf, Tabellen zur allgemeinen Geschichte.** 2. Aufl. 1 Mark 60 Pf.
— **Uebersicht zur vaterländischen Geschichte** mit Karte des brandenburg-preußischen Staates. 2. Aufl. 1 Mark 60 Pf., ohne Karte 80 Pf. (Die Karte besonders 1 M.)

# Die unmittelbaren Theile
des ehemaligen
# römisch-deutschen Kaiserreiches
nach ihrer
## früheren und gegenwärtigen Verbindung.
Von **Dr. Carl Wolf.**

Preis broch. 8 Mark 60 Pf.; geb. in Halbfr. 10 Mark 60 Pf.

# Karte der mitteleuropäischen Staaten
nach ihren geschichtlichen Bestandtheilen
des ehemaligen römisch-deutschen Kaiserreiches,
entworfen und gezeichnet von
**Dr. Carl Wolf.**

1 Blatt im Rahmen lang 0,75 m, breit 0,63 m, Maßstab 1 : 1 850 000.
**Preis 8 Mark.**
Auf Leinwand gezogen, lackirt und mit Stäben versehen (zum Anhängen) 16 M.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien soeben:

# Die Militair-Musik

und

## die militair-musikalische Organisation

eines

## Kriegsheeres.

Hinterlassene Denkschrift

von

**Wilhelm Wieprecht,**

weil. Director der Musik des gesammten Königl. Preuß. Garde-Corps.

**Nebst Anhang:** Bericht Wieprecht's über den Sieg der Musik der preußischen Garde bei dem internationalen Wettkampf der Europäischen Militairmusik auf der Pariser Weltausstellung 1867.

**Preis: 80 Pfennig.**

---

Die nachfolgende Denkschrift stammt aus der Hinterlassenschaft des bekannten ehemaligen Directors der gesammten Musik des preußischen Garde-Corps, W. Wieprecht, gest. 4. August 1872 zu Berlin. Es war seine letzte Arbeit. Er übergab dieselbe nicht lange vor seinem Tode dem Schriftsteller Hrn. Friedrich Bücker, welcher einige Jahre vorher die Biographie Wieprecht's für das „Daheim" geschrieben hatte, mit der Bitte um dereinstige Veröffentlichung, wenn dieser einen geeigneten Zeitpunkt dafür als passend erachte, und zwar ohne jede Einschränkung. Als Veranlassung der Denkschrift erzählte er Hrn. Bücker, daß dieselbe die Lösung eines Versprechens sei, welches er dem Kaiser Napoleon III. von Frankreich nach dem Siege der Musik der preußischen Garde in Paris gegeben, als der Kaiser ihm den Orden der Ehrenlegion überreicht und ihn zur Tafel gezogen. Er versprach dem Kaiser, über die Zwecke und Organisation einer Heeresmusik eine ausführliche Denkschrift zu verfassen, löste auch das Versprechen und beabsichtigte, das Schriftstück in Paris persönlich zu überreichen. Mehrfache Krankheit aber und dienstliche Angelegenheiten verhinderten die Reise, und endlich machte der deutsch-französische Krieg die Ausführung des Planes überhaupt unmöglich.

In gleicher Weise findet sich diese Denkschrift auch in einem Briefe Wieprecht's an Hrn. Prof. Ferdinand Sieber erwähnt.

Hr. Bücker glaubt nun mit der Veröffentlichung nicht länger zögern zu sollen und die Verlagshandlung kommt seinem Anerbieten gern nach, da die Gedanken des berühmten Reorganisators der preußischen Militairmusik über eine Centralisation derselben 2c. bei **allen Heeren** und Militairmusikfreunden das größte Interesse erregen werden und die eingehendste Beachtung verdienen.

---

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 462.

# Die Pflege der Irren
## sonst und jetzt.

Von
Dr. E. Engelhorn.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen“ und nach „Wissenschaften“ geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind folgende Werke erschienen:

**Praktische**

# musikalische Compositionslehre

## in Aufgaben.

Mit zahlreichen, ausschließlich in den Text gedruckten Muster-, Uebungs- und Erläuterungs-Beispielen nach den Werken der ersten Meister systematisch-methodisch dargestellt

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Band: **Lehre vom Tonsatz** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Harmonielehre in 54 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — II. Contrapunkt. a) Der strenge Satz in der musikalischen Compositionslehre in 52 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark. — b) Contrapunkt und Fuge im freien (modernen) Tonsatz in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark).

Zweiter Band: **Freie Composition** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Musikalische Formenlehre in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — II. Instrumentation und Orchestersatz in 18 Aufgaben (Preis broch. 8 Mark).

**In Halbfranz und in Schulband gebundene Exemplare stets vorräthig.**

---

# Geschichte der Musik.

Sechs Vorträge

über

## die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Vortrag: **Die Musik des Alterthums.** — Zweiter Vortrag: **Musik des Mittelalters bis Palestrina und Lassus.** — Dritter Vortrag: **Die Musik der Neuzeit von Palestrina bis Bach.** — Vierter Vortrag: **Die Oper bis Gluck.** — Fünfter Vortrag: **Die Instrumental-Musik. Haydn und Mozart.** — Sechster Vortrag: **Beethoven, seine Zeitgenossen und Nachfolger.**

Preis: Eleg. broch. 3 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen-Band 4 Mark.

---

# Partiturstudium.

## Modulation der klassischen Meister

an zahlreichen Beispielen von

**Bach, Mozart, Beethoven, Wagner u. A.**

erläutert von

**Ludwig Bußler.**

Preis: Eleg. broch. 8 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen 9,50 Mark.

Digitized by Google

6.

# Die Pflege der Irren

## sonst und jetzt.

Vortrag

von

Dr. E. Engelhorn.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Die Zunahme der geistigen Erkrankungen in unserer Zeit Zeit ist theils eine scheinbare, theils eine wirkliche; scheinbar dadurch, daß die Fürsorge für die Geisteskranken im Laufe der Jahre eine andere geworden ist und sich auf eine viel größere Zahl von Leidenden dadurch erstreckt, daß die für die Heilzwecke auf diesem Gebiete errichteten Anstalten zahlreicher und besser und für Angehörige aller Stände leichter zugänglich geworden sind. Dadurch hat sich die öffentliche Aufmerksamkeit mehr auf diese Krankheiten gerichtet und die Zahl der Kranken mußte schon deshalb größer erscheinen. Daß aber auch eine wirkliche Vermehrung der Geisterkrankheiten in unseren Tagen beobachtet wird, dafür sprechen nur zu deutlich die Zahlen aller statistischen Erhebungen, welche bei uns sowohl als bei andern Völkern über das Auftreten psychischer Störungen angestellt worden sind.

Wenn wir daher die Zahl der Geisteskrankheiten als in der Zunahme begriffen betrachten dürfen, so haben wir wohl schon durch diese Thatsache ein gewisses Recht, das Interesse für diese Krankheiten in weiteren Kreisen vorauszusetzen und darauf zu rechnen, daß die Art und Weise der Behandlung, die man früher diesen Kranken angedeihen ließ, und die Mittel, die wir heute zur Bekämpfung dieser Leiden besitzen, einer allgemeinen Beachtung sich erfreuen dürfen.

Wie jeder Gegenstand durch die Betrachtung seiner geschicht-

lichen Entwickelung am Klarsten erscheint, so dürfte es auch zum Verständniß der geistigen Störungen nicht unvortheilhaft sein, die Art und Weise kennen zu lernen, mit welcher man im Laufe der Jahrhunderte diesen unglücklichsten Wesen der menschlichen Gesellschaften entgegen gekommen ist und wir werden dabei Gelegenheit haben, wahrzunehmen, daß unserem Jahrhundert, dem man so gerne eine übertriebene und falsche Humanität zum Vorwurfe macht, der unbestreitbare Ruhm gebührt, in die Behandlung der Geisteskrankheiten eine erfreuliche Klarheit gebracht und dabei die vorzüglichsten Früchte echter Menschenliebe gezeitigt zu haben.

Unsere Kenntniß über das Vorkommen geistiger Störungen reicht so weit als die Kenntniß von der Geschichte des menschlichen Geistes überhaupt und in den Schilderungen der frühesten Zeiten, welche uns überliefert sind, in den Anfängen der menschlichen Kultur fehlt es nicht an gelegentlichen Mittheilungen, welche das Auftreten von Geisteskrankheiten unzweifelhaft beweisen. So wissen wir z. B. von Saul, daß er an Anfällen von Wuth und geistiger Verwirrung litt, in welcher „der Geist des Herrn von ihm wich" und wobei er durch David's Harfenspiel Trost und Linderung fand; der König Nebucadnezar war von einer tiefen Verstimmung des Gemüthes gequält, so daß er, wie es im 4. Capitel des Propheten Daniel heißt, „Graß aß wie Ochsen und sein Bart lag unter dem Thau des Himmels und ward naß, bis sein Haar wuchs so groß wie Adlersfedern und seine Nägel wie Vogelklauen." Unschwer erkennen wir in dieser Schilderung die auch heute beobachteten Zustände von Melancholischen, welche unbekümmert um ihr Aeußeres von ihren inneren Qualen gepeinigt, planlos umherirren, den Verkehr mit Menschen meidend, sich ihrer Trübsal überlassend und allerlei Verkehrtheiten sich hingebend und wie wir auch heute solche Zustände häufig in Gene-

fung übergehen sehen, so heißt es auch von Nebucadnezar: „Nach dieser Zeit hub ich meine Augen auf gen Himmel und kam wieder zur Vernunft." Wie bekannt die Zustände geistiger Störung im alten Testament waren, beweist auch der Umstand, daß David aus Furcht vor dem Könige Aschisch sich wahnsinnig stellte, indem er Speichel in seinen Bart laufen ließ und die Thüren des Hauses bemalte, so daß der König unwillig ausrief: „Was habt Ihr mir für einen wahnsinnigen Menschen ins Haus gebracht, habe ich nicht selbst Wahnsinnige genug?"

Auch in der griechischen Sage kennen wir klassische Beispiele von Geisteskrankheiten: Heracles litt an Wuthanfällen, in welchen er seiner selbst nicht mächtig Gewaltthaten beging, an welche ihm nachher jegliche Erinnerung fehlte, Ajax wird als tobsüchtig geschildert und endet durch Selbstmord, Oedipus, welcher sich die Augen aussticht und Orestes, welcher, von den Eumeniden verfolgt, die verlorene Ruhe seines Gemüthes nirgends findet, sind vorzüglich als Melancholiker gekennzeichnet und selbst das Auftreten epidemischer Geisteskrankheiten ist nicht ohne Beispiel im grauen Alterthum: so wissen wir von den Skythen, welche sich in Weiber verwandelt glaubten und weibliche Kleider trugen und von den Töchtern des Proteus, welche die Ehe verschmähten und in der Wildniß umherirrten, thierähnliche Laute ausstoßend.

So bekannt solche Erscheinungen waren, so wenig wußte man, was man mit denselben anfangen sollte: überall sah man nur dämonische Einflüsse, man fürchtete sich vor solchen Kranken oder man verehrte sie als Heilige und Götter und die schöpferische Phantasie der Dichter verarbeitete sie zu den viel gestaltigen Bildern, unter denen die menschliche Seele sich offenbart.

Später sehen wir, daß sich die Priester der armen Kranken annehmen, daß sie in den Tempeln der Götter zu Opfer und Gebet angehalten werden, mit dunkeln Orakelsprüchen von einem



Digitized by Google

Heiligthum zum andern getrieben, mit religiösen Ceremonien, Zaubersprüchen und Beschörungen mehr gepeinigt als beruhigt und getröstet werden.

Von einer Behandlung der Geisterkrankheiten ist noch keine Rede und konnte auch keine sein, da über das Wesen derselben die gräßlichsten Irrthümer herrschten zu einer Zeit, da die Kenntniß der Naturwissenschaften, diese fruchtbarste Grundlage alles ärztlichen Wissens, noch vollkommen fehlte.

Erst mit Hippocrates, welcher um das Jahr 460 v. Chr. durch seine genialen Forschungen auf dem gesammten Gebiete der Medicin einer neuen Aera Bahn brach, sollte auch in die Anschauungen über Geisteskrankheiten ein förderlicher Umschwung kommen. Er entwand die Behandlung der Irren den Priestern und indem er klar stellte, daß Geisteskranheiten Krankheiten des Gehirns sind, legte er die Grundlage zu einer methodischen Therapie. Er kannte und beschrieb die meisten Formen der geistigen Störungen und wenn seine Schilderungen auch noch reich waren an Irrthümern über viele Einzelnheiten, so zeigte sich in denselben doch klar und deutlich der Geist eines nüchternen und objectiven Forschers, welche alle Zweige der Naturwissenschaften gleichmäßig beherrschte. Seine Behandlung der Irren war dementsprechend in erster Linie eine medicinisch-diätatische und bei der genauen Kenntniß, welche er von den mit den Geisteskrankheiten verbundenen körperlichen Störungen hatte, im Ganzen eine sehr erfolgreiche. Daneben kannte er die Grundsätze einen humanen psychischen Regiments und kämpfte schon damals gegen die Anwendung äußeren Zwanges.

In seinen Bahnen wandelte eine Reihe von bedeutenden Nachfolgern, welche die hippokratische Lehre in der fruchtbarsten Weise vervollkommneten, unter ihnen namentlich die römischen Aerzte Aretäus und Galenus, welche um das 1. und 2. Jahr-



Digitized by Google

hundert nach Christus lebten. Mit den Fortschritten der naturwissenschaftlichen Lehren gewann auch unsere Wissenschaft an Vertiefung und die Grundsätze, welche die Aerzte der damaligen Zeit leiteten, waren sehr ähnlich unseren modernen Anschauungen, ohne daß man jedoch auf die wichtigste Consequenz auf die Behandlung der Irren innerhalb geschlossener Anstalten gekommen wäre.

Dieses vielversprechende Aufleben der psychiatrischen Wissenschaft endete mit Coelius Aurelianus, einem Zeitgenossen Trajans und Hadrians, welcher in seiner ganzen Auffassung schärfer und präciser ist als alle seine Vorgänger.

Mit dem Untergang des alten römischen Reiches, mit dem Zerfall seiner hohen Cultur war auch der Wissenschaft ihre Stütze geraubt, welche in den Zeiten der Völkerwanderung keine erfreulichen Blüthen mehr trieb. Wie allen andern Zweigen des Wissens ging es auch der Heilkunde und ihr Schicksal war, in den Klöstern begraben zu werden, in zunftmäßigen Schulen ein kümmerliches Dasein zu fristen. Verloren ging, was das Genie hochbedeutender Aerzte Griechenlands und Roms zu Tage gefördert und die schon zu herrlicher Entwickelung gelangte Lehre von den geistigen Erkrankungen ging unter der zersetzenden Arbeit unwissender Mönche jämmerlich zu Grunde. Je weiter wir in das Mittelalter hineinblicken, desto mehr trat an die Stelle wissenschaftlicher Forschung abergläubiger Fanatismus, Gaukelei betrogener Betrüger und finsterer Mysticismus. Und was war das Loos der Unglücklichen, welche in dieser Zeit geisteskrank wurden? Der ärztliche Stand, dessen Wissen so schnell in Irrthum und Aberglauben verwandelt war, wurde von Priestern verdrängt, welche allein die Ausübung der Heilkunde sich anmaßten. Die Geisteskranken wurden für Besessene gehalten und in blindem Fanatismus wurde der Teufels- und Hexenspuck mit



Digitized by Google

Folter und Scheiterhaufen bekämpft, nicht ohne daß mit kräftigen religiösen Exorcismen, die den bösen Dämon austreiben sollten, die Qualen der bejammernswerthen Hirnkranken vorher aufs Aeußerste gesteigert wurden. Unzählig ist die Menge der Hexenprocesse, unzählig die Masse der Kranken, welche darin ihren Tod fanden. So sollen z. B. im Kurfürstenthum Trier binnen weniger Jahre 6500 Bezauberte und Behexte hingerichtet worden sein. Wir staunen über diese große Zahl von Geisteskranken, welchen wir im Mittelalter begegnen, begreifen aber das rapide Umsichgreifen dieser Krankheiten in einer Zeit, in der die äußeren Bedingungen zur Genesung so ungünstig waren als möglich. Nur wenige, deren Wahn für die Kirche nichts Verletzendes hatten, fanden Aufnahme in den Klöstern, wo sie, nur den allerrohesten Mißhandlungen entrissen, unter ascetischer Strenge ein Leben voll Jammer und Elend führten und wo ihre zermarterte Seele unter excentrischen Bußübungen nicht die Wohlthat der Ruhe empfand, deren sie so bedürftig war. Noch übler waren die Tobsüchtigen daran: sie wurden als Verbrecher behandelt, in finstere Kerker geworfen, wo sie mit Ketten beladen, des Lichtes und der nöthigsten Nahrung entbehrend, in Schmutz und Elend einem qualvollen Untergang preisgegeben waren. — Jahrhunderte lang war dies das Schicksal der Irren und als zur Zeit der Reformation die medicinische Wissenschaft anfing, sich von den Fesseln los zu machen, in die sie so lange geschlagen war, da dauerte es noch lange, bis die Erkenntniß unserer Lehre soweit gefördert wurde, daß sie für unseren armen Kranken einen Nutzen gebracht hätte und man zweifelt mit Recht darüber, ob es für einen Geisteskranken jener Zeit ein größeres Unglück war, als Besessener auf dem Scheiterhaufen zu sterben oder in die Hände der damaligen Aerzte zu fallen, welche ohne jegliche Kenntniß von ihrem Zustande den Wahn des Unglücklichen



Digitized by Google

mit den lächerlichsten Mitteln und Proceduren auszutreiben suchten. So wurde eine Frau, welche eine Schlange im Leibe zu haben glaubte, mit einem Brechmittel behandelt und in das Erbrechen eine Eidechse hineinpracticirt. Einen Kranken, welcher auf Grund von allerlei peinlichen krankhaften Empfindungen glaubte, nur mittelst Feuer seine natürliche Wärme wieder erlangen zu können, ließ ein Arzt des 16. Jahrhunderts in einen Pelz nähen und diesen anzünden.

Erst allmälig machte sich wieder eine medicinische Auffassung der Geisteskrankheiten Bahn, indem der Weg naturwissenschaftlicher Forschung wieder betreten wurde und sich das wissenschaftliche Denken immer mehr von dem Aberglauben befreite, in welchem es nur zu lange festgehalten war. Aber die wichtigste Erkenntniß, die den Griechen und Römern wie wir sahen schon bekannt gewesen war, nämlich die von der Heilbarkeit des Geisteskranken, blieb noch lange verschlossen und so kam es, daß jeder, Staat und Familie, Arzt und Priester, seine Pflicht erfüllt glaubte, wenn der Geisteskranke durch die Verbringung in einen sichern Kerker unschädlich gemacht wurde. Lange noch, bis in die letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts wurden die Irren wie Sträflinge behandelt und noch schlimmer als diese, da man sie für unheilbar und so für eine drückende Last der menschlichen Gesellschaft hielt, deren man sich auf die grausamste Art entledigen zu dürfen glaubte. In England wurde zuerst eine auf humane Principien gegründete Anstalt errichtet in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, aber ihre Einrichtungen waren primitiv und mangelhaft und die trotzdem sehr günstigen Erfolge der Behandlung waren nicht im Stande, eine tiefer greifende Reformation in der Irrenbehandlung wach zu rufen. Diese bereitete sich erst auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung vor und nachdem die Kenntniß, daß Geistes-



Digitized by Google

krankheiten Krankheiten des Gehirns sind, in vielen Ländern Europas wieder durchdrang und das Wesen der einzelnen Störungen anfing, besser geheilt zu werden, da war es in Frankreich am Anfang unseres Jahrhunderts Pinel's unsterbliches Verdienst, den Irren die Ketten abzunehmen, sie nach den Grundsätzen ächter Nächstenliebe zu behandeln. Lange blieb Deutschland noch zurück und erst allmälig arbeitete es sich durch alle möglichen metaphysischen und psychologischen Irrwege aus der Anschauung heraus, daß die geistigen Störungen nur aus der Sünde entstehen, und zu einer Zeit, da England, Frankreich und Belgien sich schon der besten Erfolge in der Irrenbehandlung rühmen konnten, lehrte und wirkte in Deutschland der durch seine philosophischen Kenntnisse und die Strenge seines Charakters gleich ausgezeichnete Heinroth, der Hauptvertreter der Lehre, daß die Seele nur durch die Sünde erkranken, nur durch die Vernunft geheilt werden könne und in der starren Weise seiner moralischen Anforderungen an die Kranken ging er so weit, daß unter seinen Heilmitteln noch Ruthenstreiche und Züchtigungen eine große Rolle spielen, während der Arzneischatz bei ihm keine Verwendung fand. Aber nicht lange mehr sollte Deutschland, welches sonst gewöhnt ist, unter den Vorkämpfern für neue Errungenschaften des Wissens an der Spitze der Nationen zu stehen, das verschlossen bleiben, dessen Früchte andere Völker längst reichlich genossen. Auch in unserem Vaterlande brach sich die naturwissenschaftliche Anschauung der Geisteskrankheiten Bahn und wenn wir auch spät erst den richtigen Weg betraten, so gebührt Deutschland doch das Verdienst zu der allmälig erreichten Vertiefung der psychiatrischen Wissenschaft die hervorragendsten Beiträge geliefert zu haben.

Was sind nun die großen Vorzüge, deren die moderne Psychiatrie sich rühmen darf? In kurzen Worten ist diese



Digitized by Google

Frage dahin zu beantworten: eine auf der Grundlage der gesammten Naturwissenschaft und Medicin aufgebaute Wissenschaft und eine von dem Geiste ächter Humanität durchdrungene Ausübung derselben.

Wollen wir uns im Einzelnen von der Richtigkeit dieser Worte überzeugen, so werden wir das am müheloseſten thun, wenn wir einen Gang durch eine nach den erwähnten Grundsätzen eingerichtete Irrenanstalt unternehmen, wobei wir Gelegenheit haben werden, das wichtigste Heilmittel in der Behandlung von Geisteskrankheiten kennen zu lernen.

Nicht fern von einer mittelgroßen Stadt, aus welcher die wichtigsten Lebensbedürfnisse leicht zu beziehen sind, treffen wir in lieblichster Gegend ein schloßähnliches Gebäude, welches inmitten eines großen Gartens gelegen, von einer hohen Mauer umgeben ist. Wir dürfen jedoch dasselbe nicht in der Wirklichkeit suchen, da die Vorzüge der besten Anstalten in nachfolgender Schilderung in einer einzigen vereinigt angenommen werden. Wir nahen dem großen Thore, welches auf unser Klingeln von einem würdigen Pförtner geöffnet wird und betreten die vor dem Hause befindlichen Anlagen. So lange der Pförtner uns bei dem Direktor anmeldet, haben wir Zeit uns dieselben etwas näher anzusehen; wir befinden uns vor einem runden mit prächtigen Zierpflanzen umgebenen Bassin, in dessen Mitte ein zierlicher Springbrunnen plätschert, über der Wasserfläche scheint eine große Seespinne ihr Riesennetz ausgebreitet zu haben und erst bei näherer Betrachtung finden wir, daß dasselbe aus solidem Eisen geschmiedet ist, den Lebensmüden den Plan zu vereiteln, seinen Qualen in der Tiefe des Wassers ein Ende zu machen. Ringsumher sind reizende Baumgruppen und Gesträucher und wo wir von außen eine kahle und unfreundliche Mauer gesehen haben, finden wir nichts als



Digitized by Google

liebliches Grün, welches den in die Ferne schweifenden Blick nicht beengt und das Gefühl der Abgeschlossenheit nicht aufkommen läßt. Gerade vor uns liegt die lange, einfach gegliederte Façade des Mittelbaus, an deren Fenster üppige Blumen und Schlingpflanzen wuchern, getragen von den eisernen Stäben der Schutzgitter, ohne welche eine Irrenanstalt nicht wohl sein kann.[1]) Während diese so im Sommer den mannigfaltigsten Pflanzen zur Stütze dienen, erfreuen sie im Winter durch die zierlichen Arabesken, in welchen sie kühn in die Höhe streben, das Auge mehr, als daß sie an den Zweck erinnern, welchem sie dienen. So sehen wir, wie überall der den Kranken unerträgliche Gedanke des Zwangs und der Gefangenschaft durch freundliche Bilder und Ausblicke fern gehalten wird. Wir durchschreiten das große Portal und befinden uns in einer buntbemalten Vorhalle, an welche ein langer Corridor sich anschließt und gehen an den zahlreichen Thüren vorüber, welche zu den Kanzleien der Verwaltungsbeamten und Aerzte führen, indem wir schon so einen Begriff von der Großartigkeit des geschäftlichen Betriebes der Anstalt bekommen und gelangen in ein geräumiges Wartezimmer. Lange Reihen von ungeduldig Harrenden sitzen hier oft nach Ankunft der Bahnzüge, um auf den vielbeschäftigten Direktor zu warten, der ihnen Erlaubniß zum Besuche theurer Angehöriger oder wenigstens Auskunft über deren Befinden ertheilen soll. Mancher geht getröstet von dannen, mancher kaum glaubend an die spärlichen Hoffnungen, die ihm in ferne Zeiten gerückt sind. Doch uns führt nur ein warmes Interesse an der Irrenheilkunde überhaupt her und so können wir ohne Bangen den Direktor begrüßen, der uns zur näheren Besichtigung der Anstalt auf's freundlichste auffordert. Indem wir ihm folgen, gelangen wir an eine hallenartige Erweiterung des Corridors, in welcher links und rechts große,



Digitized by Google

schalterähnliche Fenster angebracht sind. Vor diesen warten eine große Anzahl von Mädchen mit Körben und Caffeebretten, welche von dem Schalter zur rechten her mit zahllosen Wecken gefüllt und mit blendend weißen Kännchen und Tassen bestellt werden. Würden wir nicht an dem schwarzen Anzug und dem weißen Händchen und Schürzen die Wärterinnen erkennen, so würde es uns kaum auffallen, daß unter ihnen auch noch einige Kranke sich befinden; denn die wenigsten lassen in ihrem Aeußern erkennen, was in ihrer Seele sich bewegt. Nur eine Gestalt fällt uns auf, ein junges Mädchen mit tiefernstem Blick, ausnehmend einfach aber pünktlich gekleidet, es ist die Tochter eines vornehmen Hauses, die im Kampf mit den letzten Ueberbleibseln einer schweren melancholischen Verstimmung ihres Gemüths sich noch mit einer krankhaften Vorliebe zu den niedrigsten Diensten herandrängt und wie wenig sie noch gesichert ist vor schwereren Ausbrüchen ihres Leidens, sehen wir an der Aufmerksamkeit, mit welchen die neben ihr stehende Wärterin keinen Blick von ihr läßt. Das Frühstück ist gefaßt und die eigenthümlich zusammengesetzte Schaar von Mädchen geht mit demselben auf ihre Abtheilungen. Von der andern Seite kommen nun eine Anzahl von Männern, endlose Brode in mächtige Körbe fassend und in riesige Henkelkrüge Most und Wein ausfüllend. Auch hier sind Wärter und Kranke, welche bei der Arbeit behilflich sind, seltsam gemischt und während die meisten, nur mit sich und ihrer Arbeit beschäftigt, nichts Auffallendes darbieten, erblicken wir doch die eine und andere Erscheinung, die unsere Aufmerksamkeit fesselt; uns zunächst steht ein junger Mann in Sträflingskleidern von unheimlichem Aussehen und finster brütenden Mienen: wir hören, daß er wegen Vatermordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurtheilt worden ist und erst, als sich in der Gefangenschaft herausstellte,



Digitized by Google

daß er seine That in einem Anfall von geistiger Störung begangen, wurde er in die Anstalt eingeliefert, wo er fleißig und geordnet arbeitet, aber durch sein finsteres Wesen und beständiges Schweigen einen neuen Ausbruch von Wuth befürchten läßt; hat er doch auch schon mehrmals seine Wärter schwer bedroht und thätlich angegriffen. Ein anderer fällt uns durch sein feines Benehmen und seine freundliche Zuvorkommenheit auf: es ist ein junger Gelehrter, welcher in der Reconvalescenz begriffen, geistige Anstrengungen noch vermeiden muß und in der frohen Hoffnung baldiger Genesung und in dem Gefühl wiederkehrender Elasticität des Geistes willig allerlei häuslichen Arbeiten zum Nutzen seiner Mitkranken sich unterzieht.

Wir betreten die geräumige Küche, in deren Mitte ein mächtiger Herd steht, rings an den Wänden ist eine Reihe großer Kessel von einem armdicken Dampfrohr mit Wärme gespeist, in welchen für ca. 300 hungrige Magen Fleisch und Kartoffel gesotten werden, während leckere Braten in großen Schüsseln auf dem Herde schmorend einen prächtigen Duft verbreiten. An die Küche grenzt eine große Speisekammer, in welcher an einem Tisch eine Anzahl von Frauen und Mädchen sitzt mit Kartoffelschälen und Gemüseputzen beschäftigt und ein fröhliches Lied dazu singend. Auch diese bestehen meist aus Kranken, welche zur Bereitung des Mittagsmahles das Ihrige beitragen. Ein junges Mädchen, das Haar mit einer Rose geschmückt, die im Ganzen einfache Kleidung mit allerlei Bändern und Blumen geziert, tritt aus der Reihe der Arbeitenden und der frohe Gesang verstummt, als sie sich vor dem Direktor feierlich verneigt und ihm graciös die Hand küssend mit schelmischem Tone fragt: „Aber jetzt werden Sie mir meine Entlassung gewiß gewähren?“ „So lange Sie noch solche Albernheiten machen, ist gar keine Rede davon“ ist die kurze und



Digitized by Google

bestimmte Antwort des Direktors, der wohl weiß, daß das sonst sittsame und bescheidene junge Mädchen, die Tochter einer einfachen Beamtenfamilie, noch nicht als genesen betrachtet werden kann, so lange nicht die letzte Spur von Gefallsucht und Coquetterie aus ihrem Benehmen verschwunden ist. Derartige Zudringlichkeiten sind vielmehr die deutlichen Vorboten einer neuen allmälig sich zur vollständigen Tobsucht steigernden Aufregung, woran das Mädchen in regelmäßig wiederkehrenden Zwischenräumen schon seit mehreren Jahren leidet. — —

Wir verlassen durch eine kleine Hinterthüre auf einige Augenblicke das Haupthaus, um das hinter der Küche gelegene Kessel- und Waschhaus zu betreten und betrachten die 3 riesigen Dampfkessel, aus welchen das ganze Haus, Zimmer, Corridor und Nebengelasse wie Badezimmer, Spülküche und Garderobe mit einer wohlthuenden gleichmäßigen Wärme durchströmt wird, und unterlassen es nicht, die Waschküche mit ihren vorzüglichen Einrichtungen, durch Dampfkraft getriebene Wasch- und Windmaschinen u. dgl. mehr zu besichtigen, mit Staunen über die Geschwindigkeit und Mühelosigkeit, mit welcher hier zahllose Stücke gewaschen und getrocknet werden.

Haben wir so einen Einblick in den vielgestaltigen Mechanismus erhalten, welcher zum Betrieb einer solchen Anstalt gehört und haben wir uns überzeugt, wie diejenigen, zu deren Nutz und Frommen die Anstalt da ist, mit in denselben da und dort nach Kräften eingreifen, so werden wir diese Anschauung noch vervollkommnen, wenn wir uns zunächst auf die Krankenabtheilungen selbst begeben. Wir beginnen im obersten Stockwerk und gelangen in einen langen Corridor, der uns durch seinen glänzenden, tadellos reinen Parquetboden und durch seine freundliche Helle auffällt, die ihm durch eine stattliche Reihe nach Osten gelegener Fenster gespendet wird. Die Wände sind ein-

fach aber geschmackvoll tapeziert und da und dort befindet sich ein Gestell mit Blumen, welche an Fenstern und Wänden emporranken. Einige Herren gehen in ein ernstes Gespräch vertieft auf und ab und bezeugen nur durch eine höfliche Verbeugung, daß sie von uns flüchtig Notiz genommen. Eine Thüre zur linken führt uns in ein großes Gesellschaftszimmer, welches mit allen Bequemlichkeiten eines Wohnzimmers versehen ist. Der große Tisch in der Mitte dient dem gemeinschaftlichen Mittagsmahl, an welchem die Herren der ruhigen Abtheilung Theil nehmen. Einige von ihnen sitzen jetzt an den kleineren in zierlichen Fensternischen befindlichen Tischchen mit Karten-, Schach- oder ähnlichen Spielen beschäftigt. Ein älterer Herr sitzt behaglich in einem Lehnstuhl und liest mit Aufmerksamkeit die „Norddeutsche Allgemeine.“ Stören wir ihn in seiner Lectüre, während welcher allein er seine Leiden vergißt, so überschüttet er uns mit zahllosen Klagen über die tägliche Zunahme seiner mannigfaltigen Beschwerden und der Direktor macht keinen Versuch ihm zu beweisen, daß diese nur in seiner Einbildung bestehen. Denn selbst die Betrachtung der zunehmenden Rundung seines jovialen Gesichtes im gegenüberliegenden Spiegel überzeugt ihn nicht von der Unrichtigkeit seiner hypochondrischen Vorstellungen. —

Wir verabschieden uns von dieser Gesellschaft und finden im Nebenzimmer 2 junge Herren mit Billardspielen beschäftigt. Ohne sie weiter zu stören, gehen wir in einige Wohnzimmer für einzelne Herren, welche durch ihre geschmackvolle Einrichtung einen wohlthuenden Eindruck auf uns machen. In einem derselben finden wir einen jungen Mann von 16 Jahren, einen ächten Sohn unserer Zeit. In Genüssen und Leidenschaften seinem Alter weit voraus hat er kaum die Kenntnisse eines 12jährigen Gymnasiasten und mit mehr Mühe als Erfolg studiert



Digitized by Google

er den Julius Cäsar, in welchem er seit mehreren Wochen nur wenige Capitel vollendet. Ein seltsames Gemisch von Schwermuth und Schwachsinn, von Selbstüberschätzung und Niedergeschlagenheit hat ihn in so jungen Jahren nach einem unglücklichen Selbstmordversuch in die Anstalt gebracht. — Eine harmlosere Gestalt treffen wir in dem nächsten Zimmer: es ist ein Architekt, welcher seit 15 Jahren der Anstalt angehört und durch eine eigenthümliche Scheu vor hellen und glänzenden Gegenständen sich auszeichnet. So duldet er nur dunkle Vorhänge, Bettüberwürfe u. s. f. in seinem Zimmer, dessen Fenster mit einem schwarzen Tuche verhängt ist. Seine Tagesbeschäftigung besteht darin, daß er einen großen Bogen Zeichnungspapier mit Douche schwärzt und er besitzt schon eine ansehnliche Sammlung solcher Kunstwerke, welche er uns mit großem Wohlgefallen vorzeigt. —

Aus dieser ruhigen Abtheilung, in welcher, wie wir gesehen, hauptsächlich Kranke höherer Stände verpflegt werden, gelangen wir, wenn wir eine Treppe tiefer gehen, in eine weitere Abtheilung, in welcher die ruhigen und halbruhigen Kranken der ärmeren Stände untergebracht sind. In der inneren Einrichtung herrscht hier eine größere Einfachheit; an Stelle der einzelnen Zimmer befinden sich große Gesellschaftsräume und gemeinschaftliche Schlafsäle, in welchen wir eine musterhafte Reinlichkeit und Ordnung bewundern. Ebenso sind auch die Kranken in ihrem Aeußern pünktlich und geordnet und jedes Dawiderhandeln gegen die strengen Hausregeln findet rasch eine wirksame Rüge durch die aufmerksamen Wärter. An der langen Tafel des gemeinschaftlichen Speisesaals sitzt eine Anzahl von Kranken beim Vespern, welches ihnen nach gethaner Arbeit gereicht wird. Mehrere Stunden schon waren sie in dem Garten beschäftigt und in fleißiger Grabarbeit förderten sie die Neu-



Digitized by Google

anlage eines großen Spielplatzes, welcher im kommenden Frühjahr eingeweiht werden soll. Andere machen sich bei den Feldgeschäften nützlich, beim Blumen- und Gemüsebau, in den Werkstätten der Schlosser und Schreiner, für welche es das ganze Jahr über selten an Beschäftigung fehlt. Wären die Leute nicht durch diese wohlthätigen Zerstreuungen angenehm ermüdet und ohne anderen Sinn als für die ihnen gespendete körperliche Erquickung, so könnten wir auch hier manche Verkehrtheit hören, welche wir in der ruhigen und geordneten Gesellschaft schwerlich vermuthen würden.

Gleich in der äußeren und inneren Einrichtung aber verschieden durch ihre Bewohner ist die nächste Abtheilung, die wir betreten. Hier finden wir schon unruhigere Geister und manchen, dem durch den sinnlosen Ablauf seiner verworrenen Gedanken die Beherrschung über sich selbst mehr oder weniger fehlt und es wird schon schwerer, die äußere Ordnung, welche auch hier in wohlthuendster Weise herrscht, immer gleich vollständig aufrecht zu erhalten. Oefter muß ein ungestümer Ausbruch von zerstörendem Bewegungsdrang durch plötzliche, meist nur vorübergehende Isolirung des einen oder andern in die auf dieser Abtheilung vorhandenen Absonderungszellen abgeschnitten werden und unbekümmert um einen derartigen Auftritt, der sich eben vor unsern Augen abspielt, kommt ein anderer Kranker plötzlich auf uns zu und überschüttet uns mit Vorwürfen darüber, daß er allmälig systematisch vergiftet werde. Denn schon seit Jahren leidet er an dem Wahn, daß alle seine Speisen zum Zwecke seiner allmäligen Vernichtung mit gesundheitsschädlichen Stoffen vermischt werden. Hier treffen wir auch viele von den an fixirtem Größenwahn leidenden, jene Könige und Fürsten, Bismarck's und Napoleons, Staatsmänner und Weltbeglücker, welche unter den Insassen einer Irrenanstalt



Digitized by Google

nie fehlen. Trotz einzelner lebhafterer Scenen herrscht doch auch hier im Ganzen eine äußere Ruhe, welche mit der inneren Verkehrtheit der meisten hier verpflegten Kranken in eigenthümlichem Gegensatze steht und welche nur erreicht werden kann durch eine dem Zustande der Einzelnen angepaßte und von ärztlicher Seite streng geregelte Disziplin.

Theilweise ist diese auch noch durchzuführen in der Abtheilung, welche wir jetzt betreten und in welcher die lärmendsten und gefährlichsten Kranken untergebracht sind neben solchen, welche durch völlige Verblödung und gänzliche Stumpfheit nicht mehr im Stande sind, in den bisher besuchten Abtheilungen ohne zu große Störungen für ihre Nebenkranken sich zu halten. Auch hier wird noch möglichst auf Gemeinschaftlichkeit des Wohnens und Schlafens gesehen, was sich auch bei den Aufgeregtesten mitunter erreichen läßt, während andere, im Verhältniß zur Gesammtzahl nur wenige, einer bleibenden Isolirung bedürfen. Diesen Zwecken entsprechend treffen wir auch hier noch größere Wohnräume und Schlafsäle, welche sich durch eine auf gröberen Insulten spottende Dauerhaftigkeit der Tische, Bänke und Stühle auszeichnen; die Fenster wie überall von außen vergittert, sind von zolldickem auch bei kräftigen Faustschlägen unzerbrechlichem Glas. Von dem Wohnzimmer aus gelangt man in einen großen, mit festen, hohen Wänden versehenen Hof, in welchem die Kranken bei guter Witterung frische Luft genießen können. Außerdem finden wir eine Reihe von Isolirzellen, deren wir eine als Muster näher betrachten. Die schwere, eichene Thüre geht nach außen auf und ist mit einem doppelten Schloß verschließbar. Der Boden und die Wände sind mit eichenem Holze getäfelt, die Holztafeln selbst sind der größeren Festigkeit wegen in Asphalt eingelassen, so daß eine Bildung von Spalten und Fugen zur vollständigen



Digitized by Google

Unmöglichkeit wird. Der Ofen ist in einen Mantel eingemauert und mit einer sinnreichen Ventilationseinrichtung versehen, so daß die Luft der Zelle, auch ohne daß ein Fenster geöffnet wird, in kürzester Zeit sich erneuert; diese selbst sind in solcher Höhe angebracht, daß sie der Kranke nicht erreichen kann und werden mittelst in der Decke laufender Leitungsschnüre vom Corridor aus geöffnet und geschlossen.

In einer solchen Zelle ist auch der Tobsüchtigste vollkommen sicher untergebracht, wenn es freilich mitunter nothwendig wird, daß man den unruhigsten Kranken Kleider und Bettstätte noch gänzlich entzieht und ihnen aus einem Haufen Seegras ein primitives Lager bereitet. Durch die Möglichkeit einer vollständigen Reinhaltung und die Unmöglichkeit einer Zerstörung der Zelle von Seiten der Kranken hat sie auch einen wesentlichen Vorzug vor den Polsterzellen,[2]) welche nur selten noch angewandt werden.

Mittelst so eingerichteter Zellen läßt sich einer der wichtigsten Grundsätze der modernen Psychiatrie verwirklichen, nämlich die möglichste Vermeidung äußeren Zwanges. Die früheren Zwangsmittel, bestehend in Zwangsjacken, Zwangsstühlen, Zwangsbetten u. s. f., verschwinden immer mehr aus den gut geleiteten Anstalten und je mehr man eine möglichst weitgehende äußere Freiheit für die Kranken anstrebt, desto mehr hat man gelernt, die Isolirung einzelner Kranken auf wenige Ausnahmsfälle zu beschränken. So finden wir auch hier, daß nur eine ganz kleine Anzahl in den Isolirzellen untergebracht ist, während die andern die Wohlthaten eines gemeinschaftlichen Zusammenlebens in zweckmäßiger Umgebung genießen.

Das einzige Mittel äußeren Zwanges, welches auch von eifrigen Anhängern der Zwangslosigkeit angewandt wird, ist die Zwangsfütterung oder milder ausgedrückt, die künstliche Er-



Digitized by Google

nährung solcher Kranker, welche meist in Folge melancholischer Wahnvorstellungen dauernd die Nahrung verweigern. So treffen wir auch hier in einer der Zellen einen alten Herrn, welcher in dem traurigen Wahn, von Gott verstoßen und des Essens nicht würdig zu sein, seit mehreren Jahren keine Nahrung mehr freiwillig zu sich nimmt und dem unter dem entsetzlichsten Widerstreben und den lautesten Wehklagen 3 mal täglich durch eine in den Magen eingeführte Röhre, an welcher oben ein Trichter sich befindet, die Nahrung eingeflößt wird. So sehr die dabei angewandte Nöthigung dem Grundsatze der Zwangslosigkeit widerspricht, so wird man auf denselben doch nicht verzichten in der Ueberlegung, daß man wohl kaum berechtigt ist, einen Mitmenschen verhungern zu lassen, wenn man sein Leben auf gewaltsame Weise erhalten kann. Namentlich gilt dies von heilbaren Kranken, aber auch bei unheilbaren können wir nicht wissen, ob der bemitleidenswerthe Kranke nicht noch dazu ausersehen ist, seinen Mitmenschen zum Segen zu werden und wenn es nur dadurch wäre, daß er sie in der Ausübung der Nächstenliebe und Geduld übt. — —

Wir verlassen diese traurigen Räume und ihre Bewohner nicht ohne zu bedenken, daß wir von den ruhigen Kranken, welche wir im Gefühl ihrer wiederkehrenden Genesung zu einer geordneten Thätigkeit sich drängen sehen, mancher noch vor Kurzem zu den lärmendsten Kranken dieser Abtheilung gehört hat und daß mancher, der jetzt unter der Macht sinnloser Verworrenheit den tollsten Verkehrtheiten sich hingiebt, in wenigen Monaten vielleicht mit Ernst und Würde den schwierigsten Geschäften seines Berufes wieder vorsteht, während andere freilich — bei den Erfolgen der modernen Psychiatrie glücklicher Weise die wenigeren — einer bleibenden Umnachtung ihres Geistes und einer allmäligen Verblödung entgegengehen.



Digitized by Google

Haben wir so gesehen, wie die einzelnen Kranken je nach den individuellen Zuständen, welche sie darbieten, in einer Abtheilung untergebracht sind, welche den geistigen Lebensäußerungen entspricht, deren sie fähig sind und daß hierin ein sehr wesentliches Moment der Anstaltsbehandluug besteht, so erübrigt uns noch, uns noch einige spezielle Mittel der Behandlung und und Unterhaltung der Irren näher zu betrachten. Wir beschäftigen uns nicht näher mit der eigentlichen ärztlichen Thätigkeit, zu deren reichlichster Entfaltung mannigfache Gelegenheit geboten ist und die neben einer gewissenhaften Beobachtung theils in dem persönlichen Einflusse besteht, den der Arzt auf den Kranken auszuüben vermag theils in der Anordnung der erforderlichen Mittel, welche, wie wir sehen werden, nicht immer aus dem Arzneischatze der modernen Medizin entnommen sind, sondern sehr häufig aus der Masse der moralischen und allgemein menschlichen Einwirkungen, über welche der Irrenarzt, ohne den lästigen Sittenprediger zu machen, innerhalb einer Anstalt zu verfügen hat.

Hierher gehört in erster Linie eine dem Zustande der einzelnen Kranken genau angepaßte Pflege der Religion. Um uns hiervon ein Bild zu machen, betreten wir die ansehnliche Kirche der Anstalt, in welcher ein regelmäßiger Gottesdienst abgehalten wird. Dieser unterscheidet sich in seiner äußern Form nicht von jedem andern und nur der Inhalt der Predigt muß mehr dem religiösen Bedürfniß der Einzelnen entsprechen und es gehört ein liebevolles Eingehen auf die Interessen der Kranken dazu, wenn nicht der eine oder der andere durch unabsichtliche Anzüglichkeiten sich verletzt fühlen soll. Dies wird am Leichtesten dadurch erreicht, daß mehr die versöhnlichen Seiten der christlichen Lehre in Betracht gezogen werden, während Besprechungen von Hölle und Verdammniß, welche im Wahne so



Digitized by Google

vieler Melancholiker eine große Rolle spielen, gar nicht oder flüchtig berührt werden. Mit dem Abhalten des Gottesdienstes ist jedoch die Thätigkeit des Anstaltsgeistlichen keineswegs erschöpft, vielmehr besteht der schwierigere Theil seines Amtes in der bei den Geisteskrankheiten so außerordentlich wichtigen Seelsorge. Dieser Anforderung wird in der Weise genügt, daß der Geistliche bei regelmäßigen, unter der Leitung der Aerzte vorzunehmenden Besuchen mit dem Krankheitszustande der Einzelnen möglichst auf dem Laufenden bleibt und dabei sich belehren läßt, wie weit der Zustand des Kranken ein Eingehen auf religiöse Fragen gestattet und es genügen meist kurze Andeutungen, daß bei dem einen vielleicht die Fassungskraft dafür noch nicht wiedergekehrt ist, bei dem andern der wohlgemeinte Trost des Geistlichen vielleicht nur die Quelle neuer Aufregungen und Zweifel werden könnte. Wenn auf diese Weise auch manche einer direkten Einwirkung nicht zugänglich sind, so bleibt doch für den Anstaltsgeistlichen ein großes, segensreiches Feld der Thätigkeit übrig, welche um so nutzbringender sein wird, je vorsichtiger er in der Auswahl der einzelnen Kranken zu Werke geht und von dem Grundsatze sich leiten läßt, lieber einmal zu wenig zu thun, als da, wo ein eigentliches religiöses Bedürfniß fehlt, durch zu großen Eifer Schaden zu stiften. So sehen wir, daß dem geistlichen Stande, welcher in früheren Jahrhunderten die Geisteskrankheiten als seine Domäne betrachtete, die ihm gebührende Stellung in der Behandlung der Irren zugetheilt ist, in welcher er ärztliches Können auf's erfolgreichste zu unterstützen im Stande ist. —

Von der Kirche aus gelangen wir in die Bibliothek und lernen in ihr ein ebenfalls sehr wichtiges Mittel in der Behandlung der Geisteskranken kennen. Die richtige Auswahl der Lectüre ist oft ebenso schwierig, als wenn sie gelingt, von großem



Digitized by Google

Vortheil für den Kranken und es theilen sich in diese Arbeit außer den Aerzten der Geistliche und der Lehrer der Anstalt, welcher zugleich als Bibliothekar angestellt ist. In dieser Eigenschaft waltet er über eine Anzahl von mehreren tausend Bänden, unter denen die klassische und die moderne Litteratur je nach dem ihr gebührenden Werthe vertreten ist.

Die Hauptthätigkeit des Lehrers besteht jedoch im Abhalten regelmäßiger Unterrichtsstunden, welche jeden Tag stattfinden und an denen stets eine große Mehrzahl der Kranken mehr oder weniger warmen Antheil zu nehmen im Stande ist. Die Gegenstände des Unterrichts sind hauptsächlich Litteratur, Geschichte, Geographie und Naturwissenschaften und die Behandlung des Stoffes ist natürlich keine streng sachgemäße, sondern besteht in freier Besprechung einzelner in sich abgeschlossener Themata. Gleichzeitig werden die Stunden zu Ausführungen benutzt über die bedeutendsten Tages-Ereignisse, über technische und andere Erfindungen u. s. f. und man kann oft mit Vergnügen beobachten, wie den Beschreibungen des Telephon, des Phonographen u. dgl. die gespannteste Aufmerksamkeit entgegengebracht wird. Am beliebtesten und besuchtesten jedoch ist der Unterricht in der Musik, welche je nach den vorhandenen musikalischen Kräften gepflegt wird. Zum Zustandekommen eines guten Chorgesanges fehlt es nie an den nothwendigen Elementen, während die höheren Leistungen in der Vocal- und Instrumentalmusik je nach der Befähigung der jeweiligen Insassen sehr schwankender Natur sind. Fehlt es an besseren Kräften unter den Kranken selbst, so werden sie durch Zuziehung gesunder Künstler und Dilettanten ersetzt und schon manches erhabene Tonwerk durchbrauste eine aufmerksam lauschende Menge begeisternd, den großen Gesellschaftssaal der Anstalt, welchen wir neben der Bibliothek antreffen.

In diesem werden auch andere Genüsse gepflegt, welche zur Zerstreuung und Erheiterung der Kranken dienen. Theateraufführungen mit oder ohne Mitwirkung von Kranken, Vorträge und deklamatorische Recitationen, Schaustellungen aller Art wie die Produktion von Schattenbildern, magischen Künsten u. s. f. Außer zu diesen natürlich mehr ausnahmsweise gewährten Unterhaltungen dient der große Saal noch zu regelmäßigen geselligen Vereinigungen der Kranken, welche unter der Betheiligung der Anstaltsbeamten und sonstiger Freunde und Gönner der Anstalt stattfinden. Im Sommer finden diese Vereinigungen entweder im Garten statt oder es wird im Anschluß an einen Spaziergang oder größeren Ausflug die Geselligkeit außerhalb der Anstalt selbst gepflegt.

Mehr der Merkwürdigkeit halber fügen wir bei, daß in den besten englischen und amerikanischen Anstalten auch regelmäßige Tanzunterhaltungen abgehalten werden, während man sich in Deutschland für die Nützlichkeit der im Auslande sehr gepriesenen Irrenbälle bis jetzt nicht sehr begeistert hat.

Haben wir so die Räume der Anstalt durchwandelt und gesehen, wie die einzelnen Einrichtungen dem Wohle der Kranken dienen, so bleibt uns nur noch ein kurzer Gang durch den Garten übrig. Dieser besteht aus einer großen parkähnlichen Anlage mit herrlichen Baumgruppen und schattigen Wandelgängen. Auch eine bedeckte Veranda zum Aufenthalt im Freien bei weniger günstigem Wetter und zum Schutz gegen die Sonne ist vorhanden, kleine Häuschen auf buschigen Hügeln, trauliche Lauben und allerlei lauschige Plätzchen. Zunächst dem Hauptgebäude ist eine Kegelbahn, welche sich einer sehr bedeutenden Frequenz erfreut, vor ihr einige nicht ebenso reichlich benutzte Turngeräthe. An diese schließt ein großer freier Platz an, auf welchem Croquet, Lawn-Tennis und ähnliche Spiele getrieben werden. Von einer



Digitized by Google

besonderen Umzäunung umgeben, finden wir von üppigem Gesträuch umwachsen einen kleinen Teich mit sehr einladenden Einrichtungen zum Bade. An das Ende der geschmackvollen Gartenanlagen reihen sich die Gemüsegärten, sowie die zum Betrieb der Oekonomie gehörigen Gebäude und die weithin sich erstreckenden Ländereien, die als das Feld der Thätigkeit der Kranken unsere Beachtung verdienen.

Hätten wir nicht schon so lange verweilt, so könnten wir uns noch mit diesem oder jenem Kranken unterhalten, den wir im Garten begegnen; aber auch so schon haben wir einen genügenden Einblick in das Anstaltsleben gewonnen, um uns zu überzeugen, daß eine so eingerichtete Anstalt dasjenige in der That ist, was einer der bedeutendsten Irrenärzte unserer Zeit von ihr aussagt, das wichtigste Heilmittel gegen geistige Erkrankung. „Nur in ihr", sagt v. Krafft-Ebing, „findet der Kranke thunlichsten Schutz vor Gefahren, er kann sich hier gehen lassen, ohne moralisirt, corrigirt, belehrt zu werden; er findet Schonung und Wohlwollen, ein größeres Maaß von Freiheit, als ihm in familiärer Pflege geboten werden könnte, einen ausgiebigen Heilapparat, daneben Zerstreuung und Ablenkung, soweit er derselben fähig ist."

Damit sind allerdings die Aufgaben erfüllt, welche bei Behandlung von Geisteskranken in Betracht kommen und wir brauchen nur noch darauf hinzuweisen, daß es nur ganz ausnahmsweise Fälle von Geistesstörungen giebt, welche sich für die Behandlung in geschlossenen Anstalten nicht eignen. Vielmehr gilt es als unumstößliche Regel, daß weitaus die größte Zahl von psychischen Störungen nur in der Anstalt mit Erfolg behandelt werden kann und es ist die übereinstimmende Erfahrung aller Anstaltsärzte, daß die Heilung um so schneller und um so sicherer erfolgt, je kürzere Zeit nach Ausbruch des Leidens der



Digitized by Google

Kranke in die Anstalt verbracht wird. Wer sich in der vorstehenden Schilderung mit den segensreichen Einrichtungen einer solchen Anstalt bekannt gemacht hat, der wird gewiß die Scheu vor derselben verlieren, die vielfach im Publikum noch herrscht und es mit uns als ein Unrecht empfinden, daß man die Heilanstalten für die Bedauernswerthesten aller Kranken mit despectirlichen Namen wie „Narrenhaus" u. dgl. belegt. Gerade durch die Umwälzung in der Behandlung der Irren, welche sich im Laufe dieses Jahrhunderts vollzogen, dürfen wir es als eine Errungenschaft unserer Zeit betrachten, daß die Irrenanstalten ihren grauenerregenden Charakter verloren haben und daß sie zu Stätten ächter Nächstenliebe geworden sind, in welcher die wahre Menschenfreundlichkeit ihre höchsten Triumphe feiert.

Wenn wir das Bestehen gut eingerichteter Irrenanstalten als eine große Wohlthat empfinden und wenn wir uns fragen, wem wir diese Wohlthat verdanken, so kommen wir auf eine weitere wichtige Frage der Irrenpflege, die wir nur kurz noch berühren wollen, nämlich auf die Fürsorge des Staates für die Geisteskranken. Ohne ihn wären wir niemals in den Besitz so gut eingerichteter und gut geleiteter Anstalten gekommen, wie sie jetzt in allen Ländern, wenn auch nicht überall in genügender Menge, den hilfesuchenden Kranken zu Gebote stehen. Wohl hat es früher schon zweckmäßige Privat-Irrenanstalten gegeben, die unter der erprobten Leitung verdienter Irrenärzte standen, aber allen Bedürfnissen zu genügen waren dieselben nicht im Stande und die großen Anforderungen, welche die psychiatrische Wissenschaft an die Einrichtungen der Anstalten gestellt, konnte nur der Staat erfüllen.

Mit der Herstellung und Beaufsichtigung dieser Anstalten waren aber die Pflichten nicht erschöpft, die die geistige Erkrankung seiner Bürger dem Staate auferlegte, sondern es galt noch



Digitized by Google

eine ganze Reihe weiterer Maßregeln zum Schutze der Geisteskranken zu treffen. So finden wir denn auch in den Gesetzgebungen aller Länder unter sich zwar verschiedene, bezüglich ihres Zweckes aber unter sich übereinstimmende Bestimmungen, welche dahin abzielen, denjenigen, welche nicht im Besitze ihrer normalen Geisteskräfte sich befinden, ihre Rechte zu wahren, andererseits die Gesellschaft vor solchen zu schützen, welche in Folge krankhafter Vorgänge ihres Geisteslebens die öffentliche Sitte und Sicherheit bedrohen. Die ersteren Bestimmungen beziehen sich auf die Bedingungen, unter welchen die Aufnahme der Geisteskranken in die Anstalten zu erfolgen hat und welche nicht nur die berechtigten Interessen der Kranken und seiner Angehörigen zu wahren suchen, sondern auch die Möglichkeit abschneiden, daß ein mißliebig gewordener Angehöriger unter dem Titel „geisteskrank“ durch die Verbringung in eine Anstalt aus dem Wege geschafft wird, wenn nicht wirklich eine krankhafte Störung bei ihm vorhanden ist. In gleicher Weise werden die Rechte des Geisteskranken staatlich wahrgenommen durch die civilrechtlichen Bestimmungen, welche sich auf das Entmündigungsverfahren von geisteskranken Personen beziehen.

Der Schutz aber, welchen der Staat der Gesellschaft vor den Uebergriffen Geisteskranker in die Rechte des Einzelnen oder des Staates gewährt, wird durch die Bestimmung erreicht, daß diejenigen Geisteskranken zwangsweise in eine Irrenanstalt zu verbringen sind, welche der öffentlichen Sicherheit gefährlich werden oder in Aergerniß erregender Weise die herrschenden Begriffe von Anstand und Sitte verletzen.

Endlich ist es aber auch noch die Strafrechtspflege, welche specielle Bedürfnisse von Geisteskranken zu berücksichtigen hat. Einmal gewährt sie denselben dadurch Schutz, daß sie Verbrechen, die an Geisteskranken verübt werden, mit besonders



Digitized by Google

harten Strafen belegt und den Mißbrauch, der in selbstsüchtiger oder verbrecherischer Absicht mit dem hilflosen Zustande dieser Kranken getrieben wird, aufs strengste ahndet.

Auf der anderen Seite gewährt sie demjenigen, der unter der Macht gestörter Geistesthätigkeit zu einem Verbrechen getrieben wird, Befreiung von der Strafe. Dieser letztere Punkt ist es, welcher erfahrungsgemäß häufig zu Meinungsverschiedenheiten zwischen den erkennenden Gerichten einerseits und den sachverständigen Aerzten andererseits Veranlassung giebt. Erst vor Kurzem ist von einem hervorragenden Criminalisten Italiens öffentlich das Bedauern darüber ausgedrückt worden, daß die Strafrechtspflege immer „psychiatrischer" zu werden drohe. Wir können dieses Bedauern unmöglich theilen. Wir begreifen zwar, daß ein schweres Verbrechen in den Augen der Menge vielfach nicht gesühnt erscheint, wenn die Bestrafung des Thäters auf Grund des Gutachtens eines Sachverständigen nicht erfolgt in Fällen, bei welchen die öffentliche Meinung ihr verdammendes Urtheil schon gesprochen. Aber der Richter sollte doch frei sein von derartigen Vorurtheilen und im ernsten Streben nach Wahrheit und Gerechtigkeit sollte er sich gerne unterstützen lassen durch den Ausspruch desjenigen, den seine wissenschaftliche Forschung in besonderer Weise befähigt, den strittigen Fragen eine andere Seite abzugewinnen, als derjenige, der sich mit den Störungen des Geistes nicht von Berufs wegen beschäftigt. Auch von allgemein menschlicher Seite betrachtet, ist es gewiß eine viel versöhnlichere Vorstellung, wenn wir bedenken daß die Scheußlichkeit dieses oder jenes Verbrechens nur der krankhaften Thätigkeit eines entarteten Gehirns ihren Ursprung verdankt, als wenn wir eine moralische Verirrung als Ursache desselben anzunehmen genöthigt wären. Wir sehen daher keinen Grund ein, der Psychiatrie ihre Stellung in der Strafrechtspflege zu beschränken,



Digitized by Google

sondern hegen nur den Wunsch, daß das Wesen geistiger Störungen auch dem Stande der Richter immer mehr verständlich werden möge, damit nicht eine mangelnde Uebereinstimmung des ärztlichen und des richterlichen Urtheils zu wirklichen oder scheinbaren Ungerechtigkeiten Veranlassung gebe.

Zu diesem Zwecke ist es freilich nothwendig, daß auch die Ausbildung der Aerzte in der psychiatrischen Wissenschaft eine allgemeinere und gründlichere werde, als dies bisher der Fall gewesen ist. Noch sind nicht alle deutschen Hochschulen im Besitze eines Lehrstuhls für Irrenheilkunde und noch ist dem dringenden Wunsche erfahrener Fachmänner, die Psychiatrie zu einem obligatorischen Gegenstande der ärztlichen Prüfung zu machen, nicht willfahrt worden. Damit kommen wir auf weitere Pflichten, die dem Staate gegenüber den Geisteskranken obliegen.

Wir verkennen nicht die Schwierigkeiten, die der klinische Unterricht in der Psychiatrie mit sich bringt und sind weit entfernt, die bis jetzt bestehenden Einrichtungen auf deutschen Hochschulen nicht mehr für verbesserungsfähig zu halten. Das wichtigste Lehrmittel für den angehenden Arzt muß ja doch die praktische Vorführung bestimmter Krankheitsfälle sein. Schon in körperlichen Krankheiten gehört außerordentlich viel Takt und Zartgefühl des klinischen Lehrers dazu, wenn dies ohne Verlegung berechtigter Interessen des Kranken geschehen soll. Man denke sich einen Schwerkranken, der fern von geliebten Angehörigen die letzten Stunden seines Lebens verbringt, umgeben von wißbegierigen Jüngern der Wissenschaft, die ohne tieferes Mitgefühl für die Nöthen eines Sterbenden in kalter Objectivität die Temperatur des Kranken messen, die Pulsschläge zählen, die Athemzüge verfolgen. Wie wenig kann hier den Bedürfnissen Rechnung getragen werden, die der in Furcht und Bangen schwebende



Digitized by Google

Kranke aufs Tiefste empfindet. Und doch sind es nur körperliche Krankheitserscheinungen, die mit den Augen wahrgenommen, mit dem Ohre erlauscht, mit der tastenden Hand verfolgt werden können. Wie anders gestaltet sich die Vorstellung eines psychisch Kranken, wenn die gleiche Schaar von Jünglingen in die Tiefen des kranken Gemüthes hinabsteigen soll und dort mit feinfühligen Sinnen erlauschen, was das Herz des Aermsten bewegt, wenn sie eindringen soll in die räthselvollen Vorgänge krankhafter Vorstellungen und Gedanken, die der Kranke kaum sich selbst gesteht, an denen wir nicht rühren dürfen, ohne die Wunde von Neuem aufzureißen, die eine liebevolle und schonende Behandlung kaum geheilt. In dieser Rücksicht, die wir dem Kranken schuldig sind, findet die Unterweisung der Lernenden eine sachgemäße Begrenzung und wir müssen nach Mitteln suchen, einen Ersatz für das zu finden, was die Hochschule nicht nicht jedem bieten kann. Diesen finden wir nur in der länger fortgesetzten Beobachtung von Kranken in einer Anstalt. Diese Beobachtung muß um so länger sein, als der Verlauf der Geisteskrankheiten ein außerordentlich langsamer, durch Monate und Jahre sich hinziehender ist. Deshalb sollte jedem jungen Arzte Gelegenheit geboten sein, nach vollendeten wissenschaftlichen Studien durch längere Thätigkeit in einer Irrenanstalt sich in der praktischen Psychiatrie diejenigen Kenntnisse und Erfahrungen zu verschaffen, die er sich auf der Hochschule nicht erwerben kann und zum Mindesten sollte die Anstellung als Gerichtsarzt von einer solchen Probezeit abhängig gemacht werden, damit nicht augenfällige Unerfahrenheit ihrer einzelnen Vertreter die ganze Wissenschaft in ihrem Ansehen schädige.

Erst mit der Vervollkommnung des psychiatrischen Unterrichts wird die Irrenheilkunde ihre Gleichberechtigung mit den übrigen Zweigen der Medicin erlangt haben. Dann wird die

Kenntniß der geistigen Störungen sich mehr und mehr vertiefen und in immer weitere Kreise dringend wird das Studium der Krankheitsursachen eine der vornehmsten Aufgaben der Irrenheilkunde ihrer Vollendung nahe bringen, die Mittel zu Verhütung der geistigen Erkrankungen dem Verständniß zu eröffnen. Dann werden die ernsten Mahnrufe der Irrenärzte, welche heute auf die Grundsätze der Jugenderziehung oft noch vergeblich einen Einfluß erstreben, nicht mehr nutzlos verhallen, und was die Psychiatrie unserer an humanen Bestrebungen so reichen Kultur verdankt, das wird sie ihr voll heimbezahlen, indem sie dem hastigen Irren und Jagen, das auf Kosten der geistigen Gesundheit der ganzen Nation unsere unter erschwerten Lebensbedingungen kämpfende und rastlos strebende Jugend unstät umhertreibt, ein vernünftiges Ziel steckt.

## Anmerkungen.

1) Trotz vielfacher Versuche der Neuzeit, auf dieses Schutzmittel zu verzichten, genügen doch reichliche traurige Erfahrungen, um auch jetzt noch an dieser Einrichtung festzuhalten.

2) In neuester Zeit ist man wieder bestrebt, Polsterzellen mit unzerstörbarem Material herzustellen. Ob man damit einem wirklichen Bedürfniß entgegenkommt, bleibt immerhin fraglich.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

In den früheren Serien erschienen:

## Medizin, Gesundheitslehre und Verwandtes.

(32 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 16 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

**Ackermann**, Ueber die Ursachen epidemischer Krankheiten. (177) . . . . . 75
**Alsberg**, Die gesunde Wohnung. (407) . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Baer**, Die Trunksucht in ihrer Bedeutung für die Gesundheit und die Gesundheitspflege. (369) . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Bohn**, Bedeutung und Werth der Schutzpockenimpfung. 2. Aufl. (34) . . 75
**Bollinger**, Ueber Zwerg- und Riesenwuchs. Mit 3 Holzschnitten. (455) . 80
**Cubasch**, Der Alp. (269) . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Czermak**, Ueber das Ohr und das Hören. Mit 9 Holzschnitten. (169) M. 1.20
**Flemming**, Ueber Geistesstörungen und Geisteskranke. (155) . . . . . . 60
**Graefe**, A. v., Sehen und Sehorgan. Mit 5 Holzschnitten. 2. Aufl. (27) M. 1.—
**Magnus**, Ueber die Gestalt des Gehörorganes bei Thieren u. Menschen. (130) 60
**Möller**, Ueber den Alkohol. (41) 2. Auflage . . . . . . . . . . . . 80
**Reelsen**, Unsere Freunde unter den niederen Pilzen. (428) . . . . . . . 60
**Pelman**, Ueber die Grenzen zwischen psychischer Gesundheit und Geistesstörung. (444) . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Perls**, Ueber die Bedeutung der pathologischen Anatomie und der pathologischen Institute. (187) . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Perty**, Ueber den Parasitismus in der organischen Natur. 2. vermehrte Auflage. (91) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**v. Rittershain**, Die Heilkünstler des alten Roms und ihre bürgerliche Stellung. (238) . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Rosenstein**, Ueber Aberglauben u. Mysticismus i. d. Medizin. 2. Aufl. (11) 75
**Rüdinger**, Die willkürlichen Verunstaltungen d. menschlichen Körpers. Mit 15 Holzschnitten. (215) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.40
**Schwimmer**, Die ersten Anfänge der Heilkunde und die Medicin im alten Aegypten. (255) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Szili**, Die Brille. (395/396) . . . . . . . . . . . . . . . 1.60
**Uffelmann**, Die öffentliche Gesundheitspflege im alten Rom. (357) . . . 60
—, Die Entwickelung der altgriechischen Heilkunde. (418) . . . . . . . 60
—, Das Brot und dessen diätetischer Werth. (446) . . . . . . . . 75
**Virchow**, Ueber Hospitäler und Lazarette. (72) . . . . . . . . . 60
—, Ueber das Rückenmark. Mit 8 Holzschnitten. (120) . . . . . . . 80
—, Ueber die Heilkräfte des Organismus. (221) . . . . . . . . . 80
**Volz**, Der ärztliche Beruf. (100) . . . . . . . . . . . . . 75
**Weber**, Ueber die Anwendung der schmerzstillenden Mittel im Allgemeinen und des Chloroforms im Besonderen. 2. Aufl. (32) . . . . . . . . . 75
**Wernich**, Ueber gute und schlechte Luft. (344) . . . . . . . . . 80
**v. Wittich**, Physiognomik und Phrenologie. (98) . . . . . . . . . 60
**Wolffberg**, Ueber die Impfung. (437) . . . . . . . . . . . . M. 1.—

---

# Um den Kaiserstuhl.

Ein Roman

aus dem dreißigjährigen Kriege

von

**Wilhelm Jensen.**

Zwei Bände.

Eleg. brosch. 12 M., eleg. geb. in Orig. engl. Leinen 14 M. 40 Pf.

# Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman

von

**August Hesse.**

Drei Bände. Eleg. brosch. 15 M., eleg. geb. in Orig. engl. Leinen 18 M.

Digitized by Google

## Physiologie.

(24 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12 Mark).

**Bresgen,** Das menschliche Stimm- u. Sprach-Organ. Mit 14 Holzschn. (331) . . . M. 1.—
**Fick,** Der Kreislauf des Blutes. Mit Holzschnitten. (149) . . . 75
—, Ueber das Wesen der Muskelarbeit. (273) . . . 75
**Hoppe-Seyler,** Ueber die Quellen der Lebenskräfte. 2. Aufl. (138) . . . 60
**Jensen,** Träumen und Denken. 2. Aufl. (134) . . . 75
—, Thun und Handeln. (304) . . . 75
**Kollmann,** Elementares Leben. (423) . . . 75
**Leyden,** E., Ueber die Sinneswahrnehmungen. 2. Aufl. (63) . . . 60
**Magnus,** Gehör und Sprache. (281) . . . 75
—, Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes. (420) . . . 80
**Meyer,** G. Herm., Ueber Sinnestäuschungen. 2. Aufl. (7) . . . 75
—, Die Entstehung unserer Bewegungen. (59) . . . 60
—, Das Sehen und der Blick. (402) . . . 80
—, Stimm- und Sprachbildung. 2. Aufl. (128) . . . 60
—, Die Bedeutung des Athmungs-Prozesses für das Leben des thierischen Organismus. (448) . . . 60
**Nagel,** Der Farbensinn. Mit 1 Holzschnitt. (73) . . . 60
**Preyer,** Ueber Empfindungen. 2. Abz. (39) . . . 75
**Salkowski,** Ueber das Fleisch als Nahrungsmittel. (216) . . . M. 1.—
**Schmidt,** Ueber die allmälige Entwickelung des sinnlichen Unterscheidungsvermögens d. Menschheit. (285) . . . 60
**Strümpell,** Die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken. (143) . . . 75
**Virchow,** Ueber Nahrungs- und Genußmittel. 2. Aufl. (48) . . . 80
**Wendt,** Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen. (166) . . . 60
**v. Wittich,** Ueber die Schnelligkeit unseres Empfindens und Wollens. (50) 60
**Wolff,** Die Mechanik des Riechens. (289) . . . 75

---

In den **Zeit- und Streitfragen** erschienen:

## Vermischtes.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 18,75 M. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 75 Pf.

**Beta,** H., Die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse. (11) . . . 1.—
—, Wohl- und Uebelthäter in unseren Großstädten. (61) . . . 1.—
**Dannehl,** Die Verfälschung des Bieres. Ein Wort an das Reichskanzler-Amt. (100/101) . . . 1.80
**Engel,** Aus dem Pflanzerstaate Zulia. Kulturgeschichtliche Streiflichter aus der Gegenwart. (146) . . . 1.20
**Gätschenberger,** Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz. (152) . . . 1.—
**Heinze,** Ueber die Fremdwörter im Deutschen. (106) . . . — 80
**Horwicz,** Wesen und Aufgabe der Philosophie, ihre Bedeutung für die Gegenwart und ihre Aussichten für die Zukunft. (78) . . . 1.40
**Kirchner,** Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. (186/187) . 2.—
**Kleinwächter,** Zur Philosophie der Mode. (129) . . . 1.—
**Laas,** Zur Frauenfrage. (184) . . . — 80
**Lammers,** Umwandlung der Schenken. (195) . . . — 80
**Mannhardt,** Die praktischen Folgen des Aberglaubens, mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen. (97/98) . . . 1.60
**Meyer,** J. B., Fichte, Lassalle und der Socialismus. (110/11) . . . 1.60
**Nippold,** Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Mit einem literarisch-kritischen Anhang über die Quellen und Bearbeitungen der Hexenprozesse. (57/58) . . . 2.—
**Pfleiderer,** Der moderne Pessimismus. (54/55) . . . 1.80
**Schasler,** Die materialistische und idealistische Weltanschauung. (113) . . 1.40
**Schwerin,** Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes. (131) . . . 1.—
**Sommer,** Die Religion des Pessimismus. (199) . . . 1.20
**Wittmeyer,** Ueber die Leichenverbrennung. (71) . . . 1.20

---

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

5 1886

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 463.

# Der Dichter Horatius

und seine Zeit.

Von

Prof. W. Roesch.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# SOPHOKLES' TRAGÖDIEN.

ERKLÄRT

VON

C. SCHMELZER,

GYMNASIALDIRECTOR IN HAMM.

---

ERSTER BAND: **KOENIG OEDIPUS.**

ZWEITER BAND: **AJAX.**

---

In möglichst rascher Aufeinanderfolge werden sodann ausgegeben werden:

Bd. III. **Antigone.** — Bd. IV. **Electra.** — Bd. V. **Oedipus auf Kolonos.** — Bd. VI. **Philoctet.** — Bd. VII. **Trachinierinnen.**

---

Ueber Band I. König Oedipus sagen:

Die National-Zeitung in Nr. 172 vom 12. März:

**Eine neue Sophokles-Ausgabe.**

Wenn wir es sonst der Fachpresse überlassen müssen, Schulbücher zur Anzeige zu bringen, so möchten wir in Betreff des soeben erschienenen ersten Bandes der Sophokleischen Tragödien, erklärt von C. Schmelzer, Gymnasialdirektor in Hamm, eine Ausnahme machen, weil dieses für die Schule bestimmte Buch nach zwei Richtungen hin einen erfreulichen Fortschritt zeigt, bezüglich des Inhalts sowohl als der Ausstattung. Mit Recht weist Schmelzer in der Einleitung darauf hin, daß die Achtung vor dem Studium der Alten in wissenschaftlichen Kreisen mit den Fortschritten der Sprachwissenschaft nicht zugenommen habe, sondern zurückgegangen sei.

Es ist eine Ausnahme, wenn ein das Gymnasium verlassender Schüler, der nicht Philologe werden will, die Schriftsteller, welche er in der Prima gelesen, nicht verkauft, eine Seltenheit, wenn ein Nichtphilologe auf der Universität sich einmal in ein philologisches Kolleg verirrt. Wer trägt daran die Schuld? Ohne Zweifel in erster Linie die Art, wie vielfach auf unseren Schulen die Alten erklärt werden. Kein Geringerer als F. A. Wolf hat einmal gesagt, es sei an der Zeit, daß die Heyne'sche Art, die Klassiker der Griechen und Römer zu erklären, einer populär-ästhetischen Erklärungsweise weiche. Wie weit aber sind auch heute noch manche Philologen von einer solchen Art der Interpretation entfernt! Schon Ludwig Noiré beklagt mit Recht in seinen pädagogischen Skizzen das Eindrillen und Abrichten auf die sogenannten rednerischen und poetischen Figuren, deren Namen allein schon im Stande sind, den schönsten Dichter dem Schüler zu verleiden und ungenießbar zu machen. Wer nennt sie alle, die Synekdoche, Hendiadys,

Digitized by Google

7.

# Der Dichter Horatius

## und seine Zeit.

Vortrag

von

Wilhelm

W. Rösch,

Professor in Heilbronn.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

„Augusteisches" und „perikleisches Zeitalter" sind sprichwörtliche Benennungen geworden, mit denen wir eine Zeit der Blüthe und des Glanzes in Kunst und Wissenschaft bezeichnen, wie sie sich im griechischen und römischen Volk darstellte. Freilich unter sich sind beide, das perikleische und das augusteische, wieder so verschieden, wie das Natürliche von dem Gemachten, wie der frische, saft- und duftreiche Frühlingstag von dem sonnig erhellten, aber der lebendigen Schöpfungskraft entbehrenden Herbsttag. Doch dürfen wir auch von dem augusteischen Zeitalter keineswegs geringschätzig denken. Das nationale Leben Roms hatte seinen Höhepunkt erreicht, die städtische Vollkraft eines Gemeinwesens, das unerreicht in der Geschichte dasteht an politischen, rechtlichen und militärischen Schöpfungen und Erfolgen, hatte sich ausgelebt, es war nunmehr ein gänzlicher Umschwung eingetreten, das Stadtregiment war umgeformt zum Staat, der Reichsgedanke war übermächtig geworden und es war nothwendig daß, wie die Länder der Welt, so auch die Bürger des Reichs und die Bürger der Stadt Rom einem Herrn gehorchten. Eine solche Zeit des Umschwungs und des Uebergangs in der Geschichte ist aber ganz besonders reich an mannigfaltigem Leben. Und in diesem Leben steht unser Dichter mitten inne. Seine Geburt fällt in die Zeit, da noch, nicht bloß dem Namen nach, Senat und Volk von Rom die Geschicke der Welt von den Säulen des Herkules bis zum Kaukasus und Euphrat in seinen Händen lenkte, sein Tod nur einige Jahre vor Christi Geburt, da schon längst, über



Digitized by Google

zwanzig Jahre, die Alleinherrschaft sich befestigt hatte. Er selbst ist mitten hinein getaucht in die Wogen der Stürme der Bürgerkriege, welche die zwanzig Jahre von 50 bis 30 vor Christus erfüllen; die Gegensätze zwischen altrömischem Wesen und griechischer Bildung, zwischen den friedlichen Zuständen des Landmanns und dem unermeßlichen Lärm der Weltstadt hat er persönlich erfahren und durchgelebt. Und das Alles spiegelt sich wieder in seinen Gedichten, darum ist er der lebensvollste der römischen Dichter, welche uns erhalten sind, und eben darum auch unserm modernen Geschmack noch am meisten zusagend, und von jeher war es Horaz, in welchem man die römische Poesie verkörpert dachte. Zwar ist ihm vorausgegangen als Lyriker und Nachahmer der Griechen Catull, ein Zeitgenosse von Cicero, zwar ist der größte Epiker Virgil sein Zeitgenosse, der an Wohllaut der Sprache und an Feinheit des Versbaues unerreicht blieb, zwar stehen als lyrische Dichter neben ihm Tibull, Properz, Ovid. Aber von Catull ist uns zu wenig erhalten und in dem Wenigen zu wenig von allgemein menschlichem Gehalt; Virgil's epische Muse erscheint uns gegen Homer zu wenig original; Tibull und Properz sind theils zu sehr im Geleise alexandrinischer Gelehrsamkeit festgefahren, theils zu einseitig in ihren Liebeselegien; Ovid ist zwar ein vielseitiger Dichter und ein Versmacher von virtuoser Fertigkeit, aber ohne tieferen Gehalt, wo er Eigenes giebt, ja frivol und schlüpfrig, und in seinen erzählenden Sachen ohne Begeisterung. Dagegen in Horaz finden wir alles was die Zeit und die damalige Welt, wie das einzelne Individuum bewegt, wiedergegeben, wir sehen in sein inneres wie in sein äußeres Leben hinein, wie von einer Warte auf beherrschender Höhe in die Falten und Schluchten der Landschaft, und es ist ebenso anziehend, wie er die Welt um sich darstellt als wie er sein eigenes Bild und Wesen zu erkennen giebt.



Digitized by Google

Geben wir nun zunächst einen kurzen Abriß seines Lebens, so bemerken wir daß er, wie sein berühmter Zeitgenosse Virgil, wie Ovid und Properz kein geborener Römer, d. h. kein römisches Stadtkind war, sondern aus dem apulischen Städtchen Venusia, wo sein Vater ein Gütchen besaß, gebürtig und von geringer Herkunft. Sein Vater gehörte dem Stande der Freigelassenen an und betrieb das Geschäft eines untergeordneten Kassenbeamten. Sein Geburtstag ist der 8. Dezember 65 v. Chr., gestorben ist er im Alter von 57 Jahren am 27. November des Jahres 8. Von seiner Kindheit erfahren wir aus einzelnen Andeutungen, daß er in der ländlichen Idylle seines Geburtsortes gern in Flur und Hain schweifte, und seine in späteren Jahren so oft und so herzlich bezeugte Freude an der Natur und am Landleben bekräftigt diesen Zug. Aber allzulange durfte er sich der ländlichen Ungebundenheit nicht freuen, sein Vater zog bald mit ihm nach Rom. So erzählt er selbst:[1])

Alles dank' ich dem Vater, der arm auf magerem Gütlein
Nicht in des Flavius Schule mich schicken wollte, zu welcher
Die großmächtigen Buben großmächtiger Centurionen,
Ueber den linken Arm die Tafel gehängt und das Kästchen,
Gingen, an Schulgeld je drei Groschen des Monats erlegend;
Sondern er führte den Knaben nach Rom hin, daß er die Künste
Lernte, wie sie die Herrn vom Senat und vom Stande der Ritter
Lassen die ihrigen lernen. Wer Kleidung und Dienergefolg' ihm
Unter der Menge des Volkes bemerkte, mochte im Wahn sein,
Daß den Aufwand der Väter reichliches Erbe bestreite.
Er ging selber zugleich als unbestechlichster Wächter
Hin zu den Lehrern mit mir, er bewahrte dem Knaben die Keuschheit,
Welche der Tugend frühester Schmuck, er hielt mir die Hände
Rein von sündiger That und den Namen von schimpflicher Nachred'.

Zur weiteren Ausbildung begab er sich dann nach Athen, welches die hohe Schule für die vornehme Jugend Roms war.



Digitized by Google

Aus der friedlichen Beschäftigung mit der Wissenschaft und dem heiteren Studentenleben riß ihn die Furie des Krieges heraus. Brutus, der Cäsarmörder, warb unter den Studenten Athens Freiheitskämpfer gegen Antonius und Octavian. Auch Horaz trat in ihre Reihen ein, erwarb sich den ehrenvollen Rang eines Kriegstribuns und begleitete zwei Jahre den Brutus auf seinen Zügen in Griechenland und Asien bis zur Schlacht bei Philippi im Jahre 42, welche den Triumvirn den Sieg in die Hand gab. Hiemit war die militärische Laufbahn unseres Dichters zu Ende, er entkam fliehend aus der Schlacht und kehrte amnestirt nach Rom zurück.

Auch diese Erlebnisse erfahren wir von ihm selbst, wenn er einem Freunde zuruft:[2])

Du sah'st Philippi's Tag und die rasche Flucht
Mit mir, des Schildlein leider verloren ging,
Als Mannesmuth hinsank und unsre
Helden den blutigen Boden küßten.

Und ausführlicher in den Briefen:[3])

Ja, ich dank es dem Glück, daß Rom mich erzog und mich lehrte,
Welches Verderben gebracht den Achäern der Zorn des Achilles.
Mehr noch schenkte Athen in der Kunst und höheren Bildung,
Daß es zur Lust mir wurde von Krummem Gerades zu scheiden
Und in dem Hain der Akademie zu forschen nach Wahrheit.
Aber dem lieblichen Ort entführten mich grimmige Zeiten
Und mich Friedlichen riß der Parteien Wuth zu den Waffen,
Denen vor Cäsar Augustus' Arm zu bestehen versagt war.
Als mich sodann der Tag bei Philippi nach Hause entlassen,
Kläglich die Flügel gestutzt, inzwischen verlustig des Gütchens,
Das ich vom Vater ererbt, da trieb mich die Armuth, die dreiste,
Daß ich auf's Dichten mich legte.

Die letzten Worte wollen nicht sagen, daß er um's Geld dichtete, denn Honorare waren damals von Seiten der Buchhändler und Verleger nicht üblich (wie es ja heutzutage noch



Digitized by Google

manchmal, zumal lyrischen Dichtern widerfahren soll), nur von Seiten eines Gönners konnte man Geschenke für Dichtwerke bekommen. Horaz meint also nur soviel damit: Die Noth setzte mich weg über die Bedenken, welche einen jungen Mann ohne Anhang und Empfehlung zurückhalten, offen hervorzutreten und nöthigenfalls anzustoßen; ich mußte mich auf eigene Faust geltend machen. Zu seinem Erwerb machte er die Dichtkunst nicht, vielmehr kaufte er sich die Stelle eines Schreibers, d. h. eines untergeordneten Beamten in der Kanzlei eines Quästors oder Finanzdirektors; er wollte nicht zu den Glücksrittern, Abenteurern, Schmarotzern zählen, von denen er uns so ergötzliche und komische Bilder malt, er wollte einen ordentlichen Stand und Beruf haben. Die Mußestunden, welche ihm dieser übrig ließ, füllte er dann mit Dichten aus. Seine frühesten Dichtungen stehen in der Sammlung der Satiren und Epoden. Bald fanden seine Verse Beachtung, man lobte die Gewandheit, womit Sprache und Metrum behandelt war, man ergötzte sich an dem heiteren Ton und den derben Späßen, man staunte über die Kühnheit seines Auftretens und über die Feinheit seiner Beobachtung, man war ergriffen von dem patriotischen Ernst seiner Gesinnung. Die gleichen Bestrebungen führten ihn bald mit anderen Dichtern, Virgil und Varius zusammen, welchen beiden er in wenigen, aber von der echtesten Freundschaft diktirten Versen ein Denkmal gesetzt hat:

— — zwei Seelen, wie redlicher solche
Niemals die Erde trug, und mir wie keinem verbunden.[4])

Diese aber, dem litterarisch-ästhetischen Kreis, welcher sich um den römischen Ritter Mäcenas, einen vertrauten Rathgeber des Augustus, sammelte, angehörig, empfahlen ihn diesem sprichwörtlich gewordenen Gönner aller schöngeistigen Bestrebungen, dem anerkannten Meister der feinen Bildung und Gesellschaft.

Ja, kein Zufall — sagt er[5]) — hat dich mir geschenkt, der edle Virgilius
Hatte und Varius dir, was an mir sie fanden, berichtet.
Als ich vor dir erschien, da stammelt' ich wenige Worte,
Denn die verlegene Scheu verbot mir Mehres zu sagen.
Nicht mit erlauchtem Geschlecht versucht' ich zu prahlen, und daß ich
Auf andalusischem Roß weitreichende Güter umreite,
Sondern ich sprach wie es war. Du erwiderst nach deiner Gewohnheit
Wenig. Ich geh'. Neun Monate später läßt du mich rufen,
Nimmst in der Deinigen Kreise mich auf. Das ist mir ein Großes,
Dir zu gefallen, der streng das Niedrige scheidet vom Edlen,
Nicht durch hohe Geburt, durch Reinheit des Lebens und Herzens.

Hiermit war nun allerdings, wie wir sagen, sein Glück gemacht, er hatte einen Kreis von hochgebildeten Männern der feinen Gesellschaft, gleichstrebende Genossen gefunden, welche die neue hellenische Bildung hoch hielten und deren Einbürgerung und Ausbreitung auf römischem Boden zu ihrer Aufgabe machten. Denn nur von dorther, das war dem Horaz Axiom, hatte Rom seine höhere Bildung zu empfangen, wie er in den bekannten Versen sagt:[6])

Hellas hat, das besiegte, den Sieger erobert, dem rohen
Latium Künste gebracht und Geschmack.

Die Gunst seines hohen Freundes erlaubte ihm bald seine amtlichen Sorgen auf die leichte Achsel zu nehmen und sich der vollen Muße zu freuen, wie er das so köstlich in der 6. Satire des 1. Buches schildert:

— — — Wohin mir beliebet,
Schlendr' ich einsam herum, erfrage was Korn und Gemüse
Kosten, durchschweife des Abends den Markt und wag' in des Circus
Mich, des verrufenen, Hallen, betrachte die Gaukler und kehre
Heim zu der Schüssel voll Erbsen und Lauch und gebackenen Kuchen.
Bloß drei Bursche bedienen den Tisch, die steinerne Platte
Trägt zwei Becher mit Schöpfer, daneben steht ein gemeiner
Mischkrug, Opfergeräthe von Thon, kampanische Waare.



Digitized by Google

Und dann leg' ich mich nieder, beruhigt, daß ich am Morgen
Frühe heraus nicht muß, zum Markt und zur Börse zu laufen,
Liege herum bis zehn, spaziere dann oder ich lese,
Schreibe auch wohl, was mir Spaß macht, salbe mit Oel mich und turne.
Bin ich ermüdet und treibt die stechende Sonne, die Bäder
Aufzusuchen, verlaß' ich das Spiel auf dem staubigen Marsfeld.
Drauf ein mäßiger Imbiß, nur soviel daß nicht der Magen
Knurrend verwünsche den Tag, dann pfleg' ich der häuslichen Ruhe.
Dieses nenn' ich ein Leben befreit vom lästigen Ehrgeiz.

Vollends aber ist das Maß seiner Wünsche erfüllt, sein Herz freudigen Dankes voll, als etwa 5 bis 6 Jahre nach seiner Aufnahme in die Tafelrunde des Mäcenas der hohe Gönner ihm ein eigen Gütchen, das vielgefeierte Sabinum, schenkte.

Dieses — ruft er aus[7]) — war einst mein sehnlichster Wunsch, ein bescheidenes Stückchen
Acker, ein Garten dabei und beim Haus ein lebendiger Brunnquell,
Drüber hinaus noch ein weniges Wald. Nun haben's die Götter
Reicher und besser gefügt. Wohl mir! So fleh' ich denn eins nur,
Daß du, Mercurius, mir das Beschiedene gnädig erhaltest.

An einer andern Stelle[8]) nennt er sich „reich an Schätzen ein armer Mann":

Mein klar strömender Bach, wenige Morgen Wald
Und mein immer getreu lohnendes Saatgefild'
Sind ein seliger Los als es der Reiche kennt,
Der mit Afrika's Fluren prahlt.

und:

— — — Weiter will
Ich nichts vom Himmel, reichre Gabe fordre
Ich vom hohen Freunde nicht,
Durch mein Sabiner Gütchen überglücklich.[9])

Von nun an brachte der Dichter seine Zeit in angenehmer Abwechslung bald in Rom im Verkehr mit Mäcenas und seinen Vertrauten, bald auf dem gepriesenen Landgut zu, ohne



Digitized by Google

sich in irgend eine dauernde Lebensstellung binden zu lassen. Durch Mäcenas wurde er auch dem Augustus bekannt, welcher ihn an seinen Hof ziehen und an seine Person fesseln wollte, er bot ihm die Stelle eines Geheimschreibers an. Aber der Dichter wagte es auch gegen solche hohe Gunst seine Unabhängigkeit zu behaupten und lehnte dankend ab. Es gereicht beiden gleich sehr zum Ruhme, daß dadurch doch keine gereizte Stimmung, keine Spannung und Entfremdung entstand, sie blieben in persönlichem und schriftlichem Verkehr, und insbesondere für Horaz ist es um so unverfänglicher und vorwurfsfreier, wenn er in seinen Oden auf Augustus den Regenten, nicht den persönlichen Gönner preist. Mit Mäcenas blieb er beinahe im buchstäblichen Sinne bis zum Tode vereint, er überlebte denselben nur ganz kurze Zeit, sodaß erfüllt wurde, was er dem Freunde gegenüber gelobt:

Du Hälfte meines Ich, wenn ein früheres
Geschick dich riefe, könnt' ich, die andere,
Noch säumen, halb an Werth, ein halbes
Leben noch tragen? Er trifft uns beide,
Der eine Tag. Ich lüge dir nicht, es ist
Mein Fahnenschwur: im nämlichen Schritt und Tritt
Folg' ich dem Vormann und wir wandeln,
Treue Genossen, die letzte Reise.[10])

Es bleibt noch nachzutragen, daß Horaz nie verheirathet war, ob es besondere traurige Erfahrungen waren, welche ihn davon abhielten, oder die allgemeinen Zustände der Frauenwelt, oder seine mehr zur Freundschaft und zur Geselligkeit als zum Familienleben geneigte Natur, erfahren wir nicht.

Was das Aeußere unseres Dichters betrifft, so wissen wir, daß er von kleinem Wuchse war und in späteren Jahren wohlbeleibt, er hatte schwarze Gluthaugen und schwarzes Haar, welches in früheren Jahren in dichten Locken die Stirn um-



Digitized by Google

rahmte, aber früh ergraute. Seine Gesundheit war keine feste, Nervenleiden und Gichtschmerzen haben ihn öfter heimgesucht und vielfach geplagt. Dem Temperament nach war er sanguinisch, rasch und feurig, bewegt und reizbar, ja zornmüthig, aber auch leicht wieder versöhnt. Seine Begabung war eine vielseitige: mit offenem hellem Auge schaute er in die Welt um ihn her, ein scharfer Verstand ließ ihn frühzeitig die Zeichen der Zeit, die Zustände der Gesellschaft, das Treiben der Menschen durchschauen. Mit derselben Klarheit erkannte er sein dichterisches Vermögen und die Grenzen desselben: weniger eine überquellende Phantasie ist es und erhabener Schwung der Gedanken, was ihm die Muse verliehen, als ein freundliches Gemüth voll edler Empfindungen, ein liebenswürdiger Humor, neben tiefem sittlichem Ernst ein heiterer Sinn, offen für die Freuden des Lebens und für das Spiel des Scherzes, ein feiner Geist voll Geschmack für das Angemessene und Schickliche im Leben wie für die Formen der Kunst und den Wohllaut der Dichtung. Nicht dem stolzen Fluge des Schwans vergleicht er sich, sondern „dem Bienlein ähnlich geartet", sagt er:[11])

Das um Tiburs schattigen Hain am feuchten
Ufer schwebt und duftigen Thymian sammelt,
Form' ich mühsam nur und bescheidenen Fluges
Kleine Gesänge.

Ehe wir nun des Dichters Schaffen und Schöpfungen des näheren betrachten, wollen wir einen Blick werfen auf das damalige Rom.[12]) Wie die Stadt selbst zur Weltstadt geworden war, einer Stadt der Herrschaft und Triumphe, der Denkmäler, Tempel und Paläste, so war auch das Leben in derselben das Treiben einer Weltstadt, ein Lärmen und Wogen, ein Rennen und Jagen, das wiederholt dem Dichter Seufzen und Klagen auspreßt, wenn er z. B. ausruft:



Digitized by Google

O mein Land! wann werd' ich dich schauen? Wann wird mir vergönnt sein,
Nun aus Schriften der Alten und nun aus Träumen der Muße
Süßes Vergessen der Welt und ihrer Beschwerden zu saugen?[13])

Und ein anderesmal:

Willst du, daß ich in dem Lärm, der bei Nacht wie bei Tage sich austobt,
Dichte und folge dem schmalen Pfade der Sänger? Ich sollte
Mitten im Stürmen und Drängen der Hauptstadt finden die Stimmung,
Worte zu fügen zum Lied, das die Klänge der Leier begleiten?
Dem soll ich Bürge sein, den lesen hören und alles
Liegen lassen und stehn, der liegt erkrankt am Quirinus,
Jener am Aventin, sie beide wollen besucht sein.
Nicht wahr, recht anständ'ge Entfernungen? Aber vielleicht sind
Offen die Gassen und leer, daß dem Sinnenden nichts in den Weg kommt?
Ja, wo Esel und Karren zur Eile treibet der Bauherr,
Bald einen riesigen Balken, bald mächtge Quader der Krahnen
Hebt; bald ringt sich ein Leichenconduкt durch massiges Fuhrwerk;
Hier rast wüthend ein Hund, dort stürzt ein kotiges Schwein her!
Da geh' einer nun hin und ersinne wohlklingende Verse![14])

Wie die Schätze der Welt, so strömten auch die Bewohner der sämmtlichen Provinzen, der unterthänigen und verbündeten Länder in die Stadt zusammen. Hierher kamen nicht bloß Gefangene und Sklaven aus allen Himmelsgegenden, hierher wendeten sich aus Italien und aus den Provinzen aufstrebende Geister, Anerkennung und Lohn suchende Talente, nicht minder aber auch abenteuerndes Volk, das irgendwie Unterhalt und Glück hier zu finden hoffte. Wie aber verhielt es sich mit der einheimischen Bevölkerung und besonders mit den höheren Klassen, den höchsten Ständen? Wir stehen in der Zeit, da die schon länger vorbereitete Monarchie zur Thatsache geworden war, die Macht, die einst beim Senatus Populusque Romanus gewesen, lag jetzt faktisch in der Hand des Cäsar, er war der Vertreter des souveränen Volks und als solcher eine geheiligte Person, er war Inhaber der bewaffneten Macht,

welche in den Unterthanenländern die Herrschaft aufrecht hielt, er der Vorsitzende und Leiter des Senats. Die republikanischen Formen dauerten fort, aber sie waren zur bloßen Form geworden, ihres Inhalts entleert. Der Kaiser war es, von dessen Gunst oder Abgunst Werth- oder Geringschätzung, Nutzen oder Nachtheil, die Erlangung oder der Verlust von Macht und Ehren abhing. Trotzdem, und vielleicht eben darum, war das Standesbewußtsein, der Hochmuth und Stolz auf den Besitz alter Ueberlieferungen von Rang und Würde größer als je. Wenn schon der Vollbürger von Rom, das eigentliche römische Stadtkind mit Geringschätzung herabsah auf die Fremden, zumal die Ausländer, trotzdem daß das römische Blut allmählich durch die vielen Freigelassenen und unzählige Zugewanderte stark entfärbt war, so ragte der Stand der Senatoren wie Grafen und Fürsten über die Menge, und Augustus war klug genug, diesen Standesgeist durch vielfache Rücksichten und Ehrenerweisungen zu schonen und zu hegen. Immer noch war das Consulat mit seinen Abzeichen, der Purpurtoga, den zwölf Amtsboten mit den Stäbebündeln, das ersehnte Ziel des Ehrgeizes, die Ahnenbilder, welche die Empfangssäle der Großen schmückten, das unvergleichliche Prä eines vornehmen Hauses. Aber nicht bloß diese idealen Vorzüge waren es, welche den Senatorenstand auszeichneten, es gehörte auch ein großartiges Vermögen dazu, um denselben würdig zu repräsentiren; wer nicht weiter als eine Million nach unserem Geld zu verzehren hatte, galt für einen mäßig Begüterten. Als Männer des Geldes standen neben den Senatoren die Ritter, längst schon nur noch traditionelle Inhaber dieses Namens: nur wenige hielten noch an dem Brauch, jährlich einmal zur Musterung vor dem Imperator in vollem Ritterschmuck auf's Kapitol zu reiten. Während aber die Senatoren eigentlich nur von ihren



Digitized by Google

Revenüen lebten oder leben sollten, von den großartigen Landgütern (Latifundien), welche allmählich mit ihren Sklavenherden den freien Bauernstand nicht bloß in Italien, sondern auch in den Nachbarländern, Sizilien, Afrika ganz verdrängten, war der Ritterstand derjenige, welcher das Geld umtrieb. Großhandel und Börse, die Pachtung von Zöllen und Steuern, Aktiengesellschaften und Lieferungen waren ihre Beschäftigung und die Quelle ihrer Reichthümer. Ein unabhängiger Bürgerstand von sozialer und vollends von politischer Bedeutung existirte neben diesen priviligirten Ständen nicht, es war die Menge überhaupt, welche zum Theil, wie meistens die Freigelassenen und Fremden, Gewerbe und Kleinhandel trieb; der echte Römer aber trieb von jeher keinerlei Hantirung, sie galt als schmutzig, nur die Beschäftigung mit den Waffen und Ackerbau war eines freien Mannes würdig. Alles andere war für die Sklaven, und deren waren nun auch in den reichen und vornehmen Häusern unzählbare Schaaren. Ein kleiner, bescheiden für sich lebender Mann wie Horaz hatte bei Tisch zu seiner Bedienung drei Sklaven (s. oben S. 8 u. ). Kein Wunder, daß so auch unter den Unbemittelten die Zahl derer in Rom, welche keine eigentliche lohnbringende Arbeit thaten, Legion war. Für diese sorgte die Staatskasse mit Getreideaustheilungen zu spottbilligen Preisen, und ihren Antheil an dem Genußleben der Hauptstadt lieferten die Spiele: panem und circenses, „wohlfeiles Brod und Spiele" war die Losung der Menge.

Je mehr aber einerseits durch die Erfahrungen der Bürgerkriege und nach deren Beendigung durch die veränderte Staatsform vielen Höherstehenden das öffentliche Leben, früher das Hauptfeld der männlichen Thätigkeit, entwerthet und entleidet war, andererseits durch die Verbreitung griechischer Bildung und feiner Sitte, sowie durch die ungeheuren Reichthümer,



Digitized by Google

welche die Mittel dazu boten, alles was zum Schmuck des Lebens gehört ungemein an Werthschätzung genommen hatte, um so mehr warf sich das Interesse und das Streben auf andere Gebiete. So wurde Unterhaltung und Genuß neben Geld und Besitz der Inhalt und Zweck des Lebens. Genüsse und Unterhaltung aber waren bald materieller bald mehr geistiger Natur. Von dem materiellen Treiben der Zeit ist auf allen Blättern unseres Dichters die Rede, das Jagen nach Besitz und Geld, die Habgier und Genußsucht, der Luxus der Bauten und der Mahlzeiten bilden neben dem eitlen Trachten nach äußerer Ehre einen stets wiederkehrenden Stoff seiner Klagen und seines Spottes. Der Schaulust dienten die öffentlichen Spiele, Fechterkämpfe, Wagenrennen im Circus, Aufführungen im Theater. Wie wenig das letztere sich auf der Höhe des Geschmacks befand, davon entwirft Horaz ein gelungenes Bild:[15])

Auf vier Stunden und mehr wird niedergelassen der Vorhang,
Während zu Fuß und zu Roß Gewappnete über die Bühne
Jagen und Könige man mit gefesselten Händen dahinschleppt,
Kutschen und Lastfuhrwerk, Kriegswagen und mächtige Schiffe,
Schimmerndes Elfenbein und die Beute eroberter Städte.
Lebte Demokritus noch, er müßte lachen zu sehen,
Wie das Zwittergeschöpf die Giraffe oder ein weißer
Prachtelephant anzieht die Augen der gaffenden Menge,
Würde noch aufmerksamer das Volk als die Spiele betrachten,
Weil ihm jenes zur Schau mehr böte als irgend ein Spieler.
Aber der Dichter, das wär' ihm ein Thor, der Märchen den tauben
Ohren des Esels erzählt. Denn welche Stimme vermöchte
Zu übertönen den Lärm der unsre Theater erfüllet?
Aerger brauset der Wald nicht im Sturm und die Brandung des Meeres
Als das Getös' im Theater, wo Spiele man schaut und der Künste
Werk' und die Schätze der Fremde: erscheint mit solchen beladen
Auf der Bühne der Held, dann klatscht in die Linke die Rechte.

„Hat er gesprochen bereits?“ Kein Wort. „Was also beklatscht man?“ Ach! den prächtigen Stoff, die veilchenfarbige Wolle!

Der gesellige Verkehr war ein außerordentlich belebter, man traf sich im Theater und im Circus, auf den öffentlichen Plätzen und in den Hallen, auf dem Marsfeld und ganz besonders in den Bädern, welche in den Nachmittagsstunden vor der Hauptmahlzeit der allgemeine Sammelplatz der Männerwelt waren. Aber den Mittelpunkt der Geselligkeit bildeten die Gastmähler. Die Hauptmahlzeit, etwa um drei Uhr Nachmittags beginnend, wenn die Geschäfte des früh begonnenen Tages beendigt waren, vereinigte nicht bloß die Angehörigen des Hauses, sondern auch Freunde und Bekannte, eingeladene und stehende Gäste zu behaglicher Unterhaltung. Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um die Neuigkeiten des Tages: Ereignisse der Stadt, Nachrichten, die aus dem weiten römischen Reich einliefen, wurde mitgetheilt, pikante Geschichten von bekannten Persönlichkeiten der Gesellschaft erzählt, die Aufführungen im Theater und in den Spielen und die Helden und Sieger in denselben wurden besprochen und kritisirt. Aber auch geistige Anregung und Genüsse wurden geboten, Vorträge von Gelehrten und Dichtern, musikalische und theatralische Aufführungen. Denn auch die idealeren Bestrebungen fanden eifrige Pflege. Die Litteratur, insbesondere die Poesie, wurde Mode, einer der höchstgestellten Männer seiner Zeit, Asinius Pollio, war selbst vielseitiger Dichter, um den Minister Messalla sammelte sich ein Kreis von Schöngeistern und Poeten, darunter Tibull, ein anderer um Mäcenas, in welchem außer Horaz der Lyriker Properz, der Epiker Virgil, der Tragiker Varius hervorragten. Augustus selbst war ein eifriger Verehrer der Dichtkunst, namentlich des Dramas. Kein Wunder, daß durch solche Gunst und Theilnahme auch die Zahl der Dichter jeglicher Art ungemein zunahm. So sagt Horaz:[16])



Digitized by Google

Wie hat das Volk sich verändert, wie glühen alle von einem
Eifer Verse zu machen! So Knaben wie würdige Väter
Siehst du bekränzt um die Wette bei Tisch Gedichte verlesen.
Alle zumal, so Laien wie Kenner, machen in Versen.

Wie leicht sichs freilich manche Dichterlinge machten, zeigt ein Beispiel aus den Satiren. Da kommt einer her:

— — — Es gilt eine Wette!
Nimm du ein Blatt Papier, ich auch eins, laß uns bestimmen
Ort und Stunde, sowie Preisrichter: wir wollen doch sehen,
Welcher von beiden versteht mehr hinzuschreiben in kurzem![17])

Bald hallten die Säle der Bibliotheken, die Hallen des Marktes wie die Bäder wieder von Vorlesungen in allen Tonarten.

Dieses Treiben der Hauptstadt hatte Horaz mit seinem feinen und scharfen Auge schon früher mit angesehen, zurückgekehrt aber aus seinem Feldzug und um viele Erfahrungen reicher fand er bald durch seinen Verkehr in den höheren Kreisen noch mehr Gelegenheit zu vielseitigen Studien. Und dieses bunte Bilderspiel spiegelt sich nun hauptsächlich in seinen Satiren, welche neben den Epoden seine frühesten Gedichte enthalten. Mit dem Wort „Satire“ dürfen wir nämlich nicht bloß die gewöhnliche Bedeutung „Spottgedicht“ verbinden. Das ist eben nur ein Theil, wenn auch der überwiegende, der horazischen Satire. Es sind eher, was wir Bilder und Skizzen nennen würden aus dem Leben der Gegenwart, den sittlichen, gesellschaftlichen und litterarischen Zuständen der Zeit, wobei der Blick des Dichters gern auf einzelne Vorgänge, Beispiele hingerichtet ist, um durch Lachen zugleich zu ergötzen und zu belehren. Denn, sagt er,[18]) so hat mich mein Vater gewöhnt,

Daß ich die Laster, mir Beispiele merkend, vermeide.
Wenn er die Mahnung mir gab, sparsam und mäßig zu leben,
Gern mich begnügend mit dem, was er mir sorglich erworben,



Digitized by Google

Hieß es: „Siehest du nicht, was Barrus doch für ein elend
Leben führt, der verarmte? Das lehrt dich das Erbe des Vaters
Nicht zu vergeuden.“ Bezweckt' er mich von schimpflicher Liebschaft
Abzuschrecken, so warnte er: „Gleiche doch nicht dem Scetanus!“
Früh schon gab er mir goldene Regeln fürs Leben, und hieß er
Dieses mich thun — „da hast du ein Beispiel, also zu handeln“,
Sprach er und nannt' aus der Zahl der erlesenen Richter mir einen,
Oder verbot er etwas — „wie kannst du zweifeln, ob solches
Unehr' bringe und Schaden? Du siehst wie garstige Nachred'
Den und jenen verfolgt.“

So giebt uns Horaz in den Satiren bald einen launigen Bericht von einer Reise, die er in Gesellschaft des Mäcenas und seiner Freunde machte; bald schildert er seufzend die Leiden und Plagen des hauptstädtischen Lebens mit all den Fesseln, welche Höflichkeit und Sitte anlegt; bald preist er im Tone der aufrichtigsten Freude und Sehnsucht die Beschäftigungen und Unterhaltungen, den stillen Frieden des Landlebens; bald fertigt er im stolzen Bewußtsein der eigenen Würdigkeit seine litterarischen und persönlichen Gegner ab, welche ihm, dem Emporkömmling, die Freundschaft des Mäcenas und seine raschen Erfolge nicht gönnen; bald erzählt er gemüthlich, wie sein Vater um die Erziehung des Sohnes sich bemüht und einen braven Menschen aus ihm gemacht habe. Bald geißelt er den eitlen Wahn seiner Zeitgenossen, welche niemals Ruhe finden mit ihren Begierden und Wünschen, oder eifert mit beißendem Spott gegen die Thorheiten der Lebemänner, zumal gegen den unsinnigen Tafelluxus, schalkhaft dabei verrathend, wie bis ins kleine Detail er mit diesen Herrlichkeiten vertraut war, aber eben ferne davon, aufzugehen in solchen niederen Genüssen; bald erzählt er spassige Fabeln von der Haselmaus und dem Wiesel, von dem Hirsch und dem Pferd, von der Stadtmaus und der Landmaus; bald stellt er stadtbekannte Typen von absonderlichen Leuten auf, bärbeißige



Digitized by Google

Juristen, herumgehend, welchen sie verschlingen, liederliche junge Herren, die zum Spott der Leute geworden sind, zerlumpte Philosophen, die den Sittenprediger machen; bald beschwört er gar die Schatten der Unterwelt, um durch ihren Mund kund zu thun die geheimen Schliche und Schlechtigkeiten, wie man zu Vermögen und Reichthümern gelange durch glückliche Erbschaften.

In dieselbe Gattung beschreibender und lehrhafter Gedichte wie die Satiren gehören die Episteln, welche aber aus der späteren Zeit des Dichters stammen und vor jenen die gefeiltere Form und einen gedankenvolleren Inhalt voraus haben. Es sind theils wirkliche Briefe in gebundener Form, eigentliche Gelegenheitsgedichte, mitunter ausgezeichnet durch den feinen Takt, womit schwierige persönliche und gesellschaftliche Fragen behandelt sind; aber meist sind es nur an bestimmte Personen adressirte allgemeine Betrachtungen namentlich moralischen Inhalts. Mit unermüdlichem Eifer weist der Verfasser von immer neuen Gesichtspunkten hin auf das eine, was noth thut, eine Gemüthsverfassung, welche in sich selbst, im inneren Werth des Menschen, in edler Geistesbildung und Streben nach persönlicher Leidenschaftlosigkeit den Frieden und das Glück der Seele findet. Aber es ist nie der trockene Predigerton, in welchem das vorgetragen wird, stets beleben solche Betrachtungen und ernste Anweisungen zur Lebensführung wirksame Beispiele, schelmische Bemerkungen, wobei er mit liebenswürdigem Humor auch sich selber nicht schont, geistvolle Bilder, feine Winke, epigrammatisch zugespitzte Schlüsse, sodaß man immer den Dichter sieht, der durch das Spiel der Phantasie auch trockenen Materien Reiz und Anmuth zu verleihen weiß. Die zweite Hälfte dieser Episteln beschäftigt sich ausschließlich mit litterarischen Dingen und enthält Betrachtungen und Urtheile über die Entwickelung der griechischen und römischen Poesie und



Digitized by Google

die Unterschiede beider, durchweg mit Wärme den Grundsatz vertretend und durchführend, daß die römische Litteratur auf die echten Muster der klassischen Griechenzeit zurückgehen und von ihnen namentlich die Vollendung der feinen Form zu lernen hat. Der letzte Brief ist geradezu bekannt unter dem Titel „über die Dichtkunst“.

Ein Beispiel von dem feinen Takt im Verkehr mit Hochgestellten giebt der Brief (I, 9) an den Prinzen Tiberius Nero, den späteren Kaiser:

Wirklich, Septimius einzig allein muß wissen, wie hoch Du,
Claudius, denkest von mir. Denn da er mit Bitten mir anliegt,
Daß ich ihn Dir soll loben und Dir empfehlen als würdig
Neros, dessen Geschmack, was edel ist, um sich versammelt,
Weil er vermeint, ich zähle bei Dir als näherer Hausfreund,
Weiß er mehr als ich selber von mir und meinem Vermögen.
Mancherlei wendet' ich vor, mich loszumachen mit Anstand,
Aber ich scheute den Schein mich ärmer zu stellen als wahr sei,
Heuchlerisch meinen Besitz zu verleugnen aus selbstischer Rücksicht.
Also aus Furcht vor der größeren Schuld und dem schlimmeren Vorwurf,
Werb' ich nun mit um den Preis der keckesten Stirne. Doch lobst Du's,
Daß ich dem Wunsche des Freundes willfahrend die Scheu über Bord warf,
Schreibe den Deinen ihn zu und eracht' ihn tüchtig und bieder.

Die heitere Laune spricht sich in den Worten an den Rechtsgelehrten Torquatus aus (I, 5):

Fort mit dem Hoffen und Streben, dem eitlen, nach Schätzen der Erde,
Fort mit des Moschus Prozeß! Vergönnt doch Kaisers Geburtstag
Morgen uns auszuschlafen, so dürfen wir ohne Gefährdung
Traulich plaudernd die Nacht, die sommerlich lange, genießen.

Der Witz, mit welchem er die Schulphilosophie verspottet, in I, 1 a. E.:

Kurz, der Weise folgt gleich nach Juppiter, er ist der Reiche,
Er ist Freiherr, geehrt und schön, der Könige König,
Auch vollständig gesund, wenn er nicht vom Schnupfen geplagt ist.



Digitized by Google

Mit welch gemüthvoller Wärme ist nicht das Landleben gepriesen in den Versen:

— — — Ich lob' mir die Fluren,
Lob' mir den Bach und den Hain und die moosüberwachsenen Felsen.
Kennst du wohl einen Ort, da sich besser und glücklicher lebte?
Wo ist lauer der Winter, wo labet und schützet die Luft mehr
Gegen den Hundstagshitze, die Pfeile der sengenden Sonne?
Wo ist der Schlummer so ungestört von der neidischen Sorge?
Duftet und glänzet der Rasen nicht feiner als bunte Mosaik?
Strömt durch bleierne Röhren der Stadt ein reineres Wasser
Als in dem Bach sanft murmelnd mit zitternden Wellen dahinfließt?[19])

Ihrem Charakter als lehrhafte Dichtungen entsprechend sind diese Episteln eine wahre Fundgrube von Sentenzen, von denen nur einige der bekanntesten erwähnt seien:

— — — Es wechselt
Wohl das Klima, doch nicht das Gemüth, wer über das Meer fährt.
Treibet nur aus die Natur, doch wißt, daß sie immer zurückkehrt.
Was die Fürsten verschulden, das müssen die Völker entgelten.
Drinnen sowohl in der Stadt wie draußen wird vieles gesündigt.
Wir sind Nullen, zu nichts als Brod zu verzehren geschaffen.
Frisch ans Werk, ist halb schon gethan, drum rasch Dich entschlossen!
Ist das Gefäß nicht rein, wird zu Essig, was man hineingießt.
Fliehe die Lust! Mit Schmerzen erkauft kann nimmer sie nützen.
Meistre des Herzens Gelüst': wenn dir's nicht dienet, so herrscht es.
Lange bewahrt das Gefäß den Geruch, der das neue erfüllt hat.

Doch aus diesen Dichtungen, Satiren und Episteln, welche er selbst als der Prosa näherstehende Sermonen, d. h. Plaudereien bezeichnet, lernen wir nicht den ganzen Horaz kennen. Diejenige Gattung, welche ihm hauptsächlich seine Stellung in der römischen Litteratur anweist, sind seine lyrischen Gedichte, gewöhnlich Oden genannt.[20]) Dieses Wort ist aber hier nicht in dem engeren Sinne, wie es jetzt gewöhnlich gebraucht wird, zu verstehen, nämlich solche Gedichte, welche eine ungewöhnliche



Digitized by Google

Begeisterung athmen, die Seele zu etwas Hohem, Weihevollem emporheben, also dem Hymnus und Dithyrambus nahestehend. In diesem Sinne sind die wenigsten Gedichte von Horaz eigentliche Oden, denn, wie bereits bemerkt, bezeichnet er sich selbst als einen Dichter von kleinem Flug, sein eigentliches Gebiet ist das kleine Lied des feinen Gedankens. Auf diese Schöpfungen gründet er auch selbst vorzugsweise sein Verdienst und die Hoffnung seiner Unsterblichkeit in der berühmten Ode:[21])

Länger dauernd als Erz schuf ich ein Denkmal mir,
Majestätischer als der Pyramiden Bau,
Das kein Regen zernagt, nahender Stürme Wuth
Nicht zu stürzen vermag, noch der Jahrhunderte
Unabsehbare Reih' oder der Zeiten Flucht.
Nicht ganz werd' ich vergehn, über das Grab hinaus
Dauert Manches von mir, spät in der Enkel Mund
Wächst mein Name, dieweil mit der vestalischen
Jungfrau zum Kapitol wandelt der Pontifex.
Wo der Aufidus braust und in Apuliens
Quellenarmem Gebiet Daunus geherrscht, von dort —
Wird man singen dereinst — stieg er empor im Flug,
Der Roms Laute zuerst zu des äolischen
Verses Maßen gefügt. Nimm in Empfang den Preis,
Den mein Streben verdient, winde den delphischen
Lorber mir um das Haupt, Göttin Melpomene!

Aeolisch nennt er seine Lieder, weil er, wie vor ihm schon zum Theil Catull, im Gegensatz zu der Mode gewordenen Richtung der alexandrinischen Poesie, dieser Nachblüte der klassischen Griechenkunst, auf die echten klassischen Muster, die griechischen Lyriker des 7. Jahrhunderts v. Chr., welche in der äolischen Landschaft Kleinasiens blühten, hauptsächlich Alkäos und Sappho zurückgeht und von ihnen die Kunstform der Verse entlehnt. Es sind also frei gewählte, nachgeahmte, nicht naturgegebene Formen der eigenen Sprache, in denen Horaz dichtet, und ein



Digitized by Google

ganz wesentliches Stück seiner Kunst ist eben das Formen und Feilen am sprachlichen Stoff. Schon in dieser Hinsicht werden wir Horaz, wie es sich bei den lehrhaften Gattungen der Satire und Epistel von selbst versteht, auch als Lyriker nicht unter die naiven Dichter zu rechnen haben, um diesen von Schiller aufgestellten Gegensatz zu gebrauchen, sondern unter die sentimentalen, sentimental nicht in dem gewöhnlichen Sinne, daß er ein Dichter der Gefühlsseligkeit, Gefühlsschwärmerei ist, vielmehr ein solcher, der nicht in der unmittelbaren Hingebung an seine Stoffe dichtet, sondern so, „daß die Stimmung, in welche er selbst versetzt ist und uns versetzt, durch die Reflexion auf die Eindrücke, welche er erfährt, hindurchgegangen ist." Und dasselbe werden wir auch bei eingehenderer Betrachtung seiner Poesien bestätigt finden in der Art, wie er seine Stoffe behandelt.

Fragen wir nun: welchen Kreis von Stoffen hat Horaz in seinen lyrischen Gedichten umspannt? so können wir an das Uhland'sche anknüpfen „Sie singen von Lenz und Liebe, von seliger goldener Zeit, von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit," und unterscheiden Naturlieder, Lieder der Liebe, Freundschaft und Geselligkeit, Lieder, welche das Menschenleben überhaupt, seine Bedingungen und Gestaltungen, und endlich solche, welche göttliche Dinge betreffen.

Was erstens die Naturlieder betrifft, so finden wir, wie bereits wiederholt erwähnt, zahlreiche Stellen und ganze Gedichte, in denen Horaz den Hain und den Bach besingt, wo er aus dem Staub und Lärm und Rauch der Stadt sich hinaussehnt in die freie Flur, in den Lenz und sein Grün, in die Stille und Einsamkeit des Landlebens. Er beschreibt das Kommen des Frühlings, das Singen der Vögel, das Rauschen des Windes, er besingt Quellen und Bäume. Es fehlen auch nicht großartige Naturbilder: der von Schnee glänzende Berg



Digitized by Google

Sorakte, die winterliche Landschaft im thrakischen Bergland mit den schnee- und eisbedeckten Gipfeln und Hängen, mit den erstarrten Wassern. Kurz, der Dichter hat ein Auge für die Schönheit der Natur, aber er hat kein eigentliches Herz für sie. Was ihn wohlthuend anmuthet, das sind wohl angebaute fruchtbare Gefilde mit angenehmer Abwechslung des landschaftlichen Bildes, es ist das Behagen an dem stillen friedlichen Leben, an den einfachen gesunden Verhältnissen der in Arbeit und Genuß in näherem Verkehr mit der Natur stehenden Menschen, kurz, es ist mehr das Idyllische als das Romantische und im gewöhnlichen Sinn Sentimentale, was den Charakter seiner Naturdichtung ausmacht. Der moderne Dichter leiht der Natur eine Seele, so daß sie mit ihm empfindet, seufzt, klagt oder jubelt, es ist ein sentimentales sich Zusammenfühlen mit dem Leben in der Natur oder ein Untertauchen der einzelnen Seele in den allumfassenden Schoß derselben. Der antike Mensch schaut die Natur plastisch an, und was er von Leben in ihr ahnt, das wird mythologisch gestaltet, es sind Geister und Götter, Gestalten wie Nymphen, Faunen, Satyrn, die Repräsentanten der belebten Natur.

Eines der bekanntesten und bezeichnendsten solcher Lieder von Horaz ist die Ode an die Quelle Bandusia, welche er auf seinem Gut hatte:[22])

O bandusischer Quell, glänzender als Krystall,
Du süßzabenden Weins, blumiger Opfer werth!
Dir fällt morgen ein Böcklein,
Dem auf schwellender Stirn des Horns
Erstlingssprossen auf Kampf deuten und Liebeswerk.
Doch umsonst — mit des Bluts purpurner Welle färbt
Dein eiskaltes Gewässer
Bald der munteren Herde Sproß.
Dich mag nimmer des Glut sprühenden Sirius

Zornblick treffen, bei dir findet erquickende
Rast die weidende Herde
Und vom Pfluge gelöst der Stier.
Dich auch preiset die Welt unter den Quellen einst,
Weil ich singe, wie hochragend die Eiche steht
Ob zerklüfteter Felswand,
Welcher geschwätzig dein Naß entquillt.

Anderer Art sind die Frühlingslieder:

Eisiger Winter, du weichst, hold wehen des Lenzes laue Lüfte u. s. w.[23])

und:

Weg ist der Schnee, schon kehret das Gras auf den Wiesen, den Bäumen
Wieder das grünende Laub u. s. w.[24])

In beiden springt der Dichter von der Freude der Gegenwart ab zu dem Gedanken an die Kürze des Lebens, der dunkle Schatten des Todes drängt sich unheimlich hinein in die Farbenpracht des hellen Tages. Dies ist der elegische Ton, der so vielfach bei unserem Dichter durch all die Lust des Lebens durchklingt, der ernste Hintergrund, welcher niemals im Genusse des Augenblicks versinken läßt. Daneben finden wir aber auch ein neckisches Element, wie es zu diesen Spukgestalten von Nymphen, Faunen u. s. w. stimmt, wenn er der leichtschwebenden Göttin des Liebreizes und ihren anmuthvollen Gespielinnen gegenüberstellt den plumpen Vulkan, wie er die Esse der Cyklopen schürt im Schweiße seines glühenden Angesichts. Mehr satirisch wird die Ironie, wenn er einer köstlichen Idylle, welche bis ins einzelste die Freuden des Landmanns ausmalt, die eigentliche Spitze abbricht durch den Heine'schen Schluß:

So sprach der Wuchrer Alfius
Und zog sein Geld in Monats Mitte ein,
Um es am ersten wieder auszuleihn.[25])

Zu den Naturliedern können auch die Wanderlieder gestellt werden. Deren finden sich eigentlich bei Horaz keine, das

Wandern ist so recht eigentlich ein germanischer Zug, den der Südländer nicht kennt. Doch ein Lied läßt sich hierher ziehen,[25]) welches auf den ersten Anblick himmelweit von solchem Zusammenhang ab zu liegen scheint, das bekannte Integer vitae, welches, im Anfang dieses Jahrhunderts mit einer ernsten choralartigen Melodie versehen, seinem ursprünglich heitern, scherzenden Tone ganz entfremdet worden ist. Der Dichter, so mögen wir das Lied ausdeuten, im Begriff eine Reise nach Apulien zu machen, giebt auf eine launige Warnung des Aristius, welcher ihm Angst macht vor den rauhen Gegenden, wo räuberisches Soldatenvolk und wilde Thiere hausen, eine ebenso launige Erwiderung: Ich fürchte mich vor keinem Räuber, keinem wilden Thier, wer wird einem harmlosen Dichter, der in seines Herzens Einfalt und Unschuld sein Liebchen besingt, etwas anhaben? Streif' ich ja auch hier in meinem Sabinerwald, von keinem Unthier angefochten, sicher in Liebesgedanken, sie begleiten mich hin ans Ende der Welt, treue Lieb' im Herzen.

Dieses Gedicht hat uns bereits hinübergeführt in das Kapitel der Liebeslieder. Deren hat Horaz eine reiche Auswahl von mannigfaltiger Art, und wir können denen nicht ganz Unrecht geben, welche unsern Dichter eine verliebte Natur genannt haben. Klagt er doch selbst, daß er, bereits den Fünfzigern nahe, noch immer nicht aus dem Bereich der Pfeile des geflügelten Knaben entrückt sei. Um jedoch eine etwas deutlichere Vorstellung von dieser Seite seines Wesens zu bekommen, müssen wir eine kleine Abschweifung in das Gebiet der Sittenschilderung machen und einen Blick auf das Frauenleben seiner Zeit werfen, womit wir das oben über die allgemeinen Zeitverhältnisse Gesagte ergänzen.

Die damalige Welt kannte, wie noch jetzt großentheils die romanischen Völker, das nicht, was die deutsche Jungfrau ist



Digitized by Google

in den gebildeten Ständen. Das Mädchen hat nicht Raum und Gelegenheit, in freiem geselligen Verkehr mit dem männlichen Geschlecht sich zu bewegen. In früher Jugend, schon zwischen 12 und 15 Jahren, durch Verabredung zwischen den Eltern verheirathet, wird das Mädchen ohne Zwischenstufe und Uebergangszeit, — auch die Seligkeit des Brautstandes giebt es nicht — plötzlich zur gebietenden Frau, das weibliche Herz mit seiner reichen und warmen Gefühlswelt erwacht eigentlich erst in der Ehe, und nur zu oft geräth es, da es bei Schließung derselben gar nicht in Frage kam, auf Irrwege. Es war eine Klage der Zeit, die vielen unglücklichen, die vielen aufgelösten, geschiedenen Ehen, und gar zu viele schmerzliche Erfahrungen mit dem weiblichen Geschlecht hatten den Erfolg, daß die Lust, sich zu verheirathen, bei den Männern der höheren Stände bedenklich abnahm, so daß Augustus mit Gesetzen und Prämien gegen die überhandnehmende Ehelosigkeit einschreiten mußte. So sehr es uns nun befremden mag, daß Horaz, der mit großem Eifer und sittlichem Ernst die sittenverbessernden Anordnungen und Absichten des Kaisers empfahl und anpries, nicht selbst auch in die Ehe getreten ist, so können wir es doch leicht begreifen. Aus den vornehmen Kreisen, in denen er verkehrte, konnte er, der Sohn aus dem Volke, nicht wohl eine Gattin wählen, eine gewöhnliche bürgerliche Ehe aber mit einer Tochter der mittleren Stände war für einen Mann von seiner gesellschaftlichen Stellung und seinen Lebensgewohnheiten nicht wohl zu denken. Kehren wir von dieser gelegentlichen Bemerkung zur Sache zurück, so konnte es, in Ermangelung des freieren Verkehrs zwischen jungen Männern und Jungfrauen der höheren Stände, zu einer Zeit, wo die einfache alte Sitte gelockert war und die häusliche Zucht gegenüber den Verführungen der Gesellschaft und den Genüssen der Hauptstadt

nicht mehr ausreichte, ohne von tieferen sittlichen Grundsätzen und ernster religiöser Gesinnung getragen zu sein, nicht anders sein, als daß die junge Männerwelt das Bedürfniß des Herzens auf andere Weise zu befriedigen strebte und in anderen Kreisen Ersatz suchte. Dies waren die sogenannten Libertinen, den griechischen Hetären entsprechend, was wir emanzipirte Damen der Halbwelt nennen würden, meist Töchter aus dem Stand der Freigelassenen, lebenslustige Mädchen, durch Schönheit und Geschmack ausgezeichnet, anmuthiger Rede, geselliger Künste, besonders der Musik kundig, welche, nicht von den Gesetzen der strengen Sitte eingeschränkt, einen Kreis von Verehrern und Liebhabern um sich sammelten, denen sie, wenn es gut ging, aus wirklicher Herzensneigung, vielfach aber, worüber die Dichter sich genug beklagen, gegen materielle Gegenleistungen ihre Gunst schenkten. Zu dauernden Verbindungen, welche einer wirklichen Ehe glichen, mag es mit solchen Persönlichkeiten selten gekommen sein. In diesen Reihen nun haben wir auch die Mädchennamen zu suchen, welche uns in den horazischen Gedichten begegnen. Wenn aber deren Zahl fast erschreckend groß erscheint, ein ganzes Dutzend, so müssen wir schon den Dichter dagegen in Schutz nehmen, daß er eine Art Don Juan gewesen sei. Erstens nämlich sind diese Namen keine Eigennamen, sondern meist was wir Kosenamen oder Cerevisnamen nennen würden, z. B. die Süße, die Junge, die Blonde, die Grüne, das Sternchen, das Plappermäulchen, oder auch das Wölflein, und da mögen mehrere, je nach der Situation und der Stimmung des Dichters derselben Person zukommen. Und zweitens wissen wir nicht, wieviele dieser Gedichte nicht in der Nachahmung der griechischen Vorbilder soweit gehen, daß die ganze Situation sowohl als die Person rein fingirt ist.

Uebrigens lassen sich zweierlei Arten von Liebesgedichten



Digitized by Google

bei Horaz ohne Zwang unterscheiden. In den einen spricht sich eine heiße, wilde Leidenschaft aus, welche ihn durchschüttert, ihn verzehrt, elend macht, von Sinnen bringt: deren sind wenige, wohl aus seiner frühesten Zeit. Die meisten sind bloße Tändeleien, man merkt es dem leichten scherzenden Ton wohl an, daß der Dichter sein Herz nicht ganz gefangen gab, er ist vollkommen Herr seiner Gefühle, er beherrscht den Stoff, ohne von demselben beherrscht zu sein. Eines dieser reizenden spielenden Liedchen ist folgendes:[27])

Warum fliehst du mich, Kind, scheu wie das junge Reh?
Das im wilden Gebirg nach der geängsteten
Mutter sucht und erschrickt, wenn
Nur ein Lüftchen im Wald' sich regt;
Gehn durchs zitternde Laub nur des erwachenden
Frühlings Schauer dahin, raschelt im Brombeerstrauch
Nur die grüne Lazerte,
Gleich erbeben ihm Herz und Knie.
Glaub', ich folge dir ja nicht wie ein Tiger nach
Oder ein grimmiger Leu, der dich zerreißen will!
Lauf doch, reif für des Mannes
Kuß, nicht ewig der Mutter nach!

Eine tiefere und dauerndere Neigung ist es, welche der Wechselgesang zwischen dem Dichter und der Geliebten andeutet, der zu den vollendetsten Gedichten gehört, welche wir aus dem Alterthum haben.

Er:

Als ich dir noch im Herzen lag
Und kein trauterer Freund zärtlich die Arme dir
Um den blendenden Nacken schlang,
Lebt' ich seliger als Persiens Könige.

Sie:

Als ich dir noch allein gefiel
Und vor Chloe noch nicht Lydias Reiz erblich,



Digitized by Google

Ging mein Name von Mund zu Mund,
Tauscht' ich mit Ilia selbst, Latiums Ahnfrau, nicht.

Er:

Jetzt beherrscht mich die Thrakerin
Chloe, lieblicher singt keine zum Saitenspiel.
Freudig will ich den Tod bestehn,
Wenn der Süßen ein Gott längeres Leben schenkt.

Sie:

Mich hat Calais, Thuriums
Sohn, entzündet und giebt Liebe um Liebe mir.
Zweimal duld' ich des Todes Pein,
Wenn dem Knaben ein Gott längeres Leben schenkt.

Er:

Wie? wenn wieder die alte Lieb'
Kehrt und wieder ins Joch zwingt die Geschiedenen?
Wenn statt Chloe, der blonden Maid,
Lydia wieder ins Pförtchen schlüpft?

Sie:

Schön ist jener wie Phöbus zwar,
Du noch leichter als Kork, jäher in Zorn gestürmt
Als der Hadria wilde Glut:
Doch im Leben und Tod will ich die Deine sein.[28])

Von derjenigen Gattung von Liebesliedern aber, welche gerade in unserer Poesie am zahlreichsten vertreten ist und ihre schönste Blüthe, die eigentlich sentimentalen Lieder, in denen die zarte Neigung des Herzens, die innige und keusche Verehrung des weiblichen Ideals sich ausspricht, davon finden wir bei Horaz, wie überhaupt bei den Alten, nichts.

War es aber, wie wir gesehen haben, Horaz versagt, ein dauerndes Band der Liebe zu knüpfen, so ist er um so glücklicher durch die Freundschaft, von welcher uns tiefe innige Kundgebungen in seinen Gedichten entgegentreten. Vor allem



Digitized by Google

seinen Mäcenas besingt er in allen Tonarten. Ihm ist die erste Ode gewidmet:

Du, uralten Geschlechts fürstlicher Ahnen Sproß,
O Mäcenas, mein Hort, du meine süße Zier!
— — — — — — — — — —
Reihest du mich in den Chor lyrischer Sänger ein,
O dann heb' ich das Haupt hoch zu den Sternen auf.

Und ebenso die Briefe beginnt er mit der Anrede:

Du, den mein erstes Lied besang
Und dem mein letztes gelten soll!

Ohne ihn ist ihm das Leben verhaßt, mit ihm will er „der Schwächliche in alle Fährlichkeit des Krieges sich wagen"; ihm will er „kühnen Muthes folgen zum letzten Erdenwinkel, dem die Sonne scheint;" von ihm will er auch bei der letzten Reise ins unbekannte Reich des Todes sich nicht trennen.

Ebenso innig und herzlich ist er mit Virgil und Varius, diesen lauteren Seelen, verbunden. Wie ergreifend ist der Schluß der Ode an Septimius[29]) mit dem allbekannten ille terrarum angulus („freundlich lacht mir vor allen jenes Fleckchen Erde"):

Dorthin, ach, zu jenen beglückten Höhen
Ruft es dich mir nach, mit der Freundschaft Zähre
Wirst du dort einst deines geliebten Sängers
Asche benetzen.

Mit welcher aufrichtigen Freude begrüßt er in der Ode an Pompejus[30]) den Freund seiner Jugend, den Waffengefährten seiner republikanischen Kriegszüge! wie großherzig und wie freimüthig klingt nach befestigter Alleinherrschaft des damals bekriegten Gegners ein solches Bekenntniß herzlichen Zusammenfühlens mit dem einstigen Parteigenossen, wie harmlos gemüthlich der Scherz, wenn der Dichter dem Freunde unter seinem Lorber, den er im friedlichen Musendienst gewonnen, Ruhe



Digitized by Google

und Behagen anbietet und die für ihn aufgehobenen Kränze ihm windet!

Lieder der Liebe und Freundschaft sind stets in naher Berührung mit Trink- und Weinliedern. Auch Horaz ist ein Dichter des Weins, Bachus ist der Gott, den er wiederholt besingt, in seinem Dienste steht der Dichter; die Erwärmung und Anregung, welche die Geister des Weins den Gefühlen und Gedanken zubringen, ist ja eine verwandte Stimmung mit der Erhebung und Begeisterung, der Entzückung, in welcher der Dichter seine Werke schafft. Und wenn schon Horaz kein solcher naiver Dichter der unmittelbaren Eingebung ist, wenn er sorgsam seine Lieder formt, wie er selber sagt, so will er es doch nicht Wort haben, daß er nicht auch in der Begeisterung singe: das wollen eben die vielen mythologischen Beziehungen besagen, in welche er sich mit Apollo und Merkur, Bachus, Musen und Grazien bringt.

Ein prächtiges Weinlied ist die Ode an den Weinkrug:[31])

Du trauter Weinkrug, welcher dem gleichen Jahr
Mit mir entstammt, da Manlius Consul war —
  Ob Scherz, ob Zank, ob Liebeswahnsinn
    Oder gefälligen Schlaf du bergest:
Wes Geistes Kind dein köstlicher Inhalt sei,
Des Anbruchs würdig bist du am guten Tag:
  Heb' dich herab, Corvin gebeut uns
    Heute den milden hervorzuholen.
Trieft auch sein Mund von Sprüchen des Sokrates,
Nicht wird er drum dich allzugestreng verschmähn;
  Ward doch auch manchmal warm beim Becher,
    Sagt man, des alten Cato Tugend.
Du giebst durch sanften Zwang dem erlahmten Geist
Die Schwingen wieder, öffnest, wenn Bacchus scherzt
  Und schwärmet, weiser Männer Herzen,
    Führest ans Licht verborgne Pläne.



Digitized by Google

Mit Hoffnung stärkst du wieder das bange Herz
Und leihest Kraft und Stärke dem schwachen Mann,
Froh deiner scheut er nicht gekrönter
Könige Zorn noch das Schwert des Kriegers.
Dich lasse Bacchus, Venus, der holde Gast
Mit sammt der Grazien reizendem Schwesterbund
Beim hellen Kerzenscheine fließen,
Bis die Gestirne verscheucht das Frühroth!

Freilich, wüstes Gelage, lärmendes Toben beim Wein, Händel und Streit, Ausbrüche roher Sinnlichkeit flieht und beschwört der Dichter; aber am Freudentage jubelnd den Becher zu heben, wenn es gilt, das Siegesfest zu feiern, oder dem Freund die sorgenvolle Stirn zu glätten, wenn herbes Geschick, Liebeskummer, strenge Pflicht und harte Mühe ihm den Sinn umdüstern, das heißt er gut und preist es an, die Wiederkehr eines bedeutsamen Tages im Freundeskreise, Geburtstag, Wiedergenesung, Errettung aus Todesgefahr, auch einen herrlichen Sommertag im Freien feiert er beim vollen Becher.

Wenden wir uns von diesem beschränkteren Kreis der individuellen Empfindungen und ihrem Ausdruck im Liede zu dem reiferen der allgemein menschlichen Beziehungen, so finden wir eine Menge Oden, welche, ähnlich den Episteln, das menschliche Geschick, Menschenglück und Menschenleid behandeln, in denen der Dichter seine Welt- und Lebens-Anschauung ausspricht. Worin liegt für den Menschen das Glück? Das ist die Frage, welche er immer wieder sich vorlegt und anderen zuruft. Nichts anzustaunen, von nichts sich ganz hinreißen und so einnehmen zu lassen, daß die Freiheit des Gemüts verloren geht, das ist die wahre Weisheit. „Bedenke die Kürze des Lebens und such' es auszukaufen, wappne dich gegen die Wechselfälle des Geschicks, das unberechenbar und unentrinnbar ist, mit Gleichmuth in allen Lebenslagen; strebe nicht nach hohen Dingen, halte

Maß und lerne dich bescheiden." Es ist wahr, es ist das eine ziemlich flache Philosophie, mag sie bald mehr stoisch, bald mehr epikureisch gefärbt und begründet sein, und wir vermissen eins hauptsächlich, die Begeisterung für männliche That. Aber das ist eben der Fluch der Zeit und das Verhängniß, welches der Dichter selbst in seinem Lebensgang erfahren hatte, und eben dieser elegische Ton der Resignation giebt seinen moralischen Betrachtungen und seiner Spruchweisheit etwas Gemüthvolles und Ergreifendes; zugleich aber kommt eben solchen Gedichten abstrakteren Inhalts, welche leicht des poetischen Dufts entbehren, die kunstvolle Form der Verse und Strophen besonders zu statten, welche auch weniger schwungvolle Ergüsse in eine weihevollere Atmosphäre erhebt. Hören wir einige der schönsten und bezeichnendsten Strophen:

Umsonst dem Kriegsspiel bleibst du, dem blut'gen, fern,
Umsonst des Meeres rasendem Wogenschwall,
Umsonst entfliehest du des Südwinds
Giftigem Hauche zur Zeit des Herbstes:
Fort mußt du, fort von Welt und Haus und Weib!
(II, 14, 13—16. 21.)

Und:

Wohlweislich hüllt der kommenden Zeiten Lauf
In undurchdringlich Dunkel der Gott uns ein
Und lacht, wenn mehr als recht die Menschen-
Kinder sich ängsten. (III, 29, 29-32.)

Darum:

Freu' dich Herz! das Heute genießend laß das
Morgen sein und mildere, ruhig lächelnd,
Was dich kränkt: vollkommen Beglückte giebts ja
Nirgend auf Erden. (II, 16, 25—28.)

Oder:

Was morgen sein wird, forsche du nicht! Gewinn
Sei jeder Tag dir, welchen das Glück beschert!

Verschmähe nicht der süßen Liebe
Spiel, o Knab', und die Reigentänze!
(I, 9, 13—16.)

Aber auch:

Ein Herz voll Gleichmuth mitten im Mißgeschick,
In guter Zeit gleich ferne vom Uebermaß
Unbändig toller Lust, mein Lieber,
Suche zu wahren: du mußt ja sterben!
(II, 3, 1—4.)

Oder:

Wer die goldne Mitte erwählte, der bleibt
Sicher wie dem Schmutze der dumpfen Hütte
Ferne, so des Hofes beneidetem Prunk, zufriedenen Sinnes. (II, 10, 5—8.)

Und:

Glücklich lebt mit Wenigem, wem auf schlichtem
Tische blinkt des Hauses ererbtes Salzfaß,
Wem den sanften Schlummer nicht Angst verscheucht noch
Schmutzige Habgier. (II, 16, 13—16.)

Indessen hat doch diese Lebensklugheit, welche eingedenk des Wandels der menschlichen Dinge das Morgen Morgen sein läßt, und sich „in ihren eigenen Werth einhüllt", den Dichter nicht blind gemacht gegen die hohen Aufgaben der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung. Mit klarem Geiste hat er nach seiner jugendlichen Freiheitschwärmerei erkannt, was die Zeichen der Zeit sind, erkannt, daß die alte Zeit der Republik zur Rüste gegangen ist, daß das aufgewühlte Meer der Leidenschaften, die Hab- und Herrschgier der Großen, die Genußsucht und der Egoismus der Gesellschaft, die entfesselte Wuth der Parteien, das verwilderte Geschlecht der Bürgerkriege nicht mehr im Stande sind, das Schiff des Staates sicher zu lenken. Friede! Friede! ist sein Losungswort, und diesen Frieden kann nur der eine, dem die Vorsehung die Herrschaft und die Obmacht über alle



Digitized by Google

Feinde gegeben hat, gewährleisten. Von diesem Gesichtspunkt aus sind die politischen Gedichte, welche namentlich vom 3. Buch der Oden einen großen Teil füllen, zu verstehen, in denen der Dichter seinem Geschlecht den Spiegel der eigenen Entartung und die Vorbilder aus der Väter Zeit vorhält, die Tugenden der Genügsamkeit und Besonnenheit, der Redlichkeit und Treue, der Mannhaftigkeit und Festigkeit, das edle Maß und die Wertschätzung der höheren Güter predigt und anpreist, in denen er schließlich die Person des Kaisers besingt, welcher der Welt den Frieden wieder gegeben, welcher die mit Abscheu von der verruchten blutgetränkten Erde abgewendeten Götter wieder versöhnt durch seine Sorge für die Herstellung der alten Kulte und Kultusstätten, seine Bemühungen um Erneuerung der strengen Zucht, um Heilighaltung und Hebung des Familienlebens, welcher den römischen Waffen wieder würdige Ziele gegeben und durch kräftiges Einschreiten in Ost und West, gegen orientalische Sultane und barbarische Bergvölker den Römernamen auf dem weiten orbis Romanus wieder zu Ehren gebracht hat.

So, indem er den Augustus als den Nationalhelden feiert, dem die Welt Frieden und Wohlfahrt verdankt, ist der Dichter gesichert gegen den Verdacht der Fürstenschmeichelei, es ist seine aufrichtige Ueberzeugung, welche er in reicher, ernster Erfahrung gewonnen, und welche auszusprechen er um so weniger sich scheuen darf, als er, wie schon oben bemerkt, persönlich sich von kaiserlicher Gunst und Gnade ferne gehalten hat. Wenn uns die Form, in welcher diese Kaiseroden auftreten, anstößig ist, die göttlichen Attribute, welche dem Cäsar beigelegt, die mythologischen Beziehungen, in welche er gebracht wird, so dürfen wir das nicht mit unserem modernen christlichen Maßstab messen. Wir müssen erstens dem rhetorischen Charakter des



Digitized by Google

römischen Naturells und der römischen Poesie so manches, was uns Uebertreibung scheint, zu gute halten, zweitens uns erinnern, daß eben das mythologische Element eigentlich zum poetischen Apparat der Alten gehört und so unwillkürlich auch in der Auffassung einer hervorragenden geschichtlichen Persönlichkeit die Vorstellung von Heroen oder Halbgöttern, Göttern selbst hereingreift. Endlich war der Kaiser bereits durch Sitte und Gesetz eine geheiligte Person und wurde mit göttlichen Ehren, Gebeten, Opfern und Tempeln gefeiert.

Die schönste von den Kaiseroden ist folgende:

Sproß aus himmlischem Stamm, du des Quirittenvolks
Hort, o Guter! Zu lang weilest du fern von uns:
Bald versprachest dem Rath würdiger Väter du
 Wiederzukehren, o komm zurück!
Nun, o trefflicher Fürst, leuchte dem Vaterland!
Denn wenn hell wie der Lenz über dem Volke dein
Antlitz strahlet, so geht schöner der Tag dahin,
 Glänzt uns heller der Sonne Licht.
Siehe: wie für den Sohn, welchen des neidischen
Südwinds stürmischer Hauch länger schon als ein Jahr
Im unwirthlichen Meer weit in der Fern' gebannt,
 Von der Heimat, der lieben, trennt,
Stets die Mutter in Angst fleht und Gelübde thut
Und vom buchtigen Strand nimmer das Auge läßt —
So von Sorgen und aufrichtigem Schmerz erfüllt
 Fragt nach Cäsar das Vaterland.
Denn nun wandelt der Stier sicher das Feld entlang,
Ceres nähret die Flur segnend mit voller Hand,
Durch das friedliche Meer fliegen die Schiffe hin,
 Und die Treue erschrickt vor Schuld.
Kein unreines Gelüst' schändet das keusche Haus,
Recht und Sitte bezwang sündigen Frevels Muth,
In dem Bilde des Kinds ehrt man das treue Weib,
 Rasch folgt Strafe der Sünde Spur.



Digitized by Google

Wer, da Cäsar uns lebt, fürchtet den Parther noch,
Wer die Scythen des Nords oder die grausame Brut,
Die Germania zeugt? welchen bekümmert jetzt
  Noch des wilden Hiberiens Krieg?
Nun beschließet den Tag jeder auf eignem Gut,
An dem einsamen Baum zieht er der Rebe Schoß
Rankend auf, und vergnügt kehrt er zum Wein und ruft
  Dich als Gott zu der Götter Tisch,
Schickt Gebete zu dir, spendet den Weiheguß
Dir vom köstlichen Wein, weihet dein heilig Bild
Zu den Laren und denkt deiner, wie Griechenland
  Seines Kastor und Herkules[22]).

Freilich unsrem religiösen Gefühl kann solche Poesie und solche Religiosität nicht zusagen. Aber von wahrhaft religiöser Gesinnung war eben in diesen Zeiten überhaupt nichts vorhanden. Der alte Götterglaube war in den Herzen der Gebildeten dahin, aber die Wärme des Gemüths und die Kraft des Willens hatte die an die Stelle desselben getretene Philosophie nicht zu erneuern vermocht. Man bewegte sich zwischen den Extremen: auf der einen Seite eine aufgeklärte Theorie ohne Gemüth und Wärme, auf der andern phantasievolle Götter-Gestalten und Geschichten, aber ohne sittlichen Gehalt. Beides miteinander in eine lebendige Wechselwirkung zu bringen haben wenige versucht. Unter den wenigen ist Horaz: er fühlt es und verlangt es als eine Art Bürgerpflicht, den heimischen, in den Schutz und die Pflege des Staates gestellten Gottheiten nach herkömmlicher Weise Ehrfurcht zu bezeugen, die heiligen Stätten und Bilder derselben aufzusuchen, zu schmücken und zu verehren, ihre Namen und ihre Thaten zu preisen, die vergängliche Welt und ihr Leben mit dem himmlischen Widerschein der Idealgestalten eines naiven, von Schönheit und Harmonie erfüllten Zeitalters zu umgeben und zu erleuchten. Ebenso aber mahnt er auch an

die Reinheit des Herzens, die Tugenden der Seele, welche allein dem Dienst der Götter den rechten Werth verleihen, ohne welche kann Niemand Gott gefallen. Horaz hat verschiedene eigentlich religiöse Oden, an einzelne Götter gerichtet, welche zum Theil für die Zwecke des Kultus bestimmt waren, wie das Jubelgedicht bei der Säcularfeier Roms im J. 17. Unter diesen Gottheiten sind es vornehmlich Apollo, Merkur und Diana, welche mit wirklich religiöser Ehrfurcht behandelt sind. Am persönlichsten erscheint die Frömmigkeit des Dichters in einer Ode an Apollo, wo er den Gott bittet, daß er ihm nicht Reichtum und Schätze verleihen, sondern die Gnade gewähren möge, das bescheidene Theil, das ihm geworden, in gutem Frieden zu genießen, ein reines Herz, den guten Ruf und den Trost der Dichtung sich zu erhalten.[33])

Eine Art von religiöser Stimmung ist es auch, in welcher der Dichter mit den Musen, den Göttinnen der Dichtkunst verkehrt. Meist ist es wohl nur bildlich gesprochen, wenn er sie anredet, bald alle zusammen, bald die eine oder andere mit ihrem besonderen Namen, es sind ihm Fiktionen für die dichterische Stimmung, die ihn ergreift. Aber doch ist es auch wieder mehr als bloße Redefigur, es verleiht dem Lied wirklich eine höhere Weihe, wenn es in den Dienst himmlischer Mächte gestellt wird, und wer möchte es leugnen, daß eine Art frommer Gesinnung durchklingt, wenn Horaz in der Ode an Melpomene[34]) im Gefühl seiner erhabenen Mission in der Geschichte des römischen Geistes, ebenso dankbar als selbstbewußt seine Gaben und Künste wie seine Erfolge der Göttin zu Füßen legt, welcher er alles verdankt?

Wem dein Auge, Melpomene,
Einmal bei der Geburt freundlich gelächelt hat,
Dem wird nimmer der eitle Ruhm

Als Faustkämpfer zu Theil, noch wird ein feuriges
Roß ihn auf der olympischen
Rennbahn tragen zum Sieg, nicht in des Lorbers Schmuck
Wird er zum Kapitol als Kriegs-
Held aufziehn im Triumph, weil er vermessener
Könige Trotz in den Staub gelegt.
Nein, der murmelnde Bach, welcher durchs Blachfeld rinnt,
Und der schattigen Haine Grün
Wird zum Meister des Lieds ihn, des äolischen, weihn.
Ha! mich würdigt die Jugend Roms,
Roms, der Fürstin der Welt, in der gepriesenen
Sänger Chöre mich einzureihn,
Und schon naget der Neid stumpferen Zahns an mir.
O pierische Göttin, die
Süße Töne hervorlockt aus der Saiten Gold,
Die des Meeres Bewohnern selbst
Kann, den stummen, des Schwans rührenden Sang verleihn,
Dein, dein Gnadengeschenk nur ists,
Daß mit Fingern auf mich, wer da vorübergeht,
Als Roms lyrischen Sänger weist.
All mein Lied und mein Ruhm, werd' ich gerühmt, ist dein.

## Anmerkungen.

1) Sat. I, 6, 71—84. 2) Od. II, 7, 9—12. 3) Epist. II, 2, 41—52. 4) Sat. I, 5, 41 f. 5) Sat. I, 6, 54—64. 6) Epist. II, 1, 56 f. 7) Sat. II, 6, 1 ff. 8) Od. III, 16, 28—32. 9) Od. II, 18, 11—14. 10) Od. II, 17, 5—12. 11) Od. IV, 2, 27—32. 12) In diesem Abschnitt ist die Schrift benützt: Detto, Horaz und seine Zeit. 13) Sat. II, 6, 60 ff. 14) Epist. II, 2, 79 f.; 85 f.; 67—76. 15) Epist. II, 1, 189—205. 16) Epist. II, 1, 108 ff. 17) Sat. I, 4, 14—16. 18) Sat. I, 4, 105—112, 121 bis 26. 19) Epist. I, 10, 6 f.; 14—21. 20) In diesem Abschnitt ist benutzt: E. Rosenberg, Die Lyrik des Horaz. 21) Od. III, 30. 22) Od. III, 13. 23) Od. I, 4. 24) Od. IV, 7. 25) Epod. 2. 26) Od. I, 22. Vgl. Rosenberg, Lyrik des Horaz. 27) Od. I, 23. 28) Od. III, 9. 29) Od. II, 6. 30) Od. II, 7. 31) Od. III, 21. 32) Od. IV, 5. 33) Od. I, 31, 17—20. 34) Od. IV, 3.

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

Prosopopöie und Onomatopöie, mit welchem wir wie blöde Schäfchen gefüttert wurden, während wir lasen, wie der greise Priamus vor den Füßen des furchtbaren Achill niederfallend in rührender Bitte das Herz des zürnenden Helden erweicht, oder wie Orpheus zu den Schatten der Unterwelt hinabsteigt und durch seinen Gesang die verlorene Gattin wiedergewinnt! Und nun erst die Wortklaubereien, das Variantengefasel, die Konjekturenjagden und die grammatisch-anatomischen Vivisektionen an den herrlichen Klassikern, worüber das Hinweisen auf den Gedankenkern und die Anleitung, das logische Band zwischen den einzelnen Gedanken zu finden, strenge und gewisse Rechenschaft über den organischen Zusammenhang der Theile und die Gliederung derselben zu einem lebendigen Ganzen vergessen wird.

Dem gegenüber hat Schmelzer, dem man auf jeder Seite des Kommentars den wirklich praktischen Schulmann anmerkt, die populär-ästhetische Erklärungsweise angewandt, und wir sind überzeugt, daß die Primaner an der Hand eines solchen Kommentars den Dichter lieb gewinnen und von ihm auch etwas in das Leben mit hineinnehmen werden. Bis jetzt liegt der erste Band vor, welcher den „König Oedipus" enthält; der Fortsetzung sehen wir mit Spannung entgegen.

Ein ebenso uneingeschränktes Lob verdient die Ausstattung des Buches, mit welcher die Verlagshandlung von Carl Habel (Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung) sich ein wirkliches Verdienst um die Augen unserer Schuljugend erworben hat. In den meisten Klassikerausgaben mit Kommentar ist der letztere in einer Schrift gedruckt, die man als Augenpulver bezeichnen muß. Wie viel Kurzsichtigkeit mag einem solchen Druck zuzuschreiben sein, während man sie auf die „Ueberbürdung" zurückführt! In dem Schmelzer'schen Sophokles sind Text und Anmerkungen in einem so schönen, deutlichen, großen Druck vorhanden, daß es ein Vergnügen gewährt, dieses Buch zu lesen. Möchte im Interesse unserer Schuljugend eine gleiche Ausstattung die Regel bei allen Schulbüchern werden! Dr. B.

---

Die Deutsche Hochschule in Nr. 113 vom 5. März:

Die Art und Weise, in welcher Schmelzer den griechischen Dichter zu commentiren beabsichtigt, verdient volle Billigung; es wäre zu wünschen, daß diese populär-ästhetische Erklärungsweise in unseren Gymnasien sich einbürgerte — es wäre damit auch die Frage, ob das Griechische aus dem Lehrplan verschwinden solle, ein für allemal erledigt.

---


In demselben Verlage erschienen folgende das Unterrichtsmaterial von Sexta bis Prima enthaltenden Geschichtswerke:

# Lehrbuch der allgemeinen Geschichte

**zum Gebrauch für höhere Lehranstalten und zum Selbststudium.**

Von **Dr. Carl Wolf.**

Theil I.: **Alte Geschichte,** 3. Aufl.; Theil II.: **Mittlere Geschichte,** 4. Aufl.; Theil III.: **Neuere Geschichte,** 3. Aufl. à Theil 2 Mark 60 Pf.

**Wolf, Tabellen zur allgemeinen Geschichte.** 2. Aufl. 1 Mark 60 Pf.

— **Uebersicht zur vaterländischen Geschichte** mit Karte des brandenburg-preußischen Staates. 2. Aufl. 1 Mark 60 Pf., ohne Karte 80 Pf. (Die Karte besonders 1 M.)


Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Gedichte

von

**Hermann Kletke.**

Dritte, reich vermehrte,
mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe.
Eleg. geb. in Orig.-Band mit reicher Goldverzierung und Goldschnitt 8 Mark.

# Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman

von

**August Hesse.**

Drei Bände, eleg. brosch. 15 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

# Um den Kaiserstuhl.

Roman

von

**Wilhelm Jensen.**

Zwei Bände eleg. brosch. 12 Mark, eleg. geb. 14 Mark 40 Pfennige.

# Novellen aus der romanischen Schweiz.

Von

**Robert Schweichel.**

I., II., III. Sammlung.

Zusammen broch. 10 Mark.

Erste Sammlung: **In Gebirg und Thal.** Drei Novellen. 5 Mark 40 Pf.
Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen: 4 Mark 60 Pf.
Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen 4 Mark 60 Pf.

# Genrebilder

von

**Robert Alexander.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Mark 80 Pf.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 464.

# Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.

Von

Dr. F. Hoffmann.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

☞ Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. ☜ Dieselben enthalten das Programm der neuen XX. Serie (1885) der Sammlung, sowie das des neuen XIV. Jahrganges (1885) der Zeitfragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die

**Goldene Medaille**

zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

## Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)** sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.

„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.

„ 459. **Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.

„ 460. **Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.

„ 461. **Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege.

„ 462. **Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.

„ 463. **Nösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.

„ 464. **Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.

„ 465. **Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
**Zschech** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
**Frensberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Gerland** (Kassel), Thermometer.
**Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.
**Tondorff** (Berlin), Kaiser Otto III.

Digitized by Google

8.

# Der Einfluß der Natur

auf die

# Kulturentwicklung der Menschen.

Vortrag, gehalten am 20. Januar 1879

von

Dr. F. Hoffmann,
Oberlehrer in Gera.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Der Inhalt dieses Vortrags[1]) steht im engsten Zusammenhange und dient gewissermaßen zur Ergänzung des Vortrages, welchen ich vor zwei Jahren an dieser Stelle zu halten die Ehre hatte (abgedruckt in der XV. Serie, Heft 348 dieser Sammlung unter dem Titel: „Aus der Kulturgeschichte Europa's; Pflanzen und Hausthiere"). An der Geschichte der Einführung der wichtigsten Kulturpflanzen und Hausthiere nach Europa wurde nämlich damals gezeigt, welchen bedeutenden und nachhaltigen Einfluß der Mensch auf die Gestalt und den Charakter nicht nur dieses Erdtheils, sondern überhaupt aller Länder bisher ausgeübt hat und noch heute ausübt. Wir sahen, wie unter der Hand des Menschen das Aussehen mancher Länder sich gänzlich änderte, so daß z. B. Italien gegenwärtig ein Land mit immergrünen Pflanzen und Bäumen ist, während dies früher nicht der Fall war; wir sahen, wie an anderen Stellen der Erde aus grauenvoller Wildniß blühende Gärten entstanden und wie selbst die undurchdringlichsten Wälder unter den Streichen der Axt fallen mußten, um Platz zu machen für die nützlichen Körner, den edlen Obstbaum, die herrliche Rebe und die lieblichen Blumen. Schädliche Thiere andererseits wurden entweder völlig ausgerottet oder in unbewohnte und unwirthliche Gegenden verdrängt, wie z. B. der Löwe in Griechenland, das Elenthier und der Auerochs in Europa, das Flußpferd und Krokodil in Aegypten. Wo sind in Deutschland jetzt noch Wölfe und Bären? Und doch waren sie im 17. Jahrhundert hier so zahlreich, daß Kur-



Digitized by Google

fürst Johann Georg I. von Sachsen in den Wäldern seines Landes nicht weniger als 20 Bären und 3500 Wölfe erlegte! — Dafür wurden aber die nützlichen Hausthiere, vor allen Roß und Rind, überall eingeführt und wurden ganz besonders Träger der Kultur, indem sie dem Menschen die Bebauung und Urbarmachung des Bodens erleichterten. So konnte der Mensch traurige Wüsteneien in blühende Fruchtgefilde umwandeln und selbst den kargsten Boden zu Schöpfungen zwingen, die ohne seine Thätigkeit unmöglich waren.

Und weiter! Ströme und Bäche kämpfen vergebens gegen das wohlverwahrte Ufer, und die schäumende Meereswelle hindern feste Dämme, fruchtbares Land wegzuführen. Allenthalben, wo der Mensch sich angesiedelt hat, wandelt der Fuß auf gebahnten Wegen: über gähnende Tiefen führen feste Brücken, breite Heerstraßen über steile Gebirge und durch drohende Felsmassen, meilenlange Tunnel mitten durch den Leib der Berge; Kanäle verbinden Flüsse oder umgehen sicher gefährliche Untiefen, Stromschnellen, Wirbel und Wasserfälle; selbst durch das wilde Meer bahnt sich der Mensch seinen Weg.

Ferner dürfen wir den Einfluß nicht unerwähnt lassen, welchen der Mensch selbst auf das Klima ausgeübt hat. Unser Deutschland z. B. ist in klimatischer Beziehung ganz verschieden von dem, welches Tacitus seiner Zeit vorfand, und in Aegypten regnet es mehr, seitdem Mehemed Ali Bäume in großer Anzahl hat anpflanzen lassen.

Wir können alle diese Einflüsse nicht besser zusammenfassen als mit den Worten Schillers, welche er in seinem Tell[2]) den edlen Stauffacher sagen läßt:

— „Wir haben diesen Boden uns erschaffen;
„Durch unsrer Hände Fleiß den alten Wald,
„Der sonst der Bären wilde Wohnung war,



Digitized by Google

„Zu einem Sitz für Menschen umgewandelt;
„Die Brut des Drachen haben wir getötet,
„Der aus den Sümpfen giftgeschwollen stieg;
„Die Nebeldecke haben wir zerrissen,
„Die ewig grau in diese Wildniß hing,
„Den harten Fels gesprengt, über den Abgrund
„Dem Wanderer den sichern Steg geleitet;
„Unser ist durch tausendjährigen Besitz
„Der Boden."

Aber so sehr wir auch ein Recht haben, auf Grund aller jener Einflüsse in das stolze Wort des Sophokles einzustimmen: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch!" so dürfen wir doch auch nicht vergessen, was wir der „Mutter" Natur zu danken schuldig sind; denn wir sind ebenso gut ihre Kinder wie die Blumen des Feldes und die Bäume des Waldes: von der Erde rührt unser Leib her, von ihr stammen unsere Nahrungsmittel, von ihr schöpfen unsere Lungen die Luft, kurz, sie ist die Quelle unseres Lebens und unserer Kraft. Es wäre daher im höchsten Grade wunderbar, wenn sie durch ihre Erzeugnisse und Formen, durch Klima und Atmosphäre nicht auch auf den Menschen einen nachhaltigen und bestimmenden Einfluß ausgeübt hätte und noch übte, und wenn sich dieser Einfluß nicht in den Erscheinungen, Formen und Charakteren des Lebens wiederspiegelte.

Und in der That läßt sich dieser Einfluß nach verschiedenen Seiten hin deutlich nachweisen. Es wird dies freilich hier nur im Allgemeinen möglich sein, zumal da die Bedingungen, welche als wirksam angesehen werden müssen, äußerst zahlreich sind und sich in allen Ländern der Welt mit der größten Verschiedenheit mischen und durchdringen; aber auch so gewinnen wir einen weiten Ueberblick und einen tiefen Einblick in die Geschichte der Entwicklung der Menschheit und ihrer Kultur.



Digitized by Google

# I. Klima.

Wenn irgendwo, so gilt besonders in klimatischer Beziehung der Satz, daß Uebermaß und Einförmigkeit schädlich sind, daß dagegen eine nach bestimmten Regeln erfolgende Abwechslung das Wünschenswerthe ist. Wir werden das im Einzelnen bestätigt finden.

## a) Tropenklima.

Während also die Phantasie des Bewohners gemäßigter Zonen das Paradies gewöhnlich in die Tropenzone verlegt und meint, hier müßte sich die Kultur der Menschen am frühsten und leichtesten und mithin auch am höchsten entwickelt haben, so stimmt die Wirklichkeit keineswegs mit diesen Vermuthungen überein, denn nirgends hat sich hier die Gesittung der Menschen über eine gewisse niedrige Stufe erhoben. Wir haben dieses Mißverhältniß unzweifelhaft zunächst der übermäßigen Hitze zuzuschreiben, dann aber vor allem dem Umstande, daß eine wesentliche Eigenschaft des Tropenklimas seine verhältnißmäßige Einförmigkeit ist, da ja hier der Jahreszeitenunterschied fast ganz abgeht. Diese Eigenschaft trägt aber sicherlich nicht am wenigsten bei zu jener hochgradigen Erschlaffung, welche den Einfluß des Tropenklimas charakterisirt und welcher sich auch der Europäer auf die Dauer nicht erwehren kann.

Ist aber der Bewohner der Tropen von Natur schon schlaff und träge, so wird er in seiner Trägheit noch bestärkt durch die Wohlfeilheit der Nahrungsmittel, welche die Natur ja hier in überschwenglicher Fülle dem Menschen bietet. So läßt sich z. B. der Schaft der Sagopalme [3]) fast vollständig in Nahrung verwandeln und gewährt leicht bis zu 900 Pfund Sago. Wird dieser Sago als Mehl verbacken, so giebt er 1800 kleine Kuchen, von welchen 5 Stück täglich für einen Mann ausreichen; dem-



Digitized by Google

nach gewährt eine Sagopalme 360 Tagesrationen, zu deren Gewinnung zwei Männer nicht länger als je 5 Tage brauchten und bei deren Zubereitung zwei Frauen ebenfalls etwa 5 Tage zu schaffen haben würden. Mithin genügt die Arbeit eines Tages, um für 18 Tage ausreichend Nahrung zu schaffen. Und was ist die Folge davon? Die Sagoesser sind die ärmsten Menschen, gerade bei ihnen findet man die denkbar schlechteste Art von Obdach und die dürftigste Bekleidung und sie stehen auf der tiefsten Stufe der Gesittung.

Und wie der Werth der Dinge hier ein geringer ist, so auch der Werth der Menschen. Was schadet es, daß plötzliche Epidemien mit furchtbarer Gewalt über die Bewohner hereinbrechen und entsetzlich unter ihnen aufräumen, was schadet es, daß selbst der Hunger grausam unter ihnen wüthet, weil sie es nicht für der Mühe werth halten, sich in guten Zeiten Hilfsmittel für böse Zeitläufte zu sammeln: der Mensch stirbt hier ohne Bedauern, und neue Geschlechter — aufsprießend wie das Gras der Wiese, über welche soeben die Sense hinging — ersetzen schnell die Dahingerafften.

Wie also der Mensch hier durch den Einfluß des Klimas körperlich verkommt, weil es ihn durch Einförmigkeit, allzureichliche Fruchtbarkeit, Ueberwuchern des Lebens und Schnelligkeit des Todes in seiner natürlichen Sorglosigkeit und Trägheit bestärkt, so kann er sich auch geistig nicht emporschwingen; denn dazu fehlen ihm alle Triebfedern. Und als religiöses Wesen kann er sich nur stillschweigend vor der übermächtigen Natur beugen und sich ihren gewaltigen Zornesausbrüchen, ihrem ungestümen Lebensdrange, ihrer unwandelbaren Regelmäßigkeit gegenüber nur als Sklave betrachten; er muß sie in allen ihren Erscheinungen verehren, sei es in den mächtigen Sonnenstrahlen, die ihm den Tod bringen können, sei es in den Wolken, deren



Digitized by Google

furchtbarer Blitz und schreckliche Donnerstimme ihn erschreckt, sei es im dunklen Walde, wo die gefürchteten Raubthiere und Schlangen hausen, ja sei es in diesen Ungeheuern selbst; denn alles, was ihn umgiebt, dringt mit furchtbarer, unwiderstehlicher Gewalt über ihn herein, alles droht ihm den Untergang. Daher erklärt sich von selbst die reißend schnelle Annahme des Buddhismus von Seiten der Inder; denn was kann es für den geplagten, unter dem Drucke des Daseins schmachtenden Tropenbewohner Wünschenswertheres geben als die Nirwana, die völlige Auflösung des Menschen nach dem Tode als Lohn für die höchste Ueberwältigung der Sinnlichkeit!

Am ähnlichsten den Tropen durch Abwechslungslosigkeit und Einförmigkeit und daher auch durch die Wirkungen derselben sind die winterlosen Seeklimate z. B. in Süd-Afrika und Australien, die wir denn auch hier mitbehandeln wollen. In jenen Ländern mit versiegenden Flüssen und glühend heißen Winden, voll Steppen und Wüsten ohne Fruchtbarkeit, wo der Mensch keine Veränderung erwarten darf, wo kein Winter seine Nerven erfrischt und kein Frühling kommt, um ihm neue Hoffnung zu bringen, da konnte er sich auch nicht zu höherer Gesittung aufschwingen. Fast nackt, höchstens mit einem Schurz bekleidet, ziehen die Australier einzeln oder in kleinen Abtheilungen, jagend und fischend, Wurzeln, eßbare Würmer und Muscheln sammelnd, ruhelos wie der Emu, durch die schattenlosen Wälder und Steppen, zum Theil noch Menschenfresser, ohne Heimath, ohne staatliche Ordnung, ja selbst ohne jede Art von Wohnungen, befangen in einem dumpfen Dämonen- und Gespensterglauben, und alle Versuche, sie aus diesem Zustande äußerster Roheit zu einem seßhaften Leben und zum Christenthum zu bekehren, sind gescheitert. Wohl aber hat sie der Verkehr mit zuchtlosen Deportirten an Laster gewöhnt, welche sie vorher nicht gekannt hatten. In Folge dessen hat zwischen ihnen



Digitized by Google

und den Fremden sich ein so unversöhnlicher gegenseitiger Haß gebildet, daß auch in Zukunft alle menschenfreundlichen Bestrebungen einzelner besser gesinnter Europäer vergeblich sein werden. So ist es begreiflich, daß ihre Zahl dort, wo sie in nähere Berührung mit den Weißen kommen, fortwährend abnimmt, und es ist schwerlich die Zeit noch fern, wo sie einem gänzlichen Erlöschen verfallen[4]).

## b) Polarklima.

Den geraden Gegensatz, was die Ueberfülle der Erscheinungen und des Lebens betrifft, in Bezug auf die Einförmigkeit aber das Seitenbild zu den Tropen bildet die Polarzone. Wenn auch wirklich nach dem heutigen Stande der Wissenschaft tiefgehende Wirkungen der strengen Kälte der Polarzone auf das Innerste des menschlichen Organismus geleugnet werden müssen und die früher angenommene beeinträchtigende Wirkung auf die Körpergröße nicht mehr behauptet werden kann[5]), so bleiben doch noch Faktoren genug übrig, welche einer höheren Kultur hindernd in den Weg zu treten im Stande sind. Zunächst hindert das rauhe Klima eine reichere Entfaltung des Pflanzenwuchses und vermindert daher die Zahl der von Pflanzen sich nährenden Thiere: beides schränkt natürlich die Existenzmöglichkeit des Menschen bedeutend ein, so daß z. B. von den 10 000 Bewohnern Grönlands ohne die Thierwelt des Meeres kaum 1000 würden in diesem Lande auszudauern vermögen, während das Land bei der Ausdehnung seines Areals eine weit größere Bewohnerzahl müßte ernähren können.

Außer dem Mangel an Vegetation machen besonders hohe Eisberge ein tieferes Eindringen in das Innere der Continente und Inseln zur Unmöglichkeit, und so drängen sich die Einwohner mit ihren Hütten aus Holz, wenn nicht gar aus Eis, am Gestade des Meeres zusammen; denn hier erreicht sie wenig-



Digitized by Google

stens im Sommer noch einige warme Luft, und die Meeresströmungen führen Wasser aus den Tropen heran, so daß hier die Strenge des Klimas einigermaßen gemildert ist. Trotzdem bleibt der Kampf mit den rauhen Naturgewalten noch furchtbar hart, man kann sagen, die Nordländer müssen dem rauhen Klima jeden Tag ihres Lebens abringen. Der 25. Theil der Bevölkerung Islands erfriert, kommt in Schneestürmen um oder ertrinkt beim Fischen; eben so viele sterben an Atmungsbeschwerden, welche ebenfalls durch das Klima bedingt sind. Und wie oft wüthen hier verheerende Hungersnöthe, zumal während des langen, finsteren Winters, wo die Sonne auf Wochen und Monate ihre belebenden Strahlen gänzlich verbirgt und nur zeitweise das Polarlicht als dürftigen Ersatz sendet. Wie hätte der Geist der Grönländer, Eskimos und Kamtschadalen nicht unter dem Einflusse eines so trostlosen Klimas leiden sollen? Der Kampf ums Dasein nimmt sie ganz in Anspruch und erstickt jedes höhere Streben, die Gefahren, welche sie von allen Seiten umringen, sind zu zahlreich und zu mannigfaltig, als daß sie ihrer könnten Herr werden, so wurden sie gegen alles Höhere abgestumpft. Ist die Ausbeute an Fischen und Seehunden einmal reichlich ausgefallen, so zieht sich die Familie zurück in das finstere Loch, welches ihr zur Wohnung dient, und verbringt hier in dumpfem Genuß die lange, bange Winternacht.

### c) Die gemäßigten Zonen.

Wenn also weder die Völker der Tropen noch der Polarzone, und zwar infolge der Einförmigkeit des Klimas, sich zu höherer Kultur haben entwickeln können, so kommen wir zu dem berechtigten Schlusse, daß im Allgemeinen die beiden gemäßigten Zonen vorwiegend die kulturelle Entwicklung der Menschheit begünstigt haben. Wie günstig gestalten sich hier



Digitized by Google

aber auch die klimatischen Verhältnisse! Hier herrscht ein regelmäßiger Wechsel von Kälte und Wärme, die Gegensätze sind möglichst verwischt oder durch Uebergangsperioden vermittelt. Während eines Jahres wandert der Mensch gleichsam durch verschiedene Klimate: im Sommer, wo die Erde sich reich und herrlich mit Blumen schmückt und durch ihren Duft die Atmosphäre mit Wohlgerüchen erfüllt, kann er die Natur der Tropen bewundern; im Winter aber, wo das Grün erstorben, der Boden mit Schnee bedeckt ist, hat er das Klima der Polarzone vor Augen; doch keins von beiden wird ihm lästig. Er erfreut sich an ihrer Schönheit, ohne daß ihm die Natur den schrecklichen und niederdrückenden Anblick gewährt, den sie in den entsetzlichen Wirbelstürmen der Tropen oder den Schneeorkanen der Polarzone so oft annimmt. Weit entfernt also, ihn in seiner Entwicklung zu hemmen, wirkt der Wechsel der Jahreszeiten und Klimate auf Körper und Geist erfrischend und anregend, wie eine Reise.

Das Wichtigste aber ist, daß der Mensch in den gemäßigten Zonen unaufhörlich zur Arbeit angetrieben wird. Wohl ist die Natur auch hier freigebig, aber nur mit Maß, nur für gewisse Gegenleistungen, nur bei richtiger und einsichtsvoller Benutzung ihrer Erscheinungen. Da aber dieser beständige Kampf die menschlichen Kräfte nicht übersteigt, sondern in den meisten Fällen zum glücklichen Siege führt, so gewinnt hier der Mensch an Einsicht und Weisheit, an Frohsinn und Lebenslust. So haben sich denn infolge der günstigen Verhältnisse an den verschiedensten Punkten der gemäßigten Zone zahlreiche frohe und glückliche Völker angehäuft trotz aller Kriege und Metzeleien, welche so oft ihre Zahl dezimirt haben, und benutzen mit ameisenartiger Betriebsamkeit alles, was Land und Fluß und Meer nur immer Brauchbares hervorbringen. Ja, die Völker

der gemäßigten Zone sind die Hauptträger und Stützen der Kulturentwickelung der ganzen Menschheit!

## II. Oberflächenformen.

Obwohl sich uns im Vorhergehenden das Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung ganz klar und natürlich darzustellen schien, so sind doch die Regeln keineswegs so fest, daß sie nicht in mancher Hinsicht durchbrochen oder gar aufgehoben würden. Besonders sind es die Ungleichheiten der Erdoberfläche, welche innerhalb der einzelnen Zonen die klimatischen Verhältnisse mannigfach verändern und damit natürlich auch die Kulturbedingungen derselben modifiziren.

### a) Hochebenen.

So heben zuerst die Hochebenen das oben im Allgemeinen Gesagte theilweise wieder auf; denn sie erheben sich meist als selbständige Bergsysteme thurmartig aus ihrer Umgebung und besitzen in Folge dessen auch ein Klima, welches stets kälter und gewöhnlich trockener ist, als dasjenige der umliegenden Gegenden.

So sind die Hochebenen innerhalb der gemäßigten Zonen im Allgemeinen der Kulturentwickelung nicht günstig; denn erstens bieten sie dem Verkehr schwer zu überwindende Hindernisse dar, und ferner erlauben sie wegen der Unfruchtbarkeit des Bodens, der Heftigkeit des scharf über dieselben hinfegenden Windes und der Schneeanhäufungen entweder nur eine schwache oder gar keine Besiedelung.

So stehen die Thäler des rheinischen Schiefergebirges in einem merkwürdigen Gegensatze zu der Hochebene. In diesen Thälern drängt sich meist aller Verkehr zusammen, besonders lebhaft im Rhein-Thale, welches seit den ältesten Zeiten die



Digitized by Google

besuchteste Verkehrsstraße zwischen dem Süden und Norden Deutschlands gewesen ist. Hier liegen zahlreiche kleinere und größere Ortschaften nahe bei einander; auf hohen Felswänden und auf Inseln im Strome zeigen sich die Ueberreste zahlreicher Burgen; Gärten und Weinberge steigen von den am Ufer des Flusses lang dahingestreckten Ortschaften bis an den Rand der Hochebene; die Bevölkerung, im Verkehr mit den Reisenden aller Nationen Europas gebildet, ist aufgeweckt, munter, leichtlebig, den Stimmungen des Augenblicks folgend. Verlassen wir aber das Thal und steigen zur Hochebene selbst hinan, so empfängt uns eine andere Welt. Den schärfsten Gegensatz bilden Westerwald und Eifel. Rauhes Klima und unfruchtbarer Boden lassen nur knappe Ernten gewinnen, so daß die Kartoffel die Hauptfrucht der Felder ist, die zwischen weiten Wäldern eingestreut liegen. Die spärliche Bevölkerung, welche außer vom Ackerbau noch vom Waldertrag und hier und da von etwas Bergbau lebt, wohnt in kleinen Dörfern, die, obwohl oft nur wenige Meilen von dem brausenden Treiben der Rheinstraße entfernt, dennoch wie weltabgeschieden erscheinen; erst in der Gegenwart erschließen Schienenstränge auch diese einsamen Gebiete und begaben sie mit mannigfachen Industrien.

Aehnlich ist es in den Ardennen. Diese wären, entsprechend der Gleichartigkeit der das Gebirge aufbauenden Schiefermassen, eine Hochebene von höchster Einförmigkeit, wenn nicht die Flüsse durch Eingrabung von Thälern manchen Wechsel hervorgerufen hätten. Sind jedoch schon diese Thäler meistens eng und felsig und ohne rechten Raum für Ansiedelungen, so schreckt das eigentliche Plateau geradezu ab durch weite Wälder, ärmlichen Boden und rauhes Klima. Daher ist die Bevölkerung hier, wie in der benachbarten Eifel, sehr dünn und beginnt erst jetzt durch Eisenbahnen an den Segnungen des großen Verkehrs theilzu-



Digitized by Google

nehmen. (Vergleiche Guthe, Lehrbuch der Geographie, II[5], S. 577 und 580).

In der Tropenzone dagegen stellt sich das Verhältniß wesentlich anders, und zwar für die Kulturentwickelung günstig. Denn da hier durch die Höhe der Plateaux das Klima derselben bedeutend gemildert ist und in Folge dessen demjenigen der gemäßigten Zone gleich kommt, so sind hier auch die Hindernisse, welche der Kultur in den Tropen sonst entgegenstehen, beseitigt.

So entsprechen in Abessinien die Landschaften zwischen 1800 und 2400 m, welche mit dem Namen Woina-Degas bezeichnet werden, mit einer mittlern Temperatur von 14—15° Celsius der tierra templada Mexikos. Hier gedeiht neben immergrünen Wäldern Wein, und die Dattel steigt bis 2400 m hinauf. Weiter nach oben, in den eigentlichen Degas, finden wir unsere europäischen Kulturpflanzen: Gerste, Hafer, Klee, und ihre Bewohner zeichnen sich durch Intelligenz, Tapferkeit, Kenntnisse und Gesittung vor allen übrigen Afrikanern aus.

Aehnlich war es in Mittel-Amerika, wo sich unter dem Einfluß des gemäßigten Hochebenenklimas der Anden, von Mexiko bis zum Titicacasee, zur Zeit der Entdeckung durch die Europäer eine reiche Kultur entwickelt hatte. Zuerst entwickelte sich auf der Hochebene von Anahuac bis zum Nicaraguasee eine höhere Kultur bei den Mayavölkern. Gewaltige Bauwerke, namentlich große Pyramidentempel und großartige Städteruinen (Palenque, nicht fern von der Grenze Mexikos gegen Guatemala; Uxmal, südlich von Mérida auf Yukatán) zeugen von ihrer hohen Kunstfertigkeit.

Dann wanderten von Norden her die Tolteken ein und bildeten die Kultur der Mayavölker in hohem Grade weiter, bis sie ums Jahr 1000 durch Dürre und Pest beinahe gänzlich



Digitized by Google

aufgerieben wurde. Nun wanderten die Azteken ein und erbauten im Jahre 1325 die Stadt Tenochtitlan, später Mexiko genannt, und gründeten hier ein Reich, welches in Anbetracht der Größe und Macht vollständig den Despotien des Morgenlandes vergleichbar ist. Die sehr zahlreiche Bevölkerung des Landes war im Besitz einer Hieroglyphenschrift und zeigte viel Geschick für Bildhauerei, Malerei und mechanische Künste. Besonders eifrig wurden Acker- und Gartenbau betrieben, wie wir denn hier die ersten botanischen Gärten antreffen. Vielleicht würde die Kultur dieses Volkes noch einen höheren Grad der Ausbildung haben erlangen können, als ihn die Spanier antrafen, wenn nicht die gänzliche Unbekanntschaft mit dem Eisen hinderlich gewesen wäre. Aber auch so schon waren sie erstaunlich weit vorgeschritten, und die Spanier wußten nicht Wunder genug von der Pracht und Herrlichkeit zu erzählen, welche sie dort antrafen.

Ein Gradmesser ihrer Kultur ist besonders das genau geordnete Staatswesen der Azteken, wie es einzig in der Geschichte dasteht. Alles Land war im Besitze des Staates und zerfiel der Nutznießung nach in drei große Theile: Sonnenland, von dessen Ertrage die Tempel erbaut wurden und die Priester ihren Unterhalt zogen; Incaland für Hofstaat und Regierung; der dritte Theil war dem Volke zur Benutzung gegeben und in so viele Ackerloose getheilt, als Familien da waren. So war kein geborner Armer im Lande und Müssiggang wurde schwer bestraft! Die Bergleute, Metallschmelzer, Handwerker arbeiteten nur für den Staat, waren also gewissermaßen Beamte; der gemeine Mann sorgte für seine Bedürfnisse rücksichtlich der Wohnung, Kleidung u. s. w. selbst. Die Gemeinsamkeit alles Eigenthums machte es aber leicht, z. B. ausgedehnte Bewässerungsanlagen im regenlosen Küstenlande oder große Heerstraßen anzulegen.



Digitized by Google

So hatte sich also hier in Folge des günstigen Hochlands-klimas ein Staat von geradezu bewundernswerther Entwicklung gebildet und erregt noch heute unser Erstaunen. Die Eroberung durch ein so einseitiges und fanatisches Volk wie die Spanier hat freilich jener eigenthümlich amerikanischen Kultur rasch den Tod gebracht; aber wenn sich auch in den genannten Gebieten die alte Kultur nicht erhalten hat und die einheimischen Sprachen der spanischen vielfach weichen mußten, so haben sich doch die Völker selbst noch erhalten und bilden in Mexiko, Central-Amerika, in Peru und Bolivia den besten Theil der Bevölkerung [6]).

b) Berge [7]).

Wie die Hochebenen, so durchbrechen natürlich auch die Berge und Gebirge jene über das Klima im Allgemeinen aufgestellten Regeln. Anders wirkt zunächst die Süd- oder Sonnenseite, anders die Winter- oder Nordseite auf die Bewohnbarkeit derselben und damit selbstverständlich auf die Kultur. So steigen auf der von Licht und Wärme gleichsam überschwemmten Südseite der Alpen die Höfe und Aecker in der Regel beträchtlich höher hinauf und liegen viel dichter als im verhältnißmäßig schattigeren und darum kälteren Norden. Wein- und Obstbau suchen mit Vorliebe jene Lage, und dementsprechend ist auch der Südabhang der Alpen dichter bevölkert als der Nordabhang. Weit ungünstiger als selbst auf der Nordseite der Alpen gestalten sich diese Verhältnisse in der Dauphiné. In ihren finsteren und traurigen Thälern sieht der Bergbewohner nichts als eingestürzte Felsmassen und unfruchtbare Abhänge, und der Boden liefert nur mit Widerstreben magere Ernten von Gerste und Kartoffeln. Und nun erst der Winter! Von der Sonne, die ihren Lauf hinter den im Süden aufgethürmten hohen Bergen vollendet, sehen die Bewohner meist nur einen



Digitized by Google

bleichen Widerschein auf den entfernten Gipfeln: und dieser traurige Zustand dauert z. B. in dem Dorfe Andieux über drei Monate! Macht schon dies die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung in solchen Gegenden und ihre jetzige niedrige Kulturstufe erklärlich, so geschieht dies noch mehr durch andere ungünstige Umstände. Dem Mangel an Licht scheint man es hauptsächlich zuschreiben zu müssen, daß in der Dauphiné, wie in allen gleich ungünstig gelegenen Hochthälern der Schweiz, der Pyrenäen, Neu-Granadas u. a. ein bedeutender Prozentsatz der Bewohner blödsinnig oder mit einem Kropf behaftet ist.

Hemmend wirkt ferner auf die Entwicklung der Gebirgsbewohner die Armuth an Hilfsquellen. Mit der Höhe nimmt natürlich auch die Wärme und damit wiederum die Menge des nutzbaren Landes ab, ein Umstand, der selbstverständlich eine Erschwerung des Verkehrs und Austausches bewirkt. Abgesehen davon, daß dies nun auf die Dichtigkeit der Bevölkerung ungünstig einwirken muß, erklärt es auch die Beobachtung, daß sich bei den Gebirgsvölkern ein gewisser Wandertrieb geltend macht und bei einigen sogar eine ungewöhnliche Bedeutung für das ganze Leben des Volkes erlangt hat. Während nämlich einerseits die Armuth und Einseitigkeit der Hilfsmittel trotz aller Schwierigkeiten ein Bedürfniß nach Austausch mit anderen Landschaften hervorruft, kann das Gebirge andererseits doch nur eine beschränkte Anzahl von Menschen ernähren; mithin müssen die übrigen hinaus in die Fremde, um entweder sich als ländliche Arbeiter zu verdingen oder irgend ein Handwerk, und sei es selbst das des Krieges, zu treiben, oder die seltenen Pflanzen ihrer Thäler, merkwürdige Mineralien, selbstgefertigte Schnitzereien und dergleichen zu verkaufen. Hierbei kommt ihnen die harte Erziehung des Gebirges oft zu statten und verleiht ihnen ein Uebergewicht über ihre flachländischen

Nebenbuhler. Sehr oft ist dieses Auswandern auch nur ein zeitweiliges. Die meisten übernehmen die oft beschwerlichen Arbeiten der Fremde nur aus Liebe zur Heimath, nur in der bestimmten Voraussicht, mit dem sauer Erworbenen möglichst bald wieder zu den Ihrigen zurückkehren zu können, ja sie kehren alljährlich beim Anbruch des Winters in das alte Nest zurück. Wir brauchen wohl nur die Schweizer, Tyroler, Graubündner, Harzer, Savoyarden und Slovaken zu nennen, um unsere Behauptungen hinlänglich zu stützen [8]).

Doch nicht lauter ungünstige Einflüsse übt das Gebirge auf seine Bewohner aus, sondern auch günstige, besonders kräftigende Wirkungen haben wir zu verzeichnen. Das Gebirge muthet seinem Bewohner bedeutende Anstrengungen zu: er kann keinen Schritt thun, ohne aufwärts oder abwärts zu steigen, und so wird sein Körper gestählt, ohne daß er es will und weiß, und andrerseits werden auch seinem Geiste beständig schwierige Aufgaben gestellt. Der Hirt, Jäger und Holzfäller hat täglich und stündlich Gelegenheit zur Bethätigung seines Muthes und seiner Ausdauer, in nicht geringerem Maße der Ackerbauer. Ist doch an vielen Stellen der Boden so steil, daß er nur mit der Hand urbar gemacht werden kann; und wie oft trägt ein einziger Regenguß die fruchtbare Erde wieder in die Tiefe, so daß der Bauer gezwungen ist, dieselbe auf den Schultern wieder hinaufzuschaffen. Da aber trotzdem die erhöhte Arbeit die Armuth des Bodens und die Ungunst des Klimas kaum auszugleichen vermag, so haben sich besonders in Gebirgsländern überall Hausindustrien eingebürgert und sind oft zu hoher Blüthe gelangt: Uhrmacherei im Schwarzwald und Jura, Spitzenklöppelei im Erzgebirge, Abrichten von Singvögeln und Schnitzerei im Harz und Thüringer Wald, Metallarbeiten bei den Kaukasus- und Schanvölkern, Weberei bei den Kaschmiris. So sehr dies aber auch von dem



Digitized by Google

praktischen Sinn und der Tüchtigkeit der Bergbewohner zeugt, so liegt doch darin gerade ein Moment, welches der Kulturentwicklung nicht günstig ist. Denn während die Beschränkung auf das Leben im Innern des Hauses, wie sie der harte Winter zur Folge hat, den sinnig-poetischen Zug der Gebirgsvölker weckt und nährt, führt sie zugleich zu einem einseitigen Streben nach Bewahrung alter Sitte und zu jener fast krankhaften Heimathsliebe, welche eine charakteristische Eigenschaft aller Gebirgsbewohner bildet.

Wie plötzlich und unwiderstehlich den Bergbewohner dieser Trieb zum Vaterlande ergreift, das zeigt uns am besten die erste Strophe des bekannten Volksliedes:

„Zu Straßburg auf der Schanz',
„Da ging mein Trauern an,
„Das Alphorn hört' ich drüben wohl anstimmen,
„Ins Vaterland mußt' ich hinüberschwimmen:
„Das ging nicht an!

In den flachen Ländern erinnert er sich mit Rührung an die hohen Gipfel seines Geburtslandes in ihrer großartigen Schönheit, wo die Brust viel reinere Luft athmet, erinnert er sich an die schmalen, lieblichen Wiesen am Rande der Abgründe, an die schäumenden Seen, die grauen, bemoosten Klippen, an die weißen Schneefelder und die himmelhohen Felsenspitzen, die so wunderbar im Abendroth oder im ersten Morgensonnenstrahl leuchten und glänzen, und mit unbesiegbarer Gewalt treibt es ihn zurück in sein beschränktes Thal.

Rechnen wir nun zu dem allen noch die trennende und scheidende Wirkung, welche das Gebirge auf die Völker in seinem Innern ausübt — man braucht nur an die Zersplitterung der Staatenbildung in Griechenland, der Schweiz, im Himalaja-Gebiet, in Afghanistan zu denken, um diese Wirkung zu erkennen; ja selbst Deutschland, obwohl nur von Mittelgebirgen durchzogen,



Digitized by Google

mußte einst in dieser Reihe genannt werden, bis die hohe Entwicklung der Verkehrsmittel viel von diesen Unterschieden beseitigt hat — so begreift man leicht, warum die Bewohner z. B. des Kaukasus, der Pyrenäen und vor allem der Alpen, die doch so kräftig, ausdauernd und muthig sind und so viel Tapferkeit entwickelten, wenn es galt, ihr Vaterland zu vertheidigen, niemals dauernde Eroberungen in den benachbarten Gegenden gemacht haben: nach jedem Siege kehrten sie in ihre beschränkte Heimath zurück und zerstreuten sich in ihre einsamen Thäler, um in Ruhe und Frieden ihr durch Gewohnheit lieb gewordenes Leben fortzusetzen.

Wenn also dem Gebirge auch manche günstige Einflüsse zugestanden werden müssen, so können wir doch zusammenfassend mit vollem Rechte sagen, daß auch dieses im Allgemeinen die Kulturentwicklung seiner Bewohner nicht sonderlich befördert, weil es einerseits den Verkehr hindert und andrerseits der Zersplitterung der Bewohner Vorschub leistet; günstige Folgen des Gebirgslebens für ein Volk erwachsen nur da, wo Ackerbau und Hirtenleben nahe beisammen liegen oder doch innig verbunden sind, wie in den meisten Gebirgen Europas.

## c) Ebenen.

Daß auch die Ebenen, d. h. jene ausgedehnten, viele Tausende von Quadratmeilen bedeckenden Flächen, welche wir unter dem Namen von Steppen und Wüsten in allen Erdtheilen finden, der Kulturentwicklung ihrer Bewohner so wenig entgegenkommen, liegt hauptsächlich an der Armuth ihrer Hilfsquellen, welche vorwiegend auf ihrer Trockenheit beruht, und ferner an der Einförmigkeit und Unbegrenztheit ihrer Räume. „Die Armuth der Hilfsquellen,“ sagt Ratzel,[9]) „läßt jenes den männlichen Tugenden im barbarischen Sinne, d. h. den kriege-



Digitized by Google

rischen, schädliche Uebermaß der Kultur nicht aufkommen, sondern erschwert vielmehr die Befestigung des Eigenthumsbegriffs und verewigt die Zwistigkeiten der Stämme. Die Räubernatur ist den Steppenvölkern, man möchte fast sagen, angeboren und tritt im Kleinen und Großen hervor; ja auch selbst in ihren größten geschichtlichen Aktionen verleugnet sie sich nicht. Vom Islam in der Entstehung sagt Kremer: Es war ein Geschäft zum Betrieb des Raubes und der Plünderung en gros wider alle Andersgläubigen gegen Vertheilung des Arbeitsgewinnes, und Sprenger: die einzige Erwerbsquelle, welche allen Muslimen offenstand, war Raub. Sie wählten sie, und der Islam wurde zur Religion der Aggression."

„Die Schwierigkeit des Anbaus," sagt Ratzel weiter, „liegt in diesen Gegenden hauptsächlich in der Wasserarmuth, welche einmal schwer und immer nur in beschränktem Maße durch Kanalanlagen zu beheben ist und niemals ganz abhängig gemacht werden kann von der unberechenbaren Ungleichmäßigkeit der Niederschläge, während auf der andern Seite auch die sorgfältigste Kultur auf dieser schmalen, von Natur beständigem Schwanken ausgesetzten Basis immer unsicher bleibt." Durch diese Unsicherheit des Ackerbaues ist auch der Vermehrung der Bevölkerung eine bestimmte Grenze gesetzt, und die Mühseligkeit desselben verschärfte unzweifelhaft den Gegensatz zwischen Ackerbauern und Nomaden; denn während jene durch die harte Arbeit unternehmungslos wurden und sich leicht unterdrücken ließen, erzeugte das Nomadenleben das Gefühl der Unabhängigkeit, Selbstvertrauen, Kühnheit und in Verbindung damit zugleich die Nothwendigkeit des Zusammenhaltes und einer festen Organisation. Dieser Gegensatz mußte naturgemäß jene dauernden Reibungen und jenen beständigen Widerstreit der unversöhnlichen Gegensätze herbeiführen, welche der Kultur so hinderlich sind.



Digitized by Google

Drückte so die Trockenheit und der auf ihr beruhende bald haiden-, bald wiesenartige, stets aber niedrige Pflanzenwuchs, welcher den Wald und in weiten Erstreckungen sogar jeden Baumwuchs ausschließt, der Steppe und Wüste den Charakter höchster Einförmigkeit auf, so wird dieser noch verschärft durch die Gleich- und Einförmigkeit der Bodengestalt, welche einerseits Verdumpfung und Erschlaffung erzeugten, andrerseits aber in Verbindung mit der Unbegrenztheit der Räume Ruhelosigkeit und Unstätigkeit hervorbrachten, denn dadurch wurden die Steppen zum Tummelplatz rast- und heimathloser Völker und in ihnen die Völkerwanderung in Permanenz erklärt. „Um nicht weiter zu gehen, als an die Pforten unsers Erdtheils, erinnern wir an die Flachländer Südosteuropas an der untern Donau und an den Nordzuflüssen des Schwarzen Meeres. In diesen Flachländern drängte, soweit die Geschichte geht, beständig ein Volk das andere, und alle drängten west- und südwärts. So dürfen wir wohl zuerst annehmen, daß die Scythen die Kimmerier vor sich her schoben, so kamen dann die Sarmaten nach den Scythen, die Avaren nach den Sarmaten, die Hunnen nach den Avaren, die Tataren nach den Hunnen, die Türken nach den Tataren." — Noch heutzutage spielt sich der steppenhafte Zug im Leben der Völker, welche jene Gegenden bewohnen, fort, und der Staat, der daselbst erwachsen ist, Rußland, verleugnet nicht ganz jenen nichteuropäischen Charakter. Alle Steppenvölker konnten wohl erobernd die Welt durchziehen, aber zu einer höheren Kultur hat es keins von ihnen gebracht, denn niemand wird behaupten wollen, daß Rußland an der Spitze der Civilisation marschirt.

Bei den Wüsten kommt als ungünstiges Moment zu den erwähnten noch hinzu ihre Unwegsamkeit, wodurch sie für Naturvölker ohne ausgebildete Beförderungsmittel unüberschreitbare



Digitized by Google

Grenzen bilden. So trennt die Sahara die zwei Rassen Afrikas noch immer, und südlich von der Kalahari-Wüste finden wir andere Völkerstämme als nördlich von ihr.

Wenn also die Steppen und Wüsten lediglich den Eroberungstrieb bei ihren Bewohnern erwecken und unterstützen, ja wenn sie sogar hindernd und trennend für den Verkehr wirken, so können auch sie natürlich nicht als Stätten höherer kultureller Entwicklung betrachtet werden.

### d) Das Wasser.

Wenn schon der feste und starre Theil der Erdoberfläche so tiefgehende Wirkungen auf die Menschen ausübt, wie viel mehr muß dies bei dem flüssigen und veränderlichen Elemente der Fall sein!

Der Blick auf das immer bewegte, stets veränderliche und doch immer so schöne Meer regt zunächst Sinn und Einbildungskraft nach den verschiedensten Richtungen an. Fast für alle Menschen hat daher die Bewegung der Meereswogen eine eigenthümliche Anziehungskraft, und besonders wilde Völker, die ja Natureindrücken so leicht zugänglich sind, unterliegen dieser Bezauberung überall und unbedingt. Darum ist auf den Südsee-Inseln, die noch von solchen rohen Naturvölkern bewohnt werden, nur der Strand bevölkert. Die kleinen Antillen und die zerstreuten Inseln im Atlantischen Ozean, sowie die Inseln Mauritius und Réunion im indischen Meer sind fast sämmtlich nur an ihren Küsten bewohnt, das Innere dagegen blieb lange Zeit fast unbekannt, obwohl die Kolonisten, welche meistens aus kälteren Gegenden gekommen waren, doch vielleicht ein Interesse hätten haben sollen, in den hohen Thälern und auf den Abhängen der Berge ein Klima zu suchen, welches dem ihrer Heimath sehr ähnlich war. Von dem Gefallen an dem flüssigen Elemente zum Benutzen oder vielmehr Betreten desselben ist aber nur ein



Digitized by Google

Schritt, den freilich manche Völker auffallend spät oder überhaupt nicht gewagt haben, wie z. B. alle Südafrikaner, sei es aus angeborner Trägheit und geistiger Beschränktheit, sei es, weil ein reiches Hinterland sie reichliche Früchte, wenn auch mühevoll, so doch sicher gefahrloser ernten ließ, sei es endlich, daß die Küsten der Häfen entbehrten oder mit Klippen und Sandbänken umsäumt und darum der ganzen Wuth der Wogen und Stürme ausgesetzt waren und daß in Folge dessen den Anwohnern die Lust verging, sich den Gefahren und Mühsalen auszusetzen.

Wo dagegen die Küsten von verhältnißmäßig ruhigem Wasser bespült und mit zahlreichen Einschnitten versehen waren, so daß die Schiffe überall leicht und schnell vor den Stürmen Zuflucht und Schutz fanden, und wo ferner zu diesen günstigen Verhältnissen noch die Nachbarschaft einer oder vieler Inseln sich gesellte, die mit ihren verschwimmenden Umrissen die Neugier reizten und dadurch eine fast magische Anziehungskraft auf den Beschauer ausübten: da haben sich die Bewohner bald dem inneren Triebe überlassen, welcher sie auf die Woge hinauslockte, da hat sich fast in demselben Maße, wie bei den Bewohnern der Ebenen, die Liebe zum Raum und damit zum Reisen entwickelt und ist damit jenen Völkern eine der glücklichsten Bedingungen für die Kulturentwickelung erwachsen. So war die Insel Cypern den Phöniciern gleichsam die Brücke zum Meere, die Inseln des ägäischen Meeres lockten Griechen und Kleinasiaten auf die See hinaus, die Insel Elba bildete einen Ruhepunkt auf dem Wege von Italien nach Korsika und Spanien, Großbritannien war das nächste Ziel der gegenüberwohnenden Völker. So bot die Seefahrt den Völkern überall unbeschränkte Möglichkeit der Ausbreitung, und gerade von Natur kleine Gebiete erlangten dadurch Wirkungskreise, welche in keinem annähernden Verhältnisse zu ihrer eigenen Ausdehnung stan-



Digitized by Google

den. An sich unbedeutende Völker und Länder haben sich durch die Seefahrt sogar den Weg zur Weltherrschaft geöffnet,[10]) man denke nur an die Phönicier, Karthager, Venezianer, Genuesen, Portugiesen, Niederländer und Engländer; das britische Weltreich enthält siebzigmal so viel Quadratmeilen und siebenmal so viel Einwohner als das Mutterland. Und wenn auch solche Herrschaft über fremde und besonders entferntere Gestade meist nicht von allzulanger Dauer war, so bietet dagegen der ausgedehnte Handel, der mit der Seeherrschaft unzertrennbar verbunden ist, Reichthümer, welche nicht ebenso leicht vergehen, sondern für die Entwicklung der materiellen, wie besonders der geistigen Kultur des Volkes von um so längerer Wirkung sein können.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß auch die Seen an dieser die Kultur befördernden Wirkung theilnehmen, ja es kommt bei ihnen noch als besonders günstig der Umstand hinzu, daß sie auch eine vereinigende und zusammenfassende Wirkung auf die Anwohner ausüben. Die Seen „halten die Einzelbilder zusammen, aus welchen eine Landschaftsbild sich zusammensetzt, indem ihr ruhiger Spiegel einen ruhigen und beruhigenden Mittelpunkt demselben verleiht". So konnte Johannes v. Müller mit Recht behaupten, daß ohne den Vierwaldstättersee die Eidgenossenschaft nicht entstanden wäre.

Die Flüsse endlich bilden eine nothwendige Ergänzung der Meere und Seen, indem sie einerseits die Bewohner leicht ins Meer hinaus und andrerseits die Seevölker wieder ins Innere der Länder führen. Die Bedeutung eines reichen und mit dem Meere in offener Verbindung stehenden Flußnetzes für den inneren und äußeren Handelsverkehr hat man auch überall erkannt, und Völker, welche wie Holland und England zu den ersten Handels- und Verkehrsmächten gehören, verdanken diesen



Digitized by Google

ihren Vorrang mit in erster Linie der günstigen Ausstattung ihrer Länder mit schiffbaren Flüssen und der klugen Ausnutzung dieses Schatzes.

Außerdem tritt bei den Flüssen die völkerverbindende Wirkung nicht minder scharf hervor, besonders wo sie und ihre Thäler als Verkehrsstraßen größere Bedeutung haben. So sind in Europa die Ufer fast jedes größeren Flusses fast ununterbrochen von Häusern, Gärten und Ackerfeldern begrenzt, und am Zusammenfluß des Hauptstromes mit den Nebenflüssen sind Städte und Dörfer erbaut. Seine und Loire, Themse, Rhein, Elbe, Oder, Donau sind im Grunde nur lange fortlaufende Straßen einer unermeßlichen Stadt, welche sich von der Quelle bis zur Mündung erstreckt. Leicht werden daher in der Phantasie der Völker die Ströme und Flüsse zu ehrwürdigen, sagenumwobenen Besitzthümern, ja selbst Heiligthümern, wie z. B. der Rhein.

„Wie das historische Leben, sagt Ratzel, von den Quellen zur Mündung des Stromes wächst, in dem Maße, wie seine Nebenflüsse ihm immer neue Wassermassen zuführen und seine Bahnen erweitern, das hat der größte Dichter der Natur in Mahomets Gesang mit einem so hinreißenden dithyrambischen Accent der Welt- und Naturfreude verkündet, daß jedes neue Wort vergebens wäre:

Bäche schmiegen
Sich gesellig an. Nun tritt er
In die Ebne silberprangend
Und die Ebne prangt mit ihm.
Und die Flüsse von der Ebne
Und die Bäche von den Bergen
Jauchzen ihm und rufen: Bruder! —
Nimm die Brüder von der Ebne,
Nimm die Brüder von den Bergen

Mit, zu deinem Vater mit! —
Und nun schwillt er
Herrlicher; ein ganz Geschlechte
Trägt den Fürsten hoch empor,
Und im rollenden Triumphe
Giebt er Ländern Namen, Städte
Werden unter seinem Fuß.
— — — Sausend
Wehen über seinem Haupte
Tausend Flaggen durch die Lüfte,
Zeugen seiner Herrlichkeit.
Und so trägt er seine Brüder,
Seine Schätze, seine Kinder,
Dem erwartenden Erzeuger
Freudebrausend an das Herz.

So dürfen Meere und Flüsse zusammen einem Herzen verglichen werden, das mit seinem flüssigen Leben die Starrheit der Erde lebenspendend durchtränkt."

Trotz alle dem wäre es ein Irrthum zu glauben, daß das Leben auf und am Wasser unbedingt der Kulturentwickelung günstiger sei als das Landleben; denn auch ein reines Seeleben macht einseitig. Seefahrer sind trotzig und unerschrocken; denn sie begegnen dem Tode unter tausend Gestalten, und die Kämpfe mit den Stürmen sind zu schrecklich, als daß sie vor Menschen zittern sollten; Seefahrer besitzen ferner Beharrlichkeit und Kaltblütigkeit, weil die Gefahren in jedem Augenblicke drohen können und man zum Siege über die Natur nicht den Muth der Begeisterung, sondern Ueberlegung und Ausdauer nöthig hat. Darum sind aber auch ihre Ideen einförmig und nüchtern; sie besitzen wohl Kraft und Zähigkeit, aber selten Anmuth und Milde; endlich tritt als der Kultur feindlich bei allen eine gewisse Beweglichkeit und Unstätigkeit hervor, welche sie als Söhne des Ozeans gleichsam als einen Reflex der ewig beweglichen



Digitized by Google

Wege zu bewahren pflegen. Nur wo sich diese Eigenschaften durch Berührung mit anderen, nicht-seefahrenden Bevölkerungen abschleifen und mildern, nur da kann für die Kultur Erspießliches sich gestalten.

---

**Zusammenfassung.** Wie also klimatisch die gemäßigten Zonen für die Kulturentwickelung der Menschen am günstigsten waren, so sind es in Bezug auf die Oberflächenformen der Erde offenbar die Länder, in welchen wohl bewässerte Thäler mit Bergen oder Hügeln abwechseln, wo also die Landschaft zwar schön ist, aber einerseits der Einförmigkeit der Tiefebenen, andrerseits aber auch der wilden Pracht und Einsamkeit jener Hochgebirgsthäler entbehrt; es sind die Länder, welche von Strömen und Flüssen, den Lebensadern der Kultur, durchflossen und so dem Verkehr geöffnet sind, Länder endlich mit vielgestalteten Küstenumrissen, welche hinausschauen auf das Meer, auf benachbarte Inseln und Inselreiche. Denn nur in solchen kann sich einerseits der Ackerbau erfreulich entwickeln, während andrerseits sich gegen die benachbarten Häfen der Handel richtet, um die Erzeugnisse des Inlandes mit fremden Produkten zu vertauschen; nur hier bleiben die Bewohner vor den Einseitigkeiten nur einer Lebensweise, des Land- oder Seelebens, bewahrt; denn hier treten fortwährend die seßhaften, ruhigen und so regelmäßig lebenden Ackerbauer mit den beweglichen, abenteuerliebenden Anwohnern des Meeres zusammen, hier schleifen sich die Gegensätze ab, beständig mischen und durchdringen sich Ideen mit Ideen, kurz, hier vereinigen sich die großen Interessen der Menschheit und zeitigen als herrliche Früchte Kultur und Civilisation.

---



Digitized by Google

## III. Die Metall- und Mineralschätze der Erde.

Eine wichtige Rolle in der Kulturgeschichte der Menschheit spielte ferner das Vorkommen der Metalle, besonders von Gold, Silber, Erz, Kupfer und Eisen, sowie die im Innern der Erde aufgespeicherten Vorräthe von Edelsteinen, Marmor, Gips, Salz, Steinkohlen u. a. Es würde den Rahmen dieses Vortrages weit überschreiten, wenn wir näher auf die kulturgeschichtliche Bedeutung der Edelmetalle, des menschlichen Schmuckes, der werthvollen Mineralien, namentlich der Steinkohlen und des Salzes, vor Allem aber des Eisens, eingehen wollten. Nur wenige Bemerkungen wollen wir hier uns gestatten.

Kalifornien war vor vierzig Jahren noch so gut wie unbekannt; die Stadt San Franzisko zählte im Jahre 1845 etwa 30 weiße Bewohner, im Jahre 1850 aber schon 15 000, im Jahre 1860 sechs und sechzig Tausend, im Jahre 1880 aber zweihundert und fünfzig Tausend Einwohner, sie ist also durch ihre reichen Goldlager einer der großen Mittelpunkte menschlicher Arbeit geworden; denn nach dem Abnehmen der Minenerträge haben sich viele Goldgräber zu dem sicherer lohnenden Ackerbau gewandt und aus der ehemaligen Einöde blühende Fruchtgefilde geschaffen.

Wem verdankt England seine Herrschaft auf dem Weltmarkte anders, als seinen ungeheuren Schätzen an Steinkohlen? Und welch reiche Blüthe des Handels und der Industrie hat in Deutschland die Kohle hervorgerufen! Durch das rheinisch-westfälische Kohlenbecken ist Rheinland-Westfalen die industriell am mächtigsten entwickelte Provinz des deutschen Reiches geworden, Namen wie Essen, Dortmund, Bochum, Oberhausen, Hamm u. a. strahlen in hellem Lichte; im Aachener Kohlenrevier sehen



Digitized by Google

wir eine hochentwickelte Industrie in Eisen, Blei, Zink, in Webwaaren aller Art, Papier, Glas u. s. w. erblühen, wie sich auch die Saargegend durch Eisen- und Glashütten, Thonwaaren, chemische Produkte und dergleichen eine angesehene Stellung erworben hat. Endlich erinnern wir noch an Oberschlesien, Sachsen u. a., deren Bedeutung ebenfalls lediglich auf der Kohle beruht: Wenn irgend ein Land, so ist Deutschland durch seine Kohlenschätze befähigt und bestimmt, der englischen Weltmacht erfolgreiche Konkurrenz zu machen.

Was soll ich nun über das Eisen sagen? Es ist das nützlichste und ohne Frage unentbehrlichste aller Metalle, seine kulturgeschichtliche Bedeutung reicht daher in die ältesten Zeiten hinauf und steigert sich noch heute von Tag zu Tage; denn täglich dehnt sich das weltumfassende Eisenbahnnetz, dessen Länge schon jetzt etwa 45 000 Meilen oder 334 000 Kilometer, d. h. mehr beträgt, als der achtfache Umfang der Erde, weiter aus und verbreitet überallhin Kultur und Civilisation.

Genug, wo die Mineral- und besonders die Metallschätze nicht zu Mißbrauch und Ausschweifung geführt haben, da haben sie überall höchst segenbringend gewirkt, ja, wir können im Allgemeinen sagen, daß sich ohne sie die Kultur der Menschen schwerlich zu ihrer heutigen Höhe entwickelt haben dürfte.

## IV. Die Thier- und Pflanzenwelt.

Auch über die kulturhistorische Bedeutung der Thier- und Pflanzenwelt[11]) können wir nur wenige zerstreute Bemerkungen anfügen.

Ohne Rind und Roß war eine intensivere, den gesteigerten Anforderungen genügende Bebauung des Ackers unmöglich. Infolge des Mangels an solchen nutzbaren Thieren fehlte in Amerika



Digitized by Google

bei den Ureinwohnern die Möglichkeit der Entwicklung von Hirten- und Ackerbauvölkern; nur wenige ackerbautreibende Nationen und daneben Jäger fanden sich daher bei der Entdeckung vor. Durch die Einführung unserer Herdenthiere hat sich aber das Aussehen des Landes vollständig geändert, es ist durch diese in Wahrheit der Kultur gewonnen worden. — Das Renthier allein macht die Polarzonen bewohnbar, indem es dem Menschen alle Bedürfnisse befriedigt; in Nordamerika hat man es zu zähmen nicht verstanden, und daraus erklärt sich der Gegensatz der Armuth, Noth und Wildheit der Eskimos und nördlichen Indianerstämme gegenüber dem behaglicheren und friedlicheren Dasein der Polarvölker der alten Welt. — Was wäre der Sohn der weiten pfadlosen Sandwüsten und öden Steppen, der Araber, ohne sein Kamel! Und seitdem es durch den Einbruch der Araber über ganz Nordafrika bis südlich zum Niger verbreitet worden ist, hat eine neue Periode in der Geschichte auch dieses Erdtheils begonnen. — Aehnliche Bedeutung hat der Elephant für den Indier, das Lama für den Südamerikaner. — Im Norden als Zugthier bei Winterschlittenreisen geradezu unentbehrlich, ist der Hund überhaupt in allen Zonen dem Menschen ein freundlicher Begleiter, ein nützlicher Gehilfe bei Jagdzügen und ein treuer Wächter des Hauses. — Selbst manche wilde Thiere sind für Völkerverkehr, geographische Entdeckungen und geschichtliche Verhältnisse von hoher Bedeutung geworden, wir nennen nur die Pelzthiere und den Elephanten; nicht minder verdient endlich der ozeanische Fischfang erwähnt zu werden.

Ebenso wie durch Vorkommen oder Fehlen der Thierwelt ist die menschliche Gesellschaft auch durch die verschiedene, bald reichere, bald ärmere Entwicklung der Pflanzenwelt an den verschiedensten Stellen der Erde aufs mannigfachste gefördert



Digitized by Google

oder gehemmt worden. Das reiche Vorkommen und üppige Wachsthum unserer Getreidearten rief die alten Kulturstaaten in Mesopotamien hervor; der Anbau des Reis hat das chinesische Volk von den Bergen in die weiten Ebenen des chinesischen Tieflandes geführt und dort eine ungeheure Bevölkerung sich ansammeln lassen. Der gänzliche Mangel an nutzbaren Gewächsen hielt die Rothhäute Nordamerikas sowie die Urbevölkerung Australiens auf der Stufe des Jagd- und Sammellebens zurück, und den thatkräftigen Einwohnern Neuseelands mußte es wie eine Erlösung erscheinen, als ihnen durch die Einführung europäischer Kulturpflanzen die Möglichkeit zu höherer Entwicklung gegeben wurde. — Wer möchte ferner nicht die fast geometrisch regelmäßigen Formen der Cypresse, Pinie und Palme in der klassischen Formenstrenge der antiken Poesie oder die überwältigende Fülle und den ungeheuren Formenreichthum des indischen Waldes in der Maßlosigkeit der religiösen Vorstellungen der Indier wiedererkennen! Und die gothische Baukunst hat ihre Formen im Einzelnen sicher dem hochstämmigen deutschen Laubwalde entlehnt. — Wie hätte sich in solchen Ländern, wie die Sahara oder Centralasien, welche, durch Bodenbildung und klimatische Verhältnisse gezwungen, sich spröde der Einführung neuer Formen widersetzten und daher auf ihre einförmige und ärmliche Vegetation beschränkt bleiben mußten, die Kultur höher entwickeln können; wie viel reicher konnte sich dagegen das industrielle, commerzielle und geistige Leben in einem Lande, wie z. B. Europa, entfalten, welches im Stande war, neben seiner eigenthümlichen Pflanzenwelt auch die Gaben der Fremde aufzunehmen! Denn wie die Kulturpflanzen von Osten nach Westen, von Süden nach Norden gewandert sind, so auch die Kultur in jeder Gestalt. Aus Asien stammen unsere Baum- und Feldfrüchte, eben daher auch unsere Märchen und



Digitized by Google

Sagen, unsere religiösen Systeme, alle grundlegenden Erfindungen und Anfänge technischer Künste. Griechenland und Italien aber, welche uns diese Errungenschaften übermachten, fügten noch hinzu edlere Sitte, tieferes Denken, ideale Kunst, humane Zwecke und die höheren Formen politischer und socialer Gemeinschaft.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß in Betreff der Thier- und Pflanzenwelt, abweichend von den übrigen Punkten, das kulturfördernde Moment in dem Reichthum an Gaben liegt, — denn sonst müßte ja die Tropenzone bei ihrem unendlichen Ueberfluß die Entwicklung des Menschen am besten unterstützen, während in Wirklichkeit das Gegentheil der Fall ist, — sondern das ist die günstigste Erdstelle, wo der Mensch unter Zusammenwirkung der anderen günstigen Bedingungen, wie Klima, Bodenbeschaffenheit und Bewässerung, durch eine gewisse Mannigfaltigkeit der Thier- und Pflanzenformen in den Stand gesetzt ist, sich vermittelst seiner Arbeit in Ackerbau und Viehzucht aus seiner örtlichen Beschränktheit herauszureißen und sich eine Unabhängigkeit von den Zufällen der Natur zu verschaffen.

---

Trotz der Richtigkeit und Unanfechtbarkeit des gefundenen Resultats, daß nämlich alles, was den Menschen mit den Menschen in innige Berührung setzte, fördernd auf seine Kulturentwicklung wirkte, dagegen alles, was ihn einseitig machte und absonderte, seine Entwicklung erschwerte, wäre es doch ein großer Irrthum, zu glauben, daß unsere heutige Kultur lediglich ein Produkt der äußeren Bedingungen sei. Im Gegentheil! Es kam überall auch darauf an, daß das rechte Volk an die rechte Stelle gelangte: nur wo sich zum begünstigten Lande der begabte Menschenschlag fand, nur da wurde die Kultur wirklich gefördert. So haben vor den



Digitized by Google

Griechen zahlreiche Barbarenstämme lange Zeit die Balkanhalbinsel und die Küste von Kleinasien bewohnt, ohne eine nennenswerthe Kultur hervorzubringen, und an dem stumpfen Geiste der Türken gehen alle Einwirkungen der einst und noch immer so reichen Natur der Mittelmeerländer spurlos vorüber. Die äußeren Bedingungen konnten wohl den Fortschritt erleichtern, aber die Benutzung der Vortheile und Erleichterungen war die eigenste That der Menschen!

Allerdings haben die Naturverhältnisse lange Zeit fast wie ein Verhängniß auf dem Entwicklungsgange der menschlichen Gesittung gelastet, die Kulturgeschichte darf daher den Wohnort der einzelnen Völker und die natürliche Ausstattung desselben keineswegs unbeachtet lassen: aber jene Herrschaft wurde mit jedem Fortschritt der Kultur lockerer, insofern es dem Menschen gelang, sich mehr und mehr dem Einfluß zu entziehen, die Naturgewalten sich zu unterwerfen und den Wohnort schließlich in ein Produkt seiner Thätigkeit und Kunst zu verwandeln. Durch den stets sich steigernden Verkehr und Austausch der Ideen kamen die Fortschritte des einzelnen Volkes der ganzen Menschheit zu gute, und seitdem die Erde, welche man bis dahin ohne Grenzen glaubte, Dank den Entdeckungen eines Kopernikus und Kepler sich in einen kleinen Planeten verwandelt hat, sind die Bewohner desselben einerseits zum Bewußtsein ihrer Kraft gelangt und haben sich die Herrschaft über den Erdball immer mehr angeeignet, andererseits aber ist auch das Bewußsein der Einheit des Menschengeschlechts erwacht und läßt die Menschheit mehr und mehr als eine große Familie sich fühlen. Nicht am wenigsten hat hierzu die Benutzung zweier Kräfte beigetragen, welche die moderne Zeit so eifrig pflegt: des Dampfes und der Elektrizität. Denn obwohl kaum ein halbes Jahrhundert vergangen ist, seitdem im März des



Digitized by Google

Jahres 1829 der erste Schienenweg zwischen Liverpool und Manchester mit Dampfkraft befahren wurde, giebt es vermöge der ungeahnten Ausdehnung des Eisenbahnnetzes heute keine Entfernung mehr, und gleichzeitig verkündigt das Wort des Menschen, von den Flügeln der Elektrizität mit einer Schnelligkeit, welche selbst die des Sonnenlichtes übertrifft, von Ort zu Ort getragen, die Wahrheit dessen, was Columbus an die Königin Isabella schrieb:

„Die Erde ist nicht gar groß, viel kleiner, als das Volk es wähnt!"



Digitized by Google

## Anmerkungen.

1) Die Herausgabe dieses Vortrags, der schon im Jahre 1879 gehalten worden war, ist veranlaßt durch das Erscheinen des Werkes von Ratzel, Anthropo-Geographie oder Grundzüge der Anwendung der Erdkunde auf die Geschichte. Stuttgart 1882. Die einzelnen Abschnitte sind mit Ratzel verglichen und theilweise in Einklang gebracht worden.

2) II, 2.

3) Nach Peschel, Probleme zur Länder- und Völkerkunde.

4) Vergl. Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie. 5. Aufl. I, S. 185, § 50.

5) Vergl. Ratzel, a. a. O. S. 309 f.

6) Guthe-Wagner, a. a. O. S. 282/3.

7) Dieses Kapitel ist bei Ratzel, S. 181—209, so vortrefflich behandelt, daß ich mich mehrfach auch im Wortlaut seinen Auseinandersetzungen habe anschließen zu müssen geglaubt.

8) Weitere Bemerkungen und Beispiele bei Ratzel, S. 201.

9) A. a. O. S. 219 ff.

10) Vergl. Ratzel, a. a. O. S. 229—295.

11) Vergl. Guthe-Wagner, a. a. O. S. 109—128.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a

Digitized by Google

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

# Deutsche

# Zeit- und Streit-Fragen

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

## Franz von Holtzendorff.

**Heft 209—224 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**
sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.
„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.
„ 211. **Thun**, (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).
„ 212. **Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
„ 213/214. **Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
„ 215. **Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
**Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.**, Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
**Pohl** (Mödling), Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre.
**Jende** (Gera), Schule und Volkswirthschaft.
**Meyer, J. B.** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen erschienen:

## Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(60 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 30 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl (wenn auf einmal) à 50 Pf.)

**Angerstein, W.,** Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) . 75
**Bayer,** Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412) . . . . . . 1.—
**Buchner,** Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250) . . . . . 75
**Deckert,** Die civilisatorische Mission d. Europäer unter d. wilden Völkern. (364) 75
**Diestel,** Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) 75
**Doehler,** Die Orakel. (150) . . . . . . . . . . . . 60
**Flach,** Der Tanz bei den Griechen. . . . . . . . . . . 75
**Fraas,** Die alten Höhlenbewohner. (168) . . . . . . . . 60
**Frey,** Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) . . . . . . 1.—
**Friedel,** Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442) . . . . . . . . 1.20
**Gmelin,** Christensclaverei u. Renegatenthum unter den Völkern d. Islam. (190) 60
**Gravenhorst,** Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370) . . . . . . . . . . . . . . 60
**Hagen,** Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454) . . . . . . 1.—
**Haupt,** Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) . . . . . . . 75
**Heyer,** Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition. (280) . 1.—
**Hoffmann,** Aus der Kulturgeschichte Europa's. [Pflanzen u. Thiere.] (348). 1.—
**Holtzmann,** Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198). . . . 75
**v. Huber-Liebenau,** Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) . 75
—, Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386) . . . . . . 60
**Jordan,** Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65). . . . . . . . 60
**Keller,** Die cyprischen Alterthumsfunde. (363) . . . . . . . . 60
**Kinkel,** Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. (365) 75
**Mannhardt,** Klytia. (239) . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Marggraff,** Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. (435/436) . . . . . . . . 1.60
**Mehlis,** Der Rhein und der Strom der Cultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259) . . . . . . . . 1.40
—, Der Rhein und der Strom der Cultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales [um 1300]. (286/87) . . . . . . . . 1.60
—, Der Rhein und der Strom der Cultur in der Neuzeit. (328) . . . 1.—
**Meyer, J. B.,** Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14) . . . . . . . . . . 1.—
**Meyer, Dr. L.,** Die römischen Katakomben. (387/388). . . . . . 1.20
—, Tibur. Eine römische Studie. (413/414). . . . . . . . . 1.40
**Möller,** Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206) . . . . . . . . . . . 75
**Nippold,** Aegyptens Stellung in der Religions- u. Kulturgeschichte. 2. A. (82) 60
**Nissen,** Pompeji. 2. Aufl. (37) . . . . . . . . . . . . 75
**Rover,** Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354) . . 60
**Oppenheimer,** Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) 75
**Osenbrüggen,** Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) . . . . . 75
—, Die Schweiz in den Wandelungen der Neuzeit. (252) . . . . . . 75
**Petersen,** Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99) . 60
**Pfotenhauer,** Die Gifte als bezaubernde Macht in d. Hand d. Laien. (209) 1.—
**Poelchau,** Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) . . . . . . . 75
**Reinsch,** Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399) . 75
**v. Rittershain,** Die Reichspost der römischen Kaiser. (339) . . . . . 60
**Saalfeld,** Küche und Keller in Alt-Rom. (417) . . . . . . . . 1.—
**Schasler,** Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333). . . . . . . . . . . . . . 1.80
**Schrader,** Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes. (296) . 1.—
**Stern,** Die Socialisten der Reformationszeit. (421) . . . . . . . 75
**Stricker,** Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. (61) . . . 75
—, Die Feuerzeuge. (199) . . . . . . . . . . . . . . 75
**Virchow,** Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. (1) . . . . . . . 75
—, Die Urbevölkerung Europas. (193) . . . . . . . . . . 1.—
**Volz,** Das rothe Kreuz im weißen Felde. (47) . . . . . . . . 60
**v. Waldbrühl,** Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) . . 75
**Wernher,** Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit. (213) . . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Winckler,** Die deutschen Reichskleinodien. (154) . . . . . . . 75

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 465.

APR 5 1886

# Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.

Von

Friedrich Czekelius.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind folgende Werke erschienen:

# Praktische musikalische Compositionslehre in Aufgaben.

Mit zahlreichen, ausschließlich in den Text gedruckten Muster-, Uebungs- und Erläuterungs-Beispielen nach den Werken der ersten Meister systematisch-methodisch dargestellt

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Band: **Lehre vom Tonsatz** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Harmonielehre in 54 Aufgaben. 2. Aufl. (Preis broch. 4 Mark). — II. Contrapunkt. a) Der strenge Satz in der musikalischen Compositionslehre in 52 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — b) Contrapunkt und Fuge im freien (modernen) Tonsatz in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark).

Zweiter Band: **Freie Composition** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Musikalische Formenlehre in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — II. Instrumentation und Orchestersatz in 18 Aufgaben (Preis broch. 8 Mark).

In Halbfranz und in Schulband gebundene Exemplare stets vorräthig.

---

# Partiturstudium.

## Modulation der klassischen Meister

an zahlreichen Beispielen von

**Bach, Mozart, Beethoven, Wagner u. A.**

erläutert von

**Ludwig Bußler.**

Preis: Eleg. broch. 8 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen 9,50 Mark.

---

# Geschichte der Musik.

Sechs Vorträge

über

## die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Vortrag: **Die Musik des Alterthums.** — Zweiter Vortrag: **Musik des Mittelalters bis Palestrina und Lassus.** — Dritter Vortrag: **Die Musik der Neuzeit von Palestrina bis Bach.** — Vierter Vortrag: **Die Oper bis Gluck.** — Fünfter Vortrag: **Die Instrumental-Musik. Haydn und Mozart.** — Sechster Vortrag: **Beethoven, seine Zeitgenossen und Nachfolger.**

Preis: Eleg. broch. 3 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen-Band 4 Mark.

Digitized by Google

9.

# Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.

Vortrag,

gehalten am 24. November 1883 in Hermannstadt

von

Friedrich Czekelius.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Die jüngst verrauschten Festtage haben uns Allen neben dem Bilde Luthers, dem die Feier galt, auch die Größe und Bedeutung seines Reformationswerkes für Kirche und Schule für das religiöse Bewußtsein und die Fortentwickelung der Wissenschaft, für das deutsche Volk und seine Sprache vor die Augen geführt und unsere Herzen geschwellt in dem Gedanken, daß auch wir Theil haben an dem Segen, der von jenem Manne, der aus jenem Werke hervorging.

Und zwar hat sein Werk hier in der Mitte unserer Vorfahren nicht nur einen wohlbereiteten Boden und empfängliche Herzen gefunden, sondern der Zeiten und Verhältnisse Gunst haben es hier gehütet und geschützt, wie nirgend sonst, daß es in beinahe unangefochtener Weise sich entwickeln konnte, während sonst in Europa, in Spanien, in den Niederlanden, in Deutschland Ströme Blutes seiner Bekenner flossen, bis es sich — und da nicht allerorten, — sichern Bestand erkämpfte. Und während nach blutigem Kriege in Deutschland im Augsburger Religionsfrieden die Religionsfreiheit auf die unmittelbaren Reichsstände beschränkt und bezüglich der Unterthanen der Grundsatz ausgesprochen wurde, „dessen das Reich, dessen Religion," während in diesem Frieden durch den sogenannten geistlichen Vorbehalt die Keime zu den spätern furchtbaren Religionskriegen gelegt wurden, sprach der Mediascher Landtag des Jahres 1554 den schönen Grundsatz aus: „daß der christliche Glaube einer sei und die Söhne des Landes nur in Beziehung auf Ceremonien und die Verwaltung der Sacramente von einander abwichen;" der Tordaer Landtag des Jahres 1568, der Vásárhelyer des



Digitized by Google

Jahres 1571 sprachen volle Gedanken- und Religionsfreiheit aus, „denn der Glaube sei Gottes Geschenk“ und „darum soll Gottes Wort überall frei können verkündigt werden und wegen seines Bekenntnisses soll Niemand verfolgt werden, weder Prediger noch Hörer.“ Und am Ausgange des Jahrhunderts 1595 hat der Landtag noch einmal die Rechtsgleichheit und Freiheit der vier recipirten Religionen, der calvinischen, der evangelischen A.-B., der römisch-katholischen und arianischen Lehre ausgesprochen. So war Siebenbürgen der Hort religiöser Freiheit geworden und im Schutze von Staatsverträgen und Friedensschlüssen wuchs und gedieh im deutschen Volke der Siebenbürger Sachsen Luthers Werk in Freud und Leid, in der Noth der Türkeneinfälle und des Bürgerkrieges. Auch das 17. Jahrhundert sichert bei allen bedeutendern und gewichtigern Veranlassungen dem protestantischen Bekenntniß seinen Bestand. Im westphälischen Frieden 1648 wird derselbe gewährleistet und in die Regelung der Verhältnisse der europäischen Staaten aufgenommen und, als Siebenbürgen dauernd unter die Fittige des Hauses Habsburg kommt, sichert Kaiser Leopold I. im Leopoldinischem Diplom 1691 die kirchliche Autonomie der evangelischen Kirche in Siebenbürgen in feierlicher Form.

Aber schon in den 70er Jahren des 16. Jahrhunderts, noch unter der Regierung einheimischer Fürsten, sind Versuche jener Reaktion bemerklich, die in Oesterreich, und Frankreich besonders, so erfolgreich und so grausam die Fahne des Katholicismus schwingt, deren Ziel Wiedergewinnung der Protestanten und Unterwerfung derselben unter das römische Joch, die abermalige Knechtung der Geister und Eroberung der Weltherrschaft, deren hauptsächlichste Bannertrager die Jesuiten sind. Von Stephan Bathori in das Land gerufen, gründen sie Schulen und Academien zu Klausenburg, werden die Vormünder des jungen Fürsten Sigismund und zeigen alsbald durch ihr agressives



Digitized by Google

Vorgehen den protestantischen Landständen, welche Gefahr von ihnen der Sache der protestantischen Freiheit droht. Schon 1588 werden sie aber vom Landtag geächtet und da sie durch Alphons Carillo, des jungen Fürsten Beichtvater, ihre Thätigkeit wieder beginnen, wird 1603 von der aufgeregten Bevölkerung Klausenburgs ihr Collegium von Grund aus zerstört.

Nach Hermannstadt waren sie zuerst mit den Truppen des kaiserlichen Generals Basta 1602 gekommen, und so gewaltsam war die Herrschaft der durch den Krieg verwilderten Soldaten, daß der Jesuit Phiarietti wagen konnte, auf dem großen Ringe vor den Augen der erschreckten Bürgerschaft öffentlich protestantische Schriften zu verbrennen. 1607 werden sie zum zweiten und 1610 zum dritten Male verbannt, aber noch bevor das Jahrhundert zu Ende geht, kommen sie 1688 abermals unter dem Schutze der kaiserlichen Fahnen und nun zu dauerndem Aufenthalte nach Siebenbürgen — auch nach Hermannstadt.

Dem 18. Jahrhundert gehört ihre Hauptthätigkeit an und die Erfolge und Errungenschaften, die der Katholicismus auf Sachsenboden erreicht, verdankt er hauptsächlich ihrer Thätigkeit im 18. Jahrhundert. Wenn es aber erhebend war das Entstehen des großen Reformationswerkes in unserer Erinnerung zu wecken, entbehrt es gewiß auch nicht fruchtbarer Anregung, den Kampf der Freiheit mit dem Gewissenszwang zu betrachten und uns des standhaften Ausharrens der Väter bei aller Anfechtung zu freuen.

So will ich denn auf Grund einer reichen und gerade in den letzteren Jahren in hervorragender Weise zu Tage getretenen Litteratur versuchen, ein Blatt aus dem kirchlichen Leben Siebenbürgens im 18. Jahrhundert und zwar „die Versuche, die sächsische Nation in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen,“ aufzurollen.

Wohl sind unsere Väter nicht ohne Besorgniß gewesen



Digitized by Google

wegen der von ihnen so hochgehaltenen Religionsfreiheit, als mit dem Ende des 17. Jahrhunderts endlich dauerndere und größere Gewähr materieller und persönlicher Sicherheit bietende Verhältnisse dem schwergeprüften Vaterlande mit der Besitzergreifung desselben durch Leopold I. heranzudämmern schienen. War doch seit dem Beginn der Reformation gerade das habsburgische Herrscherhaus der Mittelpunkt des Wiederstandes, den die alte Kirche der neuen leistete, die außerordentlich thätige, vor keinem Mittel zurückschreckende Stütze derer, die das römische Joch den befreiten Völkern aufs Neue auf den Nacken legen wollten. Deshalb begann auch die katholische Minderheit im Lande schon mit dem Einmarsch des Generals Caraffa ihr Haupt zu erheben. Dem Heere folgte und an seine Fersen heftete sich die katholische Propaganda; die Klausenburger und Weißenburger Reformirten mußten Kirchen abtreten, und „konnten auch", wie G. Hermann [1]) schreibt, „die katholischen Geistlichen ihren Wunsch, die Unkatholischen völlig zu verdrängen und ihre Religion zur Herrschaft zu erheben, noch nicht realisiren, so setzten sie doch alle Spannfedern in Bewegung, um die bei der Reformation eingegangenen und jetzt in weltlichen Händen befindlichen bischöflichen und Kirchengüter wieder an sich zu reißen, die Protestanten aus ihren Aemtern zu verdrängen und wo immer eine Stelle offen wurde, Katholiken unterzubringen."

Deshalb waren die zwei ersten Artikel des Leopoldinischen Diplomes, nach deren erstem „die vier recipirten Religionen in Kraft verbleiben und keine Neuerungen eingeführt werden sollten," nach deren zweitem „in den bisherigen Schenkungen, Privilegien, Gütern, jeder Stand und Person ohne Unterschied ungekränkt erhalten werden sollte," für die Protestanten und die Sachsen insbesondere von der höchsten Wichtigkeit.

Andrerseits befreite aber die kaiserliche Herrschaft die Sachsen von den Bedrückungen des Adels, dem auch der Fürst angehört



Digitized by Google

hatte, sie schien ihnen in der Rechtscontinuitat der Krone begründet, sie war allein im Stande, das Ansehn und den Frieden des Landes gegen die Türken zu schützen und sie gab den Sachsen den stamm- und sprachverwandten Herrscher. Deshalb stellten sie sich von allem Anfang, trotz der Gefahren, die für sie daraus erwuchsen und für ihre Kirche noch erwachsen konnten, auf die Seite des Kaisers und harren aus in dieser Stellung trotz der Drangsale, die ihren Städten und Dörfern ebenso von Seite der kaiserlichen, als von Seite der aufständischen Truppen zu Theil werden, trotz des schmachvollen Todes ihres Vorkämpfers Sachs v. Harteneck[2]) und trotz der rauhen, gesetzesverachtenden Willkürherrschaft der kaiserlichen Generale und Commandirenden.

In den wirrvollen Zeiten der Tökölyischen und Rakotzyischen Unruhen, wo die Kriegsfurie Jahre lang durch das Land tobte und die Generale Leopolds und Josefs I. besonders in den sächsischen Städten ihre Hauptquartiere aufschlugen und ihre Stützpunkte fanden, begann die katholische Propaganda nur leise und gleichsam versuchsweise ihr Haupt zu erheben. Der Gedanke aber, das ganze Land der römischen Kirche wieder zu gewinnen, war von allem Anfang in Wien vorhanden. Schon 1686 waren mit dem General Caraffa die Jesuiten nach Hermannstadt gekommen und hatten auf des Generals Befehl „die Schneiderlaube" als Garnisonskirche erhalten — die erste katholische Kirche in Hermannstadt nach der Reformation. Als sie 10 Jahre später auf des Kaisers Befehl feierlich zur Gründung eines Collegiums in Hermannstadt eingeführt werden, schreibt P. Schreyer: „Wir sind in dieser hinlänglich hübschen Stadt von den lutherischen Sachsen mit überaus großer Freundlichkeit aufgenommen worden, wissen aber nicht, ob diese Zuvorkommenheit mehr dem kaiserlichen Befehl, oder ihrer Neigung gegen uns zuzuschreiben. Wir wollen uns übrigens Mühe geben, diese Sachsen, die dem Kaiser so ergeben scheinen, für

uns zu gewinnen und hoffen auf eine reichliche Ernte im Weinberge des Herrn."

Allein noch war Siebenbürgen ein viel zu umstrittenes Besitzthum, als daß man es hätte wagen können, ihrem Bekehrungseifer freie Hand zu lassen. Wenige Jahre vorher hatte Caraffa dem Jesuiten P. Kollonich, der mit der Schneiderlaube nicht zufrieden, eine „der vielen Kirchen" Hermannstadts verlangte, geschrieben: „Wenn es dem P. Kollonich und den übrigen Ordensgenossen in der Hermannstädter Kapelle zu enge ist, so möge er mit ihnen nach Rom in den Lateran, Vatican oder zu St. Peter ziehen." Er kannte eben die Wichtigkeit und die Empfindlichkeit und den Argwohn der Sachsen in Bezug auf ihre Religionsfreiheit, den die eben stattgefundenen Verfolgungen in Ungarn rechtfertigten. In einem Memorandum an Kaiser Leopold aus dem Jahre 1690 schreibt er: „Die evangelische Religion der Sachsen in Siebenbürgen ist auf keine Weise zu berühren, ja sogar auch der geringste Schein zu vermeiden, weniger, daß man dieselbe anfechten, oder darin etwas mutiren wolle, zu argwöhnen Anlaß und Ursache geben könnte. Denn in diesem Stück ist das Volk, besonders die Sachsen, in welchen Robur Transilvaniä ganz allein besteht, so eifrig, daß sie, um ihre Religion zu vindiciren, Alles auf die Spitze setzen; anbei auch so argwöhnisch — —, daß sie keiner Verführung, die man auch mit 1000 Eiden bekräftigt, glauben, sondern jeden Schritt, den sie vermuthen, daß er dem Religionswesen zu nahe treten möchte, vor verdächtig halten und sich darüber allarmiren thun. Gleichwie nun ein so beständiges Mißtrauen die Liebe, die ein Unterthan gegen seinem Herren tragen soll, keine Wurzel fassen läßt: also ist solchem Diffidenz durch ein Verhalten, welches die Siebenbürger überhaupt, daß sie in der Religion keine Gewalt und im Gewissen keinen Zwang zu befürchten haben, zu tilgen." Erst mit dem Regierungsantritt Karls VI.,



Digitized by Google

als nach dem Szathmarer und Utrechter Frieden auch für diese Lande ruhigere und friedlichere Zeiten eingetreten waren, beginnt unter dem Druck der kaiserlichen Commandirenden auch im Sachsenlande eine Gegenreformation, die, wenn sie auch nicht, wie gleichzeitig in Ungarn, „die Studenten aus den reformirten Collegien verjagt und den Protestanten nicht einmal Privatandachten auf dem freien Felde erlaubet, vielmehr das gemeine Volk mit Gewalt zur katholischen Religion zwingt," dennoch bald allenthalben in den sächsischen Städten fremde Elemente ansammelt, katholische Kirchen und Schulen entstehen, Mönchs- und Nonnenklöster aufbauen läßt, die alle Künste der Verführung, alle Lockungen der Staatsbegünstigung und Beförderung spielen läßt um Proselyten zu machen, die Convertirte und Fremde in alle öffentlichen Aemter und Angelegenheiten der Sachsen hineindrängt, und bei allen Entscheidungen nicht das Recht und die Sache, sondern die Confession das erste Wort führen läßt und die bis zum Ende des Jahrhunderts ihren demoralisirenden Einfluß übt und viel, wenn nicht alles, dazu beigetragen hat, daß bis heute Protestanten und Katholiken in sächsischen Städten, selbst wenn sie demselben Volke angehören, sich fremd gegenüberstehen. Im Sachsenvolk selbst haben, Gott sei Dank, diese Versuche das Gegentheil von dem erlangt, was sie erstrebt. Der Kampf selbst entbehrt des heldenhaften, romantischen Gepräges, es ist ein Kampf, in dem die Angegriffenen die Faust im Sacke machen müssen —, aber sie führen ihn mit dankenswerther, zäher Ausdauer, dem Feinde kaum Schritt für Schritt Raum gebend — und wenn auch kein glorreicher Sieg ihre Ausdauer krönt, sondern eine geänderte Weltanschauung und der am Ende des Jahrhunderts mit brennender Fackel einherschreitende Zeitgeist den Angriffen ein Ziel setzt, so ist das Volk doch als einig und ungetheilt beisammen geblieben und hat sich in dem alten Glauben der Väter die alte Freiheit, die deutsche



Digitized by Google

Sprache und Nationalität und seine heiligsten Güter in das neue Jahrhundert und bis auf unsre Tage gerettet. —

Nachdem im März 1714 der Rastätter Frieden geschlossen war, wurde am 14. Februar 1716 in Georgius Martonfi Baron v. Karozfalva der erste katholische Bischof von Siebenbürgen feierlich installirt und ihm mit einer flagranten Rechtsverletzung an den Reformirten, denen man unter Assistenz des Generals Steinville die von ihnen seit 120 Jahren besessene Kathedralkirche fortnahm, Karlsburg zur Residenz angewiesen. Bald bedurfte man allenthalben in protestantischen Orten, zuerst für die Garnisonen, dann für die Mönche und Nonnen, dann für die katholischen Einwohner Kirchen, Klöster, Schulen, Buchdruckereien u. s. w. und wo die Magistrate dem Verlangen nicht, oder nicht in der gewünschten Bereitwilligkeit und Oppulenz nachkamen, folgte dem motivirten Ansuchen der militärische Befehl, Drohungen und Gewalt.

Zuerst trat die Frage der Abtretung von Kirchen für den katholischen Gottesdienst in den sächsischen Städten noch unter dem Commando des Generals Steinville 1616 an Hermannstadt und Kronstadt heran. Es ist bezeichnend, daß diese Abtretungen nicht an die Jesuiten, sondern an die Franciskaner erfolgen. Man hütete sich Mißtrauen zu säen — aber Jesuiten nahmen die Consecrationen vor, waren die Festredner und behielten die ihnen schon früher zum gottesdienstlichen Gebrauch angewiesenen Baulichkeiten. Je mehr und je freiwilliger übrigens hier wie dort gegeben wird, desto begehrlicher werden die Empfangenden, und die Magistrate beeilen sich ebenso durch freiwillige Geschenke an die Commandirenden, wie durch die größte Zuvorkommenkeit und Bereitwilligkeit sich Gunst und Wohlwollen der Hochmögenden und durch sie vielleicht der Krone zu erwerben. In Hermannstadt wird die verlangte Abtretung der Kirche und des Klosters für die Franciskaner, an welchem bis dahin zwei evan-



Digitized by Google

gelische Prediger dienten, wenigstens damit zu motiviren gesucht, daß für höher gestellte Personen katholischer Religion, insbesondere des Militärs keine geeignete Begräbnißstelle vorhanden sei. Die Kirche und das daran stoßende Haus wurde am 16. Februar 1716 den Franciskanern unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben, deutsche Ordensglieder in das Kloster einzuführen. — Wenigstens nach einer Richtung eine Deckung; — doch sie blieb auf dem Papier.

In Kronstadt bat Steinville am 1. December 1716 um die Johanneskirche und erklärte, die Bereitwilligkeit des Magistrates als ein besonders Merkmal des seiner Person wiederfahrenen Wohlwollens anerkennen zu wollen. Aber der mit diesem Auftrag betraute Commandant von Kronstadt, Tige, drohte die Kirche mit gewaffneter Hand einzunehmen, falls sie ihm nicht sogleich aufgemacht würde. Vor die ohne Weigerung übergebene Kirche wurde eine Militärwache gestellt. Als aber der überrumpelte Magistrat statt der Johanneskirche die Klosterkirche anbot, wurde auch diese angenommen und den Franciscanern übergeben. Die Pestzeit der Jahre 1718—1720 unterbrach die Fortführung dieser Angelegenheit. Um so nachdrücklicher führte sie vom Jahre 1721 an Steinvilles frommer Nachfolger Damian Graf von Virmont. An alle sächsischen Städte, in denen die Katholiken noch keine Kirchen hatten, nach Bistritz, Mediasch, Schäßburg wurde die Aufforderung geschickt, dafür zu sorgen, daß diesem Mangel abgeholfen, oder von den über Bedürfniß vorhandenen evangelischen Kirchen eine abgetreten werde. Die Durchführung und Berichterstattung in diesen Angelegenheiten wird häufig untergeordneten Militärpersonen aufgetragen und den an ihre Autonomie und Selbstständigkeit gewohnten Magistraten in einer Weise begegnet, wie man dessen höchstens nach dem Einmarsche der Feinde in der Fürstenzeit sich versah.

Am 12. October 1721 hatte der Commandirende dem zum



Digitized by Google

Conflux in Hermannstadt anwesenden Mediascher Bürgermeister Andr. Hann aufgetragen, weil doch mehr Kirchen in Mediasch wären, als die Einwohner von Nöthen hätten, eine „für die Religion des Landesfürsten“ einzuräumen. Noch vor dem Ablauf des Monats bringt er den Antrag der Mediascher, die Nikolauskirche auf dem Zekisch abtreten zu wollen, aber Virmont, von dem den Sachsen übelgesinnten Gubernator Kornis, dem Haupt der katholischen Partei, falsch berichtet, fährt die Deputation mit diesen Worten an: „Er könne nicht glauben, daß ein Medwischer Magistrat und Communität so dumm sein sollten und Ihr k. k. Majestät mit einem solchen Capellerle abzustecken gedächten.“ Sie sollten in drei Tagen sich bedenken und das Kloster cediren. Am 1. November cediren sie Kloster und daranstoßendes Predigerhaus — wie sie schreiben „auf Ihro Excellenz vorbeschehene freundlichste Ansuchung und väterliches Einrathen.“

Das Geschenk bestand aus der Spitalskirche, zwei Kapellen, dem stockhohen Kloster mit 24 Zimmern außer dem großen Refektorium, Kellern, Scheunen und Stallungen, der Predigerwohnung, einem großen Garten und einem Stadtthurme und wurde den Franciskanern am 16. November 1721 übergeben. Die Schäßburger wurden erst zwei Jahre später vom Grafen Königsegg freundlich aufgefordert, desgleichen zu thun. Sie offeriren „die Nonnenkirch und ein daneben liegendes, von ihnen zu kaufendes Privathaus. Wenige Wochen später theilt ihnen General Langlet zu ihrem Entsetzen mit, sie hätten 3 Kirchen zur Auswahl angeboten und als sie wagen, diesen Irrthum zu corrigiren, wird ihnen unter Drohungen gesagt, die Nonnenkirche sei kein Bethaus, sondern ein Mehl-Magazin; man wolle nicht so unchristlich sein, ihnen ihre Hauptkirche auf der Burg zu nehmen, aber die Spitalskirche in der Stadt sei gerade gut gelegen. Diese Kirche war die einzige in der untern Stadt außerhalb der Burg! Die Schäßburger remonstriren. Sie bieten



Digitized by Google

später ein Haus in der Stadt, Langlet verlangt deren drei. Er bittet, er droht, er giebt harte Worte, da aber die Schäßburger fest bleiben und die Sache sich sehr in die Länge gezogen, wird endlich ihr Offert mit einigen Erweiterungen angenommen, Königsegg war ein Freund der Sachsen. In einem Projekt „die siebenbürgisch sächsische Nation vor dem vor Augen habenden Untergang zu retten und zu redintegriren," spricht er den Gedanken aus, man solle diese Nation, deren Gebiet manches deutsche Herzogthum überrage, von den übrigen Nationen des Landes gänzlich separiren, selbstständig stellen und durch deutsche Einwanderung stärken.

In Hermannstadt standen damals zwischen dem großen und dem kleinen Ring eine Anzahl Häuser mit Zunftlauben und andern Verkaufshallen — unter andern da, wo jetzt der Thurm der katholischen Kirche steht, die Stadtapotheke — daneben war eine freie Gasse zur Verbindung der beiden Plätze. Diese Lauben und Hallen trugen den Zünften und der Stadt ein nicht unbedeutendes Einkommen. Auch das städtische Waghaus und die den Jesuiten eingeräumte Schneiderlaube war dort. Da nun Hermannstadt schon früher den Franciskanern unentgeltlich Gotteshaus und Kloster abgetreten hatte, konnte man ihnen nicht wohl noch eine Kirche abverlangen. Aber unter dem „frommen" Virmont wehte in Siebenbürgen eine zu günstige Luft, als daß die Jesuiten nicht hätten versuchen sollen, jetzt ihre alten von Caraffa so energisch zurückgewiesenen Plänen wieder aufzunehmen. Sie schritten deshalb beim Magistrat um Zuweisung des Platzes von der Stadtapotheke bis zu ihrem Wohnhaus — dem jetzigen katholischen Stadtpfarrhof — zum Aufbau einer Kirche ein. Der Platz enthielt auch ihr bisheriges Oratorium. Am 20. August 1721 erschien Virmont selbst zur Unterstützung des Gesuches in der Communität, das denn auch bewilligt wurde. Bis zum Ausbau der Kirche im Jahre 1732 gab es jedoch noch eine



Digitized by Google

Menge Nörgeleien und Versuche, mehr zu erlangen als gegeben war, obgleich schon das Uebergebene das städtische Einkommen bedeutend schmälerte. Die Jesuiten sollten dafür ihre Schullocalität über der Stadtapotheke abtreten. Sie gaben dieselbe jedoch 1726 nur unter der Bedingung heraus, daß ihnen die Stadt dafür das Schullerische Haus zu Schulzwecken überließ. Und kaum hatten sie sich damit von der Nachgiebigkeit der Commune überzeugt, verlangten und erhielten sie ihr neues Schulhaus zusammt der Stadtapotheke zum Thurmbau. Bis zum Ausbau ihrer Kirche verlangten sie interimistisch die Einräumung der an die große evangelische Kirche angebauten „Neuen Kirche" und waren kaum mit der interimistischen Einrichtung der Goldschmiedlaube zufrieden zu stellen. In dem neugebauten Hause richteten sie einen convictus nobilium und ein Knabenseminar — die Anfänge des jetzigen Staatsgymnasiums — ein. Unter ihrer Führung kamen 1733 die Ursulinerrinnen nach Hermannstadt. Ihr jetziges Kloster und ihre Kirche hatten seit der Reformation theils städtischen, theils confessionellen Zwecken gedient und war trotz der Gegenbemühungen der Communität und des Magistrates, die sich gegen die Hereinberufung der Nonnen sträubten, „auf höhern Befehl" schon 1728 den Jesuiten übergeben worden.

Virmont konnte übrigens seine Schöpfungen nicht genießen. Er war schon 1722 gestorben. Schon 11 Jahre nach seinem Tode — die Jesuitenkirche steht eben im Schmucke ihrer Neuheit da, krönt der Commandirende Graf Wallis diese äußerlich sichtbare Katholisirung unserer Stadt, indem er 1733 auf eigene Kosten auf den Hauptplatz der alten evangelischen Sachsenstadt das große Sandsteinbild des böhmischen Heiligen Johann Nepomuk stellt! Desselben Nepomuk, der auf Betreiben der Jesuiten am 19. März 1729 heilig gesprochen worden und der in Böhmen das Symbol des Unterganges der politischen und religiösen



Digitized by Google

Freiheit des Landes ist. Auch hier war er wohl ein äußeres Zeichen für die siegreichen Bestrebungen der Feinde der Reformation und für die Ketten, mit denen die alte Freiheit gebunden wurde. Oder sollte er eine Sühne sein für das Blut, das 30 Jahre früher an derselben Stelle für das Sachsenrecht geflossen — das Blut Sachs v. Harteneck's!

Ein anderer Angriff erfolgte auf die Zehnten der evangelischen Geistlichen, einen mächtigen Factor deutsch-evangelischer Cultur in Siebenbürgen, den in andere Hände zu bringen sich die Mißgunst der anderssprachigen Compatrioten mit den Interessen der fürstlichen Kammer und der katholischen Propaganda verbanden.

Von jeher war dieser Zehnten als eine Grundlast, die auf dem den Sachsen als freies Eigenthum zugewiesenen Boden ruhte, von der Gemeinde nur ihrem Pfarrer und zwar Anfangs überall im vollen Betrage geleistet worden. Er war auch stets ein Angriffsobject für den Bischof und als mit Statilius 1542 und Paul Bornemissa 1556 das katholische Bisthum in Siebenbürgen erlosch, Güter und Einkünfte derselben säcularisirt wurden und der sächsische Zehnten nur dadurch der Säcularisation entging, daß er eben niemals zu den Einkünften des Bischofs gehörte, für die fürstliche Kammer der Nationalfürsten und den Adel der Comitate. Die Gewohnheit, einzelne Theile des Zehntens im Comitate an den Adel, auf Sachsenboden an mächtige Persönlichkeiten und politische Körperschaften zu verpachten, besonders als nach der Säcularisation Verpachtungen früher bischöflicher Einkünfte von Seiten der Kammer als Anerkennung für politische Verdienste galten, führte unter der Regierung der von Jesuiten geleiteten Bathoris zunächst zur zwangsweisen Verpachtung je einer Quarte des vollen Zehntens und unter Gabriel Bathori 1612 zur unentgeldlichen Ueberlassung dieser Quarte an die fürstliche Kammer — den Fiscus. Man mußte froh



Digitized by Google

sein, der Bedrängniß des Fürsten noch 3 Quarten zu verdanken, denn er hatte ein Jahr früher den Pfarrern nur 1 Quarte gelassen mit den Worten: „Wenn bisher der Fürst mit 1 Quarte ausgekommen, kann der Pfarrer noch eher damit auskommen.“ —

Dieser rechtliche Stand der Angelegenheit kam denn auch in das Gesetz der Aprobaten, blieb die Norm in der Fürstenzeit und wurde durch das Leopoldinische Diplom 1691 und 1693 von Leopold I. übernommen und feierlichst sanctionirt. Die Zehntberechtigung der sächsischen Pfarrer steht demnach beim Uebergang des Landes an das Haus Habsburg so, daß der Zehnt selbst als eine Grundlast erscheint, die nicht an der Person des Zehntgebers haftet, weßhalb denn auch die später eingewanderten und Grund und Eigenthum erwerbenden, der griechischen Kirche angehörenden Romänen und Katholiken den sächsischen evangelischen Geistlichen den Zehnten leisten; daß der Verzehntung mit Ausnahme der Haus- und Baumgärten alles unterliegt, was angebaut wird, dazu Lämmer und Bienen; daß im Hermannstädter, Leschkircher, Schenker, Kosder, Kaisder, Mediascher und Bistritzer Capitel eine Quarte dem Fiscus und drei den Pfarrern, im Brooser und Burzenländer Capitel der ganze Zehnten den Pfarrern, auf Comitatsboden dagegen nur eine Quarte dem Pfarrer, die drei säcularisirten Quarten dagegen dem Fiscus und durch Pachtung dem Adel zukomme. Ebenso steht es mit zwei Quarten des Kleinschelker Capitels und noch einiger Gemeinden. Diese feierlich gewährleistete Rechtslage, die unter so schweren, fortwährend sich erneuernden Kämpfen erstritten worden war und geradezu den Fortbestand der deutschen Cultur und der evangelisch-sächsischen Kirche im Lande bedingte, sollte nun, da man des Kampfes müde, unter gesichertere Verhältnisse zu kommen hoffte, noch viel gefährlichere Angriffe zu bestehen haben als bisher. Denn nun vereinigte sich, wie oben gesagt, das Interesse der katholischen Propaganda mit dem der



Digitized by Google

Landesfinanzen und mit jenem feindlichen Geist im Lande, dem der trotz aller Stürme, die über dasselbe hingefahren, immer noch verhältnißmäßig blühende Zustand des freien deutschen Gemeinwesens ein Dorn im Auge war. Ein Geist, der nicht weniger von alten Zeiten her die indigenen nicht deutschsprachigen Landeskinder, als die eingewanderten katholischen Sendlinge der neuen Herrschermacht beseelte. Schon am 5. September 1699 verordnet ein königliches Rescript, die sogenannten fünf Punkte, daß Katholiken, nicht akatholischen Predigern, sondern katholischen Geistlichen ihre Zehntquarte zu geben hätten. Diese Verordnung konnte sich nur auf Gebiete außerhalb des Sachsenlandes beziehen, da Andersgläubige, seien es nun Romäner oder Katholiken, hier nur von evangelischen Sachsen Grund und Boden erworben haben konnten und die darauf haftenden Lasten und Servitute natürlich miterwarben. Es erschien das auch allen um so natürlicher, als ja auch die politische Gewalt, die Kammer mit ihrer Quarte, durch eine Aenderung dieses Verhältnisses gelitten hätte und von keiner Seite kommen deshalb Klagen, bis durch diese Verordnung Hoffnungen und Aussichten geweckt werden und die nun zahlreich einlaufenden Klagen Gelegenheit zu einem bedeutendern Angriff geben. Kaiser Leopold giebt zwar 1703 die Beruhigung, daß dieses Rescript sich auf die sächsischen Zehnten nicht beziehe, aber schon am 12. October 1731 erhielt der Superintendent L. Graffius in Folge häufigen Streites über die Zehntleistung von Katholischen an Nichtkatholische, den Auftrag, alle Zehntprivilegien vor dem forum productionale vorzulegen. — Das forum productionale war ein Gerichtshof zur Wahrung der Ansprüche, Güter, Regalien und Einkünfte der Krone, deren Eigenthum zwar dem Lande zusteht, deren Ertrag aber in die fürstliche Kammer fließt und der Verwendung des Fürsten überlassen ist. Diese Fiscalgüter waren in der wirrvollen Fürstenzeit vielfach verschleudert worden und sollten da-



Digitized by Google

durch wieder hereingebracht werden, daß der vom Fiscal-Director angefochtene Besitz durch Vorweisung (Production) der Besitzurkunde vor dem forum productionale erhärtet werde. Mitglieder dieses Gerichtshofes waren die fürstlichen Räthe, Oberbeamten der Comitate der Seckler und Sachsen und die Gerichtstafelbeisitzer. Im Verlaufe der Zehntprocesse wurden die sächsischen Beisitzer entfernt. Als Epochaljahr, von dem an jeder Citirte seinen Besitz durch Production der Besitzurkunde beweisen mußte, galt das Jahr 1657. Das Unrecht, wornach dem Beklagten der Beweis zugeschoben wurde, wurde dadurch gemildert, daß ein verhältnißmäßig spätes Epochaljahr angenommen wurde und daß der Fiscal-Director nur von erwiesenem Fiscalgut die Production fordern durfte.

Da nun der sächsische Zehnten niemals Fiscalgut gewesen, da die Berechtigung zum Zehntbezug aus dem Andreanum dem Aprobatal- und Compilatargesetz und zahlreichen andern Urkunden leicht zu erweisen war und weit über das Jahr 1657 hinausging, ließ man zwar auf die Remonstration des Superintendenten, daß eine solche Production unvereinbar sei mit dem Leopoldinischen Diplom, die Sache auf sich beruhen, aber es erfolgte gleichzeitig ein um so gefährlicherer, wenn auch gleich unberechtigter Angriff auf den Burzenländer Zehnten, den dieses Capitel, da er im Jahre 1612 intact geblieben war, auch ganz behalten hatte. 1737, dann 1747 vor das Productionalforum gefordert, ergreift das Capitel eine große Angst, denn „die meisten Mitglieder seien dort katholisch“ und der natürliche Beschützer der Nation — jetzt der katholische Comes Waldhütter, wollte ihnen nicht einmal zu ihrer Vertheidigung den Andreanischen Freibrief herausgeben. Allerdings hätten sie dessen auch nicht bedurft. Sie deckten ängstlich jene Stellen der Urkunde, welche in die Grenzen des Sachsenlandes das Burzenland nicht einbeziehen, weil es damals noch ein desertum war, mit weißem



Digitized by Google

Papier zu, statt zu zeigen, wann und wo dasselbe in allen Rechten und Freiheiten mit dem Sachsenland vereinigt worden. Sie suchten aus der Urkunde zu beweisen, was nicht darin stand und stehen konnte, daß die terra Sebus der Urkunde auf das Burzenland hinweise und schädigten und verwirrten dadurch in ihrer Angst und Unkenntniß ihre gerechte Sache. Sie führten „nicht ohne Ungeschick", von allen Rathgebern verlassen, dieselbe so, daß am 26. September 1752 der Protonotar das Urtheil verkünden konnte, daß hinfort „im Burzenländer Capitel der Fiscus drei Quarten, das Capitel nur eine zu beziehen habe." Der von beiden Parteien an den Hof ergriffene Recurs hatte durch die Thätigkeit des um sein Volk so hoch verdienten Sam. v. Bruckenthal den Erfolg, daß Maria Theresia zwar eine neue Untersuchung durch das Gubernium anordnete, als aber hier im Verlauf der nächsten 8 Jahre die Wahrheit sich allmählich Bahn brach, wußte der Fiscus, durch alle Mittel, die ihm die damalige Proceßordnung in die Hand gab und durch solche, deren Andenken nirgend aufbewahrt wurde, es dahin zu bringen, daß das Urtheil im Jahre 1770 bestätigt wurde. Trotz der „ununterbrochnen Kette vergeblicher Versuche der Sachfälligen, zu ihrem Recht zu gelangen, ist es so geblieben bis zur Ablösung der Zehnten und diese selbst erfolgte auf diese ungerechte Basis. Bezeichnend ist aber unter der Fülle falscher Gründe in der Motivirung des Urtheils jener, der da sagt, der Zehnten sei Katholiken, nicht Evangelischen gegeben, „die Pfarrer seien von der katholischen Kirche abgefallen und hätten dadurch auch den Zehnten verloren"! — Die ganze rechtliche Entwicklung der Reformation wurde rund weg geläugnet. Es ist eine Motivirung, wie sie einst Leopold in Ungarn angewendet, in Siebenbürgen nie gewagt und wie sie bei dem Gerechtigkeitssinne der großen Kaiserin nur durch Unkenntniß derselben zu erklären ist.

Vom Jahre 1699 an war der sächsische Fiscalzehnten an



Digitized by Google

die sächsische Nation verpachtet und zwar betrug der jährliche Pacht von 111 Gemeinden im Jahre 1742 5000 fl. baar und 3000 Kübel Getreide. Vom Jahre 1769 an wurde der Pacht nicht mehr erneuert und die neuen Fiscaldecimatoren suchten sofort den Zehnten auf Gegenstände auszudehnen, die bis dahin der Verzehntung nicht unterworfen gewesen. Schafe, Ziegen, Schweine, Bienen und Gartenfrüchte und der sogenannte „kleine Zehnten" wurden angesprochen, ein Anspruch der, im Interesse des Fiscus erhoben, viel böses Blut machte und endlich zum Processe führte. Das geschah in demselben Jahre 1770, in welchem der Spruch gegen das Burzenland in Rechtskraft gesetzt und den dortigen Pfarrern für immer drei Viertel ihres bisherigen Einkommens entzogen worden.

In demselben Jahre lud der Fiscus, wohl kühn gemacht durch diesen Erfolg, „den gesammten evangelischen Klerus des Sachsenlandes" vor, er möge sich über das Recht zum Bezuge von drei Zehntquarten ausweisen, „da den Pfarrern nach ungrischem Reichsgesetz (Decret. III. Vladisl. II. art. 50) nur eine Quarte gebühre." Ein Gesetz für Ungarn vor der Reformation angewendet auf den evangelisch-sächsischen Klerus Siebenbürgens! Die producirten Urkunden, die historische Entwicklung der Frage, die Allen bekannte Sachlage, das klarste Recht wurde nicht erkannt, das Unrecht hinter den Satz versteckt, der sächsische Klerus habe von dem Bathorischen Vergleich vom Jahre 1612 an manchen Orten keinen oder einen gegentheiligen Gebrauch gemacht und 1774 das Urtheil gesprochen der Fiscus habe fortan von „allen sächsischen Orten auf dem Königsboden" drei Quarten zu beziehen. Ein Urtheil, dessen Vollzug geradezu einem Todesurtheil der Cultur und Bildung des sächsischen Volkes gleich zu stellen gewesen wäre. — An der Spitze des Klerus steht aber Gottlob jetzt in dem Superintendenten G. J. Haner ein Mann, der nicht ermüdet sich dem Unheil entgegenzustemmen.



Digitized by Google

So geht denn der Proceß mit vielen Kosten und vieler Aufregung weiter bis zum Jahre 1789, beinahe zwei Jahrzehnte, wo die Entscheidung aus Josefs II. Kanzlei herabgelangt, „daß der sächsische Klerus in dem vorgehabten Genusse der in Frage stehenden Zehnten bloß aus Gnade belassen werde." Wie lange mitunter diese Processe dauerten, zeigt der Brooser Proceß, der 1772 in suspenso blieb und endlich, 1827, günstig entschieden wurde.

Auch das Recht auf den Bezug von Zehnten von katholischen Grundbesitzern wird unter Maria Theresia mit Erfolg bestritten und Pater Pettauer erwirkt eine Verordnung, daß vom Besitz von Eheleuten verschiedner Confession der Zehnten zwischen den Pfarrern beider Confessionen getheilt werde. Pater Adrian Simon in Mühlbach ist freilich damit nicht zufrieden und läßt solchen Zehnten geradezu ganz in seine Scheune führen. Der Gewinn aus den Fiscalquarten des Zehnten der evangelisch-sächsischen Pfarrer wird nur zum Theil zu Staatszwecken verwendet. Schon seit Leopold dient ein großer Theil desselben zur Förderung und zum Glanze der wiedererstehenden Kirche! Die Stolzenburger, Bekoktner, Birthelmer, Lechnitzer Quarte bezieht das katholische Seminar und der von Jesuiten geleitete convictus nobilium in Klausenburg, auch das Karlsburger Seminar, das Theresianische Waisenhaus in Hermannstadt, einzelne katholische Pfarreien sind im Besitz sächsischer Zehntquarten, während die evangelisch-sächsische Kirche keinerlei Staatssubvention bezieht und während zur selben Zeit die evangelischen Gymnasien fast gar keine Dotation besaßen; die Lehrer erhielten zum Theil Gehalte von 4 oder 6 ungrischen Gulden jährlich, oder — gar nichts. —

An der Spitze der Nation, im Rathe der Städte saßen zum Theil Männer, die dem Glaubenswechsel, der socialen Stellung ihrer Gefreundeten, bei eigner Unkenntniß und Ge-



Digitized by Google

sinnungslosigkeit Amt und Würde verdankten. In diesen Kreisen herrschte oft eine Aengstlichkeit und Widerstandslosigkeit, die die Erhaltung von Volksthum, Sprache und Glauben uns nur dem zähen Volkscharakter zuschreiben läßt.

Wenn aber die Behörden, die Magistrate und Communitäten um ihre Loyalität und Anhänglichkeit an das erlauchte Kaiserhaus zu beweisen bis an die Grenze des im Gewissen zu verantwortenden sich willfährig zeigten, wenn sie der brutalen Ausführung eines in der Zeit und an dem Hof nicht unnatürlichen Wunsches, nichts anderes entgegenzusetzen wußten als reiche, aber vergebliche Geschenke an Generale und Adjutanten, oder andere Dränger, Bitten, Repräsentationen und Deputationen, die selten mehr als eine Verschleppung der Angelegenheiten erzielten, so wuchs einerseits dadurch der Muth der katholischen Partei, ihr Auftreten wurde immer agressiver, andererseits brach sich der Unmuth der Bevölkerung über die ungewohnten Erscheinungen, Anforderungen und Angriffe auf Markt und Straßen Bahn, Pasquille und Störungen der öffentlichen Processionen sind die Antwort, wenn der P. Landschuster von einer auf dem kleinen Ring über Mannesgröße erhobenen Kanzel sich erlaubt, mit unfläthigen Reden gegen die Protestanten, ihre Kirchen und Prädikanten loszuziehn, oder wenn die Patres zur Rettung der Seelen und Leiber zu verschiedenen Malen das Asylrecht der Kirchen und Klöster für zum Tode verurtheilte Verbrecher in Ausübung bringen.

Häufiger Streit ergiebt sich aus der Nichtbeachtung der ungewohnten katholischen Feiertage von Seiten der Protestanten, besonders wenn diese Feiertage durch Processionen und öffentliche Aufzüge auf den Straßen ihren Pomp entfalten und mit Markttagen oder Jahrmärkten collidiren. Die Marktbesucher und die sich ihrer annehmenden Magistrate müssen gewöhnlich der militärischen Macht weichen. Gesetzlich wird aber erst 1751 „Allen,



Digitized by Google

auch denen, die nicht zur katholischen Kirche gehörten, verboten an katholischen Feiertagen zu arbeiten." —

Alle diese glänzenden Aufzüge, diese Entfaltung, die Augen und die Sinne reizenden Pompes, diese anspruchsvolle Sicherheit des Auftretens sollte auf die Gemüther der Menge wirken, sollte der urtheilslosen Masse den Reichthum, die Macht und das Glück der herrschenden Staatskirche in lockendem Lichte zeigen, — doch sie verfehlte bei dem nüchternen, von protestantischer Schlichtheit und Einfachheit durchdrungnen Sinn unseres Volkes ihren Zweck und erregte nur Spott und Grimm. Man mußte, um etwas zu erreichen, sich an die Führer, an die Intelligenz des Volkes halten, die zogen dann in Stadt und Land den gemeinen Mann wohl nach sich. Was gleichzeitig bei den Romänen so leicht gelungen war, daß durch den Uebertritt des Bischofs Athanasius ein großer Theil des Volkes dem Katholicismus gewonnen wurde, das erstrebte man auch hier. Aber wenn schon dort, wo die griechisch-orientalische Kirche, nicht zu den recipirten Religionen gehörend, nur in geduldeter und besonders von den Reformirten oft angegriffener Stellung, sich an die mächtigste, die meisten Vortheile versprechende, anerkannte Kirche anschloß, wenn schon dort eine beinahe heldenhafte Ausdauer den größern Theil des weniger gebildeten Volkes in der Treue an den alten, von den Vätern ererbten Glauben erhält, mußten den Sachsen gegenüber viel gewundenere Wege betreten, der Bekehrungseifer mit viel größerer Vorsicht angewendet und aus der Rückkehr in den Schoß der katholischen Kirche viel größere Vortheile versprochen und in Aussicht gestellt werden.

Wenn die Landesverfassung im Gubernium und bei den Landesstellen die Parität der recipirten Bekenntnisse forderte, beruhigte man sich damit, daß bisnoch das Bekenntniß bei den Sachsen fast immer mit der Nationalität zusammenfiel und daß ja doch die interne Verwaltung der einzelnen Landestheile in



Digitized by Google

den städtischen Magistraten und Communitäten in den Händen derer blieb, von denen die Kirche nichts zu befürchten hatte, da sie ihre Söhne waren. Im Jahre 1713 forderte der Comes bei der Wahl des Bürgermeisters Hoßmann und des Stuhlrichters Schmiedt die Hermannstädter Communität auf, daß sie „vornehmlich auf solche Personen ihre reflectiones richten möge, welche Gott von Herzen fürchten, es mit der erkannt — und bekannten evangelischen Religion aufrichtig meinen und zulängliche Capacität, wie auch beharrlich gute Intentiones haben mögen." Zwanzig Jahre später finden wir aber schon die Convertiten Abrahami v. Ehrenburg, Stefan Waldhütter von Adlershausen, Vest, den Katholiken Ahlfeld u. a. m. im Magistrat und theilweise in den höchsten Stellen. Schon 1727 wird die energische Vornahme der Aemterparität in den sächsischen Städten befohlen und 1734 verlangt Pater Gallop „mit Vorbewußt seiner Excellenz des Herrn Commandirenden Wallis bei der vorzunehmenden Ellection unter andern nun zu creirenden Hundertmännern auch katholische Bürger einzunehmen." Während sich dieses Eindrängen fremder Elemente in die städtischen Verwaltungen in Hermannstadt in stillerer Weise vollzog, waren in Kronstadt dieselben Erscheinungen von heftigen Kämpfen begleitet und konnten nicht ohne Anwendung brutaler Gewalt in Scene gesetzt werden. Als fremde Elemente mußten aber im Sachsenlande die Katholiken erscheinen in einer Zeit, wo, wie Georg Hermann schreibt, „die katholische Gemeinde nur aus dem Kriegsvolk und aus abgedankten Soldaten, die hier sitzen blieben, bestand, Landeskinder aber nur noch selten empfänglich waren für die Blendwerke, die der Prunk in ihrem Gottesdienste mit sich führte." In Hermannstadt wurden, wie Pater Delpini schreibt, „in den Jahren 1712—1760 — also in beinahe 50 Jahren — zwar 4500 Kinder katholisch getauft, aber in der Bürgerschaft nicht mehr als zwei gezählt, die von katholischen Eltern gebürtig



Digitized by Google

wären, indem die übrigen katholischen Bürger, freilich auch nur 47 lauter Ausländer sind, die das Bürgerrecht erkauft haben." Als man sich in Kronstadt — nicht nur weil er ein Convertit war — sondern weil seine Persönlichkeit und bisherige Lebensführung aller Vertrauenswürdigkeit entbehrte, sträubte, Johann Drauth zum Stadthannen zu wählen, wurde dem Gewählten Valentin Tartler vom General Tige eine Wache vor das Haus gestellt und „den Senatoren Unterofficiers", jedem Mitglied der wählenden Communität aber 2—4 Mann Gemeine als Execution so lange ins Quartier gelegt, bis man sich entschloß, „den Johann Drauth zum Stadthannen anzunehmen." Erst seine Einsetzung und Tartlers Verzichtleistung befreite diesen vom Hausarrest, jene von der Einquartierung.

Die Einsetzung des Drauth war aber nur der Anfang einer Menge von Schwierigkeiten, die von unruhigen Strebern, abgedankten Subalternoffizieren, unbefähigten Gastwirthen, Postmeistern und andern, die kein anderes Verdienst hatten, als daß sie entweder katholisch geworden, oder von Geburt gewesen, dem Magistrate gemacht wurden. Bald wurde versucht, sie durch ihre Gönner in erledigte Amtsstellen einzudrängen, bald versuchte man sie durch Privilegien, Schankgerechtigkeiten u. dgl. von ihren Wünschen abzubringen. Die leitenden Gewalten täuschten sich keineswegs über die Werthlosigkeit und Unfähigkeit dieser Persönlichkeiten, — aber man rechnete auf das Beispiel, das die durch den Religionswechsel erlangten Vortheile geben möchte und auf die Nachkommen der Gewonnenen. Den sächsischen Patriciern gab man den Adel und suchte ihnen außer andern Ehrenbezeugungen die ersten Stellen in der Nation zu verschaffen. So wurde Stefan Waldhüter von Adlershausen, nachdem er 1739 übergetreten, im folgenden Jahr kaiserlicher Rath und „auf hohe Recommandation" Bürgermeister von Hermannstadt, schon 1745 Comes der Nation. Die Erlangung



Digitized by Google

des Adels war übrigens in dieser neu gewonnenen Provinz nicht schwer und nicht nothwendig mit der Religionsänderung verbunden, gewöhnlich lag darin nur ein Anspruch auf die Loyalität und Anhänglichkeit des Ausgezeichneten an das Kaiserhaus.

Als im Jahre 1740 Karl VI. starb, war im der erwähnten Weise allenthalben in der sächsischen Nation der Samen ausgestreut für die Zurückführung derselben in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche. Allein die Halme waren, Dank der zähen Natur unseres Volkes nur spärlich emporgeschossen, was umsomehr zu bewundern ist, als die vorhergegangenen wilden Zeiten, die Verarmung des Volkes und die nun unter den Fittigen der Kathol. allgewaltigen Kaiserl. Armee einziehenden Segnungen des Friedens, das erschlaffte Volk um so eher in die geöffneten Arme der Staatskirche hätte führen können als innerhalb des protestantischen Clerus Einmüthigkeit, besondere geistige Capacität und moralische Stärke auch nicht allenthalben zu finden war.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte in ihrem großen Herzen und bei ihrem vielumfassenden männlichen Geist die besondere Schwäche einer blinden Ergebenheit gegen ihre Kirche und deren Diener die Jesuiten. Es war natürlich, daß unter ihrem Schutz „im Weinberge des Herrn" noch eifriger gearbeitet wurde als bisher. Und wenn es in Siebenbürgen nicht mit derselben Rücksichtslosigkeit, ja Grausamkeit geschah, wie anderwärts in Ungarn und in Oesterreich, so lag das in der glücklichen Religionsverfassung des Landes und deren Zusammenhang mit den politischen Verhältnissen desselben und darin, daß die Kaserin innerhalb der Nation ihr Vertrauen dem Manne schenkte, dessen Wahlspruch war fidem genusque servabo — Samuel von Brukenthal.

Schon als 1730 Comes Teutsch gestorben war, hatte man versucht, in diese Stellung einen Katholiken zu bringen, um so



Digitized by Google

einerseits eine katholische Gubernialrathsstelle zu gewinnen, andererseits an die Spitze der Nation ein Haupt zu stellen, durch dessen Fügsamkeit die Interessen der Kathol. Kirche innerhalb der Nation sollten gewahrt werden. Gegen den gewählten Simon von Baußnern wurde vom Hof unter andern nichtigen Einwänden ausdrücklich der erhoben, „daß man zu dieser Stelle einen Katholiken erhoben wissen möchte;" wogegen die Universität remonstrirte, daß kaum der tausendste Theil der Nation diesem Bekenntniß angehöre und das Kathol. Bekenntniß des Comes dem leopoldinischen Diplom zuwiderlaufe. Nur die großen Verdienste Bausnern's während der Rákotzischen Unruhen und wohl mehr noch der Mangel einer geeigneten Persönlichkeit bewirkten seine Bestätigung — nach dreijähriger Unterhandlung. Als nach einem Jahrzehnt Bauszuern starb und M. von Rosenfeld von der Communität an erster Stelle zum Comes gewählt worden war, wurde dieser zurückgewiesen und Stefan von Adlershausen, dem man es wohl nahe gelegt hatte, was man von ihm wünschte, denn er war 3 Jahre früher katholisch geworden, am 25. Februar 1745 zum Comes ernannt. Von der Person Herbertsheims — auch eines Convertiten und katholisch-sächsischen Gubernialrathes — war man abgegangen, weil wie G. Hermann schreibt: „die Jesuiten sich von Adlershausen mehr versprachen," dessen biegsamer, bisweilen an Furchtsamkeit grenzender Charakter sie vermuthen ließ, daß er sich eher ihren Grundsätzen und Zumuthungen anzuschmiegen wissen werde.

Als Adlershausen nach vielen Schenkungen an katholische Stiftungen im Jahre 1861 an der „Schlafsucht" gestorben und in der neuen katholischen Kirche Hermannstadts feierlich beigesetzt worden, wurde sogar die Candidation zweier Evangelischen und zweier Katholischen mit einem von convertirtem Hofkanzler Graf Betlen inspirirten höchst leidenschaftlichen Reskript zurückgewiesen — ja als man sich fügte und drei evangelische und drei katho-



Digitized by Google

lische Candidaten einsandte, blieb die Stelle doch sieben Jahre unbesetzt, bis man sich für den evangelischen Sam. von Bauszneru entschloß, einen kranken Mann, an dessen vergeblich angehoffter Convertirung der Jesuit Pettauer arbeitete. Bischof Bajitai schreibt über diese Angelegenheit der Kaiserin: „Ich werde zwar gern und mit allem Fleiße trachten den Samuel von Baußnern der Wahrheit des katholischen Glaubens zu überführen, indem sein Beispiel zu dessen allseitiger Annahme nicht wenig helfen würde. Allein wie fest und unbeweglich er in seinem Vorhaben sei, bezeuget die gefaßte und nichts weniger als zweideutige Art, in welcher er sich darüber dem P. Pettauer gegenüber geäußert hat.“ Nach sechsjähriger Amtsthätigkeit quiescirt, wurde die Stelle doch erst nach seinem, im Jahre 1780 erfolgten Tode, unter dem Einfluß der ultramontanen Partei mit dem Convertiten Cloos von Kronenthal — gegen Mich. Brukenthal besetzt, — der weder im Vorschlag der Communität noch im Gubernium, aber eben ein Neubekehrter war, und der seine Stelle behielt, bis er mit seinem Bruder Michael, wegen Gelderpressung in Untersuchung kam und suspendirt wurde. Die Geschichte dieses Bruderpaars ist typisch für die Art und Weise, wie Proselyten gemacht und die Proselitenmacherei gefördert wurde. Joh. Cloos, der Sohn eines evangelischen Predigers in Kronstadt wird, aus Deutschland heimgekehrt an der Schule angestellt. Durch seine Ehe kommt er in die Familie der Convertiten Engetter und Schobel und nachdem er in einer durch seine Schuld und Rohheit höchst unglücklichen Ehe das Erbtheil seiner Gattin vergeudet, sie in ein frühes Grab und sich um seine Stellung gebracht, sucht er in Wien beim Militair unterzukommen. Er wird Leutnant, sein Bruder Michael Fähnrich und nachdem beide die Religion gewechselt, wird der Stadt Kronstadt befohlen, sie im Magistrate anzustellen, wo Johan immer „auf Recommandation und Befehl



Digitized by Google

des Hofes" oder des Guberniums, von Stufe zu Stufe steigt, den Adel und endlich die erste Stelle in der Nation erhält. Cloos war wenigstens nicht ohne Talente, — es erscheint aber beinahe unglaublich, wenn man hört, welche Leute sonst noch für ihren Religionswechsel mit öffentlichen Aemtern belohnt, oder, wie Hermann schreibt, welche intellektuelle und moralische Gebrechen „mit Weihwasser abgewischt wurden." Da ist ein des Diebstahls überwiesener, unfähiger Dorfprediger, Joh. Tartler, da ein verdorbener Goldschmied M. Engetter, da ein Landsknecht, der sich nach einem an Abenteuern und Schwindeleien reichen Leben in kaiserlich und preußischen Kriegsdiensten in den Schoß der katholischen Kirche rettet, Bartholomäus Groß, da ein bankrotirter Communitäts-Vormund, der nicht Rechnung legen kann, da sind es die Senatoren A. Tartler und Seewald, die wegen bedeutender Abgänge in den Contributionsgeldern, die sie für sich verwendet, zur Verantwortung gezogen, zu deren Erstattung verpflichtet werden, und ihre weitere Anstellung und Beförderung im Religionswechsel finden. Da sind noch eine Menge ähnlicher problematischer Existenzen, wie in den Magistraten, so in allen Aemtern, wie in Kronstadt, so in Hermannstadt und den übrigen Sachsenstädten, die auf diesem Wege Auskommen und Ansehn suchen und finden. „Je stumpfsinniger, je besser, war die Losung der Jesuiten„ schreibt G. Hermann. „Der war ihr Mann, der sich in der Verzweiflung, sein Glück in ordentlichen Wegen zu finden, ihnen in die Arme warf, Denkungsart und Handlungsweise mit der ihrigen verkettete und Muth und Selbstsucht genug besaß, die Augen vor ihrer Gehaltlosigkeit zu verschließen." —

Und dennoch blieb das, was man erreichte, wohl weit hinter dem, was man erstrebte, zurück. Von einen Uebertritt in Massen, oder Betheiligung der eigentlichen d. i. bäuerlichen oder zünftigen Bevölkerung des Sachsenlandes ist keine Rede. In



Digitized by Google

einer 50 jährigen Thätigkeit weist das Ordenshaus in Karlsburg im Kanzen 521 Bekehrungsfälle, davon 324 lutherische, wohl zumeist sächsische Seelen nach. —

Während aber so die katholische Kirche — denn auch die Bischöfe, besonders Klobusicky und Bajital, betheiligten sich eifrig dabei — ungescheut mit aller Unterstützung des Staates Proselyten machte, während besonders in Ungarn „Katholisirungsvereine entstanden, die, mit reichlichen Geldmitteln ausgestattet, das Geschäft des Seelenschachers trieben" ergingen scharfe Befehle gegen die Rückkehr, ja auch nur gegen den einfachen Uebertritt in die evangelische Kirche. Apostaten nannte man Solche und behandelte sie als Verbrecher und zwar bezeichnete und bestrafte man das Verbrechen — da man keine andere gesetzliche Basis fand — als Bruch des Homagialeides, als Hochverrath. Güterentziehung, ehrlos Erklärung für Adlige, öffentliche Stockschläge für die Nicht-Adligen waren die Strafe für Apostasie. Schon unter Karl VI., 1725, war der Uebertritt in die evangelische Kirche verboten, aber man führte diese Verordnung in ziemlich milder Weise aus. Ein Rittmeister, der sein Kind in Schellenberg hatte evangelisch taufen lassen, wurde mit einer Strafe von 50 Dukaten blos geschreckt, er kam mit einem Dukaten davon. Aber hinfort durfte sich kein evangelischer Geistlicher beikommen lassen, irgend eine kirchliche Funktion an einer Militairperson vorzunehmen. Viel strenger wurde auf Grund neuer Verordnungen unter Maria Theresia diese Vorschriften gehandhabt. Außer den Gesetzen gegen Apostasie kam unter Maria Theresia eine Fluth von Befehlen, die alle „die Zurückdrängung der Akatholischen zum Zwecke hatten". So kam 1751 eine strenge Verordnung, nach welcher bei Verantwortung der Magistrate verboten wurde, katholische Kinder in evangelische Schulen gehen zu lassen. In den Städten hatten überall die Jesuiten für katholische, deutsche Schulen höheren und niedern



Digitized by Google

Grades gesorgt. In Hermannstadt entstand jetzt durch die Munifizenz der Kaiserin „die Normalhauptschule“ mit deutscher Unterrichtssprache und Germanisirungs-Tendenzen.

Eine andere tiefgreifende Verordnung war das Verbot für alle Bewohner des Landes an katholischen Feiertagen zu arbeiten. Als 1764 in Hermannstadt am „Allerheiligen“ Tage Gewaltsmaßregeln gegen die angewendet wurden, welche durch „Arbeitsruhe“ nicht mitfeiern wollten, blieben wiederholte Pasquille gegen Jesuiten „und im Verdachte des Papismus stehende Senatoren und Bürger“ nicht aus. In Folge dessen konnten sich die Hermannstädter noch einmal an einem Autodafé dieser Schriften auf dem großen Ringe erfreuen. In Kronstadt gingen am Josefitage Patrouillen von Haus zu Haus, die Arbeit zu verhindern. Dawider handelnde Bürger wurden zur Hauptwache geführt. Der Stadtrichter Georg Rehter wollte am Georgi-Tage — der auch gefeiert werden mußte — seinen Namenstag unter den blühenden Bäumen seines Bienengartens feiern und schickte seinen „Kuchelwagen“ voraus. Der Pater Superior der Franziskaner findet aber darin eine Störung des Feiertages, läßt den Wagen in das Kloster führen, und giebt ihn sammt den Pferden erst 8 Tage später auf Requisition von Hermannstadt heraus. Für die Kirchlichkeit und den Kirchenbesuch katholischer Dienstboten sind die Herrschaften verantwortlich und der controlirende Pater Henter, den der Volkswitz in Hengér verwandelt kühlt sein Müthchen an Herren und Knechten, so daß bald dienende Personen katholischer Confession ihre Noth haben Dienste zu erhalten.

Die vexatorische Ausführung aller dieser Maßregeln erregte natürlich in allen Kreisen gerechten Widerwillen, aber darum kümmerte man sich wenig.

Konnte man die Sachsen nicht gewinnen, sollten sie wenigstens ihre Herren erkennen und ihre Macht fühlen lernen.



Digitized by Google

Es ist empörend zu lesen, in welch' hochfahrender und rücksichtsloser Weise das Militair mit Bürgern und Senatoren spricht und amtlich verkehrt, welche Unterthänigkeit Militärpersonen sich gegenüber verlangen, wie wegen Mangel an Willfährigkeit, wegen etwas zu leidenschaftlicher Vertheidigung des Hausrechtes Stadtpfarrer und Senatoren mit Hausarrest oder Arretirung und Haft auf dem Rathhause oder der Hauptwache bedroht und bestraft werden und in dem ohnehin zaghaften Gemüth des Unterthanen das Gefühl der eignen Würde und des persönlichen Rechtes unterdrückt wird. An solchen des selbstständigen Urtheils beraubten, muthlosen und verschüchterten Menschen machen dann die Jesuiten ihre Versuche und treten deßhalb unter dem Schutze der kaiserlichen Waffen mit ähnlicher Ueberhebung den Akatholiken gegenüber; wie ihre kriegerischen Schutzherren. In alle Verhältnisse drängen sie sich ein, alles wissen und alles benützen sie für ihre Zwecke, zugleich sind sie auch hier bei uns in der Wahl ihrer Mittel nichts weniger als wählerisch.

Ein großer Erfolg für die Ausbreitung des Katholicismus in Hermannstadt war auch die Gründung des theresianischen Waisenhauses durch den Pater Delpini. Dieser Delpini war ein Mann „der mit allen ihm zu Gebot stehenden geistigen und materiellen Kräften die Schädigung der Nichtkatholiken rastlos verfolgte." „Seine dem Hofe zugesendeten Promemoria und Aufzeichnungen für seine privaten Zwecke behandeln," so schreibt ein katholischer Gewährsmann W. Schmidt, „bald die Einziehung der Sieben-Richtergüter, bald die Bekehrung der Unitarier, bald inventirt er den Nachlaß Verstorbener, oder er beschäftigt sich mit den Legaten zu Gunsten des Hermannstädter evanglischen Gymnasiums und anderer frommer Stiftungen" oder mit Kronstädter Angelegenheiten — kurz, wo kein Gedanke seine Mitwirkung vermuthen würde," da finden wir ihn.

So war denn auch das auf städtischem Grunde vor dem



Digitized by Google

Bürgerthore für 42 Salzburger und Ober-Oestreichische evangelischen Emigranten aufgebaute Gebäude, da es sich für dieselben als Landbauern nicht praktisch erwies, der Stadt für 12 000 Gulden verkauft worden. Das Aerar hatte nämlich einen Theil der Baukosten getragen, während 23 000 fl. die Emigranten und 6000 fl. die Stadt an Spann- und Taglöhnerarbeit beigestellt hatten. Bis die Stadt jedoch mit dem Aerar unterhandelte, gab Delpini durch den Jesuiten und Waisenhausinspektor Parhammer in Wien ein Memorandam ein, in welchem er, auf ein von Adlershausen zu Waisenhauszwecken gestiftetes Capital von 6000 fl. hinweisend, um die Zuweisung der Gebäude zu diesem Zwecke bat, betonend „die Nützlichkeit dieses zur Beförderung der katholischen Kirche unter den Sachsen einzig nothwendigen Werkes.“ Die Kaiserin ging gern auf diesen ihrem religiösen Gefühl hochwillkommenen Gedanken ein und 1767, wenige Monate nach Abfassung des Memorandums, mußte das Transmigrantengebäude an Delpini übergeben werden. Um die Cassa dieses Waisenhauses zu stärken, wurden die für Ehedispense von Akatholischen zu zahlenden Taxen diesem Hause zugewendet, was nicht unbeutend war, da schon, bei Verwandschaft im vierten Grade, — auf Dörfern gewiß ein nicht seltner Fall, — Bauern und Tagelöhner 25 fl., Bürger 75, Edelleute und Wohlpossessionirte 150 fl., Magnaten 500 fl. zahlten. „Für den gemeinen Mann, der zur Erwirkung des Heirathspatentes eine eigne Reise zum Superintendenten und von da zum Gubernium machen mußte,“ schreibt Herman „waren diese Anstalten abgesehen von den Taxen, am drückendsten, um so mehr, da in kleinen Orten fast kein Paar gefunden wurde, das nicht wenigstens im vierten Grade verwandt gewesen und folglich diesen lästigen Taxen, die eine zweite Steuer ausmachten, unterlegen wäre.“ Bald gelang es der weitern, rücksichtslosen Thätigkeit Delpinis, in der er sich nicht entblödete, den Magistrat des Unterschleifs anzuklagen und sogar den Gubernialrath Samuel



Digitized by Google

v. Brukenthal verläumderisch anzugreifen wagte, nicht nur Grund und Boden der Anstalt in ganz ungerechter Weise auszudehnen und zu erweitern, sondern bis zum Jahre 1770 ein Patent zu erwirken, das dem Institute eine ganz unerhörte, privilegirte Stellung auf Sachsenboden gab. Die Waisenkinder sollten von sächsischen Meistern ohne Rücksicht auf Herkommen, Religion und Nation in die Lehre und Zunft aufgenommen werden, das Haus sollte der Jurisdiction der Stadt entzogen und mit allen seinen Handwerkern (d. i. den in den Häusern wohnenden) lediglich einer Gubernialcommission unterstehen. Damit war zugleich eine wesentliche Schädigung der Zünfte und eine Ausnahmsstellung in der Steuerleistung gewährt. Die vergebliche Vorstellung, die hiergegen an den Hof ging, haben Delpini und Bischof Bajitai in einer Weise glossirt, die die perfide Kampfesweise der Gegner der Nation kennzeichnet und zugleich die Hoffnungen Delpinis und seiner Partei offenbart. „Es ist wahr," schreibt Delpini „wenn dieses Weisenhaus nur 50 Jahr in seinen dermaligen Freiheiten Bestand haben wird, daß, menschlicherweis zu urtheilen, die sächsischen Städte, ihre Zünfte, die Hermannstadt selbst katholisch und mit guten Professionisten versehen, folglich das Lutherthum zu Boden geworfen werde," oder Bajitai „die Waisen, die aus diesem Hause austreten, werden größtentheils Sächsinnen heirathen und von 10 zu 20 Jahren wenigstens mit 100 Familien die sächsische Nation vernehmen." Zu gleicher Zeit werden ebenso viel, wenn nicht mehrere von den Ausgetretenen abstammen. Sodann wird das Beispiel von so viel katholischen Sachsen ungemein viel wirken und die katholische Religion wird in der ganzen sächsischen Nation ohne Zwang und Gewalt wiederhergestellt werden." An anerder Stelle hieß es: „Man bemühet sich von Seiten der Nation mit ungegründeten Klagen und Beschwernissen, das Werk zu vereiteln. Es haben Eure Majestät allergnädigst bestimmt, alle erzogenen Kinder im Waisenhaus sollen fähig sein, des Bürgerrechts in allen siebenbürgischen Städten.



Digitized by Google

Die ungarischen Städte weigern sich nicht und nehmen an Kinder, die sowohl von deutschen als sächsischen Eltern abstammen, allein die sächsische Nation widersetzt sich und will sogar zur zunftmäßigen Erlernung der Profession kein Kinder des Waisenhauses zulassen, welche von ungarischen oder walachischen Eltern herstammen und schützet vor puritatem Nationis. Allergnädigste Frau! dieser ist der allgemeine Deckmantel, nicht die Nation, sondern die Sect aufrecht zu halten." Die Vorstellungen der Nationsuniversität, die Erklärungen Bruckenthals, der von Delpini der Kaiserin als Verläumder dargestellt wurde, nützten nichts, aber man tröstete sich wohl über die Sonderstellung des Waisenhauses mit dem Gedanken, daß die sanguinischen Hoffnungen auf den in wenigen Jahren zu gewärtigenden massenhaften Uebertritt der Sachsen zum Katholicismus und auf die beabsichtigte gleich rasche Entnationalisirung derselben durch die Verquickung mit andern Elementen, als eine arge Täuschung sich ergab. Keine Thatsache berechtigt zu der Vermuthung, als habe man einen stillen Groll im Verborgenen gegen das Waisenhaus genährt.

Endlich erfolgte in der berühmten päpstlichen Bulle Dominus ac redemptor noster die Aufhebung des Jesuitenordens und auch die Kaiserin konnte sie nun nicht mehr schützen. Im September 1773 erfolgte die Publication der Aufhebungsacte auch in Siebenbürgen. Ihre Bestrebungen waren allerdings damit nicht aus dem Lande verschwunden, sondern mit ihnen selbst in in veränderter Stellung geblieben — immerhin war aber auch diese Aufhebung einer jener gewaltigen Windstöße, die dem Sturm vorangehen, der hier das Erwachen einer neuen Zeit anzeigte.

Wie Nation und Confession auch außerhalb des Jesuitenordens der Gegner nicht ermangelte und, was dieselbe zu kräftigen schien, zu verhindern gesucht wurde, zeigt deutlich unter anderm auch das Vorgehen des Bischofs Bajitai gegen dieselbe. Im Jahre 1764 hatte Brukenthal mit mehreren hervorragenden



Digitized by Google

Männern der Nation den Plan gefaßt, inmitten der Nation, in Hermannstadt eine evangelische Universität zu gründen. Man gedachte die Kosten, die auf 1 Mill. fl. veranschlagt waren, hauptsächlich aus den drei an den Fiscus verlorenen Quarten des Burzenländer Zehntens zu decken. Die Beweggründe mögen wohl hauptsächlich darin zu suchen sein, daß ein solches hervorragendes wissenschaftliches Institut das geistige Leben der Nation bedeutend heben, das protestantische Bewußtsein stärken und die Verbindung mit dem protestantischen Ausland durch Hereinberufung und Heranziehung fremder Gelehrter noch fester knüpfen mußte, als es das Hinausziehn der sächsischen Jugend that. Zudem scheint man in jener Zeit mit den von deutschen Universitäten Heimgekehrten allerlei schlechte Erfahrungen gemacht zu haben. Ein Theil kam nach einem wüsten Leben unvorbereitet nach Hause und schädigte im Amt die Würde des Standes, andere hatten sich — es ist das eine Erfahrung aus Brukenthal's eigener Jugend, — dem dem Geist der Nation wiederstrebenden Pietismus in Halle hingegeben, noch andere waren in Wien in die Schlingen des Katholicismus gefallen. Alle diese Gefahren zu meiden, ließ man die Söhne besserer Häuser nicht gern auf Universitäten. Der junge Heidendorf erwirbt seine juristische Fachbildung durch theure Privatlehrer, während er in Hermannstadt prakticirt. Ebenso erwirbt sich einer der geistigsten Männer der Nation, G. M. Hermann seine Gelehrsamkeit zu Hause. Ein volkswirthschaftlicher Grundsatz jener Zeit, das viele Geld, welches mit sächsischen Studenten in das Ausland gehe, im Land und in der Nation zu erhalten, wird besonders der Kaiserin gegenüber geltend gemacht. Schon sind alle Vorbereitungen und Besprechungen im Hermannstädter Capitel berathen, schon hat ein gnädiges Hofrescript Erhebungen in dieser Sache angeordnet, als eine Gegenvorstellung Bajtais das ganze Unternehmen vereitelt.

Nach mancherlei Klagen über die geringe Förderung der

Sache des Katholicismus, in welchen er freimüthig gesteht, daß „unsere allergnädigste Monarchin und höchst dero allerdurchlauchtigste Vorfahren freilich zu solchem Ende, auch mit Hintansetzung der Gesetze sehr viel gethan habe," .... daß aber bei Durchführung ihrer Befehle für die Akatholischen kein Vorwand sei, den man unterlassen, oder nicht zu Nutzen machen würde, um die „heilsamen" Befehle schlecht oder gar nicht zu vollziehn; in welchen er allerlei Rechte und Schutzmaßregeln der Sachsen, so das Zehntrecht, als Grundrecht, so die Bürgerrechttaxen und anderes angreift, schreibt er über die Universität: „Was aber der wahren Religion den größten und vielleicht gefährlichsten Stoß versetzen wird, ist unwidersprechlich die vorgeschlagene Universität von Hermannstadt. Ich gestehe es, daß mich der Name allein entsetzet! Denn ich sehe voraus den unermeßlichen und verachtungsvollen Abgrund, in welchen die armen katholischen Schulen durch die herrlichsten Vortheile und den daraus entstehenden Hochmuth ihrer Vorsteher gestürzt, ja gänzlich versenkt werden. ... Ich sehe die äußerste Halsstarrigkeit, in welche die Akatholischen dadurch überhaupt verfallen werden und bin vollkommen der Meinung, daß hinfüro zur Aufnahme des wahren Glaubens alle menschliche Mühe fruchtlos angewendet wird. Wenn aber auch keine dieser Folgen zu befürchten wäre, so kann ich keineswegs begreifen, wie man einer Monarchin, die vermöge ihrer Gottseligkeit und großen Religionseifers die Bewunderung der ganzen katholischen Welt erworben hat, ohne diese und zugleich ihr zartes Gewissen verletzen zu wollen, rathen könne, eine falsche und von der katholischen Kirche hochverdammte Lehre nicht allein mit so vielem Glanze aufgehen zu lassen, sondern derselben alle Hülfe zu leisten und alle Vorzüge zu ertheilen? Es wäre ohnmaßgeblich rathsamer, eine katholische Universität auf die vorgeschlagene Art zu stiften und daran für gewisse Wissenschaften auch fremden Lehrern Platz zu geben, so daß auch die sächsischen Jünglinge diese katholische



Digitized by Google

Universität besuchen könnten, da derlei Wissenschaft mit der Religionslehre nichts gemein haben und auch Katholiken die Universitäten zu Halle, Jena, Leiden zu besuchen kein Bedenken tragen." — Seine Vorstellungen haben den Erfolg, daß der Gedanke, — wir können jetzt sagen — zum Segen der Nation fallen gelassen wurde.

Als die Kaiserin nach einer langen in vielen anderen Beziehungen auch für die Sachsen segensreichen Regierung 1780 starb, trat mit Josef II. der Sohn einer neuen Zeit, deren veränderte Anschauungen seinen gewaltigen Geist nur allzustürmisch in Besitz genommen, an ihre Stelle. Schon seit Aufhebung des Jesuitenordens hatte die Strenge in der Durchführung der dießbezüglichen Vorschriften nachgelassen; die Gesetze über die Zensur, die Büchereinfuhr, den Aufbau evangelischer Kirchen wurden in für die Evangelischen günstigerer Weise gehandhabt.

Was speciell in diesem Jahrhundert die sächsischen Pfarrer gelitten, welche Anforderungen an ihre Leistungsfähigkeit in Zufuhren und Abgaben und Steuern gestellt wurden; — wie andererseits ihre Führung und Haltung in dieser Zeit der Bedrängniß durchaus nicht jeden Tadels entbehrt, sondern Zwietracht und Hoffahrt den Stand oft verunehrt und Synoden und Superindenten von Scharsius bis Haner mit wachem Auge diese wilden Schößlinge beschneiden müssen, — das ist ein anderes Blatt aus der Geschichte unseres Innerlebens in dieser Zeit.

Das aber trotz alledem das Volk als solches treu blieb — das ist ein ehrendes Zeichen für die eigentlichen Führer desselben, für das Volk selbst und seine gute deutsche Art und für die Wahrheit der Sache, der das Volk die Treue hielt und die nicht zu Schanden wurde.

Unter Josef II., dem Autor des Toleranzpatentes, fehlte Bestrebungen, die auf kirchliche Bedrückung abzielten, der Boden.



Digitized by Google

Wie aber ein eingepflanztes Reis, wenn es einmal gut Wurzel gefaßt hat, wächst und im Wachsthum das Bestreben zeigt sich nach allen Seiten auszudehnen, so ist auch die katholische Kirche in unserer Mitte ungefährdet größer geworden, und es hat bis auf den heutigen Tag der Expansionstrieb dieser Kirche seine Versuche nicht eingestellt, doch sind Gewinn und Verlust auf beiden Seiten vereinzelte Erscheinungen. Ein friedliches Nebeneinander, im Sinne Luthers, der keine streitende Kirche schuf, ist eingetreten und die sächsische Nation als solche ist eine geblieben in Sprache und Denken, in Glauben und Wissen.

Andere Fragen und andere Kämpfe bewegen die Geister unserer Zeit. Uns hier aber ist aus dem so oft bedrohten, so vielfach bestürmten Reformationswerk, ein festes Bollwerk auch in andern Kämpfen und Nöthen geworden. Wie es die deutsche Sprache und die deutsche Wissenschaft im großen Deutschland begründete, erhält es jetzt hier noch deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft. Was wollen wir fürchten in dieser „festen Burg," die, Jahrhunderte lang berannt, noch keine Bresche zeigt, die auch wohl für eine Belagerung ausgerüstet, in der Treue und Zähigkeit ihrer Besatzung die Fahne hoch hält:

„fidem genusque servabo!"

## Nachwort.

Auf Anregung von hochachtbarer Seite versuche ich diesen Vortrag einem größeren Leserkreise zuzuführen, als einen Gruß aus dem fernen Karpathenlande, dessen deutsche Söhne damals wie heute die freundliche Theilnahme ihrer Sprach- und Glaubensgenossen kräftigt und ehrt.

Der Vortrag selbst wurde in einem Cyklus von „Luthervorträgen," als ein Theil unserer „Lutherfeier" gehalten und behandelt die Versuche, die Sachsen in den Schoß der katholischen Kirche zurückzuführen.

Aus der reichen Literatur, die demselben zu Grunde liegt, führe ich, um Citate im Text zu vermeiden, hier das Wichtigste an: 1. Das alte und das neue Kronstadt von G. v. Hermann, bearbeitet von Oskar v. Meltzl; 2. Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen zur Zeit Josef II.



Digitized by Google

und Leopold II. von Dr. F. v. Zieglauer; 3. Dr. G. D. Teutsch: das Zehntrecht der evangelischen Landeskirche; 4. Ungarn unter Maria Theresia und Joseph II. von Dr. Franz Krones; 5. Die Stiftung des katholischen Theresianischen Waisenhauses von W. Schmidt; 6. Zur Geschichte der Jesuiten in Hermannstadt von demselben Archiv d. Vereins f. Siebenb. Landeskunde n. F. VI. 2; 7. Jesuiten in Karlsburg von demselben A. d. V. f. S. L. n. F. VII. 2; 8. Beiträge zur Kirchengesch. Siebenb. unter Karl VI. v. K. Fabritius Archiv 2c. n. F. I. 2; 9. Bilder aus der innern Gesch. Hermannstadts im XVIII. Jahrhundert von K. Fabritius A. n. F. VI. 1; 10. Der innere und äußere Rath Hermannstadts im XVIII. Jahrhundert von Heinrich Herbert A. n. F. XVIII. 3; 11. Aktenmäßige Beiträge zur Gesch. Siebenb. im XVIII. Jahrh. von G. D. Teutsch A. n. F. XI. 3; 12. Aktenmäßige Beiträge 2c. von G. Seiverth A. n. F. XIII. 2; 13. Heidendorf: Selbstbiographie von Dr. R. Theil, besonders A. n. F. XVIII. 1. u. a. m.

## Anmerkungen.

1) Georg Michael Gottlieb von Hermann, geboren am 29. September 1737 in Kronstadt, entstammte einer dortigen Patricierfamilie. Nach einem kampfreichen, im städtischen Dienste hingebrachten, oft gerade durch die Repräsentanten der Gegenreformation verbitterten Leben, starb der hochbegabte, tiefgebildete Mann am 31. Juli 1807. Er hinterließ ein in den Jahren 1801—1802 geschriebenes äußerst werthvolles, lange unveröffentlich gebliebenes Werk „das alte und neue Kronstadt" dessen 1. Band die Geschichte Siebenbürgens „von dem Uebergang Siebenbürgens unter das Haus Habsburg bis zum Tode der Kaiserin Königin Maria Theresia (1688—1780)" enthält.

Die Herausgabe des Werkes hat nun in sorgfältigster Weise begonnen Dr. Oskar v. Melzel und der erste Band erschien 1883. Hermannstadt bei Franz Michaelis.

2) Der Sachsengraf Zabanius Sachs v. Harteneck wurde 1703 auf Befehl des Comandirenden Rabutin auf dem großen Ring zu Hermannstadt öffentlich enthauptet. — F. v. Zieglauer, Sachs v. Harteneck Graf der sächsischen Nation und die Parteikämpfe seiner Zeit 1691 bis 1703.



Druck von Gebr. Unger in Berlin 17 a.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind erschienen:

# Der Kindergarten.

Handbuch

## der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen.

Nach Fröbel's Schriften
und den Schriften der Frau B. v. Marenholtz-Bülow
bearbeitet von

**Hermann Goldammer.**

Mit Beiträgen von B. v. Marenholtz-Bülow.

I. Theil: **Die Fröbel'schen Spielgaben.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 5 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 7 M.

II. Theil: **Die Beschäftigungen des Kindergartens.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Dritte Auflage 4 M. 20 Pf., geb. in Orig.-Band 5 M. 60 Pf.

III. Theil: **Gymnastische Spiele und Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

IV. Theil: **Die sprachlichen Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

Auch in 2 Original- engl. Leinen-Bänden gebunden (und zwar Theil I./II. und Theil III./IV. zusammen) pro Einband 1 M. 50 Pf.

☛ Jeder Theil bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. ☚

Dasselbe französische Ausgabe: **Méthode Froebel. Le Jardin d'enfants** etc. 2e Edition. 2 Bände in 1 Band broch. 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

Dasselbe englische Ausgabe: **The Kindergarten** etc. 2 Bände in 1 Band broch 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

---

# Das Buch vom Kinde.

## Das Kind in den drei ersten Lebensjahren.

Seine Entwickelung, Pflege und Erziehung.

Ein Buch für Frauen und Mütter
von

**Hermann Goldammer.**

Preis broch. 6 M.; elegant in Original-Leinen gebunden 7 M. 50 Pf.

---

## Friedrich Froebel

der Begründer der

### Kindergarten-Erziehung.

Sein Leben und Wirken
dargestellt von

**Hermann Goldammer.**

Preis 2 M.; geb. i~ e~—Leinen 3 M.

.n, die a,
mm der

## Kinderlieder

von

**Hermann Kletke.**

Gesamt-Ausgabe
mit dem Bildniß des Dichters.

4. Eleg. cart. 4 M.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien:

**Unsere vier Evangelien**, erklärt und kritisch geprüft von Dr. theol. Moritz Schwalb, Prediger an der St. Martini-Kirche in Bremen. Preis eleg. brosch. 6 Mark 50 Pf., gebunden in engl. Leinen mit rothem Schnitt 8 Mark.

**Bibelkunde des Neuen Testamentes.** Für die oberen Klassen von Gymnasien und anderen höheren Lehranstalten, sowie zum Selbstunterricht bearbeitet von Dr. Eduard Krähe, ordentl. Lehrer am Friedrichs-Werderschen Gymnasium zu Berlin. Preis brosch. 4 Mark, gebunden in Halbfr. 5 Mark 50 Pf.

**Der Jesuitenorden** nach seiner Verfassung und Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt von Johannes Huber, zu München. Preis eleg. brosch. 9 Mark; eleg. geb. in Halbfranzband 11 Mark.

---

In den früheren Jahrgängen der „Deutschen Zeit- und Streitfragen“ erschienen:

## Kirche, Religion und Verwandtes.

(45 Hefte, wenn auf einmal bezogen, à 75 Pf. = 33,75 M. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 75 Pf.)

**Amort** d. J., Biblische und profane Wunderthäter. (139/40) . . . . M. 1.60
**Baumgarten**, Der Protestantismus als politisches Princip im deutschen Reich. (9) . . . . M. 1.—
—, Anti-Kliefoth oder die gefährlichste Reichsfeindschaft an einem Beispiel aufgezeigt. (42) . . . . M. 1.20
**Bluntschli**, Rom und die Deutschen. (7/8) . . . . M. 1.80
I. Römische Weltherrschaft und deutsche Freiheit. II. Der Jesuitenorden und das deutsche Reich.
**Braasch**, Ist ein Zusammenwirken der verschiedenen Richtungen innerhalb unserer evangelisch-protestantischen Kirche möglich? (104) . . . . M. 1.—
**Dehn**, Die katholischen Gesellenvereine in Deutschland. (170) . . . . M. 1.20
**Gareis**, Irrlehren über den Kulturkampf. (65/66) . . . . M. 1.80
**Graue**, Der Mangel an Theologen und der wissenschaftliche Werth des theologischen Studiums. (68) . . . . M. 1.40
—, Darwinismus und Sittlichkeit. (124/25) . . . . M. 1.60
**Grimm**, Die Lehre über Buddha und das Dogma v. Jesus Christus. (90) 80
—, Die Lutherbibel und ihre Textes-Revision. (40) . . . . M. 1.—
**Haupt**, Die Begründung der päpstlichen Macht diesseits der Alpen. (153) 80
**Hesse**, Der Felsen Petri — kein Felsen. (34) . . . . M. 1.—
**v. Holtzendorff**, Der Priester-Cölibat. (63) . . . . M. 1.—
**Hönes**, Die Reformbewegung des Brahmosomadsch in Indien als Schranke des Missionswesens. (88) . . . . 80
**Huber**, Die kirchlich-politische Wirksamkeit des Jesuiten-Ordens. (23/24) M. 1.80
**Kalischer**, Benedikt Spinoza's Stellung zum Judenthum und Christenthum. (193/194) . . . . M. 2.—
**Kirchner**, Zur Reform des Religions-Unterrichts. (79) . . . . M. 1.—
—, Der Mangel eines allgemeinen Moralprinzips in unserer Zeit. (92) M. 1.40
—, Der Zweck des Daseins im Hinblick auf die Mehrung des Selbstmordes. (167/68) . . . . M. 1.60
**Kradolfer**, J., Die altchristliche Moral und der moderne Zeitgeist. (29) M. 1.—
**Lammers**, Sonntagsfeier in Deutschland. (166) . . . . 80
**Lang**, Das Leben Jesu und die Kirche der Zukunft. (1) . . . . M. 1.—
—, Die Religion im Zeitalter Darwin's. (31) . . . . M. 1.20
**v. Liliencron**, Ueber den Chorgesang in der evangelischen Kirche. (144) M. 1.20
**Nippold**, Religion und Kirchenpolitik Friedrich's des Großen. (126) . . . 80
—, Ursprung, Umfang, Hemmnisse und Aussichten der altkatholischen Bewegung. (21) . . . . M. 1.20
**Schmeidler**, Die religiösen Anschauungen Friedr. Fröbels. (185) . . . M. 1.—
**Schmidt**, Was trennt die „beiden Richtungen“ in der evangel. Kirche? (132) 80
—, Gewalt oder Geist? Ein festliches Bedenken über die Zukunft von Luther's Kirche. (188) . . . . 80
**Schramm**, Das Heer d. Seligmacher od. d. Heilsarmee in England. (178) M. 1.—
**v. Schulte**, Die neueren katholischen Orden und Congregationen besonders in Deutschland, statistisch, kanonistisch, publicistisch beleuchtet. (5) . . M. 1.—
—, Ueber Kirchenstrafen. (14) . . . . M. 1.—
**Trächsel**, Der Katholicismus seit der Reformation. . . . . M. 1.20
**Trede**, Die Propaganda fide in Rom . . . . 80
**Wasserschleben**, Das landesherrliche Kirchenregiment. . . . . M. 1.—
**Zittel**, Der protestantische Gottesdienst in unserer Zeit. (62) . . . . M. 1.—
* Ein deutsches Kaiserwort. (112) . . . . M. 1.—

---

—

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 466.

# Schlaf und Traum.

Von

Dr. Frensberg.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das **Programm der neuen XX. Serie** (1885) der **Sammlung**, sowie das des **neuen XIV. Jahrganges** (1885) der **Zeitfragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen“ und nach „Wissenschaften“ geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.**

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die
**Goldene Medaille**
zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
## wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.**

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)**
sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.
„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.
„ 459. **Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Nialssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.
„ 460. **Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.
„ 461. **Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrichs d. Großen zur Humanität im Kriege.
„ 462. **Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.
„ 463. **Rösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.
„ 464. **Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.
„ 465. **Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.
„ 466. **Frensberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
„ 467. **Zscheck** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
„ 468. **v. Zittel** (München), Das Wunderland am Yellowstone.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Gerland** (Kassel), Thermometer.
**Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
**Hofmann** (Graz), Das Blei bei den Völkern des Alterthums.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Nagel** (Berlin), Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.
**Alsberg** (Kassel), Die Anfänge der Eisenkultur.
**Dondorff** (Berlin), Kaiser Otto III.


Digitized by Google

her Gegenstand, wie
rechnen?
ich die Frage: Worin
eresse für populäre
?

sgesprochen, daß ich mein
behandeln und es auf das
der gesicherten beobachten-
chts voraussetzt, was außer
schließt, was nicht aus ihr

hier sein von psychologischen
r Seele im Schlaf und Traum,
zten, nicht von all den Vor-
Seele von den Fesseln des
Philosophen mit dem Schlaf,
eines Hineinragens der Geister-
e vom naiven Volksglauben mit
t.[1])
eelenlebens ist Gegenstand natur-
insofern es sich um Beobachtung
ihres Zusammenhanges und ihrer
n Erfahrung, methodischen Prüfung
elt, das als Frage an die Natur

t kann zwischen naturwissenschaftlicher
r Kenntn... des Seelenlebens füglich
streit ... hrheiten, positive



Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Wie kann nur ein solch alltäglicher Gegenstand, wie Schlaf und Traum, auf unser Interesse rechnen?

Statt der Antwort verallgemeinere ich die Frage: **Worin liegt wohl das allgemeine Interesse für populäre Kunde von der Natur begründet?**

Damit habe ich zugleich schon ausgesprochen, daß ich mein Thema als ein naturwissenschaftliches behandeln und es auf das physische Gebiet beschränken will, das der gesicherten beobachtenden Forschung zugänglich ist, die Nichts voraussetzt, was außer ihrem Bereiche liegt, und Nichts schließt, was nicht aus ihr selbst verstanden werden kann.

Nicht aber wird die Rede hier sein von psychologischen Theorien über das Bewußtsein der Seele im Schlaf und Traum, nicht vom Problem des Unbewußten, nicht von all den Vorstellungen einer Loslösung der Seele von den Fesseln des Körpers, die von spekulirenden Philosophen mit dem Schlaf, noch von den Vorstellungen eines Hineinragens der Geisterwelt und mystischer Kräfte, die vom naiven Volksglauben mit dem Traum verbunden werden.[1])

Die Erforschung des Seelenlebens ist Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung, insofern es sich um Beobachtung natürlicher Erscheinungen, ihres Zusammenhanges und ihrer Gesetze vermittelst der sicheren Erfahrung, methodischen Prüfung und des Experiments handelt, das als Frage an die Natur gerichtet wird.[2])

Bis zu diesen Grenzen kann zwischen naturwissenschaftlicher und philosophischer ernster Kenntniß des Seelenlebens füglich ein Unterschied und Widerstreit nicht sein. Wahrheiten, positive

Resultate, mögen, wenn auf getrennten Wegen erforscht, wohl einen verschiedenen Ausdruck finden, können sich aber nie in sich widersprechen. — Erst an der Grenze des den Sinnen und objektiv Wahrnehmbaren und Darstellbaren trennen sich die Gebiete der Naturwissenschaft und Philosophie. Zu einem vollen Erfassen des Seelenlebens, zu einem ganzen Verständniß des letzten Grundes der seelischen Erscheinungen gelangt die Naturwissenschaft, ihrer Begrenzung gemäß, nicht; nie läßt sich mechanisch begreifen, was das Bewußtsein ist.[3])

Die echte Naturwissenschaft kennt ihre Grenzen und bescheidet sich in ihrem Gebiet, wenn auch nicht jeder Jünger der Naturforschung der Versuchung widersteht, die Grenzen philosophirend zu überschreiten und sich mit Philosophen um die Wette fruchtlos müht, die Welträthsel zu lösen, die jenseits der Erfaßbarkeit durch unsern an das materielle Gehirn gebundenen Geist liegen.

Doch wir wollen diese klippenreichen Grenzen meiden, bis an die hinan uns freilich die Besprechung der Bewußtseinszustände des Schlafes und Traumes führt.

Worin, frug ich, liegt das Interesse, liegt die Anziehungskraft der Naturerscheinungen? Man kann sichs leicht machen und sagen, die Natur ist uns das Nächstliegende. Genau genommen wird aber die Nähe, die Häufigkeit, die Geläufigkeit einer Erscheinung nur erleichtern, nie aber erzeugen die interessevolle Naturbeobachtung; nur Kräfte und Eigenschaften wirken in der Natur und für den Geist gilt dasselbe.

So wenig in der Physik die Körper durch ihre zufällige Nähe als solche sich beeinflussen, sondern vielmehr durch ihre Kräfte, so wenig begründet die Sinnfälligkeit eines Gegenstandes und seine Wahrnehmung allein die Aufmerksamkeit des Geistes. Wie viele Dinge sehen wir und beachten sie nicht! Es muß noch etwas Besonderes hinzukommen: die Erregung unseres Gefühls durch das Schöne und Großartige in der



Digitized by Google

Natur, die Erregung der Einbildungskraft durch das Ueberraschende, Ungekannte, geheimnißvoll Erscheinende, das sind die Reize für die Erweckung der Aufmerksamkeit, für das Interesse. Und nicht minder ists die gelungene Auffindung des inneren Zusammenhangs der Dinge, die Klarlegung dessen, was geheimnißvoll erschien, die gewonnene Beherrschung des Verständnisses. Der Menschengeist ist eben so gerichtet, daß dem Gefühl die Reflexion über die Ursachen sich stets beigesellt und die Reflexion in sich das Gefühl der Befriedigung — gleich dem Genuß der gethanen Arbeit — trägt. In diesen zwei Richtungen, die untrennbar sich ergänzen, liegt das Interessante der Naturbetrachtung: nämlich darin, daß eine Erscheinung unserm Fühlen Eindruck macht, Bewunderung weckt — und darin, daß der prüfende Verstand die Naturerscheinung erklärt und beherrscht.

Die Empfänglichkeit für den Reiz der Natur ist ja individuell verschieden; sie ist der Verfeinerung fähig durch die intime Beschäftigung mit der Natur, durch die Kunde von ihr und ihren Gesetzen; sie ist aber von Haus aus dem Menschengeist eingepflanzt. Wie wäre der Mensch ohne die fundamentale Empfänglichkeit für die Erscheinungen und das gesetzmäßige Walten in der Natur zum Herrn der Schöpfung geworden und hätte von der ersten einfachsten Existenz emporklimmen können zu der seit Jahrtausenden erreichten Stufe der Kultur, von der aus er sich fast in Gegensatz zu der Natur stellt, deren begnadeter Sprosse er ist. Das höchst entwickelte Thier weiß Nichts von einer Natur; es kennt nur durch Instinkt und Erinnerung, was ihm Nahrung, was ihm angenehm, was ihm schädlich; das Thier hat kein Auge für die Wunder der Schöpfung, inmitten deren es lebt. Wie früh dagegen knüpft sich schon für das Kind, noch bevor es sich ausdrücken kann, freudiges Staunen an jede neue Wahrnehmung, mit dem Trieb, Jegliches zu fassen und mit Hand und Lippen zu tasten: als erste Ein-



Digitized by Google

übungen des Vorstellungsvermögens. Größer geworden belebt das Kind mit blühender Phantasie die Natur, schreibt Thier und Blume menschliches Fühlen zu — und fragt daneben in kindlicher Verstandsübung im Tage hundertmal: Warum? Gerade so der Mensch in frühen Kulturperioden: er bevölkert den Sternenhimmel mit Bildern, Baum und Bach mit Lebewesen, personifizirt die Naturkräfte als Gottheiten; zugleich spürt er nicht minder früh der Gesetzmäßigkeit in der Natur, im Sternenlauf, im Thierleben nach. Es giebt kaum etwas Interessanteres, als der Naturkunde der ältesten Kulturperioden nachzugehen und zu verfolgen, wie sie sich in der Wort- und Schriftsprache, in Sagen und Gebräuchen ausgeprägt und erhalten hat. — Wenn sodann mehr und mehr das geschulte Geistesleben sich ausbildet in der fortschreitenden Kultur der Völker, wie in der Entwickelung des einzelnen Menschen, wenn Verständniß und Reflexion in allen Lebensbeziehungen überwiegt und die Phantasie nur in der Poesie noch ihre Stätte findet, auch dann bleibt ein gesundes Gemüth treu und warm empfänglich für die ewigen Reize der Mutter Natur. Wahrer Bildung entspringt die edle reine Freude am Großartig-Erhabenen in der Natur, in der, verbunden mit der Befriedigung des Erkennens, der Reiz der Naturforschung liegt.

Dadurch ist auch die Aufgabe der populären Naturdarstellung bestimmt. Herz und Geist muß sie Nahrung geben, muß bewundernd verstehen lernen. Vom Uebel ist sie — ihrer Aufgabe untreu —, wenn sie dem Affen des Gemüths, der Neugier und Unterhaltungssucht dienend, durch Oberflächlichkeit Wissensdünkel großzieht, reiner bewundernder Naturfreude weder entstammend, noch ihr Freunde erwerbend.

Doch es ist Zeit, daß wir uns unserem Thema zuwenden und dessen Interesse in den beiden bezeichneten Richtungen nachgehen.



Digitized by Google

## Der Schlaf.

Wenn man nach des Tages Arbeit sich zur Ruhe legt, ist uns das ganz selbstverständlich, und Niemand denkt daran, Bedeutungsvolles darin zu sehen. Wie wäre auch das Leben eine Mühsal, des unbefangenen Genusses baar, wenn man sich jeden Augenblickes Bedeutung stets gegenwärtig halten sollte. Das macht den Schlaf ja gerade willkommen, daß in seinen Armen uns Erholung erwartet von dem Kampf und den Mühen des Tages, sobald er an uns herangetreten.

Treten wir aber einmal wachen Auges und prüfend dem Schlafe näher, so lohnt er unsere Aufmerksamkeit und enthüllt sich als nicht wenig interessant. Der Schlaf ist eine Unterbrechung unseres bewußten Seins. Ohne Bewußtsein ist kein volles Menschsein; nur im Wachen wirkt der Mensch und bethätigt seine geistige Kraft. Ein Drittel bis ein Viertel seiner Lebenszeit — der Eine mehr, der Andere weniger — ist der Geist, auch des Gewaltigsten, in den Banden des Schlafes brach gelegt. Und ob der Eine sich nach dem Schlafe sehnt, der ihm den Schmerz der Seele und des Leibes abbürden soll, — ob der Andere in nimmermüdem Schlafensdrang sich gegen den Schlaf wehrt und mit Willensstärke die müden Augen offen und die Kräfte in Spannung erhält — umsonst! Der Willkür entrückt ist die von des Leibes Natur geforderte Bewußtseinspause. Wenn freilich durch körperliche Reizmittel und durch Aufregung und durch stählernen Willen der Schlaf in seinem Eintritt verzögert, in seiner Dauer abgekürzt werden kann, so ist das doch auch wieder eine Bestätigung der Rechte der Natur; nicht ungestraft, vielmehr aufreibend für die Kräfte des Körpers und des Geistes, rächt sich die Enthaltung von Schlaf. In Schlaf findet der himmelstürmende Geist seinen Meister, der ihn also hinweist darauf, daß des Geistes Kraft im Leiblichen wurzelt.



Digitized by Google

Und endlich ist diese unwillkürliche Unterbrechung des bewußten Lebens eine regelmäßige, periodische.

Die Periodizität ist ein wunderbares, allbeherrschendes Prinzip in der Natur. Müßig wäre es uns auszumalen, wie ein ewiger Tag und ewiger Frühling uns leuchten könnte in immergrünen Gefilden. Die sichtbare Natur ist einfach nicht denkbar als bleibender Zustand; sie ist ihrem Wesen nach eine fortlaufende Kette periodischer Entwickelungen und Veränderungen, von Kommen und Gehen, von Thätigkeit und Ruhe, von Keimen und Reifen. In immer gleichem Kreise und gleicher Spur wiederholt sich alles Geschehen in der Natur. Auf den Sommer folgt der erstarrende Winter, auf den Tag die dunkle Nacht, wie der Schlaf dem Wachen. Genau folgt ihrem Kreislauf die Pflanzenwelt. Von des Sommers Fruchtbarkeit ermüdet und welk schläft sie im Winter neuem Auferstehen entgegen. Und ist dann auch die sonnige Zeit wiedergekehrt, da neuer Saft in den alten Bäumen steigt und alle Keime erwachen und sprießen, und solang dann die Sommerzeit hindurch die unermeßliche Arbeit von der Vegetation geleistet wird, aus den vier Elementen lebende Pflanzensubstanz zu bilden — auch dann legt dem stürmischen Wachsthumsdrang die Nacht Zügel an. Denn nur unter dem Einfluß von Licht und Wärme bildet aus den in Wasser, Luft und Erde ausgesuchten Bestandtheilen die Pflanze wachsend Pflanzensubstanz. Vorzeitig verdorrt und versengt die ungemäßigte Sonnenglut das Grün. Das Dunkel der Nacht und kühlender Thau sind daher, dem Schlafe gleich, die nothwendige Labung der Pflanze. Und als wenn es wahr wäre, was sinnige Poesiie in Flora's Kinder an menschlichem Sinn hineingelegt, senkt gleich müden Gliedern so manche Pflanze Abends die der Sonne zustrebenden Blätter, schließt so manche Blume wie zum Schlaf ihren Kelch, um wieder als strahlendes Auge dem Morgen entgegenzuleuchten. — Und ist dann mit wendender Sonne das Jahresleben der Pflanze



Digitized by Google

erfüllt, so schlummert im Samenkorn die wunderbare Gestaltungskraft, bis des Frühlings Morgenruf erschallt.

Wir kennen zum guten Theil die wesentlichen inneren Vorgänge des Pflanzenwachsthums, können sie aus Eigenthümlichkeiten des anatomischen Baues, aus physikalischen Eigenschaften und chemischen Kräften der Pflanzensubstanz den Grundzügen nach verstehen. Wir sehen aber zugleich, wie überall die treibende Kraft der Sonnenstrahlen es ist, die das Spiel der Lebenskräfte der Pflanze auslöst, wie umgekehrt das Fehlen der Sonne die Pflanzenwelt ruhen und gleichsam schlafen macht.[4])

Auch in die Thierwelt greift die Periodizität der Sonnenkraft unmittelbar herrschend ein. Durch den wärmenden Sonnenstrahl dem Ei entlockt, führt die Raupe ihr unersättlich-pflanzenvertilgendes Leben, bis die bestimmte Zeit gekommen, da sie sich einpuppt; aus starrem Schlaf entfliegt nach gemessener Zeit der häßlichen Puppe der farbenprächtige Schmetterling. Schlangen und Amphibien verkriechen sich in Erdhöhlen zu langem Schlaf, bei uns vor Nahen der Winterkälte, unter dem Aequator vor der Zeit der Sonnengluth. Sie verschlafen die Zeit, in der sie nicht Nahrung finden; diese merkwürdige Zweckmäßigkeit deckt sich mit der Eigenschaft ihrer Constitution, daß ihre Bluttemperatur abhängig ist von der umgebenden Temperatur, also von den Jahreszeiten, und ihr waches Leben nur in der Mitte zwischen Hitze und Kälte des Blutes blüht. Dafür ist für sie auch, so lange ihre wache Zeit währt, Tag und Nacht fast gleichgültig. Auch Thiere höherer Ordnung, Hamster, Maulthiere, fallen in Winterschlaf, indem die Bluttemperatur und alle Lebensvorgänge auf das geringste Maaß fallen, in der Zeit gerade, da sie keine Nahrung finden würden.

Nicht minder steht die heißblütige, bewegliche Vogelwelt unter dem Zwang des Schlafes zu gleichem Maaß, als Licht und Nahrung vertheilt ist in der Natur, in der sie leben; in



Digitized by Google

kurzen dämmernden Sommernächten unterbrechen sie nur kurze Zeit ihr lustig reges und lautes Treiben, im Winter entspricht der längeren Nacht der längere Schlaf zu ihrem Wohl, denn die Ruhe des Schlafes setzt den Stoffwechsel, das Nahrungsbedürfniß herab in der kargen Winterzeit. Nicht anders ists für die ganze Thierwelt, die sinkende und aufgehende Sonne giebt das Zeichen zum Schlaf und Wachen; und auch für den Menschen, der sich überall von der direkten Herrschaft der Naturgewalt zu emanzipiren strebt, bleibt doch die Nacht die Zeit des Schlafes. Eine gemeinsame Ursache, das periodische Fernbleiben des leuchtenden und belebenden Sonnenlichtes, regelt also die Periodizität der Thätigkeit und Ruhe, des Schlafens und Wachens in der Natur.

Diese Gemeinsamkeit und Gleichzeitigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt erzeugt die wunderbare Harmonie, in der ein so zauberischer Reiz der Natur liegt. Wen ergriffe es nicht, wenn er in ruhigem Sternenlicht und in nächtlicher Waldesstille den Schlaf der Natur belauscht, wenn nur das Säuseln des Windes in den Blättern, dem Athem des Schlafenden gleich, Leben verräth: obs den Einen mit Angst und Grauen, den Anderen mit ahnungsvollem Sehnen nach einer Welt des ewigen Friedens packt, das ist im Grunde die gleiche Ueberwältigung durch das Großartige des Eindrucks. Wenn man im Licht und Getriebe des wachenden Tages der Natur nachgeht, nimmt bald dieses, bald jenes Schöne, nehmen die Einzelheiten, die uns aufstoßen, das Interesse in Anspruch. Das großartig Harmonische der Natur tritt mächtiger und stimmungsvoller an unser Gemüth heran gerade in ihrem Schlaf, wenn Ruhe und Schatten über der geheimnißvollen Werkstatt lagert.

Durch diese Harmonie ist der Schlaf auch bildsam zum Objekt künstlerischer Darstellung. An sich wäre die Darstellung des Schlafes und des Schlafenden ja inhaltleer und ausdruckslos, es sei denn, daß ein Traum den Schlaf bewegte, des



Digitized by Google

schlafenden Züge verklärte. Der Dichter, der Maler, wenn er den regungslosen Schlaf zum Vorwurf hat, gestaltet aus harmonischen Zügen ein Stimmungsbild, schildernd die Harmonie in der Ruhe der leblosen und belebten Natur und der Menschenwelt.

---

Der Schlaf ist die gesetzmäßige periodische Unterbrechung des Bewußtseins. So charakterisirt man ihn gewöhnlich bloß im Hinblick auf den Menschen. Aber auch das Thier sahen wir schlafen, auch das Thier niedriger Ordnung. Also müssen wir naturwissenschaftlich richtiger sagen: der Schlaf ist eine Unterbrechung der wachen Gehirnthätigkeit, eine Pause in der kontinuirlichen thätigen Verbindung des lebenden Wesens mit der Außenwelt. Aber wir beobachten ferner, daß im Schlaf nicht nur das Gehirn ruht, sondern alle Lebensvorgänge sind im Schlaf herabgesetzt, Puls und Athmung zeigen das durch ihre Verlangsamung.[5]) Es sind gewisse Theile des Nervensystems (gelegen im verlängerten Mark), die diesen Funktionen vorstehen. Also auch diese Nervencentren sind mit dem Gehirn zusammen im Schlafzustand. Reflexbewegungen nennen wir gewisse, ohne Zuthun des Bewußtseins auf äußere Reize hin eintretende Bewegungen. Wenn sich die Augen schließen durch blendendes Licht oder bei Einfliegen eines Sandkorns, wenn wir bei stechenden Dünsten nießen, bei unerwarteter Berührung zusammenfahren und unwillkürlich ausweichende Bewegungen machen, so sind das Reflexe. Das Vermögen solchergestalt auf Eindrücke der Empfindungs- und Sinnesnerven zu reagiren, kommt dem gesammten centralen Nervensystem, d. h. außer dem Gehirn auch dem Rückenmark, zu. Nun sehen wir, wenn auch beim Einschlafen die Reflexe noch vorhanden sind und selbst gesteigert sein können, daß in tiefem Schlaf das Reflexvermögen sehr herabgesetzt ist. Im künstlichen Schlaf durch Chloroform, Lustgas u. s. w. sind sie ganz aufgehoben, und nicht bloß in der Aufhebung der Schmerzempfindung, sondern auch wesent-



Digitized by Google

lich in der Ausschließung störender unwillkürlicher Reflexbewegungen liegt der große Segen und die Unentbehrlichkeit der künstlichen Betäubungs- und Schlafmittel bei chirurgischen Operationen. — Also nicht bloß das Gehirn, sondern die gesammten nervösen Apparate erfahren im Schlaf eine Zustandsveränderung. Und da alle Körpervorgänge in letzter Instanz vom Nervensystem abhängen und regulirt werden, kann man, was auch die Stoffwechseluntersuchungen[5]) lehren, noch weitergehen und sagen: der ganze Körper ist am Schlafzustand betheiligt. Und ist es auch Jedermann aus Erfahrung bekannt, daß nach angestrengten Fußtouren die müden Glieder sich in der Ruhe des Wachens nie so erholen und kräftigen als in selbst kurzem Schlaf, der „die Glieder löst."

Gleichwohl hat es seine Begründung, wenn man unter Schlaf gemeinhin nur die Unterbrechung der Geistesthätigkeit, der wachen Gehirnthätigkeit versteht. Ist doch die Gehirnthätigkeit gleichsam die Blüthe unseres Lebensprozesses, die Gebieterin, zu deren Dienst die gesammte wunderbare Maschinerie des Körpers ja fast nur da zu sein scheint. Wie das Gehirn der feinste und komplizirteste Theil des Nervensystems, so ist das periodische Ausruhen, die Zustandsänderung die wir Schlaf nennen in der Gehirnthätigkeit am meisten ausgeprägt und dem Gehirn vor allen Organen wohl auch am meisten Bedürfniß.

Worin besteht nun die Zustandsänderung des Gehirns und Nervensystems, die wir als Schlaf kennen? Der Schlaf ist das Produkt dreier Faktoren; nennen wir sie kurz: der Ruhe, der Ermüdung und der Gewöhnung. — Vor einigen Jahren bildete ein junger Mensch Gegenstand eingehender Beobachtungen,[6]) der taub und blind war und nun dazu durch Krankheit des Gefühlssinns beraubt wurde. Um diesen war Ruhe, für ihn existirte all das nicht, was uns wach hält, nicht Aug und Ohr, nicht die tastende Hand, nicht das



Digitized by Google

gesprochene Wort. Er war in fast beständigem Halbschlaf. Also das Fernbleiben der Eindrücke der Außenwelt und das Fernbleiben all der inneren Erregungen, Gedanken und Empfindungen, die durch die Pforten des Geistes, durch Aug und Ohr und alle Sinne in uns eintreten, das ist zu verstehen unter der Ruhe als Vorbedingung des Schlafes. Die Thätig- des Gehirns und Nervensystems besteht in gewissen unsichtbar feinen Zustandsveränderungen, grob vergleichbar mit dem, was am Muskelfleisch der Glieder sichtbar ist, das hart sich zusammenzieht bei jeder Bewegung und wieder weich wird. Wie die Erregung der zu den Muskeln gehenden Nerven diese in den Zustand der Zusammenziehung versetzt, so erhält die Erregung der Nerven des Auges, des Ohres, des Hautgefühles u. s. w. im Gehirn den Zustand der Spannung und Anregung, in dem eben das Wachsein besteht, und umgekehrt in voller Ruhe der Umgebung löst sich der Zustand der Spannung, in der das Gehirn Tags über durch alles das, was an körperlichen und geistigen Eindrücken an uns herantritt, gehalten wurde. Mit der Thätigkeit des Gehirns, worunter also nicht bloß geistige Anstrengung, sondern überhaupt der Zustand des Wachens verstanden ist, ist verbunden ein stärkerer Blutandrang. Durch zu starke geistige Anstrengung kann bekanntlich dieser Blutandrang zum Gehirn sich krankhaft festsetzen. Er gilt als Ursache von Schlaflosigkeit, denn im gesunden Schlaf, in der Ruhe des Gehirns strömt dem Gehirn weniger Blut zu, als im Wachen. Nebenbei bemerkt, ergiebt sich daraus, daß das Schlafen nach dem Essen naturwidrig ist, da nach dem Essen das Blut zum Kopfe drängt.

Wenn nur die Abhaltung äußerer Eindrücke den Schlafzustand des Gehirns herbeiführte, so wäre es — menschenunwürdig zwar — trägen Geistern ja sehr leicht gemacht, sich in ihr stilles Kämmerlein zurückziehend, des Tages Mühe zu verschlafen. Aber das Gehirn ist keine Maschine, die still steht,



Digitized by Google

wenn kein Dampf sie treibt. Es gehört vielmehr zum Schlaf zweitens die Ermüdung des Gehirns. Die Ermüdung ist Verbrauch der vorhandenen Kraft, die in der lebenden Substanz der Organe ihre Quelle hat. So ist es beim Muskel, so beim Gehirn und Nervensystem; sie alle sind in steter Erneuerung ihrer Substanz, die in der Thätigkeit abgenützt wird und aus dem Blut stets neue Nahrung aufnimmt und sich regenerirt. Mit der Anstrengung wächst daher der Verbrauch der Organe und geistige Anstrengung macht Hunger gleich der körperlichen. Nach musikalischem Genuß z. B. regt sich bekanntlich auch der Magen. So läuft die Ermüdung des Gehirns und die Bedeutung des Schlafes hinaus auf die Frage des Stoffwechsels des Gehirns. Das Gehirn- und Nervensystem und der ganze Organismus verbraucht in der Spannung und Thätigkeit des Tages mehr Kraft und Stoff, als in der gleichen Zeit sich neu anbildet, im Schlaf erholen und ergänzen sich die rastenden Organe aus dem Nahrungsstrom des Blutes.[7]) Darauf kann ich nicht näher eingehen. Doch folgende Frage scheint mir interessant. Wäre es nicht denkbar, daß, da doch das Blut die Organe beständig ernährt, die Herstellung der auf die Thätigkeit verbrauchten Kraft mit dem Verbrauch selbst gleichen Schritt hielte? daß also bei geeigneter Ernährung der Organismus die Erholungspausen des Schlafes nicht nöthig hätte? und wie eine Maschine Tag und Nacht wach und thätig sein könnte? Darauf ist zu sagen, daß die Natur viel weiser die Organismen ausstattet, als der Mensch die kunstreichsten Maschinen einrichtet, die nur gerade so viel leisten, als die treibende Kraft jeden Augenblick vermag. Die Natur verleiht eben ihren Kindern das Vermögen, einen Vorrath an Kraft in der Ruhe aufzuspeichern. Alle Körperorgane funktioniren im Allgemeinen mit einem Ueberschuß von Spannkraft über das zur momentanen und alltäglichen Leistung nöthige Kraftmaaß. Die Inanspruchnahme

dieser Reserve an Kraft heißt Anstrengung, ihr Verbrauch Ueberanstrengung. Wie der Körper ein Maaß von Kraft besitzt, das ihn Hunger und Anstrengung und Krankheit eine geraume Zeit ohne entsprechende Ernährung widerstehen läßt, so besitzt das Gehirn eine Summe Spannkraft, die seine Thätigkeit bis zu einem gewissen Grade unabhängig macht von den Fesseln und augenblicklichen Bedürfnissen des Körpers und ihn in den Stand setzt, sich mit gleicher Frische anzupassen, wie verschiedenes der Tag von uns verlangen mag. Dies ist die Bedeutung des Schlafes, daß dieser Vorrath von Spannkraft des Körpers und Geistes stets neu gesammelt wird, ohne die der Wille ohnmächtig und der Geist Sklave des Augenblicks und der Nahrung wäre.[8])

In unsichtbar und unwägbar feinen Veränderungen der Substanz der Organe und zumal des Gehirns also besteht die Ermüdung, besteht das Schlafbedürfniß, der natürliche Schlaf.

Auf gleich feinen und unerforschbaren chemischen Veränderungen beruht die schlafmachende Wirkung gewisser Arzneimittel, durch die gleichsam das flammende Lebensfeuer gedämpft wird, zu still unter der Asche glimmender Gluth.

Unendlich segensvoll sind diese künstlichen Schlafmittel für den Leidenden, dem Schmerz den Schlaf scheucht; aber ein Doppelgesicht hat dies verführerische Geschenk der Natur, verhängnißvoll ist sein Mißbrauch. Tödtlich ist das Uebermaaß der Beruhigungsmittel, ihr gewohnheitsmäßiger Gebrauch stumpft ihre Wirkung ab und verkehrt sie ins Gegentheil, so daß das an sie gewöhnte Nervensystem ihrer als Reizmittel zur Belebung bedarf und sie nicht mehr entbehren kann. Hart ist die Entwöhnung, qualvoll das Siechthum, entsetzlich die geistige Verheerung beim gewohnheitsmäßigen Gebrauch von Morphium, von Haschisch, von Alkohol u. s. w.

Es ist daraus klar, daß der künstliche Schlaf nie ganz dasselbe und nie gleich kräftigend sein kann, als der natürliche



Digitized by Google

Schlaf, der der natürlichen Ermüdung folgt und diese seine eigene Ursache aufhebt und in Erquickung umkehrt.

Interessant ist, wie auch durch absichtliche Ermüdung einzelner Sinne Schlaf erzeugt werden kann. Nur der Wechsel der Wahrnehmungen regt uns an, Einförmigkeit einer Sinneserregung ist ermüdend, langweilig, einschläfernd. Unwillkürlich gähnt Mancher beim langen Ansehen eines Pendels, eines Mühlrades oder ähnlichen gleichmäßigen Bewegung. Ein altes Schlafmittel ist, auf ein tönendes Blechgefäß Wasser anhaltend und gleichmäßig tröpfeln zu lassen. Fernes Wasserrauschen ladet angenehm zum Schlaf ein, und monotones Sprechen macht schläfrig. Nicht minder ist einschläfernd, wenn vor dem geistigen Auge der gleiche inhaltlose Gedanke immerfort und langweilig vorbeizieht und das Zählen von 1 bis 100 und immer wieder von 1 bis 100 ist manchmal ein ganz gutes Schlafmittelchen.

Hier überall ist es eine einseitige Ermüdung, die künstlich bewirkt wird und den Schlaf bringt. Es gehört dahin auch in gewisser Beziehung der magnetische Schlaf.[9]) Durch immer wiederholtes Herumfahren und Streichen vor dem Gesicht und längs der Glieder, durch Vorhalten eines glänzenden Knopfes zum starren Anschauung — Disponirte können mit Erfolg auch die eigene Nasenspitze zum Gegenstand dieser innigen Besichtigung wählen — versenken die Magnetiseure disponirte Menschen in diesen wunderlichen Schlafzustand, der ans Krankhafte streift.

Es handelt sich hier um Einschläferung durch partielle Ermüdung, doch komplizirt durch die nervöse Disposition der Betreffenden und oft durch die Gefangennahme der Einbildungskraft und Aufmerksamkeit der an besondere geheimnißvolle Kräfte Glaubenden.

Bei solchen Magnetisirten, anscheinend tief- und bewußtlos doch mit offenen Augen Schlafenden, bleiben nämlich die Sinne (zwar nur in nebelhafter Weise) und die Fähigkeit zu komplizir-



Digitized by Google

ten Bewegungen erhalten und verbinden sich mit einem automatischen Nachahmungszwang, der im Grunde eins ist mit dem schon erwähnten Reflexvermögen. Bekannt ist ja, wie z. B. der Anblick eines Gähnenden reflektorisch unwiderstehlich gähnen machen kann. Es treiben herumziehende Magnetiseure mit dem magnetischen Schlaf in theaterhaften Produktionen schmählichen Humbug und wecken den Glauben, daß die Magnetisirten hellsehend und den Fesseln der Naturgesetze entrückt seien, unter ihrem geheimnißvollen Bann stehen. Das ist nichts als ein auf Täuschung berechnetes geschicktes Spiel. Wenn z. B. Magnetisirte anscheinend dem Kommandowort des Magnetiseurs gehorchen, so sind es in Wirklichkeit dessen eigene Bewegungen, die sie nachahmen. Zugleich ist der magnetische Schlaf oder Hypnose von allerlei nervösen Zuständen, Muskelstarre, Sinnestäuschungen begleitet, die das Magnetisiren zu einer für nervöse Personen sehr bedenklichen Prozedur machen.

Nach dem Fernbleiben der äußeren Anregungen und nach der Ermüdung kommt beim Schlaf noch ein dritter Faktor in Betracht, die Gewöhnung.

Daß der Eine lange in den Tag hineinschläft, der andere nach kurzem Schlaf zu neuer Thätigkeit gestärkt ist, ist größtentheils Gewohnheitssache, wenngleich allerdings nicht jede Konstitution mit den bekannten 7 Stunden Schlaf als Regel genug hat. Im Allgemeinen bedarf der körperlich Arbeitende vielleicht weniger Schlaf als der geistig Angestrengte. Daß der Mensch sich gewöhnen kann, die Nacht zum Tag zu machen, daß er auch durch Gewohnheit sich zum Sklaven des Mittagsschlafes macht, ist so häufig, wie daß er sich an Störungen gewöhnt, die ihn eigentlich wach halten sollten; den Müller stört das Klappern der Mühle nicht, und wer viel reist, schläft in der Eisenbahn vortrefflich. Das Aufhören solcher gewohnten Geräusche und Erschütterungen vermag sogar aus leichtem Schlaf zu wecken. Das kennt man am besten in den Kinderstuben, in denen man



Digitized by Google

dem jungen Erdenbürger die erste schlechte Gewohnheit, die an Schlummerlied und Wiegengang anquält; wehe, wenn man einmal zu früh damit aufhört und durch das Aufhören des monotonen Einlullens das einschlafende Kind weckt zu unausbleiblichem Schreien.

Es ist jedoch in einem noch anderen Sinn, daß ich die Gewöhnung als einen wichtigen Faktor beim Schlaf anspreche. Nämlich, wenn der Schlaf der Ermüdung allein entstammte, so müßte er mit zunehmender Ermüdung allmälig eintreten. Aber thatsächlich tritt er beim Gesunden sehr rasch nach vollem Wachen ein, selbst wenn man sich gar nicht besonders ermüdet hat.

Es ist die Uebung, die Gewöhnung eine fundamentale Eigenschaft des Nervensystems. Sie ist das mechanische Vorbild dessen, was in der Sphäre des Geistes das Erinnerungsvermögen. Was sind all die feinen Bewegungen, die schließlich wie von selbst geschehen, wie Schreiben, Stricken, Klavierspielen, was sind sie anders als Uebung, gleichsam Gedächtniß der Finger? Auf was beruht das Gleichmaaß des militärischen Schrittes, des Tanzes, des Taktes in der Musik, als auf dem von Haus aus dem Nervensystem innewohnenden und sich unwillkürlich bethätigenden Zeitgedächtniß und Gewöhnung? In jeder Richtung ist das Nervensystem der Gewöhnung und Uebung fähig; der Nichtgewöhnung geradezu unfähig akkommodirt es sich selbst an naturwidrige Dinge. So ist es dem Raucher gar nicht einerlei, wann er raucht; nur in der angewöhnten Stunde ist sein Nervensystem in der richtigen Verfassung, den Genuß zu würdigen.

In dieser nur angedeuteten Richtung liegt die Erklärung für die Fähigkeit ohne Ermüdung zu schlafen, die Unabhängigkeit des Schlafes vom Maaß der Ermüdung. Der Schlaf ist Bethätigung der Eigenschaft des Nervensystems, die je nachdem, Gewöhnung, Uebung, Takt, Gedächtniß heißt. Der Schlaf ist der Taktschlag für das Getriebe



Digitized by Google

der Menschen, und indem unter gleichem mächtigen Taktschlag gleichzeitig Mensch und Thierwelt und unbelebte Natur steht und schläft, werden wir wiederum zurückgeführt auf die Harmonie der Welt und Wesen in ihrem Schlaf und Wachen.

## Der Traum.

Die harmonische Ruhe, in die die Natur in nächtlichem Schlafe sinkt, ist nicht absolut, sie ist gerade der Tummelplatz gewisser Kräfte und Wesen unheimlicher Art. Regellos tanzen als Irrlichter die brennbaren Gasblasen des Sumpfbodens, Giftpilze schießen über Nacht auf, geheimnißvoll funkeln Leuchtkäfer und phosphorescirt das Meer von kleinen Leuchtthieren, lautlos huscht die Eule und flattert in abenteuerlichem Zickzack die Fledermaus. Unheimlich, überraschend, contrastirend mit der friedlichen Ruhe der Natur sind sie in Verbindung mit der Unzuverlässigkeit des Auges im Dämmerlicht, die Quelle der Spuk- und Gespensterfurcht.

Sie sind das Vorbild des Traumes; in ihrer Absonderlichkeit und Scheu des Tageslichts, in ihrer scheinbaren Entrückung aus der Naturordnung, ähneln sie den Traumgebilden des schlafenden Gehirns. Und wie sie, und mehr noch, reizt der Traum die wache Phantasie. Aus einer höheren Welt scheinen den berückten Sinnen die Träume zu kommen, und unermeßlicher Aberglaube baut sich aus ihnen auf. Eine traurige Geschichte der Menschheit wäre es, die uns aufzeichnete, wie religiöse Schwärmer, tyrannische Volksführer, wahnsinnige Verbrecher unter dem Einfluß des Traumglaubens und Traum-Aberglaubens aller Vernunft entgegen fanatisch die Ordnung der Gesellschaft durchbrachen. Noch nicht gelungen ist es der aufgeklärten Bildung unserer Zeit, den Glauben an Traumwahrsagungen zu vertilgen. Und wenn die Dichtung aller Zeiten den Traum als ein Eingreifen einer höheren Schicksalsmacht in das Menschenleben und als einen bestimmenden Faktor für ihrer Helden Geschicke ver-



Digitized by Google

werthet, so ist das im Grunde die gleiche Verklärung des Traumglaubens, eine Verklärung auch in dem Sinne, als so klare Träume, wie die Dichtung sie fingirt, in der Wahrheit nicht leicht vorkommen.

Näher als an dieses culturgeschichtliche Interesse des Traumes anzuknüpfen läge mir den Leser einzuführen in jene abenteuerlichen Gebiete gigantischer Traumphantasie, vor dem uns fast der Verstand still steht, das Interesse aber mit der Kenntniß wächst.

Ich habe dabei im Auge die wunderbare Ueberreizung der Phantasie, in die die Orientalen sich durch den Genuß des türkischen Hanf versetzen; schlaftrunken schwelgen sie in einem Meer glückseligen Schauens[10]). Ich könnte viel wunderbare Geschichten erzählen von Nachtwandeln und Hellsehen. Ich müßte dabei aber auch bemerken, daß, je wundersamer solche Geschichten klingen, sie um so unglaubhafter und übertriebener sind, wenn freilich gar wunderlicher Dinge ein krankes Nervensystem fähig ist; und krankhaft sind ja jene überreizten visionären Zustände. Eben darum gehe ich nicht auf sie ein und noch weniger auf eine Parallele zwischen Traum und Wahnsinn. Ich denke, nicht blos jene krankhaften Verwandten des Traumes, sondern schon unser natürlicher gewöhnlicher Traum ist uns nicht wenig interessant durch seine wunderbaren Vorspiegelungen, durch seine neckische Vermengung von Wahrheit und Wünschen, von Ernst und Gaukelspiel.

Beispiele finden sich in der eigenen Erinnerung.

---

Und nicht minder ist interessant sein Ursprung und Entstehen. Der Traum ist ausschließlich eine Thätigkeit des Gehirns; Nichts enthält der Traum, was nicht natürlich sich verstehen ließe, keine andere Kräfte schalten im Traum, als im wachenden Gehirn.

Keine Vorstellung ist im Geiste enthalten, die nicht irgend



Digitized by Google

einmal durch die Pforten des Geistes, vor allem Aug und Ohr, eingetreten wäre. Abstrakte, übersinnliche Vorstellungen sind dem Unerfahrenen verständlich und mittheilbar zu machen nur durch Bilder und Vergleiche aus der körperlichen Welt der Sinne. Auf diese Elemente geht auch der Traum zurück, seine Vorstellungen tragen das unmittelbare plastische Gepräge der Sinneswahrnehmung.

Alles Wahrgenommene läßt eben im Gehirn seine Spur als Erinnerung zurück, die zu irgend einer Zeit einmal wieder vor dem Bewußtsein auftaucht oder geweckt werden kann.

Fast unentwirrbar fein ist das Fasernetz und der anatomische Aufbau des Gehirns, ein Bild davon, wie sich im Geist die Fäden der Erinnerung verschlingen und verbinden zu einem Labyrinth, das im Einzelnen zwar unaufklärlich unserm beschränktem Verständniß ist, aber der bestimmten Ordnung und Fügung nicht entbehrt. Nicht einmal wenn ein Gedanke blitzartig uns erleuchtet, uns selbst überraschend, noch auch wenn lästigen Mosquitos gleich störende Gedanken bei der Arbeit uns verfolgen und wir sie nicht los werden können, nicht einmal solche anscheinend aus der Tiefe des Unbewußten unvermittelt aufsteigende Geistesblasen bilden und erheben sich anders aus ihrer Brutstätte im Gehirn, als wenn irgendwie, unbeachtet, und oft unauffindbar, eine natürliche Ursache sie erweckt oder ihre Bahn geglättet hat. Nach bestimmten natürlichen Gesetzen, z. B. nach den Beziehungen der Aehnlichkeit, Gleichzeitigkeit, des Gegensatzes, der Causalität u. s. w. erwecken sich gegenseitig die schlummernden Erinnerungen und Vorstellungen wie im bewußten Wachen und Nachdenken, so auch im Traum.

Nur scheinbar ist die Emancipation des Traumes von den Gesetzen des Geistes. Man meint wohl Dinge im Traum erlebt zu haben, von denen man keine Ahnung hatte, fremdartig und ungesehen. Aber plaudert nicht auch ein Kind Dinge und ganze Geschichten, daß man staunt und fragt: wie kommt das Kind



Digitized by Google

dazu! Was es Niemand gelehrt, hat es irgend einmal unbeachtet und zufällig aufgeschnappt und hat es unverstanden behalten und mit seiner Phantasie verändert. —

Es fällt uns die lockere Fügung, die ungereimte Verbindung der Traumvorstellungen auf. Als ob man im Wachen immer so verständig wäre, als man sein möchte und zu sein vermeint! Fahren uns nicht auch in voller Nüchternheit und Klarheit, selbst beim ernsthaften Nachdenken, zuweilen absurde, anscheinend unvermittelte Einfälle durch den Kopf? Ist nicht überhaupt das aufmerksame Nachdenken eine eingeübte Kunst, ein Triumph der Geistesbildung über die natürliche Zerstreutheit, über die Inanspruchnahme des Gehirns durch jeden nächsten besten Eindruck?

Anderseits giebt es ganz verständige Träume. Wem ist es noch nicht passirt, daß sich die Ereignisse des Tages im Traum so fortspannen, wie sie sich wirklich nachher entwickelten oder entwickeln konnten, oder daß man glaubt etwas gesagt, gethan zu haben, und hat es nur geträumt![11])

Der Traum des Gereiften ist inhaltlich im Allgemeinen ein anderer, mehr reflectirender, als der mehr plastische und phantasiebeflügelte Traum der Jugend; auch so spiegelt sich also im Traum die Denkweise des Wachenden.

Die sinnliche Unmittelbarkeit und Körperlichkeit der Traumvorstellungen aber hat ihre Analogie im Geistesleben phantasievoller Dichternaturen.

Wir sehen also, daß der Traum mit denselben Elementen und mit denselben Kräften, mit Vorstellungen und deren natürlicher gesetzmäßiger Reproduction arbeitet, die auch im Wachen thätig sind.

Aber das **Bewußtsein des Traumes** ist ein anderes als das des Wachens, und hierin liegt das Besondere des Traumes und der Weg zu seiner Erklärung.

Das Traumbewußtsein **acceptirt kritiklos einen inne-**



Digitized by Google

ren Zusammenhang seiner gleichzeitigen Vorstellungen; ihm fehlt der einheitliche Mittelpunkt und das verbindende und sichtende Interesse. Eine ursächliche oder zeitliche Folge und Beziehung scheint dem Träumenden da vorhanden zu sein, wo keine ist. Der Wachende verscheucht die ihm unwillkürlich kommenden Einfälle, die seinen bewußten Gedankengang kreuzen, der Träumende verwebt die Fäden sich kreuzender, sich fremder Vorstellungsreihen planlos zum buntgemusterten geschmacklosen Teppich. Alles Maaß der Größe und der Zeit ist dem Träumenden entrückt. Er kennt nie Wahrscheinlichkeit, sondern nur unmittelbare Gewißheit des augenblicklichen Traumbildes.

Im Traumbewußtsein bleiben ferner die Träume nicht haften. Das Wirkliche wird aus dem Wachen in den Traum, nicht aber ebenso deutlich das Geträumte aus dem Traum in das wache Bewußtsein hinübergenommen. Ein Traum, den man sich nicht gleich nach dem Erwachen aus seinen Umrissen wieder zusammenkonstruirt, ist für die spätere Erinnerung verloren und was im Traum uns fesselte, ängstigte, entzückte, ist nach dem Erwachen alsbald uns fremd, unverständlich und gleichgiltig. Die Träume des ersten und natürlich tiefsten Schlafes werden fast immer vergessen, falls man nicht erweckt wird, so lang sie noch im Gehirn nachklingen. Was wir Morgens noch wissen, sind die Träume des dem Erwachen allmählig entgegengehenden Morgenschlafes, der begreiflicherweise die bevorzugte Zeit des Traumlebens, dieses Mittelgliedes zwischen Schlaf und Wachen ist. Die fehlende Erinnerung des Traumes ist so anerkannt, daß man streiten konnte, ob es überhaupt einen traumlosen Schlaf giebt, der mir sicher, aber selten scheint.[12])

Es fehlt uns auch für diese Schwächen des Traumbewußtseins, für das **Fehlen der Kritik und der Erinnerung** nicht an Analogien im Wachen.

Der kindliche Geist entbehrt gerade so der Kritik, stößt sich



Digitized by Google

nicht an den Unmöglichkeiten der Märchen, an den Uebertreibungen des Struwelpeter, fabulirt im Kolossalen — ähnlich wie der Träumende. Auch der Erwachsene läßt sich noch in einer leichtgläubigen Stunde in den April schicken und was ist die Fastnacht als ein Fest des grotesken Unsinns, bestenfalls durch Witz und Eleganz verbrämt. — Anderseits sehen wir, daß, was nicht mit Aufmerksamkeit erfaßt ist, nicht im bewußten Gedächtniß haftet — und gerade die bewußte Aufmerksamkeit fehlt ja dem Traum.

Durch diese Vorbilder im Wachen weist sich das Traumbewußtsein aus lediglich als eine geringerwerthige Geistesthätigkeit, der es an Ordnung und verstandesmäßiger Prüfung gebricht.

Im Traum ist also nicht etwas Neues vorhanden, was im Wachen nicht existirt, sondern es fehlt nur die Vervollkommnung, die die wache, vernünftige Geistesthätigkeit besitzt, sie beherrscht und zügelt.

Im Wachen können wir die Gedanken auf Bestimmtes richten, im Traum tummeln sich die Vorstellungen ungebunden. Das wache Denken bewegt sich in Begriffen und Erfahrung, im Traum werden lebendig deren Wurzeln und Glieder, innere Sinneserregungen, die nur in die Außenwelt projicirt werden.

Das wache Bewußtsein hat zur Verfügung seines Denkens den ganzen Schatz gesammelter Vorstellungen Erfahrungen und Erinnerungen und darauf beruhend das Vermögen der gegenseitigen Berichtigung und verstandesmäßigen Verbindung der Vorstellungen. Im Traum aber schießen einzelne Vorstellungen auf, fügen sich Ketten von Vorstellungen zusammen und gruppiren sich, ohne durch den Gesammtgeistesinhalt der vorhandenen Bildungsstufe regulirt und corrigirt zu werden.

Im Traum erklingen nur einzelne Tasten und Accorde und Takte aus dem Instrument, dem das wache Bewußtsein Melodie und Harmonie entlockt.



Digitized by Google

Drei Ursachen sind es, die die Saiten des schlafenden Gehirns ertönen lassen, Träume erzeugend. Träume entstehen

1. nach dem Gesetz der Nachbilder,
2. durch Nervenreize, die vom eigenen Körper ausgehen,
3. durch Erregungen von Sinnesnerven.

Erstens nach dem Gesetz der Nachbilder. Man kennt die Erscheinung, daß das von der Sonne geblendete Auge beim Abwenden und Schließen einen schwarzen Fleck sieht und daß, wenn man bei Betrachtung greller Gegenstände die Augen schließt, die Umrisse des gesehenen Gegenstandes vor den Augen in abwechselnd gleicher und contrastirender Färbung erscheinen. So hat das Auge nach Ermüdung durch sattes Roth beim Augenschluß einen grünen Schein, dem Roth folgt. Das sind die Nachbilder, beruhend auf dem Nachklingen einer starken Reizung in der nervösen Substanz.

Wir kennen ferner das Nachklingen von Tönen und Melodien nach ermüdendem Anhören von Musik.

So klingen auch im Traum Bilder und Vorstellungen, die am Tag uns lebhaft beschäftigten, nach. Vergleichbar jenen Leuchtfarben, Substanzen, die Tags über dem Licht ausgesetzt, Nachts Licht ausstrahlen, versinken die stark erregten Gehirntheile nicht unmittelbar in Ruhe, sondern bleiben einzeln in Erregung, wenn Schlaf das Gehirn umfangen soll. Aber nicht bloß die gleiche Vorstellung, sondern wie die complementäre Farbe im Auge, erheben sich im Schlaf auch Bilder und Träume, die durch die entgegengesetzte Stimmung gefärbt sind. Der Bekümmerte träumt so oft tröstliche freudige Träume, und der Glückliche ist nicht vor bangen Träumen sicher.

Zweitens verursachen Zustände des Körpers Traumzustände. Wie im Wachen das Befinden des Körpers freudige oder gedrückte Stimmung erzeugt, so färben sie auch den Traum rosig oder schwarz. Man sagt, daß der Traum des Fliegens



Digitized by Google

entstehe durch besonders leichte Athmung. Sicher ist, daß erschwerte Athmung bange Träume von Hindernissen und von athemlosen Fliehen vor Gefahr und Feinden, daß eine schwere Abendmahlzeit Angstträume mit Alpdrücken und Furcht erzeugen. Häufig sind schwere Träume unter den Vorboten von Krankheiten. — Ebenso wirken vom Blut aus traumerregend alle Nervengifte und geistigen Getränke, deren Natur auch den Charakter der Träume bestimmt. Es sind anscheinend besonders die von Körperzuständen aus erweckten Träume, die das Sprechen im Traum oder andere Bewegungen, z. B. Aufstehen, mit sich bringen, ohne daß darum der Traum bezw. Schlaf besonders tief zu sein braucht. — Auch die Träume der Hausthiere gehören wohl wesentlich dahin.

Drittens erwecken die im Schlaf einwirkenden Nervenerregungen und Empfindungen, die nicht stark genug sind, uns zu wecken, Vorstellungen im Traum, die mit der Empfindung eine Beziehung haben. Ein kalter Luftzug, der die Glieder trifft, erweckt die Traumvorstellung, daß man in kaltes Wasser gefallen, unbequeme Lage macht uns träumen von Fallen aus der Höhe, das Geräusch der Uhr wird im Träumen zur Musik, Anreden des Träumenden wird für diesen zu einem Dialog, Berührung zu einem Streit u. s. w.

Auf diesen 3 Wegen findet die Erregung des Gehirns, oder vielmehr einzelner Plätze und Inseln des schlafenden Gehirns[13]) statt, in der der Traum besteht. Die so entstandenen Traumvorstellnngen haben zunächst noch eine Beziehung zu dem Ausgangspunkt, je nachdem Ohr oder Gefühl erregt waren. Aber an das, was man im Traum zuerst sieht oder hört oder fühlt, schließt sich eine ganze Geschichte; der Schmerz einer Wunde wird im Traum zum Biß eines Thieres, eines Hundes, daraus werden viele Hunde, Löwen, Ungethüme, eine Jagdgeschichte mit Jagdgesellschaft, Schießen, Donner, Krieg und Brand. Die



Digitized by Google

Weitläufigkeit und das Gewirr der Traumbilder erklärt sich um so eher, als gleichzeitig jene drei Faktoren, Körperzustände und Nervenerregungen und Ermüdung des Gehirns, je für sich Träume produciren können, die sich verschmelzen.

Durch die Entstehung aus körperlichen Empfindungen, die dem wachen Bewußtsein als Unbehagen, als Berührung des eigenen Körpers erscheinen würde, erklärt sich, das die Träume immer subjectiv sind. Die eigene Person ist immer im Traum im Vordergrund, genießend, leidend, handelnd; um die eigene Person dreht sich Alles im Traum, unbetheiligter Zuschauer ist man wohl niemals.

Wenn man mitten aus dem Traum erwacht, was wohl immer in Affekt, meist in Angst und Noth, eintritt, so ist es nicht der Inhalt des Traumes, der uns weckt, sondern wir erwachen, weil der körperliche Reiz, der den Schlaf erzeugt, so stark wurde, daß er den Schlaf unterbricht. Aus der körperlichen fortbestehenden Ursache des Träumens erklärt sich ferner, daß ähnliche Träume sich wiederholen, und daß ein durch Erwachen abgebrochener Traum nach dem Wiedereinschlafen fortgesponnen werden kann.

Ungeordnet sind die Vorstellungen des Traumes, sich zu Bildern gruppirend ohne höhere leitende Idee und zusammenwirkende Gemeinsamkeit. Man hat die eigenthümliche Beobachtung gemacht, daß die Augen im Schlaf ihr Zusammengehen verloren haben.[14]) Oft bewegen sich im Schlaf die Augen, das eine nach rechts, das andere nach oben, nach links und unten, die Augen, die doch im Wachen stets gemeinsam sich auf dasselbe Ziel des Blickes richten, die im Wachen gar nicht anders können.

Der Schlaf löst das Zusammenwirken dieser Zwillingsorgane zur gemeinsamen Thätigkeit — so löst er das Vermögen des Gehirns zu sinnvoller Zusammenfassung seiner Fähigkeiten, die einzeln erhalten und im Traume thätig sind.



Digitized by Google

Nur in dieser zusammenfassenden, beherrschenden Fähigkeit des Gehirns ist das Bewußtsein möglich; was aber das Bewußtsein ist, wissen wir darum noch nicht und müssen uns bescheiden.

Nur seinen Gesetzen im Wachen und Traum können wir nachgehen, sein Wesen bleibt uns ewig verhüllt.



Digitized by Google

## Anmerkungen.

1) Interessante und reichhaltige Mittheilungen über philosophische Spekulationen hinsichtlich des Seelenlebens im Schlaf und Traum, sowie über allerlei Volksglauben enthält: Radestock, Schlaf und Traum, Leipzig 1879. — Vergl. auch Siebeck, Das Traumleben der Seele, diese Sammlung Heft 279, XII. Serie, 1877.

2) Für den diesen Fragen ferner stehenden Leser muß ich wohl etwas näher auf die Wege der naturwissenschaftlichen Beobachtung und Erforschung psychischer Vorgänge eingehen. Die Physiologie lehrt uns kennen die Vorgänge bei Erregung der Sinnesorgane und die Eigenschaften des Centralnervensystems, worunter von fundamentaler Wichtigkeit die ist, daß die Erregung von sensibeln und Sinnesnerven die Thätigkeit anderer nervöser Apparate in gesetzmäßiger Weise erregend oder hemmend beeinflußt; ferner die Bedingungen der Funktionsfähigkeit des Gehirns und Nervensystems. Die Psychophysik erforscht die Gesetze der elementaren psychischen Vorgänge mittelst Zeitmessung und Rechnung, die Abhängigkeit der psychischen Wahrnehmung und Combination von Zuständen des Gehirns (Ruhe, Ermüdung u. s. w.). Diese Wissenschaften bedürfen des Experimentes d. h. der künstlichen Herstellung einfacher Bedingungen zur Prüfung von Ursache und Wirkung. Ob bei seinen Untersuchungen der Physiologe zu Vivisektionen schreiten muß, ob in der Psychophysik den Bedingungen beispielsweise nachgeforscht wird, unter denen falsche Urtheile über Sinneseindrücke durch deren rasche Folge, Wechsel oder Combination entstehen, oder unter denen beim Schlafenden aus Sinneserregungen Traumvorstellungen erweckt werden —: ob ferner in der Pharmakologie die Wirkungsweise und die specifischen Eigenschaften eines narkotischen Mittels auf die Gehirnthätigkeit und das Nervensystem beim Menschen und Thiere studirt wird; — stets handelt es sich beim Experiment darum, bestimmte complicirte Erscheinungen, hier speciell in psychischem Gebiet, zu zergliedern, ihre Elemente rein und unabhängig von Nebeneinflüssen darzustellen. Andere Wege der naturwissenschaftlichen Erforschung des Seelenlebens bieten die geistige Entwicklung des Kindes, die Beobachtung der Geistesfähigkeiten der Thiere, die vergleichende Anthropologie, ferner die Pathologie des Gehirns und die Geistesstörungen, und schließlich eine kritisch geleuterte Selbstbeobachtung.

3) Die berühmte Rede du Bois-Reymond's (1872) „Ueber die Grenzen des Naturerkennens", (und die spätere: Die sieben Welträthsel) präcisirte zuerst scharf dieses Verhältniß. Vergl. auch Samt: Die naturwissenschaftliche Methode in der Psychiatrie, Berlin 1874.



Digitized by Google

4) Daß auch Nachts gewisse Stoffwechselvorgänge (mit Ausnahme der an das Chlorophyll gebundenen) in der lebenden Pflanze vor sich gehen, darauf kommt es hier so wenig an wie darauf, daß unter künstlichen Bedingungen, im Treibhaus und im elektrischen Licht, die Pflanze auch außerhalb der natürlichen Wachsthumszeit gedeiht; denn es handelt sich hier nur um das Princip der Periodicität in allgemeinen Zügen.

5) Die Athmungsfrequenz sinkt im Schlaf von 20 auf 15 in der Minute, die Pulsfrequenz von 70 auf 60 (Martin). Die Athemzüge werden im Schlaf tiefer; im Schlaf wird mehr Kohlensäure abgegeben und mehr Sauerstoff aufgenommen als im Wachen. Von der in 24 Stunden ausgeathmeten Kohlensäuremenge kommen nach Pettenkofer und Voit 58% auf die 12 Tages- und 42% auf die 10 Nachtstunden, während von dem aufgenommenen Sauerstoff 33% auf den Tag, 67% auf die Nacht fallen. Die Wärmeerzeugung ist vermindert, die Eigenwärme in der zweiten Hälfte der Nacht am niedrigsten innerhalb 24 Stunden; auch die Fähigkeit die Eigenwärme zu behaupten scheint Nachts herabgesetzt und daher eine gesteigerte Disposition zu Erkältungen vorhanden zu sein.

6) Strümpell, Archiv für die ges. Physiologie XV. und Wiener Med. Ztg. 1877. Dem Unglücklichen mangelten alle Sinnes- und Muskelempfindungen, und nur durch das rechte Auge und linke Ohr stand er noch mit der Außenwelt in Verbindung. Verschloß man diese Organe, so schlief er ein. —

Ueberhaupt schlafen geistig unthätige Menschen bei äußerer Ruhe zuweilen ein. Henkel bewies dasselbe bei Fröschen und Vögeln (Archiv für die ges. Physiol. XIV.).

7) Vergl. Anm. 5. Betreffs des näheren Geschehens entwickelte Preyer (Ueber die Ursachen des Schlafes. Stuttgart 1877) die Theorie, daß im wachen und thätigen Zustande der Organe leicht oxydable „Ermüdungsstoffe" sich bilden; indem diese den Sauerstoff an sich reißen, entbehren ihn die Gewebe, speciell das Gehirn, und so trete Schlaf ein, während dessen diese Stoffe oxydirt und entfernt werden. Unter diese Ermüdungsstoffe rechnet er besonders Milchsäure; darauf beruht die nicht bewährte Empfehlung dieser als Schlafmittel. — Tief durchdacht und geistreich ist die Theorie Pflügers über das Leben und den Schlaf. (Ueber die physiol. Verbrennung in den lebenden Organismen. Arch. f. die ges. Physiol. X. 1875.) Die Leistungen der Organe werden durch die Dissociation der lebendigen Materie, durch den Uebergang potentieller Energie in intramolekuläre Wärme der neugebildeten Kohlensäuremoleküle bedingt, die durch ihre „Explosionen" fortwährend neuen Anstoß zu Vibrationen und Veränderungen der Atome geben. Das reichliche Vorhandensein intramolekularen disponibeln Sauerstoffs ist daher die Grund-



Digitized by Google

bedingung für die Organthätigkeit, beim Gehirn für das Wachen. Im Wachen und Thätigkeit sinkt durch Mehrverbrauch die Sauerstoffspannung unter ein zur Aktivität nöthiges mittleres Maaß (Ermüdung, ein Maaß, das bei genügendem Reiz zur Thätigkeit immerhin noch ausreicht), im Schlaf ersetzen die lebendigen Moleküle ihren Verlust an Sauerstoff wie an oxydirbarer Substanz.

8) Diese Frage bespricht auch u. A. Lotze: Medizinische Psychologie S. 467, und Wundt, Physiol. Psychol. II. 460. Die von mir gegebene Antwort ist meines Wissens neu; sie steht in bester Uebereinstimmung mit der Pflüger'schen Theorie, ist indeß bevor mir diese bekannt war, gegeben. Es stimmt mit andern Thatsachen der Physiologie und mit der Erfahrung überein, daß Ermüdung der Organe und Schlaf nicht der Ausdruck ist für den Verbrauch der vorher vorhandenen Kraft, sondern für das Herabgehen auf ein gewisses mittleres Maaß. Dieses Maaß ist offenbar für das Gehirn und Nervensystem nicht ein konstantes, sondern von äußern Reizen und von Gewöhnung und individuellen Verschiedenheiten abhängiges.

9) Erscheinungen und Deutung dessen was Mesmer (1775) als thierischen Magnetismus ausgab und was neuerdings Hypnotismus gewöhnlich genannt wird, sind seit allen Zeiten Gegenstand des Volksaberglaubens an geheimnißvolle Kräfte einzelner Personen gewesen. Seit unter der geschickten Mache Mesmer's (Mesmerismus) die Sache in der Medicin und im Publicum weitgehende Wellen schlug, wußten periodisch und mit immer neuen Arrangements verschiedene geschickte Magnetiseure die Aufmerksamkeit auf sich und die Sache zu lenken, (Gscheidlen, die Erscheinungen des sogenannten thierischen Magnetismus, Augsb. Allg. Ztg. 1880, 94 ff.), zuletzt 1880 Hansen; dessen bekannte Produktionen gaben den Anstoß zu exakt wissenschaftlicher Prüfung der Erscheinungen und ihrer Entstehung durch Heidenhain (der thierische Magnetismus 1880), Weinhold (Hypnotische Versuche 1880), Rieger (Der Hypnotismus 1884), Tamburini (Hypnotismus 1885) u. A., nachdem Preyer 1878 (Die Kataplexie und der thierische Hypnotismus) die analogen Erscheinungen bei Thieren untersucht. Das Hypnotisiren ist keine specifische Fähigkeit und Kraft, nur das Geschick dazu ist individuell verschieden, wie auch die Empfänglichkeit der zu Hypnotisirenden. Bei der Complicirtheit der in Betracht kommenden Verhältnisse ist unser Wissen über diese Erscheinungen immerhin ein lückenhaftes, aber die Grundzüge der Erklärung stehen fest, und alle mystischen Deutungen, an denen es auch nicht gefehlt, sind gegenstandslos.

10) Freusberg: Die Sinnestäuschungen im Hanfrausch. Ztschr. f. Psychiatrie, 34. Bd.



Digitized by Google

11) Dies ist auch ein Erklärungsgrund für prophetische Träume. Es werden überraschende Uebereinstimmung von Träumen mit der sich erst gleichzeitig oder später entwickelnden Wirklichkeit z. B. Todes- und Unglücksfällen glaubwürdig erzählt. — Eindrücke, Nachrichten, auch Befürchtungen, denen man vielleicht in der Stimmung und der Thätigkeit des Tages kein Gewicht beilegte, werden da im Traum reproducirt und plastisch ausgeschmückt und weitergebildet. Geschieht diese Weiterbildung in einer Weise, die mit wirklichem Geschehen Berührungspunkte und Aehnlichkeit hat, so wird der Traum leichter behalten und wird dann, was nur ein überraschender Zufall ist, für eine Prophezeihung genommen. Wie viel häufiger sind daneben barocke und deshalb nicht in der Erinnerung haftende Zukunftsträume. — Ueber prophetische Tränme s. Siebeck, Das Traumleben der Seele, diese Sammlung Heft 279.

12) Strümpell: Die Natur und Entstehung der Träume, Leipzig 1874. — Beim Culturmenschen werden selten die Bedingungen vollständig fehlen, die wir als traumerzeugende kennen lernen werden.

13) Binz: Ueber den Traum, Bonn 1878, betont die inselweise Erregung des Gehirns im Traum.

Mehr über die Entstehung der Träume, mit Literaturangabe, s. bei Radestock's und Strümpell's citirten Schriften und Wundt, physiologische Psychologie.

14) Witkowsky und Rählmann: Arch. f. Psychiatrie XI. Neuerdings hat auch Witkowsky die Bewegungserscheinungen an den Augen und Pupillen in nähere Beziehung zum Träumen gebracht (Neurol. Ctrbl. 1884, S. 512.) in gleicher Weise, wie es in diesem im April 1883 gehaltenen Vortrag geschieht. —



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

**Heft 209—224 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)**

sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.
„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.
„ 211. **Thun,** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).
„ 212. **Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
„ 213/214. **Standinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
„ 215. **Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
„ 216. **Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
„ 217. **Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.,** Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**Haushofer** (München), Kleinhandel und Großindustrie.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Fuld** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
**Pohl** (Mödling), Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre.
**Zende** (Gera), Schule und Volkswirthschaft.
**Meyer, J. B.** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.
**Weil** (München), Die Zahnheilkunde und der Werth der Zähne für die Volksgesundheitspflege.

Digitized by Google

In den früheren Serien der „**Sammlung**“ erschienen:

## Physiologie.

(24 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 12 Mark)

**Bresgen,** Das menschliche Stimm- u. Sprach-Organ. Mit 14 Holzschn. (331) . . . . . . . . . . M. 1.—
**Fick,** Der Kreislauf des Blutes. Mit Holzschnitten. (149) . . . . . . . 75
—, Ueber das Wesen der Muskelarbeit. (273) . . . . . . . . . . . 75
**Hoppe-Seyler,** Ueber die Quellen der Lebenskräfte. 2. Aufl. (138). . . . 60
**Jensen,** Träumen und Denken. 2. Aufl. (134) . . . . . . . . . . 75
—, Thun und Handeln. (304) . . . . . . . . . . . . . 75
**Kollmann,** Elementares Leben. (423) . . . . . . . . . . . . 75
**Leyden,** E., Ueber die Sinneswahrnehmungen. 2. Aufl. (63) . . . . . . 60
**Magnus,** Gehör und Sprache. (281) . . . . . . . . . . . . 75
—, Ueber ethnologische Untersuchungen des Farbensinnes. (420) . . . . . . 80
**Meyer,** G. Herm., Ueber Sinnestäuschungen. 2. Aufl. (7) . . . . . . . 75
—, Die Entstehung unserer Bewegungen. (59) . . . . . . . . . . 60
—, Das Sehen und der Blick. (402) . . . . . . . . . . . . 80
—, Stimm- und Sprachbildung. 2. Aufl. (128) . . . . . . . . . 60
—, Die Bedeutung des Athmungs-Prozesses für das Leben des thierischen Organismus. (448) . . . . . . . . . . . . . . 60
**Nagel,** Der Farbensinn. Mit 1 Holzschnitt. (73) . . . . . . . . . 60
**Preyer,** Ueber Empfindungen. 2. Abz. (39) . . . . . . . . . . 75
**Salkowski,** Ueber das Fleisch als Nahrungsmittel. (216). . . . . . M. 1.—
**Schmidt,** Ueber die allmälige Entwickelung des sinnlichen Unterscheidungsvermögens d. Menschheit. (285) . . . . . . . . . . . . 60
**Strümpell,** Die zeitliche Aufeinanderfolge der Gedanken. (143) . . . . . 75
**Virchow,** Ueber Nahrungs- und Genußmittel. 2. Aufl. (48) . . . . . . 80
**Wendt,** Sinneswahrnehmungen und Sinnestäuschungen. (166) . . . . . 60
**v. Wittich,** Ueber die Schnelligkeit unseres Empfindens und Wollens. (50) 60
**Wolff,** Die Mechanik des Riechens. (289) . . . . . . . . . . . 75

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.

(Heft 457—480 umfassend.)

APR 5 1886

Heft 467.

# Giacomo Leopardi.

Von

Prof. Dr. F. Zschech.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Gedichte

von

**Hermann Kletke.**

Dritte, reich vermehrte,
mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe.
Eleg. geb. in Orig.-Band mit reicher Goldverzierung und Goldschnitt 8 Mark.

---

# Kinderlieder

von

**Hermann Kletke.**

Gesammt-Ausgabe mit dem Bildniß des Dichters.
4. Eleg. cart. 4 M.

---

# Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman von **August Hesse.**

Drei Bände, eleg. brosch. 15 Mark, eleg. geb. 18 Mark.

---

# Um den Kaiserstuhl.

Roman von **Wilhelm Jensen.**

Zwei Bände eleg. brosch. 12 Mark, eleg. geb. 14 Mark 40 Pfennige.

---

# Novellen aus der romanischen Schweiz.

Von

**Robert Schweichel.**

I., II., III. Sammlung.

Zusammen broch. 10 Mark.

Erste Sammlung: **In Gebirg und Thal.** Drei Novellen. 5 Mark 40 Pf.
Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen: 4 Mark 60 Pf.
Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen 4 Mark 60 Pf.

---

# Genrebilder

von

**Robert Alexander.**

Elegant gebunden mit Goldschnitt 2 Mark 80 Pf.

Digitized by Google

# Giacomo Leopardi.

Vortrag,

gehalten am 3. Mai 1884 im Verein der Lehrer an den höheren Staatsschulen in Hamburg

von

Dr. F. Zschech,
Professor am Realgymnasium des Johanneums in Hamburg.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Zweien ausgezeichneten Gelehrten Deutschlands hat es Giacomo Leopardi zu verdanken, daß sein Name im Norden der Alpen oft und viel genannt worden ist: Niebuhr und Bunsen, ihm persönlich befreundet, haben auf die ungewöhnliche Begabung, die sie in den philologischen Studien seiner Jugendzeit erkannten, in Briefen und Werken mehrfach hingewiesen, und von beiden ist bekannt, daß sie bemüht gewesen sind, ihm nicht bloß in Italien, sondern sogar in ihrem Vaterlande eine Anstellung zu verschaffen, damit er für seine Gelehrsamkeit das geeignete Feld zu geregelter Wirksamkeit fände.

Mehr noch haben seine Dichtungen wegen ihres ernsten Inhalts, ihrer mustergiltigen Form und des hohen Schwunges der Sprache bei uns Anklang gefunden, und wieder ist es das Verdienst zweier ausgezeichneten Literaten, daß dieser Antheil ein bleibender in Deutschland sein wird. Beide, Gustav Brandes und Paul Heyse haben durch treffliche Uebertragungen Leopardi's Poesieen bei uns eingebürgert, und namentlich der letztere ist mit gewohnter Meisterschaft dem Originale gerecht geworden.

Die schwermüthige Stimmung aber, welche dem jungen, frühverstorbenen Dichter die wehmuthvollen Klagen über die Leiden und die Ziellosigkeit des irdischen Daseins eingab, mußte diejenigen besonders anziehen, die selbst, auf dem Grunde pessimistischer Weltanschauung stehend, in dem Wesen der Dinge nur die Täuschung und das Uebel erkennen. Sie haben Leo-

pardi zu dem Ihrigen gemacht und sich seines Beispiels bedient, weil ihm das, was ihnen als Denkern unumstößlich erscheint, in dichterischer Form und Sprache, so tief ergreifend zu äußern vergönnt war, und so ist Leopardi noch von einer dritten Seite her, durch Schopenhauer und von Hartmann, in Deutschland eingeführt worden.

Drei mächtige Antriebe also lagen vor, um deren willen Leopardi's literarische Erscheinung den Gebildeten der deutschen Nation anziehend geworden ist: sein Lebens- und Entwicklungsgang, inbesondere der Kreis und die Art seiner gelehrten Studien, ferner die herrliche Schönheit seiner Dichtungen, ausgeprägt in den bezaubernden Rhythmen der edlen und wohlklingenden Sprache seines Volkes, dazu der tiefe Weltschmerz, der in dem ersten seinen Ursprung hat und in den Liedern, wie in seinen Dialogen zu vollem Ergusse gelangt.

Bei aller Bewunderung, welche ihm durch seine Landsleute gezollt wird, hat Leopardi dennoch gerade in Italien eine Beurtheilung erfahren, die man einem wahrhaft großen Manne niemals wünschen möchte.

Einmal tragen die meisten Veröffentlichungen über ihn zu sehr die Farbe der Parteistellung an der Stirne: haben ihn die Klerikalen überall verdächtigt, seine Aufrichtigkeit in Zweifel gezogen und namentlich das Verhältniß zu seiner Familie zum Gegenstand unliebsamer Erörterungen gemacht, so haben ihn die Anhänger einer freieren Richtung dagegen in den Himmel erhoben, manche Seiten an ihm bei weitem überschätzt, und bei dem trüben Schicksale des Dichters hat es nicht an bittern Vorwürfen gegen die gefehlt, welchen man die Hauptschuld daran beimessen zu müssen glaubte. Weil man aber zur Begründung dieser Meinungen und Behauptungen nöthig fand, in das kleinste Detail hinabzusteigen, so erfolgte meistens eine Behandlungs=



Digitized by Google

weise, die durch Streit und Widerstreit dem Kleinen und Einzelnen eine ihm nicht gebührende Wichtigkeit beilegt und den reinen Genuß, wie ihn die Darstellung von dem Leben und der Wirksamkeit eines bedeutenden Mannes gewähren kann und soll, beeinträchtigt. Wir Deutsche nehmen dem großen Dichter gegenüber eine günstigere Stellung ein: denn uns erscheinen jene Gegensätze aus der Ferne mehr als Elemente seiner Umgebung, welche auf die Entwicklung seiner Persönlichkeit bestimmenden Einfluß gehabt haben und deren eigenartige Richtung erklärlich machen, und weil wir selbst an den Parteimeinungen, welche heute strenge verurtheilend über ihn zu Gericht sitzen oder mit Bewunderung preisend laut das Wort führen, nicht unmittelbaren Antheil zu nehmen brauchen, deshalb wird unser Urtheil überall leidenschaftsloser ausfallen können, und der aus seinen Erlebnissen, seinem Dichten und Denken gezogene geistige Gewinn wird uns durch keine außerhalb des Gegenstandes liegenden Nebenrücksichten getrübt.

Leopardi's früheste Kindheit gehört der Zeit napoleonischer Fremdherrschaft in Italien an, während seine reifer werdende Jugend ihre Eindrücke in der darauf folgenden Periode der Restauration empfängt, und aus den Berichten über die letztere erfahren wir, welcher Zwiespalt der Gesinnungen durch den raschen Wechsel der politischen Ereignisse in das Innere der Familien selbst eingeführt war. Zu Recanati in den päpstlichen Marken — wo er am 29. Juni 1798 geboren war — hatte das gräfliche Geschlecht, welchem der Dichter angehört, seinen altererbten Familienbesitz; in den unruhigen Zeiten französischen Uebergewichtes jedoch waren die Vermögensverhältnisse in arge Zerrüttung gerathen, so daß Graf Monaldo, der Vater, sein ganzes Leben hindurch von finanziellen Schwierigkeiten bedrängt, sich manche Einschränkungen auferlegen mußte. Dies hinderte



Digitized by Google

ihn jedoch nicht, seinen Kindern eine gelehrte, ihrem Stande angemessene Bildung zu Theil werden zu lassen. War er für diesen Zweck hauptsächlich auf die Mitwirkung der Geistlichkeit seines Ortes angewiesen, so erklärt es zugleich die Nähe von Loreto, daß die Richtung dabei eine im strengsten Sinne kirchliche war, wie denn überhaupt in diesen Gegenden die Jesuiten dafür sorgten, daß sich die Gemüther der Bevölkerung alsbald wieder dem Papste und der Kirche zuwandten. Aus den zwischen Giacomo, dem ältesten Sohne, und den Eltern und Geschwistern gewechselten Briefen gewinnen wir den klarsten Einblick in das Leben und den Verkehr im Hause. Von jeder Berührung mit der Außenwelt abgeschlossen, lebt die Familie still für sich, strenge Andachtsübungen und fromme Werke nehmen den Hauptheil der Tagesordnung ein, die Priester aus dem Orte und der Nachbarschaft bilden den einzigen Umgang. Die Mutter führt das Regiment. Von dem Wunsche geleitet, das Gut schuldenfrei zu machen, befolgt sie ein eisernes Sparsamkeitssystem, vor allem fühlt sie die Verpflichtung, die Kinder in fast klösterlicher Einsamkeit zu halten, weil sie damit jeder Gefahr für ihre Seelen, besonders dem schädlichen Zugange liberaler Ideen vorzubeugen meint. Diesem überwiegenden Einflusse seiner Gattin fügt sich auch Graf Monaldo. Allen umstürzenden Tendenzen abgeneigt, sucht er seine Kinder in der tiefsten Ergebenheit gegen die Kirche zu erziehen, und sein Lieblingswunsch ist der, den ältesten Sohn den geistlichen Stand wählen zu sehen. Dem entsprechend herrscht im Hause feierliche Andachtsstille, aber Niemand fühlt sich innerlich befriedigt. Die ödeste Langeweile erfaßt die Gemüther: wagen auch die Kinder nicht, sich offen gegen die mißtrauische Ueberwachung seitens der Mutter aufzulehnen, so empfinden sie doch die Härte derselben, und diese Empfindsamkeit wird der herrschende Zug

in den jüngeren Gliedern der Familie. Ohne Anregung von außen, ohne festes Lebensziel verläuft ihnen die Jugend, weil der adelstolze Vater es verschmäht, sie für eine bestimmte Laufbahn vorbereiten zu lassen, in der eintönigsten Weise. Alle werden von dem Gefühl tiefsten Unglücks gequält und wünschen in den Briefen den Tod als Erlösung herbei. Die anderen freilich ergeben sich späterhin in ihr Schicksal und verfallen der schlimmsten Bigotterie, — nicht unwahrscheinlich, daß bei diesem Ausgange das Beispiel des ältesten Bruders auf die jüngeren Geschwister den entscheidenden Rückschlag übte. Ihm allein gelingt es, aus dem ewigen Einerlei erzwungener Frömmigkeit sich loszumachen, allerdings giebt er dann mit strenger Consequenz jeden Zusammenhang mit der Kirche auf, verzichtet auf jeden Anhalt, den ihm ihre Lehren bieten könnten, und verliert sich in die Tiefen einer trost- und hoffnungslosen Weltanschauung. Mit dem Vater und den Geschwistern verbindet ihn die innigste Liebe, aber während ihn die letzteren unumwunden zum Vertrauten ihrer geheimsten Gedanken machen, fühlt er doch den Abstand seiner eigenen Ueberzeugungen von denen des Vaters allzusehr, und da er sich hierüber nicht zu äußern wagt, so bildet sich zwischen beiden jene innere Entfremdung, die zwar nicht zu offnem Bruche führt, die aber den Sohn verschlossen macht, den Vater dagegen bestimmt, seinem Wunsche, in die Welt zu treten, möglichst lange zu widerstreben. Dies die eigentliche Sachlage in dem Mißverhältnisse zwischen beiden.

So fällt dem geistigen Zwange, unter dem die Jugend Giacomo's verläuft, der nächste Antheil an der düsteren Richtung zu, die der Ideengang seiner Dichtung späterhin genommen hat. Dazu kam noch ein anderer nicht minder wichtiger Umstand. Hatte ihn die Natur mit allen Gaben des Geistes reichlich, ja glänzend ausgestattet, so hatte sie ihm stiefmütterlich



Digitized by Google

doch nur einen mißgeformten, schwächlichen und reizbaren Körper verliehen, und die angestrengten Studien seit den frühesten Kinderjahren mögen seine Entwicklung noch mehr beeinträchtigt haben, sodaß Leiden und Gebrechlichkeit ihm jede Lebensfreude raubten und ihn zuletzt zwangen, auch jede geistige Anspannung zu vermeiden.

Unter dem lastenden Drucke dieser äußeren Umstände blieb dem hochbegabten Dichter jene Harmonie versagt, nach der lebensfrohe Menschen im Besitze eines gesunden Körpers ringen, nur der Gedanke arbeitet einseitig in ihm, das Gefühl des Schmerzes beherrscht seine Seele. Wo Andere in Genuß und Verkehr sich die Kraft zu neuer Thätigkeit gewinnen, fühlt sich der Arme zurückgestoßen und vereinsamt, wo er selbst von heißer Liebesglut entbrannte, kam man ihm höchstens mit Bedauern und Mitleid entgegen: so gesellt sich zu den körperlichen Leiden die Bitterkeit des Gemüthes, und aus den natürlichen Bedingungen seiner Existenz entspringt der Weltschmerz, der eben deswegen bei ihm wahrer und ergreifender ist als bei den Romantikern.

Mit dem zwanzigsten Jahre erhielt er zum ersten Male die Erlaubniß, das väterliche Haus auf längere Stunden zu verlassen; es war damals, als er den Besuch Pietro Giordani's [1]) erwartete und empfing. Zum ersten Male konnte sich des Dichters Seele einem theilnehmenden Freunde öffnen. Von dieser Begegnung her datirt dann freilich die Partei der Frommen Leopardi's Abwendung von der Religion. Selbst der Vater hat nicht Anstand genommen, diesen Vorwurf öffentlich gegen Giordani auszusprechen; ohne jedes Bedenken wiederholt ihn neuerdings Alfred von Reumont in seinem Leben Gino Capponi's. Demgegenüber wird von Anderen (wie Montefredini) [2]) geltend gemacht, daß die Abneigung durch das, was er im Elternhause



Digitized by Google

täglich sah, bereits in Leopardi vorhanden war, und wolle man auf eines Anderen Einfluß bestimmter hinweisen, so habe die Lektüre Alfieris ihn darin bestärkt. Feststeht, daß der Jüngling das Jahr nach jenem Besuche einen Plan entworfen, aus dem väterlichen Hause zu entfliehen, und daß er nur durch die Anhänglichkeit an die Seinen abgehalten wurde, den Beschluß zur Ausführung zu bringen, und ebenso fest steht es, daß die fortgesetzte Ueberwachung, sowie alle Bemühungen, ihn zur strengen Gläubigkeit zurückzurufen, völlig vergeblich blieben.

Endlich, im November 1822, senden ihn die Eltern zu dem mütterlichen Oheim, dem Marchese Carlo Antici, nach Rom. Aber dieser erste Versuch, ihn in die große Welt einzuführen, mißlingt, weil das Leben in der päpstlichen Hauptstadt nur sehr wenig Anziehendes für ihn bietet. In dem Hause des Onkels herrschen dieselben frommen Neigungen wie daheim in Recanati, und in den gelehrten Kreisen beschäftigt man sich allein mit antiquarischen Dingen. Nur die Liebenswürdigkeit der Deutschen, mit denen er in Rom zusammentrifft, gewinnt sein Herz, besonders Niebuhr begegnet ihm mit Freundlichkeit und empfiehlt ihn bei seinem Abschiede an seinen Nachfolger Bunsen.

Nach fünfmonatlicher Abwesenheit kehrt Leopardi in die Heimath zurück, unbefriedigt von dem, was er gesehen und erlebt hat, aber auch das Vaterhaus ist ihm verhaßt; selbst sein Briefwechsel unterliegt einer strengen häuslichen Censur.

Lange jedoch vermag er dies unthätige Leben nicht zu ertragen, und so unterhandelt er, ohne Wissen seiner Eltern, mit dem Buchhändler Stella in Mailand, sucht durch literarische Leistungen eine unabhängige Stellung zu gewinnen. Mühsam gelingt ihm dies eine Zeit lang. Seine Kränklichkeit, vermehrt durch übermäßige Anstrengungen, nöthigt ihn, den Aufenthalt mehrfach zu wechseln, bald lebt er in Bologna, bald in Mailand und



Digitized by Google

bald wieder in Bologna, zeitweise kehrt er zu seinen Eltern zurück, um dann wieder durch das Gefühl der Langenweile fortgetrieben zu werden. Mit dem Frühjahr 1827 begiebt er sich nach Florenz, dem damaligen Mittelpunkte ernster wissenschaftlicher Studien und regen literarischen Schaffens, in dem Kreise von Gelehrten und Literaten, der sich um Vieusseux gebildet, findet er Zutritt und liefert Beiträge für das Organ desselben, die in jener Zeit berühmte italienische Anthologie. Die resignirte Stimmung, welche dort in Bezug auf die politischen Zustände herrscht, theilt sich auch ihm mit und nimmt bei ihm den schmerzlichen Grundton an, der einmal seine Seele erfüllte. Geschätzt und geachtet ward er von vielen, von wenigen Freunden geliebt und verehrt, aber auch an solchen fehlte es nicht, die, wie Tommaseo, sich in religiöser und politischer Hinsicht auf ganz anderem Boden fühlend, selbst vor der Oeffentlichkeit absprechend über ihn urtheilten. Nach einem erträglichen Winter, den er (1827 zu 1828) in dem milden Klima Pisas angenehm verlebte, begann eine neue Reihe körperlicher Leiden, nur selten unterbrochen; seine Freunde Colletta, Tommasini und vor allen Bunsen bemühten sich mit Eifer, ihm das Leben zu erleichtern. 1831 veranstaltet er eine neue Ausgabe seiner Gedichte, in dem Widmungsbriefe an seine Freunde nimmt er, von Todesahnungen erfüllt, mit ergreifenden Worten Abschied. In Rom erlangt er dann 1832 von seinem Vater ein bescheidenes Monatsgeld, das ihm, soviel jetzt durch Piergili's neueste Veröffentlichungen bekannt wird, bis zu seinem Ende regelmäßig gezahlt worden ist. 1833 entschließt er sich, dem Rathe seines Arztes folgend, Florenz mit Neapel zu vertauschen. Dorthin kommt er in Begleitung eines Mannes, dessen Name von da ab mit seinem Schicksale unzertrennlich verknüpft ist. In der That scheint es schwer begreiflich, wie es möglich war, daß Leopardi sich an einen



Digitized by Google

Mann von so mäßigen Fähigkeiten und so zweifelhaftem Charakter wie Ranieri anschließen konnte. Wenn auch nicht erwiesen ist, daß Ranieri unehrenhaft gegen ihn gehandelt, so hat er doch nicht unterlassen, die eigenen Gefälligkeiten gegen den todtkranken Dichter laut genug zu rühmen, und hat es verstanden, die Gebrechlichkeit seines Freundes dahin auszunutzen, daß er sich durch die Schilderung ihres beiderseitigen Verhältnisses in übelberufener Weise einen Namen machte durch sein Werk: sette anni di sodalizio. Außerdem hat er gerade nicht wenig dazu beigetragen, daß die Zänkereien über Leopardi's Aufrichtigkeit einen so kleinlichen Charakter annahmen. Ebenso ist die von Jesuitenvätern eifrigst vertheidigte Behauptung, Leopardi habe angesichts des Todes sich mit der Kirche ausgesöhnt (L. starb den 14. Juni 1837 zu Neapel), durch Ranieri's mehr als zweideutigen Bericht an Graf Monaldo angeregt worden, und erst als die Patres merkten, daß sie mit der frommen Fabel in der eigenen Familie des Verstorbenen, geschweige denn bei dem gelehrten Publikum, keinen Glauben fanden, haben sie dieselbe fallen lassen und den eigenen Irrthum mit Verwechselung zu entschuldigen versucht. Diejenigen aber, welche eines Mannes Werth nicht nach dem Maße streng dogmatischer Gläubigkeit abschätzen, ehren das Andenken des zu früh dahingeschiedenen Dichters und trauern um das herbe Mißgeschick, das ihm, dem hochbegabten, edel angelegten Menschen, solche Fülle der schwersten Leiden auferlegte, während sie ihm gern zugestehen, daß er zu dem Streben nach den höchsten Zielen wohl berechtigt war. Das schönste Denkmal ist ihm, unserem Ermessen nach, durch Bunsen gesetzt worden, der in seinem Werke „Gott in der Geschichte" über ihn sagt: „Friede sei Deinem Andenken, Du hoher Genius, der Du mit leidendem Körper und im tiefen Drucke des häuslichen und öffentlichen Unglücks über diese

dunkle Erde gezogen bist! Ewige Ehre Deinem Namen für die Ströme göttlicher Begeisterung und Liebe, welche Du bei diesem schweren Pilgerzuge in lieblichen Schwanentönen ausgegossen hast! ‚Deiner Gebieterin‘ getreu hast Du gelebt, und Deinem Genius getreu bist Du gestorben, unvergängliche Sehnsucht zurücklassend Deinen Freunden!“

Gewiß ist es von Wichtigkeit, auch des Dichters Studien- und Entwicklungsgang des Näheren zu betrachten, weil sich daraus entnehmen läßt, woran er seinen Geschmack gebildet und welchen Vorbildern er nachgestrebt hat; auf der andern Seite beantwortet sich dann die Frage um so leichter, wie es ihm allmählich gelungen ist, selbstständig seinen Weg zu nehmen. Geradezu erstaunlich ist es, welche Fülle der Gelehrsamkeit sich Leopardi schon in frühester Jugend angeeignet hat, und für sein Alter sind seine Leistungen ganz ungewöhnliche, aber zu einer eigentlichen Reife des Urtheils, zu klarer Herrschaft über seinen Gegenstand und zu planmäßiger Darstellung desselben ist er nirgends vorgedrungen. An seinen Uebersetzungen und Commentaren tritt uns mehr die Sprachkenntniß im Einzelnen, sein Sammelfleiß entgegen, und wenn ihn gerade deutsche Gelehrte deswegen schätzen, so ist er doch der bahnbrechenden deutschen Gelehrsamkeit, die im Anfange des Jahrhunderts der philologischen Wissenschaft neue Gebiete erschloß, völlig fremd geblieben.

Nicht leicht wird es gelingen, einen bestimmten Zusammenhang in seinen Studien nachzuweisen, dennoch bewegen sich diese im Allgemeinen auf vier verschiedenen Gebieten: der Einfluß seiner mönchischen Erziehung läßt sich in den Diskursen über Kirchenhistoriker und kirchliche Gegenstände wiedererkennen, selbst der Stil trägt die Spuren einer gewissen Breite an sich



Digitized by Google

und in den frühesten Arbeiten blicken oft noch streng kirchliche Anschauungen durch.

Die Schrift über die volksthümlichen Irrthümer der Alten (sopra gli errori popolari degli antichi), die er im Jahre 1815, also 17 Jahre alt, geschrieben und die der Bonner Philologe Sinner (1834) als ein opus admirandae lectionis et eruditionis zu preisen wußte, behandelt die irrigen Vorstellungen der Alten in Bezug auf die Götter, die Orakel, die Zauberei, die Deutungen der Vorzeichen, der Träume und nächtlichen Erscheinungen, sie schließt mit einer hochtönenden Verherrlichung des katholischen Glaubens: „Liebenswertheste aller Religionen! Wohl ist es angenehm, mit Dir schließen zu können, um die zu erfreuen, denen Du jeden Tag Wohlthaten erzeigst, angenehm ist es, mit der festen, zuversichtlichen Ueberzeugung schließen zu können, daß der kein Philosoph ist, der Dir nicht folgt und Dich nicht achtet, und daß wer Dir folgt und Dich achtet ein Philosoph sein muß. Ich wage sogar zu behaupten, daß der kein Herz hat, der die süßen Wallungen einer zärtlichen Liebe nicht empfindet, der das Entzücken nicht kennt, in das ihn die innig ergreifende Betrachtung versenkt, der Dich nicht mit Leidenschaft liebt, der sich nicht zu dem unaussprechlichen Gegenstande hingerissen fühlt, den Du uns lehrest. Da Du erschienst in der Nacht der Unwissenheit, — denn das war das Zeitalter des Augustus — hast Du den Irrthum mit Deinem Blitze getroffen, hast der Vernunft und der Wahrheit einen Sitz errichtet, den sie niemals verlieren werden. Du wirst ewig leben, und der Irrthum niemals bei Dir bestehen können. Wenn er über uns hereinbrechen wird, wenn er uns, die finstere Hand über unsere Augen breitend, in die dunklen Abgründe, welche die Unwissenheit vor unseren Füßen öffnet, hinabzustürzen droht,



Digitized by Google

dann werden wir uns zu Dir zurückwenden und werden die Wahrheit unter Deinem Mantel finden. Der Irrthum wird entweichen, wie der Gebirgswolf, verfolgt vom Hirten, und Deine Hand wird uns vor Unheil bewahren!"

Wer möchte in dem Verfasser dieser schwülstigen Zeilen den Dichter Leopardi vermuthen, den Abtrünnigen, Ungläubigen, den nicht die Gebete des zärtlichen Vaters, nicht die Verweisungen der strengen Mutter in den Schooß der Kirche zurückzuführen vermochten? Welche Wandlung muß in seinem Gemüthe vor sich gegangen sein, die den seines Glaubens so sicheren Jüngling zu trostloser Verzweiflung getrieben hat!

Eine zweite Reihe von gelehrten Arbeiten befaßt sich mit altgriechischen Dichtungen hauptsächlich mit solchen einer späteren Zeit, von deren poetischem Werthe Leopardi selbst einen etwas übertriebenen Begriff hatte. Seine Studien blieben hier überall an der grammatischen und rhetorischen Seite haften, unermüdlich vertiefte er sich in die Einzelheiten, commentirte und illustrirte mit einer Fülle von Namen und Daten, übersetzte mit unsäglichem Fleiße, ohne zu rechter Schätzung des Autors zu gelangen. So in seinem Diskurse über den Idyllendichter Moschus ergeht er sich in Bewunderung über die Feinheiten dieses Poeten und stellt ihn weit über seine Vorgänger Theokrit und Bion, als deren gekünstelten Nachahmer schärfere Kritiker ihn längst erkannt haben. In gleicher Weise beschäftigte er sich neben Horaz mit den Rhetorikern der römischen Kaiserzeit und handelte unter anderem über die von Angelo Mai aufgefundenen Bruchstücke des Fronto mit einer Bewunderung, die ihrer geringen Bedeutung nicht entsprechend ist.

Dem Urtheil, welches Montefredini in Uebereinstimmung mit anderen, auch mit deutschen Kritikern, in Bezug auf diese gelehrten Jugendarbeiten ausspricht, wird man unbedingt bei-



Digitized by Google

treten können: so staunenswerth auch seine Belesenheit und sein Sammeleifer ist, so sehr in einzelnen Bemerkungen sein Scharfsinn überrascht, so wenig verdienen wegen der in ihnen herrschenden unreifen Methode diese Leistungen die übermäßigen Lobsprüche, womit dieselben von den Herausgebern (Giordani, Cugnoni, Piergili) nach des Dichters Tode vor das Publikum gebracht worden sind, und es wäre weise gehandelt, wenn man endlich den von mehreren Seiten ausgesprochenen Rath beherzigen wollte, mit diesen Publikationen aufzuhören. Leopardi's Hauptbedeutung ist vielmehr allein auf dem Gebiete der Dichtkunst zu suchen.

Mit Recht darf man fragen, welches hier seine Vorbilder gewesen sind. Die Antwort bezeichnet zugleich den vierten noch übrigen Gegenstand seiner Lektüre und seiner Studien, denjenigen jedenfalls, dem er für die Ausbildung seines Geschmackes, für die Handhabung der Form und Sprache und die poetische Richtung am meisten verdankt, bis es ihm gelang, die tiefen Empfindungen seiner Seele auf die ihm eigene Weise zum Ausdrucke zu bringen.

Unter den italienischen Dichtern begeisterte er sich am meisten für Alfieri, später studirte er auf Giordani's Empfehlung die trecentisti, vor allen Dante und Petrarka. Alfieri's Ironie, mit der sich sein Tyrannenhaß, sein Freiheitsstolz und die Verachtung gegen die Mattherzigkeit seiner Landsleute ausspricht, ist gemildert auch auf ihn übergegangen, aber während bei jenem der Schmerz um sein Vaterland sich in beißender Satire Luft macht, nimmt er bei ihm den Ton verzweifelnder Resignation an. Der Name Dante's wird nie ohne das Gefühl höchster Ehrfurcht von Leopardi genannt: das herbe Unglück des Florentiners, sein sittlicher Zorn über die Gebrechen seiner Zeit er-



Digitized by Google

wecken verwandte Klänge der Trauer über das eigene Elend und die Nichtigkeit menschlichen Daseins in seiner Brust.

In Leopardi's frühesten dichterischen Produktionen, in seinem canto all' Italia, sul monumento di Dante, ad Angelo Mai, verräth sich durch das schwungvolle Pathos das Vorbild Petrarka's. Petrarka selbst mit seiner rhetorischen Schwärmerei für die altrömische Republik hat nichts Modernes an sich, bei ihm ist der Patriotismus bloße Fiktion und Phrase, nicht auf dem Boden der Gegenwart bewegt er sich, wie Dante, vielmehr haftet er mit einer Art Selbsttäuschung an der Vergangenheit, als wären diese Reminiscenzen aus dem klassischen Alterthume das Vermächtniß einer selbst durchlebten großen Zeit, und als hätte das italienische Volk daran einen größeren Anspruch als die übrigen gebildeten Nationen Europas. Gerade diese Art des Patriotismus, wie ihn Petrarka aufgebracht, seine Nachahmer fortgepflanzt und die nach Italien eingedrungene französische Revolution mit phrasenhaftem Pompe weiter entwickelt hat, lebt in der Mehrzahl der Italiener noch heute fort, und ebenso tönt auch in Leopardi's Gesängen die rhetorische Klage um die Vernichtung des alten Römerreiches lauter als der erweckende Aufruf zur Erhebung in der Gegenwart. Darum ist es wichtig, Leopardi in seinen frühesten Gesängen kennen zu lernen: die beiden Canzonen „An Italien" und „Ueber ein Dante-Monument" erschienen in Rom 1818 mit einer Widmung an Vincenzo Monti, den Dichter des Aristodemo und der Basvilliana. Das erstere der beiden Gedichte, lange Zeit das Entzücken der modernen Italiener, zerfällt seinem Gedankengange nach in zwei Theile: der Poet schaut Italien vor sich als ein entehrtes, dienendes Weib, all' der Ruhmeszeichen beraubt, mit denen sie einst als Beherrscherin der Welt geschmückt war. Die Söhne dieser königlichen Frau kämpfen, der großen Vergangenheit uneingedenk,



Digitized by Google

für die Sache fremder Völker. Das bringt dem Dichter die Erinnerung alter Zeiten zurück, und er versetzt sich in die Gegenwart der Perserkriege: muthvoll haben die tapferen Schaaren der Hellenen das von den Barbaren drohende Sklavenjoch abgewehrt, laut ertönt in den Thermopylen der Schlachtenlärm, und in der Ferne verklingt der Hufschlag der zum Hellespont entfliehenden Perserrosse. Der Sänger Simonides singt den gefallenen Helden, wie den überlebenden freien Bürgern Griechenlands den Siegeshymnus.

O patria mia, vedo le mura e gli archi
E le colonne e i simulacri e l'erme
Torri degli avi nostri,
Ma la gloria non vedo,
Non vedo il lauro e il ferro ond' eran carchi
I nostri padri antichi. Or fatta inerme,
Nuda la fronte e nudo il petto mostri.
Oimè quante ferite,
Che lividor, che sangue! oh qual ti veggio,
Formosissima donna! Io chiedo al cielo
E al mondo: dite, dite,
Chi la ridusse a tale? E questo è peggio,
Che di catene ha carche ambe le braccia;
Sì che sparte le chiome e senza velo
Siede in terra negletta e sconsolata,
Nascondendo la faccia
Tra le ginocchia, e piange.
Piangi, chè ben hai donde, Italia mia,
Le genti a vincer nata
E nella fausta sorte e nella ria.

Se fosser gli occhi tuoi due fonti vive,
Mai non potrebbe il pianto
Adeguarsi al tuo danno ed allo scorno;
Chè fosti donna, or sei povera ancella.
Chi di te parla o scrive,



Digitized by Google

Che, rimembrando il tuo passato vanto,
Non dica: già fu grande, or non è quella?
Perchè, perchè? dov' è la forza antica,
Dove l'armi e il valore e la costanza?
Chi ti discinse il brando?
Chi ti tradì? qual arte o qual fatica
O qual tanta possanza
Valse a spogliarti il manto e l'auree bende?
Come cadesti o quando
Da tanta altezza in così basso loco?
Nessun pugna per te? non ti difende
Nessun de' tuoi? L'armi, qua l'armi: io solo
Combatterò, procomberò sol io.
Dammi, o ciel, che sia foco
Agli italici petti il sangue mio.

In dieser Canzone vermag sich der Dichter wenigstens zur Begeisterung wieder empor zu richten, in der Vergangenheit des Griechenvolkes erblickt er das, was seinem Vaterlande fehlt, und der Glaube an die Möglichkeit, daß die alten Bürgertugenden in dem herabgekommenen Geschlechte wieder aufleben könnten, ist doch nicht völlig erloschen. Um wieviel trostloser klingt schon das nur um zwei Jahre später verfaßte Gedicht an Angelo Mai, als er Ciceros Bücher vom Staate entdeckt hatte.[3])

„Wirst du nicht müde, kühner Italer,
Die Ahnen aus den Grüften
Zu wecken, daß sie mächt'ge Reden führen
Mit dieser todten Zeit, da rings in Lüften
Der Trägheit Nebel schwebt? Und wie berühren
Jetzt unser Ohr so oft und inhaltschwer
Die Stimmen unsrer Alten,
Die so lang verstummt? Warum erstehen
Sie alle wieder? Früchte plötzlich tragen
Die Blätter. Staub'ge Klöster geben her,
Was sie verwahrt gehalten,
Und die verscholl'nen, heil'gen Worte gehen



Digitized by Google

Von Neuem um. Krönt das Geschick dein Wagen,
Du wackerer Italer? Wie oder wird
Ein Mannesmuth vom Schicksal nicht beirrt?

Die Bücher der Vorfahren kommen ans Tageslicht, Sage und Ueberlieferung erzählen noch von ihrer Tüchtigkeit, ihren Verdiensten um das Vaterland, die Namen der Dichter und ihre Lieder leben noch fort im Munde des Volkes, aber haben die Bücher der Alten, die Ruhmesthaten der Helden, die Lieder der Sänger Kraft genug, die Lebenden zu neuer Thatkraft zu erwecken? Alles regt in dem Dichter Zweifel an, daß diese Hoffnung sich erfülle. Und lohnt es wirklich, das tief gesunkene Volk an den Glanz der Väter zu erinnern? Ach, ihre Verdienste haben uns groß gemacht, aber indem sie uns bereicherten, sind wir nicht zugleich in Wahrheit ärmer geworden? Des Columbus Entdeckungsfahrten haben wohl die Kenntniß neuer Welttheile erschlossen, aber indem die Menschen nun, über die wahre Gestalt der Erde belehrt, das unbekannte Land auf der Karte mit Augen schauen, sind sie um ihren kindlichen Glauben gebracht worden, so viele schöne Bilder, die sie mit kühner Erfindungsgabe sich erdichtet, sind ihrer Phantasie durch die Aufklärung jetzt geraubt:

Wo sind die holden Träume nun von jener
Geheimen Zufluchtsstätte
Uns unbekannter Siedler, von dem Ort,
Wo über Tag die Sterne ruhn, dem Bette
Der jungen Eos und dem Ruheport,
Wo Nachts verborgen schläft das Weltgestirn?
Mit Eins sind sie geschwunden;
Nun zeigt ein kleines Blatt das Bild der Welt.
Nun gleicht sich Alles, und die Forschung weitet
Das Nichts nur aus. Dich scheucht von unsrer Stirn
Die Wahrheit, kaum gefunden,
O holde Phantasie! Das Denken hält
Sich fern von dir auf immer und bestreitet

Die Macht dir mehr und mehr, die wundersame,
Daß jeder Trost nun schwand in unserm Grame.

Die Schicksale der Dichter lehren uns nur, daß auch der Ruhm ein eitler Schatten ist, und wenn all das trübe Leid Tasso's an des Betrachters Seele vorüberzieht, so lautet das Resultat doch nur:

„Wer der Menschen Elend ganz
Begriff, ersehnt den Tod nur, keinen Kranz."

Wohl sprechen sie zu uns, die Zeugen vergangener Größe, laut und vernehmlich genug, und er, der zuerst es unternahm, sein Volk daran zu mahnen, Vittorio Alfieri, ungehört verklang sein Wort, und nicht vermochte er, die Trägen aus dem Schlafe aufzurufen:

„In knirschender Verachtung lebt er hin
Sein fleckenloses Leben,
Und Tod bewahrt ihn, Schlimm'res noch zu schauen.
Nein, mein Vittorio, günstig deinem Streben
War weder Zeit noch Ort. In diesen Gauen
Kann Hochsinn fürder nicht gedeihn. Im Häfen
Ruhn träge wir, ergeben
In Mittelmäßigkeit. Der Pöbel stieg
Empor, der Weise sank; Nichts wird bewundert,
Platt ward die Welt. — Da die Lebend'gen schlafen,
Erweck zu neuem Leben
Die Todten, hoher Forscher! Hilf zum Sieg
Den alten Helden, daß dies Kothjahrhundert
Empor sich raffe und Begeistrung trinke
Zu edler That, wo nicht, in Scham versinke!"

Mit einem Zweifel klingt das Gedicht aus, und nicht die Hoffnung ist es, die dem Sänger wächst, nur die Ueberzeugung, daß alles eitel, daß Leiden der Menschen letztes Theil ist, und er, der die Welt erschuf, hat sie nicht zur Lust geschaffen, sondern zu gegenseitiger Zerstörung gab er sie den Menschen



Digitized by Google

und den Elementen hin, nicht das Leben, nur der Tod ist Wohlthat. Man erstaunt, wie schnell in dem Jüngling die finstere Weltanschauung zur Reife kommt. Mit Riesenschritten eilt er von Consequenz zu Consequenz. Wohl führen seine Oden als Titel noch den Namen eines Römerhelden oder einer Griechenfrau, allein die eignen Gefühle und Gedanken sind es, die seine Seele dichtend ihnen in den Mund legt. So in dem jüngeren Brutus; so in der Sappho:

„Du sanfte Nacht und du, verschämter Strahl
Des späten Monds, und du dort überm Felsen
Aufglänzend aus des Waldes stummen Wipfeln,
Du Tagesbote, die ihr meinen Augen u. s. w."

So ändert sich der Ton seiner Lieder: man könnte sagen, Leopardi's Lyrik, anfangs objectiv an die edlen Namen und Thaten der Vorzeit angeknüpft, wird mehr und mehr subjektiv, aus der Umgebung entlehnt sie den Anlaß, welcher seine Phantasie zu düstren Bildern treibt, sonst giebt sie uns die trübe Stimmung seines eigenen Herzens. Dies drückt sich schon in den Ueberschriften aus: „die erste Liebe", die „Blauamsel„ (il passero solitario), „am Abend des Festtages", an den „Mond", der „Traum". All die Ideale, die sein Herz bewegen, Heldenruhm, die Liebe, Freundschaft, die Freude an der Natur und an den Festen froher Menschen — nur den Schatten, nur die Schwäche offenbaren sie dem verbitterten Gemüthe des Sängers, ihm entschwindet aller Frohsinn, weil er den Dämon schaut, der allen Glanz zerstört. Auch er möchte einstimmen in den Jubel der Creatur über die Schönheit der Schöpfung, auch er möchte sich mit den Fröhlichen freuen, aber zu der Lebensfreude, zu dem Jauchzen der im Tanze dahinschwebenden Paare, zu der Liebeslust und Inbrunst gesellt sich bei ihm der grübelnde Gedanke: auf den hellen, glänzenden Tag folgt die düstere, schwarze Nacht,



Digitized by Google

auf die feierliche Sonntagsstille in der Natur der vernichtende Sturm, auf die Freude des Festes die Ermattung und die Sorgen des Lebens, und für alle Qualen, welche Noth und Elend der Brust des armen Sterblichen bereiten, bleibt als einzige Erlösung der Tod.

Das ist das Ergebniß einer Jugend, die der Dichter mit schwachem, siechem Körper verlebt hat, und so spricht er es aus zu einer Zeit, wo ihm das nahe Ende seiner Tage schon nicht zweifelhaft war, in der Canzone le ricordanze („Jugenderinnerungen"); Paul Heyse hat sie in die rührende Novelle Nerina verflochten.

„O, all' ihr Hoffnungen, du holder Trug
Der Jugendtage! Immer kehrt die Seele
Zu euch zurück. Denn wie die Zeit auch eilt,
Wie sich Gedanken und Gefühle wandeln,
Niemals vergess' ich euch! Trugbilder, weiß ich
Sind Ruhm und Ehre; Glück und Wonne nur
Ein eitler Wunsch; das unfruchtbare Leben
Ein nutzlos Elend. Dennoch, ob auch leer
All' meine Jahre, dunkel und verödet
Mein sterblich Dasein, raubt das Glück — wohl seh' ich
Es ein — mir wenig nur. Doch ach, so oft ich
An euch, ihr Jugendhoffnungen, gedenke,
An das, was einst so hold mir vorgeschwebt,
Und dann mein jammervoll armselig Leben
Erwäg', und daß von so viel schöner Hoffnung
Der Tod allein mir heut' noch übrig bleibt:
Krampft sich mein Herz zusammen und mir ist,
Als gäb es keinen Trost für solch ein Schicksal.
Und wenn nun dieser oft ersehnte Tod
Mir nahe tritt und ich am letzten Ziel
All meines Unglücks stehe, wenn die Erde
Ein fremdes Thal mir wird und meinem Blick
Die Zukunft schwindet: euer dann gewiß



Digitized by Google

Werd' ich gedenken, euer Bild wird mich
Den letzten Seufzer kosten, bitter mahnend,
Daß ich umsonst gelebt, und in die Süße
Des schicksalvollen Tags mir Wermuth träufeln.

O, schon im ersten stürmischen Jugenddrang
Der Freuden, Aengsten und Begierden rief ich
Den Tod so manches Mal und konnte lang'
Drauß' an der Quelle sitzend drüber brüten,
Ob ich nicht besser thäte, Schmerz und Hoffnung
In ihrer Fluth zu stillen. Dann durch schleichend
Siechthum gerissen an den Rand des Grabes,
Weint' ich um meine schöne Jugend, um
Der armen Tage Flor, der schon so früh
Hinwelkt, und manchen Abend, wenn ich traurig
Auf meinem Bette, dem vertrauten, saß
Und bei dem trüben Lämpchen dichtete,
Klagt' ich im Einklang mit der nächt'gen Stille
Um meinen flücht'gen Geist und sang mir selbst,
Als schwänd' ich scheidend hin, das Todtenlied!"

Hat in Leopardi anfangs noch das mitfühlende Herz mit dem denkenden Verstande gerungen, zuletzt behält dieser die Oberhand; der vorher nur momentane, vorübergehende Schmerz wird das dauernde, einzig bleibende Gefühl seiner Seele. Und hierin beruht der Unterschied zwischen Heine und Leopardi. Heine malt die Schönheit, die Liebe, die Andacht, das Träumen, aber mit herber Satire und mit beißendem Spotte zerstört er die entzückenden Bilder, die noch eben das Herz des Lesers und Hörers bezauberten, vernichtet oft nur durch einen geringen Beisatz die ergreifendsten Situationen und läßt dem, den er noch eben beglückte, die schmerzlichste Enttäuschung zurück. Bei Leopardi dagegen bleibt der Leser niemals im Unklaren über seine Auffassung des Lebens, darum erwecken seine Klagen das aufrichtigste Mitgefühl. Heine hat den Pessimismus erst mit muth-



Digitized by Google

williger Satire scherzend in seine Dichtung hineingetragen, bis der furchtbare Ernst seiner langen Leiden ihm die Herrschaft in seinem Gemüthe und Denken verschaffte. Leopardi's elegischer Pessimismus liegt in der Anlage seines Gemüthes von vornherein vor, die traurige Oede seiner Umgebung, die Hoffnungslosigkeit der politischen Zustände haben ihn auferzogen, und die unbefriedigte Sehnsucht, der Mangel einer wahren Gegenliebe hat ihn in seinem Herzen gereift und befestigt.

Dieselbe Steigerung läßt sich in der Liebe als Element der leopardischen Dichtung verfolgen. Welchen hohen Begriff er in früher Zeit von der Tugend und Schönheit des Weibes hat, spricht er in dem Hochzeitsgedicht für seine Schwester Paolina (1824) aus:

„Ein Sporn zu edlen Thaten
Ist Liebe, recht erkannt, und hohes Streben
Erweckt die Schönheit,"

und was er von den Frauen Italiens verlangt, sagt er in demselben Gedichte:

„Viel hofft von euch, ihr Frauen,
Das Vaterland; und nicht zu Schimpf und Schaden
Der Menschensöhne ward dem sanften Strahl
Aus Euren Augen Macht, wohin sie schauen,
Zu bänd'gen Feu'r und Schwert. Ihr lenkt zumal
Den Weisen wie den Starken klug am Faden,
Und was die Sonn' umkreiset, neigt sich euch."

Zum Schluß greift er in das Alterthum zurück und hält der Schwester die Gattinnen der Spartaner und die keusche Virginia als Muster vor. Auch hier also haben die klassischen Reminiscenzen ihren Antheil. Eine Reihe von Dichtungen aber, welche die eigene Liebe Leopardi eingegeben, gehört dem Jahre 1831 an: es sind nicht Liebeslieder im gewöhnlichen Sinne, wie sie die Minnesänger, die arkadischen Poeten oder



Digitized by Google

die modernen Dichter geschaffen haben, nicht Ergüsse von Liebesleid und -lust, von Schwärmerei, von Sehnsucht und Entzücken, vielmehr Liebeselegieen: die einen voll Trauer um die verlorene Jugendliebe, die Erinnerung daran weckt mildernde Empfindungen, aber entschwunden bleibt die Seligkeit; die andern singen von einem Wiedererwachen der Gefühle, dies sind die einzigen, die das Leben noch ertragbar machen. Offenbar knüpft er hier an wirkliche Erlebnisse an, so in dem Gedicht „Die erste Liebe", so in dem anderen, welches die „Auferstehung" betitelt ist. Das erstere bezieht sich auf die Schwärmerei für ein junges Landmädchen seines Heimathsortes, das einem frühen Tod zum Opfer fiel, und steht mit der Liebesgeschichte im Zusammenhange, welche der erwähnten Novelle von Paul Heyse, „Nerina", zu Grunde liegt:

„Noch hat ich Dich, o Liebe, nicht gekannt,
Und achtzehn Sommer lebt' ich bis zum Tage,
Wo ich mit Thränen Deine Macht empfand.

Entwerthet war mir wie mit einem Schlage
Jedwede Lust, die heil'ge Morgenfrühe,
Der Sterne Glanz, des Frühlings Blüthenhage.

— — — — — — — — —

Und noch wird diese Flamme fortgenährt,
Noch lebt das schöne Bild in meiner Seele,
Und ob sie nur ein Traumglück mir gewährt —
Sie bleibt der Trost, den ich allein erwähle!"

Das zweite Gedicht läßt den Gegenstand kaum errathen, man vermuthet, daß Leopardi in Florenz für eine Dame in Liebe entbrannte, aber die Umstände waren solche, daß der Dichter sich, im Hinblick auf seinen siechen Körper, nicht zu erklären wagte:

„Und doch aufs Neu' ergeb' ich mich
Dem alten Trug mit Willen.



Digitized by Google

Es staunt das Herz im Stillen,
Wie laut es pocht in mir.

Dir, o mein Herz, verdank' ich ja
Dies letzte Lebensregen,
Der schönen Flamme Segen
Und jeden Trost nur dir."

Beide Male erscheint die Liebe als derjenige Trieb, dem er am meisten Gewalt über sein Herz zuschreibt, wie ein Stern in der Nacht des Leidens leuchtet sie ihm und erhält ihm den Muth, zu leben. Das Jahr vor seinem Tode ist die Elegie gedichtet: „Liebe und Tod".

„Als Zwillinge des Schicksals Schooß entsprossen,
Sind Lieb' und Tod Genossen.
Nichts Schön'res ward hienieden
Der Erde, nichts der Sternenwelt beschieden."

Im weiteren Gedankengange zeigt der Dichter, wie sich der Tod der Liebe zugesellen will:

„Je mehr voll Liebesgluth,
Je weiser ist ein Herz, je stolzer achtet's
Gering des Lebens Wehe.
Kein Machtgebot, o Liebe,
Befeuert so wie deins zu jedem Wagniß.
Entflammt ja deine Nähe
Ein jedes Herz mit Muth,
Belebt den sinkenden und pflegt zu Thaten,
Nicht nur zu müß'gem Brüten, wie sie pflegen,
Die Geister zu erregen."

Ja, die Todessehnsucht entsteht mit der Liebe im Herzen des Jünglings, denn wer wahrhaft liebt ist auch entschlossen, entweder den erwählten Gegenstand zu besitzen oder zu sterben. Und unglücklich Liebende wählen freiwillig den Tod als Erlöser von ihrer Pein. Als solchen ruft ihn dann der Dichter herbei, und wenn er komme, wolle er ihn aufrechten Hauptes erwarten.



Digitized by Google

Auch von der philosophischen Seite hat Leopardi die Liebe zu erfassen gesucht in dem Gedichte „an die Geliebte" („alla donna amata"), jedoch die Gedanken sind unklar und schweifen in die Leere, es scheint fast, als wenn die Idee der Liebe ihm als die einzig tröstende, Halt gebende vorschwebe und ihm die Zuversicht des Lebens in einer zukünftigen, besseren Welt verbürge. Dies Eine sei hier noch bemerkt, daß die Liebe in Leopardi's poetischem Pessimismus doch nicht die niedere Stelle einnimmt, wie in dem Systeme Schopenhauer's oder von Hartmann's, wo sie nur als ein trügerischer Instinkt angesehen wird, als Naturtrieb, dazu da, die Gattung fortzupflanzen, und dem, um nicht abgewiesen zu werden, der eitle Schein der Liebe aufgeprägt sei.

Das Bild der Entwicklung in Leopardi's Dichtung ist hiermit gegeben. Drei Gruppen seiner Poesieen darf man unterscheiden: in der ersten leben die Erinnerungen an das Alterthum fort, die zweite wird man als Uebergang zu einer eigenen Dichtungsweise bezeichnen können, der Inhalt seines eigenen Lebens wird der Gegenstand, die Anhänglichkeit an eine ruhig verträumte Jugend, die Erkenntniß der Nichtigkeit des Daseins, die Leere in der Gegenwart und Zukunft; und zuletzt erscheint der pure Pessimismus, die Freundschaft, die Natur täuschen nur noch auf Momente das Gemüth, die Liebe hält am längsten aus im Widerstand, der Gedanke gewinnt die Herrschaft und erschaut nur noch die Werthlosigkeit auch dieser Güter, und die Enttäuschung führt zur Trostlosigkeit und zur Todessehnsucht. Mehr und mehr werden die Gesänge Selbstbekenntnisse, die der Tiefe seiner Brust entströmen, und je mehr sie dies werden, desto ergreifender wirken die Töne seiner Leier. An den Wundern der Natur in ihrer Erhabenheit und Lieblichkeit, an den wechselnden Freuden des Lebens nach den Mühen und Sorgen,



Digitized by Google

an der Großartigkeit menschlichen Strebens und Schaffens hat sich auch sein Herz entzückt, ja oft erschließen Natur und Menschendasein seiner Betrachtungsweise ganz besondere Reize, aber immer wieder zeigt ihm die Umgebung nur die tiefsten Schatten; weil er im eigenen Busen nur Schmerz und Kummer trägt, so hat sich auch sein Blick gewöhnt, draußen nur das Elend zu schauen, sein Ohr, nur den Jammer zu vernehmen, und sein Mund, das allgemeine Leiden zu verkünden.

Erscheint in Leopardi's Poesieen noch der Kampf zwischen Empfindung und Reflexion des Dichters, so zeigen seine Dialogen die nackten Consequenzen seiner pessimistischen Betrachtungen, der Widerstand hört auf, der Gedanke triumphirt vollständig. Nur das Gefühl für Freundschaft und Mitleid mit Anderen verrathen noch bisweilen die Theilnahme seines Herzens. Auf den elegischen Dichter Leopardi folgt hier der unerbittliche Richter.

Das System des Pessimismus, wie er es in seinen Gesprächen und zwar in der edelsten, ruhigsten und klarsten Sprache der Prosa entwickelt hat, hier näher darzulegen, nachdem es in seiner Dichtung nachgewiesen ist, ist nicht meine Absicht. Diese Gespräche führen nur eben die trüben Gedanken, die auch in seinen Poesieen vorherrschen, auf ihre Gründe zurück. Nur auf zwei Punkte soll hier noch eingegangen werden: auf die von ihm selbst gegebene Ableitung seiner Weltanschauung und auf das Motiv, das ihn selbst von der Vollziehung der letzten Consequenz, von dem Selbstmorde, abgehalten haben soll. Leopardi selbst war bemüht, zu beweisen, daß nicht die körperlichen Gebrechen in seinem Geiste das Gefühl des Schmerzes zur Herrschaft gebracht hätten, daß vielmehr Alles, was er in der Natur, dem Leben der Menschen und in der Geschichte des Menschengeschlechts beobachtet, ihm die Erkenntniß von dem



Digitized by Google

allgemeinen Leiden bestätigt habe: den religiösen Vorstellungen der Völker, den Betrachtungen und Schlüssen der ernstesten Denker, den erhabensten Schöpfungen der Poesie liege dieselbe Idee zu Grunde, sie lasse sich wie der rothe Faden in allen verfolgen. Glücklich fühlte er sich in dem Gedanken, nicht ein besonderer Zielpunkt für das Unglück zu sein, vielmehr nur ein kleiner Theil des allgemeinen Wehes, dem Jeder so bald als möglich zu entrinnen suchen müsse, der zu diesem Bewußtsein gelangt sei. Die Glorifikation des Todes war für ihn die nothwendige Folge dieser Betrachtungsweise des Daseins. In dem Dialoge „Plotinus und Porphyrius" setzt er das Motiv auseinander, das ihn bestimmt habe, dies mühevolle Erdenleben so lange zu ertragen: nur die Rücksicht auf die Seinen sei es gewesen, die den Entschluß, freiwillig zu sterben, in ihm nicht habe zur Ausführung kommen lassen. Wer aber sich selbst tödtet, ohne an den Schmerz zu denken, den er den Angehörigen bereitet, der begehe einen Akt niedriger Selbstliebe, wodurch er sich entehre. Dies Raisonnement enthält aber doch nur einen Scheingrund, denn wenn die Anhänglichkeit an die Seinen nichts weiter sein kann als eine der vielen Täuschungen für den Menschen und der Tod wirklich das einzige Gut, so genügt jene Begründung doch nicht, um ihn abzuhalten, den an die Hand gegebenen Weg zu dem letzteren zu wählen. Daß sie auch für Leopardi nicht genügte, darf man nach seiner ganzen Denkweise annehmen. Ein unbezwinglicher natürlicher Widerwille gegen das Sterben lebte auch in seiner Brust, wie in der jedes Menschen, das hat er bewiesen zur Zeit, wo er mit todtkrankem Körper der ansteckenden Cholera zu entfliehen suchte, und sie eben war es, die ihn, wie vorher den ihm befreundeten Dichter Platen, aus Neapel hinaustrieb in die Umgebung der Stadt; und da er im Begriff war, von neuem zu flüchten, ereilte ihn



Digitized by Google

der unerbittliche Tod, für ihn in Wahrheit ein Erlöser von langen und furchtbaren Leiden.

Und jenes Andere, daß die Entwicklung der Menschheit eine Bestätigung liefern soll, daß Alles auf Täuschung beruht und der Pessimismus in den Religionen, den Sätzen der Philosophen und den Dichtungen den Grundgedanken bildet. Richtig ist es wohl, daß die Menschheit von jeher für das eigene Weh die lebhafteste Empfindung sich bewahrte, daß die Denker dem Räthsel des Lebens gegenüber mit ernster Resignation den Tod als Erlösung betrachteten, daß in den Liedern und den religiösen Anschauungen zu allen Zeiten die Klage über die Hinfälligkeit des Edlen und Schönen auf der Erde durchklingt; richtig ist es wohl, daß der Pessimismus der Epopoe und der Tragödie der Griechen zu Grunde liegt, daß Sokrates und Platon den Tod als Befreier preisen, und daß nicht blos die Lehre Buddha's, sondern auch das Evangelium des Neuen Testaments die Erde als ein Jammerthal ansieht, und darum ließe es sich theoretisch wohl begründen, daß Leopardi's Weltanschauung sich aus der allgemeinen Erkenntniß von der Nichtigkeit menschlichen Daseins, ohne Rücksicht auf die eigene Gebrechlichkeit, gebildet haben könne, praktisch aber liegt es uns doch näher, diese aus zwei Quellen seiner individuellen und menschlichen Natur abzuleiten, nämlich aus den furchtbaren, endlosen Leiden seines Körpers, die auch seine Seele beeinflussen, und aus der kläglichen Wirklichkeit, aus der keine neue große Hoffnung den Ausgang anzudeuten schien, und darum werden wir Deutsche uns in unserem Urtheile über Leopardi's Weltschmerz und seine Ursachen lieber der Auffassung von Gustav Brandes[4]) und Paul Heyse anschließen, wonach Anlage und Umgebung für seine trübsinnige Weltanschauung bestimmend gewesen sind. Daß es für die Menschheit doch auch edle Güter giebt, nach denen zu ringen ein edles Ziel ist, das hat auch er



Digitized by Google

empfunden, nur die Erreichung war ihm in aussichtslose Ferne entrückt, und daher kam es, daß nur Töne der Klage seinem liederreichen Munde entströmten. Und ihm vor allen war ein höchstes Gut verliehen, mit dem die Götter nur wenige Sterbliche begaben, ihm schenkte die Gottheit „Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Noth zu klagen"; er wie sein unglücklicher Landsmann, der Sänger des befreiten Jerusalem, haben die Menschheit mit ihrem Gesange beglückt, und wenn diese auch nicht dem Gedankengange ihres kranken Herzens zu folgen geneigt ist, so bleibt ihrem Namen und ihrem Andenken doch die Unsterblichkeit gewiß.

## Anmerkungen.

1) Pietro Giordani, geb. 1774 zu Piacenza, trat auf kurze Zeit in den Benedictinerorden (1797—1800), Professor an der Universität, dann Secretär an der Accademia di belle arti in Bologna, lebte später als Literat in Mailand, starb 1848. Berühmt als Verf. von Grabinschriften und Redner, Anhänger der klassischen Richtung, „tutti i suoi scritti sono dettati con attica purità di stile e venustà di lingua inarrivabile."

2) Fr. Montefredini, la vita e le opere di Giacomo Leopardi, Milano, Fratelli Dumolard, 1881.

3) Diese wie die folgenden poetischen Stücke sind der Uebersetzung von Paul Heyse entlehnt. Giacomo Leopardi, deutsch von P. Heyse. In zwei Theilen. Berlin, W. Hertz, 1878.

4) Giacomo Leopardi's Dichtungen, deutsch von Gustav Brandes. Mit einer Einleitung über das Leben und Wirken des Dichters. Hannover, C. Rümpler, 1869.



Digitized by Google

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Luise, Königin von Preußen.

Zur Erinnerung an ihren hundertjährigen Geburtstag (10. März 1876)
von
**August Kluckhohn.**

A. Ausgabe auf gewöhnlichem Papier mit dem Bildniß der Königin, hergestellt in dem neuen Druckverfahren von J. Albert in München; broch. 1 Mark 80 Pf.; geb. in Leinen 2 Mark 80 Pf.

B. Pracht-Ausgabe in gr. 8° auf Velinpapier mit der Original-Photographie der Königin; broch. 4 Mark 50 Pf.; eleg. in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

## Frauen-Album.

Charakterbilder aus alter u. neuer Zeit.
Unter Mitwirkung von
**Clarissa Lohde, E. A. Brachvogel, Gustav zu Putlitz, J. D. Georgens, L. Pietsch, F. Arndt, Max Ring** und **Elise Oelsner**
herausgegeben von
**J. M. v. Gayette-Georgens** und **Herm. Klethe.**

Eleg. broch. 9 Mark; elegant gebunden in Orig.-Band 10 Mark 60 Pf.

## Frau Lee.

Roman für gebildete Frauen und Jungfrauen
von
**Agnes le Grave.**

Eleg. broch. 5 Mark 60 Pf.; cart. 5 Mark 70 Pf.

## Auswahl deutscher Gedichte,

systematisch geordnet im Anschluß an ein
**Lehrbuch der Poetik**
von
**H. E. Bonnell.**

Elegant gebunden in Halbleinen 5 Mark 20 Pf.; elegant gebunden in Ganzleinen 6 Mark 20 Pf.

## Racine's Werke,

zum ersten Male vollständig übersetzt von
**Heinrich Viehoff.**

Classiker-Format. Band I–IV à 1 Mark 20 Pf.

Band I. Iphigenia in Aulis; Berenice; Phädra.
„ II. Athalia; Bajazet; Britannicus.
„ III. Alexander; Esther; Die feindlichen Brüder.
„ IV. Mithridat; Andromache; Die Prozeßkrämer.

In den früheren Serien der **Sammlung wiss. Vorträge** erschienen:

## Literar-Historisches.

(24 Hefte, wenn auf einmal bezogen, à 50 Pf. = 12 Mark.)

**Boretius,** Friedrich der Große in seinen Schriften. (114) . . . . . . 80
**Corrodi,** Rob. Burns u. Peter Hebel. Eine literar-historische Parallele. (182) 80
**Diercks,** Die schöne Literatur der Spanier. (372) . . . . . . 75
—, Poetische Turniere. (447) . . . . . . 60
**Eyssenhardt,** Die Homerische Dichtung. (229) . . . . . . 75
**Geiger,** Die Satiriker des XVI. Jahrhunderts. (295) . . . . . . 75
**Genée,** Die englischen Mirakelspiele und Moralitäten als Vorläufer des engl. Dramas. (305) . . . . . . 60
**Hagen,** Der Roman von König Apollonius von Tyrus in seinen verschiedenen Bearbeitungen. (303) . . . . . . 60
**Helbig,** Die Sage vom „Ewigen Juden", ihre poetische Wandlung und Fortbildung. (196) . . . . . . 1.—
**Hertz,** Die Nibelungensage. (282) . . . . . . 75
**Holle,** Die Prometheussage mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bearbeitung durch Aeschylos. (321) . . . . . . 60
**v. Holtzendorff,** Englands Presse. (95) . . . . . . 60
**Martin,** Goethe in Straßburg. (135) . . . . . . 60
**Neißner,** Horaz, Persius, Juvenal: die Hauptvertreter der röm. Satire. (445) 80
**Reményi,** Journale und Journalisten der französ. Revolutionszeit. (340/341) 1.20
**Remy,** Goethe's Erscheinen in Weimar. (265) . . . . . . 60
**Ribbeck,** Sophokles und seine Tragödien. 2. Aufl. (83) . . . . . . 60
**Sarrazin,** Das französische Drama in unserem Jahrhundert. (429) . . . . . . 80
**Schmidt,** Schiller und Rousseau. (256) . . . . . . 1.—
**Speyer,** Ueber das Komische und dessen Verwendung in der Poesie. (276) 75
**Stricker,** Goethe und Frankfurt a. M. Die Beziehungen des Dichters zu seiner Vaterstadt. (261) . . . . . . 1.—
**Trosien,** Lessing's Nathan der Weise. (263) . . . . . . 60
**Weniger,** Das alexandrinische Museum. Eine Skizze aus dem gelehrten Leben des Alterthums. (231) . . . . . . 75

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

## Biographien und Verwandtes.

(49 Hefte wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 24,50 Mark. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.

**Alberti**, Heinrich Pestalozzi. 2. Aufl. (79) . . . 60
**Arnold**, Sappho. (118) . . . 60
**von Belle**, Wilhelm von Oranien, der Befreier der Niederlande. (26) . . 75
**Bernhardt**, Lord Palmerston. (107) . . . 60
**Bernstein**, Alexander v. Humboldt und der Geist zweier Jahrhunderte. (89) 75
**Boesser**, Heinrich der Löwe. (349) . . . 80
—, Kaiser Friedrich der Zweite. (383) . . . 60
**Eyssenhardt**, Hadrian und Florus. (397) . . . 60
**Förster, Ernst**, Peter von Cornelius. (217) . . . 75
**Foerster, W.**, Johann Kepler. (146) . . . 60
**Froboese**, Gottfried von Bouillon. (326) . . . 75
**Goergens**, Mohammed. (290) . . . M. 1.—
**Grimm**, Albrecht Dürer. 2. Aufl. (16) . . . M. 1.—
**Haug**, Confucius, der Weise Chinas. (338) . . . 60
**v. Hellwald**, Sebastian Cabot. (124) . . . 75
**Henke**, Johann Hus und die Synode von Konstanz. 2. Aufl. (81) . . . 75
**Herbst**, Kant als Naturforscher, Philosoph und Mensch. (362) . . . 80
**Hesse**, Minchen Herzlieb. (297) . . . M. 1.—
**Hirzel**, Jeanne d'Arc. (227) . . . M. 1.—
**Hölder**, Savigny und Feuerbach, die Koryphäen der deutschen Rechtswissenschaft. (378) . . . M. 1.—
**v. Holtzendorff**, Richard Cobden. 3. Aufl. (17) . . . 75
—, John Howard und die Pestsperre gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. (317) . . . 80
**Hopf**, Bonifaz von Montferrat, der Eroberer von Konstantinopel und der Troubadour Rambaut von Vaqueiras. (272) . . . 75
**v. Kluckhohn**, Luise, Königin von Preußen. Mit dem Bildniß der Königin in Lichtdruck. (242/43) . . . M. 1.80
dasselbe, Prachtausgabe auf Velin mit Orig.-Photographie der Königin broch. M. 4,50; elegant geb. in roth Leinen . . . M. 6.50)
— Blücher. (313/14) . . . M. 1.20
—, Der General von Scharnhorst. (451) . . . 80
**Kugler**, Wallenstein. (180) . . . 75
**Lindner**, Kaiser Heinrich IV. (374) . . . 80
**Lissauer**, Albrecht von Haller und seine Bedeutung für die deutsche Kultur. (189) 75
**Maenß**, Franz von Sickingen. (270) . . . 75
**Malmstén**, Karl von Linné. (329) . . . 80
**Maurenbrecher**, Don Carlos 2. Aufl. (90) . . . M. 1.—
**Meyer, A. B.**, Gedächtnißrede auf Cook. (385) . . . 60
**Meyer, J. B.**, Arthur Schopenhauer als Mensch und Denker. (145) . . 80
**v. Meyer**, William Harvey, der Reformator der Physiologie. (337) . . . 60
**Naumann**, Ludwig van Beethoven. (117) . . . 60
**Neumann**, Hugo Grotius 1583—1645. (449) . . . 60
**Raab**, Leonardo da Vinci als Naturforscher. (350) . . . 80
**Richter**, Die Piccolomini. (201) . . . 75
**Schott**, Columbus und seine Weltanschauung. (308) . . . 60
**Schwalb**, Luther's Entwicklung vom Mönch zum Reformator. (438) . . . 60
**Stark**, Joh. Joachim Winkelmann, sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung. 2. Aufl. (42) . . . M. 1.—
**Stern**, Milton und Cromwell. (236) . . . 75
**Tollin**, Michael Servet. (254) . . . M. 1.—
**Twesten**, Machiavelli. (49) . . . 60
**Winckler**, Gregor VII. und die Normannen (234) . . . 75
**Zschokke**, Heinrich Zschokke. 3. Aufl. (12) . . . M. 1.—

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 468.

# Das Wunderland am Yellowstone.

Von

K. A. von Zittel.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „**Sammlung**" erschienen:

## Geographie.

(19 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 9,50 M.)

**Bastian,** Mexiko. 2. Aufl. (62) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**v. Boguslawski,** Die Tiefsee und ihre Boden- und Temperatur-Verhältnisse. Mit einer Tiefenkarte der Oceane der Erde und sechs Diagrammen im Texte. (310/11). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.80
**Buchholtz,** Land und Leute in Westafrika. (257). . . . . . . . . . M. 1.—
**Engel,** Das Sinnen- und Seelenleben des Menschen unter den Tropen. (204) 75
—, Nacht und Morgen unter den Tropen. (240). . . . . . . . . . . . M. 1.—
**v. Hochstetter,** Der Ural. (181) . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Jordan,** Die geographischen Resultate der von G. Rohlfs geführten Expedition in die libysche Wüste. Mit einer Karte. (218) . . . . . M. 1 20
**Kögler,** Tirol als Gebirgsland. Streiflichter auf Vergangenheit und Gegenwart. (384) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Koner,** Ueber die neuesten Entdeckungen in Afrika. (69/70) . . . . . M. 1.20
**Meyer, A. B.,** Die Minahassa auf Celebes. (262) . . . . . . . . . . . 60
**Neumayr,** Zur Geschichte des östlichen Mittelmeerbeckens (392) . . . . . 60
**Sadebeck,** Entwickelungsgang der Gradmessungs-Arbeiten und gegenwärtiger Stand der europäischen Gradmessung. Mit einer Uebersichts-Karte der deutschen Gradmessungs-Arbeiten. (258) . . . . . . . . . . . . . M. 1.40
**v. Seebach,** Central-Amerika und der interoceanische Kanal. Mit einer Karte von Central-Amerika. (183) . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Treutlein,** Die Durchquerungen Afrika's. (Mit einer Karte.) (433/434) . 2.—
**Wagner,** Die Veränderungen der Karte von Europa. (127) . . . . . . . 60
**Wattenbach,** Algier. 2 Abz. (35). . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—

---

## Geschichte.

(23 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 11,50 Mark.)

**Beheim-Schwarzbach,** Die Besiedelung von Ostdeutschland durch die zweite germanische Völkerwanderung. (393/394) . . . . . . . . . . M. 1.20
**Bergau,** Das Ordenshaupthaus Marienburg in Preußen. (133) . . . . . 60
**Bluntschli,** Die Gründung der amerikanischen Union von 1787. 2. Aufl. (54) 60
**Boesch,** Heinrich I. u. Otto I. (432) . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Denicke,** Von der deutschen Hansa. (456) . . . . . . . . . . . . . . 80
**Dondorff,** Die Normannen und ihre Bedeutnng für das europäische Kulturleben im Mittelalter. (225). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Essellen,** Das Varianische Schlachtfeld im Kreise Beckum. Mit einer Karte. (200) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Häußner,** Unsere Kaisersage. (440) . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Heydenreich,** Livius und die römische Plebs. (Ein Bild römischer Geschichtsschreibung.) (401). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Isaac,** Amy Robsart und Graf Leicester. (Ein Criminalfall des XVI. Jahrhunderts.) (389) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Justi,** Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius. (178). . . . . . . . 75
**Lehmann,** Pommern zur Zeit Ottos von Bamberg. (299) . . . . . . . . 75
**v. Löher,** Cypern in der Geschichte. (307) . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Müller, Prof., Dr., A.,** Die Beherrscher der Gläubigen. (406) . M. 1.—
**Schreiber,** Die Reformation in Pommern. (351). . . . . . . . . . . M. 1.—
**Schroeder,** Die niederländischen Kolonien in Norddeutschland z. Z. des Mittelalters. Mit einer Karte. (347) . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Schulze,** Das alte Rom als Großstadt und Weltstadt. (302) . . . . . . 75
**Sepp,** Kaiser Friedrich I. Barbarossa's Tod und Grab. (330) . . . . M. 1.—
**Stark,** Aus dem Reiche des Tantalus und Krösus. Mit einer Karte und einer Lithographie. (147/48) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.80
**Twesten,** Die Zeit Ludwig XIV. (121). . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Winckler,** Krönung Karls des Großen zum römischen Kaiser. (323). . . . 75

---

12.

Das

# Wunderland am Yellowstone.

Vortrag

von

Karl Alfred

K. A. von Zittel,

Professor in München.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Im Gegensatz zu Europa, dem meist gegliederten und in seinem geologischen Aufbau mannichfaltigsten aller Continente, zeichnet sich Nord-Amerika durch eine Einfachheit aus, die sich zuweilen bis zur Einförmigkeit steigert. In der neuen Welt ist die Geschichte der Urzeit in grober Fractur, in Europa in zierlicher mit Schnörkeln und Arabesken überladener Miniaturschrift aufgezeichnet. Mit jener Einfachheit verbindet Amerika freilich nicht selten eine erhabene Großartigkeit des Naturcharakters. Wo haben wir z. B. in Europa einen Wasserfall, der dem Niagara gleich käme? Was bedeuten unsere Alpenseen gegenüber den Süßwassermeeren Nordamerikas? Wo finden wir in Europa eine Ebene, die sich mit den unermeßlichen Prärieen des amerikanischen Westens vergleichen ließe; wo einen Strom der an grandioser Schönheit den Columbiafluß überträfe? Auch den abenteuerlichen Landschaften in den Bad-lands von Montana und Wyoming, dem Götterhain von Colorado, den phantastisch gegliederten Terrassen der Felswüsten von Arizona und gar den in die Ebene eingeschnittenen Riesenschluchten des Gran Cañon in Colorado haben wir in Europa nichts Ebenbürtiges zur Seite zu stellen.

Unter den Naturwundern Nord-Amerika's nimmt der National-Park am Yellowstone die erste Stelle ein. Ihn meint man zunächst, wenn vom Wunderlande des Westens die Rede ist; auf ihn blickt jeder Bürger der vereinigten Staaten mit Stolz. Merkwürdigerweise ist derselbe erst seit 15 Jahren bekannt. Allerdings hatte schon im Beginn dieses Jahrhunderts ein Trapper Namens Colter, welcher zum Gefolge der denk-



Digitized by Google

würdigen Expedition Clarke's nach dem stillen Ocean gehörte märchenhafte Gerüchte über einen Landstrich im Felsengebirge verbreitet, wo Seen voll brennenden Peches, heiße Quellen und aus dem Boden aufspritzende Springbrunnen zu sehen seien. Colter hatte sich wahrscheinlich im Jahre 1806 von Clarke getrennt, war auf dem Heimweg von Indianern ergriffen worden und endlich auf wunderbare Weise der Gefangenschaft und dem Tode entronnen. 1810 lebte er in Missouri, wo er so unerhörte Dinge von dem Wunderland im Westen erzählte, daß er mit dem Makel eines unverbesserlichen Lügners behaftet starb.

Erst nach einem halben Jahrhundert sollte der Mann gerechtfertigt werden. Im Jahre 1860 hörte Oberst Raynold's, welcher im Felsengebirge mit topographischen Aufnahmen beschäftigt war, seltsame Gerüchte über das Quellgebiet des Yellowstoneflusses. Es gäbe dort neben heißen Quellen und dampfenden Seen ganze versteinerte Wälder und, was noch wunderbarer sei, die Büsche trügen Früchte aus nußgroßen Edelsteinen und sogar Landthiere und Vögel fänden sich dort in einer Weise versteinert, als ob sie lebendig seien. Raynold's schenkte diesen Fabeln natürtich keinen Glauben; als jedoch im Jahre 1869 die Goldsucher Cook und Falsom den oberen Yellowstone besuchten und nach ihrer Rückkehr von herrlichen Wasserfällen, von einem großen See, vcn heißen Quellen, von Schwefelablagerungen und von Geysirn erzählten, wurde die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr erregt, daß General Washburn eine Expedition dahin ausrüstete. Was er dort sah und fand, übertraf die weitgehendsten Erwartungen. Die Nachricht von dem neu entdeckten Wunderland durchflog die Union wie ein Lauffeuer, Jedermann wollte Genaueres darüber wissen und die öffentliche Meinung bezeichnete den damaligen Director der geologischen und geographischen Survey, Professor Hayden, als den geeignetsten Mann zur Untersuchung des merkwürdigen Ge-



Digitized by Google

bietes. Von der Bundesregierung mit einem Stabe junger Gelehrter dahin geschickt, sandte Hayden schon im Spätherbst 1871 ausführliche Berichte nach Washington die in allen Zeitungen wiederholt wurden. Auf Hayden's Anregung kam im Dezember 1871 ein Antrag im Hause der Repräsentanten zur Berathung, wonach das Quellgebiet des Yellowstoneflusses zum Staatseigenthum erklärt und gegen jede Ansiedelung geschützt werden solle. Der fragliche Landstrich hat einen Umfang von 3 575 englischen Quadratmeilen, entspricht somit in der Größe ziemlich genau dem Kreise Niederbayern. Da derselbe wegen seiner geringen Fruchtbarkeit, seiner gebirgigen Beschaffenheit, seines rauhen Klima's, seiner Armuth an nützlichen Mineralien nur geringen nationalökonomischen Werth besitzt, da sich darin erst wenige Squatters niedergelassen hatten und auch die einzigen Eigenthümer des Landes, die Indianer, keine Ansprüche erhoben, so erhielt der Antrag im März 1872 Gesetzeskraft. Das Wunderland am Yellowstone wurde für alle Zeiten zum Staatseigenthum erklärt und als Nationalpark dem Volke der Vereinigten Staaten zum Vergnügen und zur Erholung gewidmet.

Durch diesen Beschluß sind zunächst die ausgedehnten Wälder des Parkes vor Verwüstung durch Speculanten geschützt; aber auch der heilkräftigen Quellen sollte sich Niemand im egoistischem Interesse bemächtigen dürfen; keine gewinnsüchtige Gesellschaft sollte ihre Hand auf die Naturwunder legen, um sie zur Ausbeutung der Besucher des Parkes zu mißbrauchen; keinem Gastwirth, Jagd- oder Fischereipächter, Pferdeverleiher, Führer u. s. w. sollte es gestattet sein, irgend welche Erpressungen zu verüben. Im ursprünglichen Naturzustand sollte das Ganze der Nation erhalten bleiben, unbelästigt sollte sich der Reisende daran erfreuen; Arme und Reiche sollten gleichmäßig Erfrischung und Genesung in der köstlichen Luft und in den heilkräftigen



Digitized by Google

Thermen suchen dürfen. Der Regierung fiel die Obliegenheit zu, einen Superintendenten zu bestellen, welcher darüber zu wachen hat, daß der Nationalpark vor unbefugter Besitznahme geschützt bleibt, welcher für Herstellung von Wegen, Brücken und sonstigen Verbesserungen einen bestimmten Jahreszuschuß zu verwenden, die Erlaubniß zur Errichtung von Gasthäusern und Badeanstalten zu ertheilen und die Preise aller für den Fremdenverkehr bestimmter Einrichtungen zu beaufsichtigen hat.

Wenn das genannte Gesetz den Nationalpark in wirksamer Weise vor Privatspeculation schützte, so hatte es auf der andern Seite doch auch den Nachtheil, daß derselbe nur für jene Zahl Bevorzugter zugänglich blieb, welchen genügende Mittel, Kräfte und Zeit zur Verfügung standen, um die Beschwerden und Kosten einer solchen Reise auf sich zu nehmen; denn wenige fahrbare Straßen führten an seine Grenzen; im Innern selbst sind die von der Regierung angelegten Wege und Brücken spärlich und zum Theil in schlechtem Zustande. Jeder Reisende mußte sich bis in die neueste Zeit Wagen, Pferde, Zelt und Proviant selbst mitbringen; zur Benutzung der warmen Quellen gab es im ganzen Park nur zwei elende Bretterbuden. Erst im Sommer 1883 sind mancherlei Verbesserungen eingetreten. Die Northern-Pacific-Gesellschaft hat eine Zweigbahn bis an die Nordgrenze des Parkes erbaut und ein unternehmender Mann, Herr Rufus Hatch, hat die Erlaubniß zur Errichtung von 12 großen Hotels erhalten, wovon eines bei unserem Besuche vollendet und eröffnet war.

Der Yellowstone-Park nimmt das nordwestliche Eck von Wyoming ein. Er hat die Gestalt eines regelmäßigen Rechteckes, dessen Seiten 55 und 65 englische Meilen oder 88 zu 94 km lang sind. Im Süden und Westen greift er mit schmalen Streifen nach Montana und Idaho über. Er liegt so recht im Herzen der Rocky Mountains, durch seine südwest-

liche Ecke zieht die Hauptkette des Felsengebirges, an welcher sich die Wasseradern scheiden und theils dem pacifischen, theils dem atlantischen Ocean zueilen. Ein vorgeschobener Gebirgszug, die Yellowstonekette, bildet im Osten einen natürlichen Grenzwall gegen die trockene Hochebene von Wyoming, im Westen schließt die Galatinkette den Park gegen Idaho ab. Zwischen den beiden Hauptketten erheben sich selbstständige Berggruppen von nahezu gleicher Höhe. Obwohl alle Hauptgipfel im Yellowstone-Park 10—11 000 engl. Fuß erreichen und zum Theil mit ewigem Schnee bedeckt sind, so machen sie doch einen wenig imponirenden Eindruck, denn der Park selbst ist ein Hochplateau mit einer mittleren Elevation von nahezu 8000 Fuß, dessen niedrigster Punkt noch immer 5360 Fuß über dem Meeresspiegel liegt.

Man kann nicht behaupten, daß die Bezeichnung Park für dies urwüchsige, fast unbewohnte und zum größten Theil bewaldete Hochland sonderlich glücklich gewählt sei; doch zeichnet es sich vor anderen Theilen der meist sterilen und wasserarmen Rocky Mountains durch auffallenden Reichthum an Quellen, Flüssen und Seen aus und auch die Vegetation entfaltet eine für das Felsengebirge ungewöhnliche Ueppigkeit. Leider ist der Bestand der schönen Wälder trotz aller Gesetze schwer gefährdet, denn aus sträflicher Sorglosigkeit gehören Waldbrände auch hier, wie im ganzen Westen zu den alltäglichen Vorkommnissen.

Die landschaftlich schönsten Theile der östlichen Hälfte des Parkes habe ich leider nicht selbst gesehen, doch gewährt darüber ein von Professor Hayden veröffentlichtes Werk[1]) allen nur wünschenswerthen Aufschluß. Den Glanzpunkt bildet hier offenbar der Yellowstone-See und das Thal des gleichnamigen Flusses. Ersterer ist unter allen Hochgebirgsseen Nord-Amerikas der größte; er hat einen Umfang von 240 qkm. Seine Gestalt gleicht einer ausgebreiteten menschlichen Hand, deren Finger sich nach Süden ausstrecken. Obwohl in einer Höhe von 7780 Fuß



Digitized by Google

gelegen, sind seine Ufer doch dicht bewaldet. Sein klares Wasser enthält zahllose Forellen, die aber leider meist mit langen, im Fleische steckenden Eingeweidewürmern behaftet sind. Man bringt die Anwesenheit dieser Parasiten in Verbindung mit den heißen Quellen und will beobachtet haben, daß die Infection stets da auftritt, wo sich heißes Wasser mit den Flüssen oder Seen mischt. Am Yellowstonesee sprudeln einzelne Thermen so dicht am Ufer hervor, daß ein Angler, ohne sich von der Stelle zu bewegen, die Forelle herausziehen und sofort im heißen Wasser abkochen kann.

Im Osten treten wildzerrissene graue Felswände nahe an den See heran und spiegeln sich in der grünen Wasserfluth; im Süden, Norden und Westen sind die Ufer mehr abgeflacht, die seltsam geformten Buchten von dunklem Fichtenwald beschattet.

Drei andere kleine Seen liegen jenseits der continentalen Wasserscheide zwischen hohen Bergen versteckt und außerdem giebt es eine Anzahl meist in breiten Hochthälern gelegene Weiher, die sich häufig in Torfmooren verlieren. Unter den Wasseradern nimmt der Yellowstonefluß an Breite und Wasserreichthum die erste Stelle ein; außerdem wird der Park vom Gardiner- und Madisonfluß durchströmt, wovon der letztere die zwei Arme des Fireholeflusses und den Gibbon River aufnimmt. Im Süden führen der Levis Fork und der Snake River ihr Wasser dem stillen Ocean zu.

Der Große Cañon, d. h. die Strecke, wo der Yellowstonefluß das Washburne-Gebirge durchbricht, gehört zu den berühmtesten Landschaften Nord-Amerikas. Nachdem derselbe den großen See verlassen, eilt er durch einen hügeligen, mit Wiesen und Wald bedeckten Thalkessel, bis er an hohen, von beiden Seiten sich zusammen schließenden Felswänden Widerstand findet. Nun verengt sich sein Bett auf ein Viertel der ursprünglichen Breite



Digitized by Google

und in einer engen, felsigen Schlucht bahnt er sich seinen Weg durch das harte Gestein; es bilden sich Stromschnellen, und nachdem er zuvor einige Stufen überschritten, stürzt er mit donnerndem Brausen eine 112 Fuß hohe senkrechte Wand herab. Tief unten in der Schlucht sammelt sich das Wasser, rast etwa tausend Schritt weiter und gelangt nun an eine zweite 300 Fuß hohe Felswand. Hier scheint der Fluß einen Augenblick Halt zu machen, als ob er sich vor dem gewaltigen Sprunge scheute, dann aber stürmt er vorwärts und fällt als hellblinkender Silberstreifen herab in die grausige Tiefe, wo er zur weißen Dampfwolke zerstäubt. Mehr als 1800 Fuß hohe Wände begrenzen beiderseits die nach oben sich ausbreitende Schlucht. Sie bestehen aus vulkanischem Gestein (Trachyt, Rhyolith und Basalt), das, in verschiedenem Grade der Verwitterung anheim gefallen, die seltsamsten Formationen bildet.

Ihre Gipfel sind mit Fichten bewachsen, die steilen, zum Theil senkrechten Gehänge vegetationslos, und nur die Schutthalden an der Basis mit spärlichem Buschwerk bedeckt. In phantastischen Gestalten treten einzelne Glieder aus den tief zerrissenen Thalwänden hervor; man sieht Felsgebilde, welche Burgruinen, zerfallenen Festungen, gothischen Domen gleichen, oder auch als isolirte Thürme und Nadeln frei in die Lüfte ragen. Und all diese grotesken Bauwerke einer unbewußt schaffenden Naturkraft leuchten in solcher Farbenpracht, als ob, wie ein enthusiastischer Beobachter schreibt, ein Regenbogen vom Himmel gefallen wäre und seine Farben über die Felswände ergossen hätte. Schwefelgelb, Orange und Ziegelroth sind die herrschenden Töne, denen sich andere Farben in allen denkbaren Abstufungen beimischen.

Während das Hauptthal des Yellowstone vulkanische Gesteine durchbricht, ist der östliche Arm fast ganz in geschichtete Ablagerungen von jungtertiärem Alter eingeschnitten. Er fließt



Digitized by Google

durch ein freundliches Wiesenthal und zeigt nicht weit von der Einmündung in den Hauptarm auf der linken Seite ein geologisches Phänomen, das nicht wenig zu den fabelhaften Gerüchten über das Wunderland beigetragen hat. Hier sieht man nämlich die horizontalen Schichten an einem 2000 Fuß hohen Gehänge entblößt und die Oberfläche desselben übersäet von Trümmern verkieselten Holzes. Das würde dem Geologen an und für sich nicht besonders auffallen, denn versteinertes Holz gehört keineswegs zu den seltenen Vorkommnissen; verkieselte Baumstämme finden sich z. B. in großer Menge am Kyffhäuser, zu Adersbach in Mähren und an vielen anderen Orten. Ja, bei Cairo und in der libyschen Wüste bilden lose umherliegende Stämme und Trümmer förmliche versteinerte Wälder. Aber an keiner Stelle der alten Welt sieht man an einer Felswand in verschiedenem Niveau etwa 20 versteinerte Wälder übereinander und zwar die Baumstämme noch aufrecht mit ihren Wurzeln und Zweigen in den Felsen eingebettet. Die Holzstructur ist in der Regel wohl erhalten und nicht selten findet man im Inneren von hohlen Coniferen oder Laubholzstämmen prächtige Drusen von Amethyst oder buntfarbigem Quarz. Auch Kugeln und vielgestaltige Knollen von Achat und Opal liegen auf dem Boden umher und haben wahrscheinlich zu jenen Fabeln Veranlassung gegeben, von denen Oberst Raynolds im Jahre 1860 hörte. Blätter und Zweige von Linden, Eschen, Erlen, Lorbeer, Magnolien, Aralien und Nadelhölzern sind in Menge in den weicheren Schieferschichten, welche die Sandsteine und Conglomerate mit den versteinerten Wäldern trennen, gefunden worden.

Abgesehen von diesen Tertiärgebilden und von einem schmalen, aus Granit und älteren Sedimentärgesteinen zusammengesetzten Saum an der Nordgrenze des Parkes, ist der Boden allenthalben aus vulkanischem Material zusammengesetzt. Obwohl die Beschaffenheit der trachytischen und basaltischen Gebirgsarten



Digitized by Google

auf ein verhältnißmäßig junges Alter hinweist, so giebt es doch heutzutage im Yellowstone-Park keinen einzigen thätigen Vulkan mehr, wohl aber stellen zahllose, über das ganze Gebiet zerstreute heiße Quellen, Geysir, Solfataren, Dampfausströmungen und Schlammvulkane gewissermaßen die letzten Zuckungen der im Erlöschen begriffenen Feuerberge dar.

Die Besichtigung der Geysirregion im Yellowstone-Park bildete einen der interessantesten Punkte in dem reichen Programm, welches Herr Henry Villard, der Präsident der Northern Pacific-Bahn zur Eröffnungsfeier dieser wichtigen Linie im Herbst 1883 aufgestellt hatte. Am 21. September führte uns ein Extrazug von Livingstone durch das Paradiesthal an den Fuß der Zinnoberberge. Wir brachten die Nacht in unseren behaglichen Palastwagen im freien Felde zu. Am andern Morgen sahen wir eine Anzahl Fuhrwerke, in Staubwolken gehüllt, von den benachbarten Höhen herabkommen. Bald hatte sich die Gesellschaft in verschiedenen, zum Theil ziemlich primitiven Fahrzeugen vertheilt und nun ging es zuerst an einer steinigen, mit Moränenschutt bedeckten Halde vorüber nach Gardiner City, einem jener wenige Monate alten aus Blockhäusern, Bretterhütten und Zelten bestehenden Städtchen des fernen Westens, worin sich die Cultur des Ostens mit all ihren Auswüchsen und die ursprüngliche Roheit der Wildniß die Hand reichen. Unsere Kutscher lenkten ihre vier bis sechs Pferde mit bewunderungswürdiger Sicherheit, aber manchmal wurde uns doch angst und bange, wenn wir im Galopp einen steilen Hügel herabsausten oder wenn sich an einer scharfen Curve der Wagen dermaßen auf die Seite neigte, daß sämmtliche Insassen ihr Körpergewicht nach der entgegengesetzten Richtung verlegen mußten, um das Gefährt aufrecht zu erhalten. Daß diese Vorsichtsmaßregel übrigens nicht immer den erwünschten Erfolg hat, zeigte uns ein zertrümmerter Omnibus neben der Straße, der einige Tage



Digitized by Google

vorher verunglückt war. Doch auch diese Fahrt ging vorüber. Die leichten Nebelwolken, welche am frühen Morgen den Himmel vorübergehend verschleiert hatten, verschwanden; die Sonne strahlte in vollem Glanze, als wir von der Höhe des letzten Hügels in den weiten Kessel von Mammuth hot springs herabschauten.

Links schlängelt sich etwa 1000 Fuß tiefer der Gardiner-Fluß an einer imposanten Gebirgswand hin. Zahllose Schluchten wahre Modelle zur Erläuterung der Vorgänge bei der Thalbildung, sind in das graue Gestein eingeschnitten, dessen gefaltete Schichten wie ein aufgeschlagenes Buch vor unsern Augen liegen. Rechts erheben sich bewaldete Gehänge und auch gegen Süden schließen gerundete Berge den Thalkessel ab. Auf eine Strecke von 6 km lehnen sich weithin sichtbar weiße Hügel an das bewaldete Gebirge an, haarscharf durch ihre grelle Farbe von dem dunkeln Hintergrund geschieden. Etwa 200 Schritt davon entfernt steht in der Thalsohle der einzige, bis jetzt vollendete Gasthof des Yellowstone-Parks, ein hübscher vierstöckiger Holzbau im Schweizer Verandastyl mit circa 300 Zimmern; selbstverständlich mit Telegraph, elektrischem Licht und allem in den besseren amerikanischen Hotels üblichen Luxus ausgestattet. Ganz nahe beim Gasthaus nimmt der Boden durch fein zerriebenen Kalkstaub eine schneeweiße Färbung an, dann folgt eine ziemlich ausgedehnte Terrasse, zu welcher man über etwa sechs bis acht niedrige Stufen gelangt. Hier ist das Gestein etwas fester, bald aus dünnen parallelen Blättern, bald aus verticalen Röhren und Stäbchen zusammengesetzt, welche die Struktur von Holz täuschend nachahmen. Eine gewaltige, 47 Fuß hohe und an ihrer Basis 20 Fuß dicke, oben etwas verschmälerte stumpfconische Säule erhebt sich wie ein riesiger Zuckerhut inmitten des untersten Plateaus; ihr Aufbau aus überhängenden Schalen von festem Kalktuff zeigt, daß sie ihren Ursprung einer ehemaligen Quelle verdankt, welche neben ihrer Oeffnung reichlich Kalk absetzte und



Digitized by Google

sich nach und nach über ihre Umgebung erhob. Jetzt rieselt kein Wassertropfen mehr am Liberty Cap herab, und auch die unterste Terrasse enthält nur wenige Tümpel, worin sich das von den höher gelegenen Quellen herabfließende Wasser sammelt.

Als phantastischer Wunderbau steigt hinter der ersten Terrasse der eigentliche Quellhügel etwa 300—400 Fuß an der Berglehne empor. Wie von genialer Künstlerhand geformt, folgt hier Stufe auf Stufe übereinander, keine der anderen vollständig gleichend und doch alle von einem gewissen einheitlichen Gepräge. Jede Stufe besteht der Hauptsache nach aus zahlreichen aneinandergereihten seichten Wannen, deren Umfang durch den Abstand der nächsten dahinter aufsteigenden Staffel bedingt wird. Indem diese Becken bald halbkreisförmig vorspringen, bald zurückweichen, bald sich berühren oder durch Einschnitte getrennt sind und indem sich ihre aus weißem Kalktuff von traubig schaliger, einem Zuckerguß nicht unähnlicher Struktur bestehenden Außenwände in der Mitte wölben und an ihrer Basis häufig durch einen Säulenwald von zierlichen Stalaktiten gestützt werden, erhält der ganze Aufbau eine bewunderungswürdige Mannichfaltigkeit. Vier Hauptterrassen, zu denen man über die soeben geschilderten Stufen emporklimmt, lassen sich schon von Weitem unterscheiden. Auf den ebenen Plateauflächen der beiden mittleren sprudeln vorzugsweise die heißen Quellen hervor. Spalten verbinden sie mit jenen unterirdischen Regionen, wo sie ihre hohe Temperatur erlangen und beim Aufsteigen durch kalkige Schichten beladen sie sich mit aufgelöstem kohlensauren Kalk. Wo eine Quelle an die Oberfläche tritt, befindet sich auf der weißen Tuffebene ein Becken von meist rundlicher oder ovaler Form, dessen Durchmesser zuweilen 30—40 Fuß beträgt. Zitternde, silberweiße Dampfwolken erheben sich aus der azurblauen oder lichtgrünen Krystallfluth, deren herrliche Färbung und Klarheit jeder Beschreibung spottet. Im Innern sind diese Becken mit den



Digitized by Google

reizendsten plastischen Gebilden ausgekleidet. Da giebt es keine einförmigen Flächen; Alles ist wie auf einem unterseeischen Korallenriff gerundet und verziert. Ueber moosförmigen Rasen erheben sich Blumenkohl ähnliche Auswüchse oder seltsame Bauwerke aus Stalaktiten. Ueber der Ausflußspalte befindet sich das Wasser meist in wallender Bewegung; der Ueberfluß rinnt über den niedrigen Rand und füllt sowohl eine Anzahl auf der Terrasse befindlicher flacher Becken als auch jene halbkreisförmigen Wannen auf den Stufen des Außenrandes, die nicht durch eigene Quellen gespeist werden. Während das heiße Wasser, das mit einer Temperatur von 70—74° C. aus der Spalte hervorquillt, theils in Kaskaden, theils in schmalen Silberstreifen von Stufe zu Stufe herabsinkt, schafft es dort natürliche Bäder von jeder beliebigen Temperatur und gelangt so abgekühlt am Fuß des Tuffberges an, daß man es dort ungescheut trinken kann. Gleichzeitig hinterläßt es bei der Verdunstung nicht allein Niederschläge von kohlensaurem Kalk, welche den Wunderbau beständig vergrößern, sondern auch geringe Mengen von andern metallischen Substanzen, namentlich Verbindungen von Eisen, Magnesium, Natrium und Kieselerde, die im Verein mit buntgefärbten Conferven intensive schwefelgelbe, scharlachrothe und braunrothe Farbenmischungen hervorrufen. Ueber die heilkräftigen Wirkungen der Mammuth-Quellen liegen erst wenige Erfahrungen vor. Sie enthalten in 1000 Gramm Flüßigkeit etwa 1 Gramm fester Bestandtheile und zwar hauptsächlich schwefelsaures Natron (35,5 pCt.), Kochsalz (13,4 pCt.), kohlensauren Kalk (24,8 pCt.), schwefelsauren Kalk (13,5 pCt.) und kleine Mengen von Kieselerde, Magnesia und anderen Substanzen. Der Gehalt an gelösten Salzen ist im Vergleich zu den meisten Thermen Europas ein ungewöhnlich hoher. Da die heißen Quellen überdies in einer Höhe von 6300 Fuß über dem Meeresspiegel zum Vorschein kommen und zwar in einem waldigen Gebirgsland, das wegen



Digitized by Google

seiner nervenstärkenden Luft berühmt ist, so kann den Mammuth-hot-springs eine große Zukunft als Bade- und Kurort prophezeit werden.

Etwa die Hälfte unserer Reisegesellschaft (darunter Herr von Eisendecher, der damalige deutsche Gesandte in Washington, Carl Schurz, Professor Hoffmann und Georg von Bunsen aus Berlin, Professor Bryce aus Oxford, Oberst von Xylander aus München) traten nach kurzem Aufenthalt zu Pferde die Excursion ins Geysirgebiet an; die zweite Abtheilung folgte den andern Morgen zu Wagen. Auf unsern kleinen, aber ausdauernden Ponies ritten wir an den heißen Quellen vorüber, sahen das oberste Plateau des Tuffberges, eine mit leeren kraterartigen Vertiefungen und kegelförmigen Tuffhügeln ausgestattete Ebene, in welche von allen Seiten der Wald einzudringen versucht. Die Mehrzahl der Quellen ist hier längst versiegt, nur hin und wieder ist noch ein vereinsamter Weiher mit warmem Wasser gefüllt und dann meist umgeben von abgestorbenen, an ihrer Basis versteinerten Bäumen. Ein unsäglich steiler Weg windet sich an dem Berggehänge empor. Erst nach einer Stunde erreicht man das um 1000 Fuß höher gelegene Hochplateau des Yellowstone-Parkes und zwar zunächst ein breites flaches mit Gesteinsschutt bedecktes Gebirgsthal, in welchem der Gardiner-Fluß in mäandrischen Windungen träge dahinschleicht. Rechts bedeckt ein Birkenwald, der Ende September bereits sein goldiges Herbstgewand angelegt hatte, den Fuß der dunklen Bergkette, auf dem linken Thalgehänge stiegen schwarze Rauchwolken aus einem brennenden Tannenwald empor.

Etwa zwei Stunden reitet man durch eine wenig bemerkenswerthe Hügellandschaft; hat man jedoch am Ende einer Waldschlucht einen kleinen See erreicht, worin Bieber schnurgerade Dämme kunstreich angelegt haben, so sieht man links eine hohe Felswand an den See herantreten, die schon von Weitem im



Digitized by Google

Sonnenlicht glitzert. Die Straße ist mit schwarzem, glasartigem Gestein bedeckt und nähert man sich dem felsigen Vorsprung, so erkennt man, daß er aus mindestens 100 Fuß hohen, verticalen Obsidiansäulen von ziemlich regelmäßig fünfseitiger Gestalt zusammengesetzt ist. Ueber den funkelnden Glassäulen ruht eine fast ebenso hohe, horizontal geschichtete Masse desselben Gesteins, das in braunrothen oder gelben Streifen eine Menge erbsen- bis nußgroßer, kugeliger Concretionen umschließt. Die Obsidiansäulen am Biebersee gehören zu den geologischen Wundern des Yellowstone-Parkes, denn dieses in vulkanischen Gegenden vielverbreitete Gestein zeigt äußerst selten prismatische Absonderung.

Während wir am See vorüber ritten, erhob sich ein Schwarm wilder Enten, über denen hoch in der Luft ein beutelustiger Adler kreiste. In den Wäldern huschten zierliche, der Länge nach gelbgestreifte Backhörnchen (Tamias) über umgestürzte Baumstämme; vom Wapitihirsch oder Elk, vom Büffel und Bergschaf sahen wir hin und wieder Geweihe oder Schädel am Boden liegen; von den scheuen Antilopen und dem Grizzlybär dagegen, welche sich jetzt nur noch in den entlegensten Bergschluchten aufhalten, erzählten uns unsere Führer mancherlei Jagdabenteuer; wir selbst hatten keine Gelegenheit, sie zu sehen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, als wir mit Staub bedeckt den Gibbonfluß und einige an seinem Ufer aufgeschlagene Leinwandzelte, unser Nachtquartier, erreichten. Es war gerade noch Zeit genug zu einem Bad in dem klaren kalten Flußwasser. Bei einem Abendessen von zweifelhafter Güte ersetzte Thee die hier gänzlich verpönten geistigen Getränke; nach demselben gruppirten wir uns eine Weile um ein großes Feuer und suchten dann unsere Zelte auf, wo dünne, auf den Boden gebreitete Matratzen zum Nachtlager dienten. Am andern Morgen wurden wir durch empfindliche Kälte aufgeweckt, gegen die wir uns durch die mitgebrachten Wolldecken nur unvollkommen zu schützen vermochten. Die



Digitized by Google

Wiesen ringsum waren mit dickem Reif überzogen, die ruhigen Stellen des Flußes mit Eiskrusten bedeckt und unser Waschwasser festgefroren. Alles suchte die noch wenig wirksamen Sonnenstrahlen auf, um die erstarrten Glieder zu erwärmen, unsere armen Pferde zitterten vor Frost und ließen sich nur widerstrebend die Sättel auflegen. Die Temperaturdifferenz zwischen den heißen Mittagsstunden des vorigen Tages betrug mindestes 25° C. und dabei war die Luft von so außerordentlicher Trockenheit, daß den meisten von uns die Haut im Gesicht und an den Händen aufgesprungen war. Im Allgemeinen gilt übrigens das Klima des Yellowstone-Parkes für minder trocken als im übrigen Felsengebirg. Es regnet im Sommer ziemlich viel und im Winter sollen große Massen Schnee fallen. Gegen Ende August oder Mitte September beginnen die ersten Schneegestöber, denen freilich wieder Tage folgen, wo das Thermometer Nachmittags bis auf 23° C. steigt, um in der Nacht auf 5 oder 6° unter Null zu fallen. Wir waren in ungewöhnlichem Maaße vom Wetter begünstigt, denn in der Regel beginnt der Winter schon Mitte September und endet erst im Juni. Es ist ein Hochgebirgsklima, verschärft durch die continentale Lage.

Etwa 15 Minuten vom Zeltlager entfernt bildet das Norris Geysir-Becken eine rings von Wald umgebene unregelmäßig geformte Einsenkung, deren Böschungen und Sohle mit weißem Kieselsinter bedeckt sind. Wie aus hundert Essen steigen Dampfwolken allenthalben aus diesem gewaltigen Hexenkessel auf und auch die Abhänge sowie das angrenzende Plateau sind mit Dampfquellen und Geysirn besetzt. Dicht an der Straße entweicht aus einem Loch im steinigen Boden ein heißer Gasstrom mit zischendem Geräusch und spritzt von Zeit zu Zeit einen Strahl kochenden Wassers aus. Etwas weiter steigt eine mächtige weiße Dampfwolke mindestens 150 Fuß hoch in die Luft; sie kommt aus einer trichterförmigen Vertiefung mit einem so gewaltigen

Brausen, Stampfen und Brüllen hervor, als ob eine Dampfmaschine und ein Pochwerk in der Tiefe versteckt seien. Den Bäumen in der Umgebung sind die Wipfel versengt und das vulkanische Trachyt-Gestein, aus welchem die Dampfquellen hervorkommen, ist in Porzellanerde und Sand umgewandelt. Aus Klüften und Löchern des weißen Kieselsinters, welcher den Rand und den Boden des Kessels in dicken Krusten überzieht, dringen da und dort mit Schwefelwasserstoff imprägnirte Dämpfe hervor und überkleiden ihre Umgebung mit gelben Krystallen; sind diese Solfataren mit heißen Quellen vereint, so erhält das Wasser durch fein vertheilten Schwefel eine intensiv grüne Färbung. Das Centrum der vulkanischen Thätigkeit liegt in der Einsenkung selbst. Da kocht und dampft es überall aus dem heißen Boden hervor; nur mit äußerster Vorsicht darf man auf dem unsicheren, schwankenden Untergrunde vorwärts schreiten, denn unversehens bricht die dünne Kruste durch und der Fuß sinkt in heißen Schlamm oder Wasser; zuweilen spritzt auch plötzlich aus einem Loch ein Wasserstrahl hervor und übergießt den kecken Eindringling mit heißer Flüssigkeit. In den größeren kraterartigen Vertiefungen befindet sich Wasser in wallender Bewegung, einzelne sind auch mit braunem, brodelndem Schlamm erfüllt, der von Zeit zu Zeit durch Dämpfe in die Höhe geschleudert wird. Trotz der Gefahr widersteht man schwer der Versuchung, sich auf den Kraterboden zu wagen, denn eine Gruppe von rundlichen, mit tiefblauem Wasser erfüllten Becken leuchten wie Saphire aus der weißen Fläche hervor. Einige derselben verdanken ruhig ausfließenden Quellen ihren Ursprung, die meisten davon sind aber echte Geysir und in der Regel schon durch eine gewisse Unruhe ihres Wasserspiegels kenntlich. Gehören die Geysir des Norrisbeckens auch nicht zu den bedeutenderen des Yellowstone-Parkes, so sind sie dafür in um so regerer Thätigkeit. Der fleißigste unter allen ist der sogenannte „kleine Minutenmann“,



Digitized by Google

dessen Wasser alle 40—60 Sekunden in stürmische Bewegung geräth. Zwei bis dreimal wallt es auf und nieder, um schließlich als bläuliche Garbe etwa 25—30 Fuß in die Höhe zu steigen. Wenige Sekunden nur dauert die Erscheinung, dann sinkt Alles zusammen und die vorher so aufgeregte Wasserfläche liegt so ruhig da, als ob nichts geschehen sei. Die heißen Quellen und Geysir im Norrisbecken enthalten vorzugsweise Kochsalz, Kieselerde und schwefelsaures Natron. Am bemerkenswerthesten ist der hohe Gehalt an Kieselerde, welche mehr als den dritten Theil des gesammten festen Rückstandes bildet. Im Gegensatz zu den Kalkabsätzen von Mammuth hot springs bestehen die Sinter-Ablagerungen im Norrisbecken fast ganz aus wasserhaltiger, amorpher Kieselerde, der nur kleine Mengen von Eisen, Thonerde, Kalk und Schwefel beigemengt sind. Aeußerlich freilich läßt sich der schneeweiße, meist blätterige oder pulverige Kieselsinter kaum von dem Kalktuff der Mammuthquellen unterscheiden.

Als wir am zweiten Tage in früher Morgenstunde am Norrisbecken vorbeiritten, scheuten die Pferde vor den gewaltigen Dampfsäulen, die in der kalten Luft doppelte Dimensionen erlangt hatten. Der eigentliche Kessel lag im Nebel verhüllt; nur der Minutenmann war sichtbar und, wie immer, in rastloser Thätigkeit. Durch waldiges Hügelland führt der Weg zum Elkpark, eine weite, kesselartige Waldwiese. Auch hier brechen heiße Quellen hervor und am südlichen Ende zeigt ein Wegweiser den Pfad seitwärts nach den „Farbentöpfen". Aufwirbelnde Dampfwolken bezeichnen die Stelle, wo mehr als hundert heiße Quellen und Schlammgeysir auf dem grünen Wiesengrunde vertheilt sind. Eine wunderbare Farbenpracht entfaltet sich vor dem erstaunten Blick: nicht nur das krystallklare Wasser der heißen Quellen leuchtet in smaragdgrünem oder azurblauem Scheine, sondern auch die mit zähem, kochendem Schlamm erfüllten Becken zeigen in ihrer gurgelnden, von heißen Dämpfen durchwühlten Masse alle



Digitized by Google

nur denkbaren Schattirungen von Weiß, Gelb, Orange, Purpur, Violet, Blau, Grün und Braun.

Hinter dem Elkpark erreicht man von Neuem den Gibbonfluß. Zwischen schroffen Felswänden aus vulkanischem Gestein windet sich der Weg in einem engen Thal den Gehängen entlang und mehrmals müssen die Pferde das steinige Flußbett nicht ohne Gefahr für den Reiter durchwaten. An den Ufern brechen auch hier heiße, schwefelhaltige Quellen hervor und senden dampfende Bäche in den kalten Fluß, wobei sie zugleich ihre Sinterhügel mit flammendem Roth, Braun und Gelb überziehen. Hat man durch Erklimmen eines hohen Waldplateaus eine Schleife des Flusses abgekürzt, so erreicht man denselben an einer Stelle wieder, wo er tief unten in einer romantischen Felsschlucht einen prächtigen Wasserfall bildet; dann geht es bergauf, bergab zwei Stunden lang durch duftenden Tannenwald bis zum unteren Geysir-Becken an der Vereinigung der beiden Arme des Firehole-Flusses. Ein einsames Blockhaus gewährte uns nach dem anstrengenden Ritt ersehntes Obdach und ein bescheidenes Mittagsmahl. Von unserem schattigen Lagerplatz überschauten wir einen Theil der mit heißen Quellen und Geysirn übersäeten Niederung, deren Ausdehnung gegen 100 qkm beträgt. Bewaldete Hügel erheben sich darin, nur der centrale Theil bildet eine baumlose, mit weißem Kieselsinter und Sümpfen bedeckte Fläche. Nahezu 700 heiße Quellen und Geysire erwähnt Herr A. C. Peale in seinem trefflichen Bericht des Hayden'schen Werkes; mindestens ebensoviele sind erloschen oder hauchen nur noch heiße Dünste aus, welche die kraterförmigen Spalten mit glitzernden Schwefelkrystallen schmücken. Wie eine Schneelandschaft erscheint der Thalboden, doch kommen von allen Seiten dampfende Bäche aus meist auf Hügeln gelegenen Quellen herab.

Blaue, scharf umgrenzte Wasserbecken unterbrechen die Ein-



Digitized by Google

förmigkeit der weißen Sinterabsätze, welche weithin jede Vegetation vernichtet haben. Wohin der Blick sich wendet, überall treten ihm Symptome der unterirdischen Kräfte entgegen. Doch die Menge der Eindrücke verwischt ihre Wirkung und nur bei den auffallendsten Erscheinungen verweilt der bereits etwas übersättigte Reisende länger. Von den zahlreichen abseits gelegenen zum Theil ungewöhnlich großartigen Geysirn und heißen Quellen des unteren Firehole-Beckens werden nur wenige besucht, dagegen erregt der dicht am Wege befindliche „Brunnen-Geysir" durch die tiefblaue Färbung seines Wassers, durch die malerische Form seines Sinterbeckens und durch seine weithin sichtbaren Eruptionen die allgemeine Aufmerksamkeit. Etwa sechsmal in 24 Stunden geräth die blaue Fluth in heftige Erregung; fast zehn Minuten lang machen die gesammten Dämpfe vergebliche Versuche, die Wassermasse herauszuschleudern, bei jedem Ruck wird sie etwas höher gehoben, bis endlich eine Reihe rasch aufeinanderfolgender Stöße den Widerstand überwindet und den blauen See für einige Minuten in einen großartigen, von Dampfwolken eingehüllten Springbrunnen verwandelt.

Etwa zweihundert Schritt davon entfernt liegt auf dem bewaldeten Plateau desselben Hügels einer der merkwürdigsten Schlammgeysir des Yellowstone-Parks, der sogenannte große Farbentopf. In einem ovalen vertieften Kessel von 40 zu 60 Fuß Durchmesser kocht ein zäher Brei der feinsten Porzellanerde; die eine Hälfte ist schneeweiß, die andere durch einen schwachen Zusatz von Eisen und Kupfer zart rosenroth gefärbt. Obwohl aufsteigende Dämpfe den Schlamm beständig durcharbeiten und bald da, bald dort in die Höhe schleudern, obwohl unausgesetzt große Gasblasen mit eigenthümlichem Geräusche platzen, so findet doch keine Mischung der rosigen und weißen Masse statt. Ja, ringsherum ist die Oberfläche des Plateaus bedeckt mit



Digitized by Google

ebenso scharf geschiedenen, drei bis fünf Fuß hohen, mehr oder weniger erhärteten Schlammkegeln, von denen einzelne aus einer trichterförmigen Vertiefung von Zeit zu Zeit durch Eruptionen Ströme zähflüssigen Breies an die Oberfläche befördern. Es sind Miniatur-Modelle von Vulkanen, wie man sie sich nicht schöner denken kann.

Unser Weg folgte dem südlichen Arm des Firehole-Flußes bis zu einer Stelle, wo jenseits ein weithin leuchtendes, $1\frac{1}{2}$ km langes, nach allen Seiten sanft abfallendes Sinterplateau unsere Aufmerksamkeit fesselte. Ungewöhnlich breite Bäche blauen Wassers kommen von der Höhe herab und bilden, ehe sie sich mit dem Flusse vermischen, an den steilen Sinterfelsen des Ufers dampfende Wasserfälle. Oben auf dem Rücken des flachen Hügels liegen vier tiefblaue Seeen, wovon der größte einen Durchmesser von 250 bis 350 Fuß besitzt. Dies ist die herrlichste unter allen heißen Quellen des Yellowstoneparks und wahrscheinlich der ganzen Welt. Eine weiße Dampfwolke verhüllt sie bei kühlem Wetter. Bei unserem Besuche in der heißesten Nachmittagsstunde eines sonnigen Herbsttages lag der wunderbar blaue, gegen den Rand smaragdgrüne See in vollster Klarheit vor unseren Augen. Jede kleine, vom Luftzug oder von aufsteigenden Gasen erregte Welle schillerte in allen Farben des Regenbogens und zur Erhöhung der Farbenpracht haben die zahllosen Rinnsale, welche vom kaum erhöhten Rande der Prismaquelle ausstrahlen, ihre Umgebung durch Ausscheidung eisenhaltiger Stoffe intensiv braun, roth oder gelb gefärbt.

Das Bild dieses heißen Seees ist von unbeschreiblicher Schönheit, „doch das größte Wunder des Yellowstone-Parkes, — so schreibt ein Berichterstatter der in St. Louis erscheinenden westlichen Post (von 9. Sept. 1883) — finden wir einige Schritte tiefer. Wir stehen plötzlich an einem Abgrunde; zwanzig Fuß tiefer wogt ein zweiter gewaltiger See von unregelmäßigem Umfang.



Digitized by Google

zerrissen, geschichtet, klippenartig stürzen sich die Umfassungswände hinab zur Wasserfläche, theilweise überhängend und den wildesten Schlund bildend. Darin wogt das tiefblaue Wasser, eine Fläche von einem halben Acker groß. — Trotz der Gefahr hinabzustürzen, lassen wir uns nicht abhalten, so nahe wie möglich heranzutreten um dieses unvergleichliche Naturwunder ganz in der Nähe zu beschauen. Leichte Dampfwolken flattern beständig über der tiefblauen Fläche. Nahe dem Mittelpunkt erhebt sich plötzlich eine gewaltige helle Dampfkugel mit dumpfem Poltern aus der Tiefe und verwandelt sich in eine Wolke während sie das Wasser fußhoch emporschleudert. Dann ist wieder einige Secunden Pause und das Wasser liegt ruhig und glatt, bis wieder eine womöglich größere Dampfkugel seine Tiefe aufwühlt. Dieses Schauspiel wiederholt sich in immer kleineren Zwischenräumen, bis endlich der See in ein wildes Wogen geräth. Er erreicht fast den Rand des Schlundes; gewaltige schaumgekrönte Wellen erheben ihre glitzernden Häupter und schießen zischend und brüllend hin und her, bis sie ohnmächtig zurückfallen in den Schlund. Aber neue Wogenungeheuer treten an ihre Stelle immer wilder wird der Aufruhr, immer höher züngeln die Wogenschlangen, immer dichter wird die Dampfwolke, immer heftiger das Brüllen und Donnern in der Tiefe: da mit einem Male scheint der ganze See in einer gewaltigen Wassersäule empor zu steigen und ein geschlossener Wasserstrahl von 25 Fuß Dicke fährt bis zu 300 Fuß in die Höhe, die Dampfwolke steigt bis zu 1000 Fuß und mehr. Zischen, Klatschen, Brüllen, Donnern dies sind die Töne, die die Luft erfüllen; es ist unmöglich, das eigene Wort zu hören; die Erde bebt unter dem Fuße, gewaltige Entladungen gleich dem Gebrüll der schwersten Geschütze übertönen den fürchterlichen Lärm der Tiefe, Steine fliegen hoch empor, Strahl auf Strahl schießt in die dampferfüllte Höhe, einer den andern überholend. Allmählig sinkt die

kolossale Wassersäule niedriger; der Lärm läßt nach; der Donner wird schwächer und ebenso plötzlich, wie sie sich erhoben, verschwindet die Wassermasse in dem Schlunde, der nun fast trocken daliegt. Nur die Dampfwolke in der Höhe und das Donnern in der Tiefe geben noch Kunde von dem furchtbar großartigen Schauspiel, das soeben stattgefunden hat. Auch der nahe Fluß legt Zeugniß dafür ab. Seine kühle Fluth ist um 6—8 Zoll angeschwollen und in einen dampfenden, heißen Strom von 300 Fuß Breite verwandelt — so groß war die Wassermasse die der gewaltigste Geysir der bekannten Welt gespieen hat — der „Excelsior".

Erst seit etwa fünf Jahren ist es bekannt geworden, daß die große Quelle ein wirklicher Geysir ist. Professor Hayden und seine Gehülfen wußten noch nichts davon. Erst Oberst Norris entdeckte diesen Geysir im Jahre 1878. Auf sechs Meilen Entfernung hörte er das furchtbare Getöse, sah die himmelhohe Dampfsäule und eilte mit der vollen Schnelligkeit seines Rosses herbei, um noch gerade das Ende des Ausbruchs anstaunen zu können. Seitdem ist die Gewalt des Geysirs in fortwährendem Zunehmen und macht täglich einen Ausbruch.* Uns war es leider nicht vergönnt, einer Eruption des Excelsior beizuwohnen, der prächtige Wasserspiegel war bei unserer Anwesenheit ruhig, nur in der Mitte des Beckens kochte und wallte es mit einem dumpfen, dem fernen Meeresbrausen vergleichbaren Geräusch.

Gegen 5 Uhr Nachmittags erreichten wir das obere Geysirbecken und damit das Endziel unseres Ausfluges. Auf eine Strecke von 3½ km sind die beiden Ufer des Firehole Flußes von Geysirn, Dampfquellen, und Thermen begleitet. Die kalte weiße Farbe des Kieselsinters sticht grell gegen das dunkle Grün der Tannenwälder und gegen die blauen Berge im Hintergrunde ab. Hier erzeugen die heißen Quellen und Geysire die seltsamsten Gebilde, aber die Kegel, Wannen, Krater und Tuffhügel

sind zu klein, um den Character dieser mehr unheimlichen als schönen Landschaft wesentlich zu beeinflussen.

Die erste Ueberraschung beim Eintritt ins obere Geysirbecken bietet ein sonderbar geformter Sinterhügel auf einer mit heißen Quellen reichlich besetzten Ebene. Es ist der Grotto Geysir. Der stumpfe, gerundete etwa 15 Fuß hohe Hügel zeigt mehrere fast mannshohe Nischen, die mit Spalten in Verbindung stehen. Im Innern derselben braust und kollert es unheimlich, und nach unregelmäßigen, mehrstündigen Zwischenräumen spritzen aus allen Nischen feinzertheilte Wasserbüschel aus, welche den ganzen Kegel in eine glitzernde Wolke von Dampf und Wasserstrahlen einhüllen. Immer neue heiße Quellen und Geysire kommen auf beiden Flußufern in Sicht. Der „Giant oder Riesen-Geysir" erhebt sich als steiler, abgestutzter, auf einer Seite durchgebrochener Kegel; seine trichterförmige Vertiefung ist mit auf- und abwallendem Wasser erfüllt. Alle 4 Tage soll er unter gewaltigem Geräusche eine gewaltige Wassersäule 150 bis 200 Fuß in die Höhe treiben. Während der Eruption ihres Meisters verstummen eine Anzahl umliegender Dampfquellen, welche sonst durch Lärm und Pusten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Den bemerkenswerthesten Sinterbau hat sich der Castle Geysir errichtet. Hier steht der einer zerfallenen Burgruine gleichende Sinterkegel auf einer ausgedehnten etwa 100 Fuß langen Terasse. Seine Eruptionen dauern fast eine Stunde und wiederholen sich meist zweimal im Tage. In geringer Entfernung umschließt ein 6 Zoll hoher Rand den himmelblauen „schönen Brunnen", welcher, überfließend den weißen Boden mit farbigen Niederschlägen schmückt. Es ist unmöglich, die Durchsichtigkeit dieses merkwürdigen Wassers mit Worten zu schildern. Man muß die blauen und grünen Quellen gesehen haben, um sich eine richtige Vorstellung von ihrer Klarheit zu machen. Als



Digitized by Google

ich davorstand und bewundernd in die Krystallfluth hinabschaute, zeichnete sich der Schatten von Roß und Reiter auf den schräg einfallenden weißen Sinterfelsen in einer Schärfe ab, als ob überhaupt kein lichtbrechendes Medium dazwischen läge.

Ein kurzer Ritt durch eine sumpfige Niederung bringt uns ins Centrum des oberen Geysirbeckens, wo auf einer etwas erhöhten Terrasse 25 in weitem Halbbogen aufgestellte und mit je einem Bett, Waschtisch und Stuhl ausgestattete Leinwandzelte verhältmäßig gutes Obdach gewähren. Auch für einfache, aber ausreichende Verpflegung ist in einem großen Wirthschaftszelt gesorgt. Den südlichen Abschluß des Thales bildet ein sanft ansteigender Hügel, auf dessen Abhang sich der „Old faithful“ einen umfangreichen, aber niedrigen Kegel aus Kieselsinter errichtet hat. Die schaligen, geschichteten Absätze steigen treppenförmig an, auf den breiten terrassenartigen Stufen sammelt sich in seichten Vertiefungen Wasser von verschiedener Temperatur; die Sinterfelsen sind weiß oder lichtgrau, ihre Oberfläche rauh, mit vielfach gewundenen Furchen oder kleinen, traubigen und knolligen Unebenheiten bedeckt. Die Eruptionsstelle ist durch eine Anhäufung plumper, wollsackähnlicher Sinterfelsen bezeichnet, welche eine klaffende Spalte von 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite umschließen. Man kann dicht herantreteten und in den Höllenrachen hinabschauen, denn der „alte Getreue“ ist im Zustand der Ruhe ohne jede Tücke. Mit nie fehlender Pünktlichkeit erfüllt er aber seine Pflicht als Wächter des Thales, indem er regelmäßig alle 60—64 Minuten durch eine prachtvolle Eruption die Stunde verkündet. Dabei füllt sich zuerst die Spalte von von unten her mit heißem Wasser; starke Dampfwolken, gemischt mit einigen Wasserstrahlen, steigen empor; man vernimmt ein dumpfes unterirdisches Grollen und nun erfolgt ein stärkerer Stoß, welcher einen domförmigen Wasserberg etwa 10 bis 15



Digitized by Google

Fuß emporhebt. Nach 2 oder 3 erneuten Versuchseruptionen steigt mit einem Schlag ein riesiger, in dicke Dampfwolken gehüllter Strahl etwa 120—140 Fuß in die Höhe, immer neue rasch auf einanderfolgende Stöße halten die weiße, in der Mitte etwas bläuliche Wassersäule in gleicher Höhe; sie breitet sich weit aus und glänzt im Sonnenschein in allen Regenbogenfarben. Ungefähr 5 Minuten dauert die zauberhafte Erscheinung, dann fällt das blinkende Phantom in sich zusammen; einige Aufwallungen noch und die Eruption ist zu Ende. Die Dampfwolken zerstreuen sich, das prasselnde, niedergefallene Wasser rieselt die vielen Treppen des Sinterberges herab, füllt dort die flachen Becken und wenn der Beschauer jetzt tiefergriffen von dem majestätischen Schauspiele an die Kraterspalte herantritt gähnt sie ihm stumm und leer entgegen.

Wer an einem glücklichen Tage im oberen Geysirbecken weilt, hat Gelegenheit, während der einstündigen Ruhepausen des Old faithful einige andere Ausbrüche zu sehen; denn jenseits des Flußes dehnt sich ein großes weißes Sinterplateau aus, auf welchem mindestens ein Dutzend Geysire und eine Menge heißer Quellen hervorkommen. Gegen Norden schaut die weiße Ruine des Castle Geysir gerade noch aus den dunkeln Baumwipfeln hervor und ihm gegenüber auf dem rechten Ufer des Firehole-Flusses sind der Große und der Splendid Geysir in beständiger Thätigkeit. In mehrstündigen, etwas unregelmäßigen Intervallen erfolgen ihre Eruptionen. Der große Geysir hat sich keinen Sinterkegel erbaut; seine Oeffnung nimmt vielmehr die Mitte eines flachen, in den ebenen Boden eingesenkten Beckens ein und ist ringsum von kissenförmigen Sinterfelsen umgeben. Die Ausbrüche kündigen sich durch unterirdisches Gepolter und durch Entwicklung einer mächtigen Dampfwolke an; dann folgen verticale Wasserstrahlen, jeder etwas höher als der unmittelbar vorhergehende ansteigend, bis endlich die Säule 200 Fuß hoch



Digitized by Google

in die Lüfte ragt und die rollenden und wirbelnden Dämpfe einen Wolkenberg von doppelter Höhe darauf thürmen.

Die Eruptionen des Splendid und Grand Geysir können vom Zeltlager beobachtet werden; sie dauern zuweilen eine halbe Stunde, so daß bei den ersten Symptomen die anwesenden Gäste zu Fuß oder zu Pferd von allen Seiten herbei eilen, um das Mirakel zu bewundern. Eine Wanderung über das Geysirfeld am Feuerhöhlenfluß bietet eine Sammlung der merkwürdigsten Sinterbildungen, deren groteske Mannichfaltigkeit auch die kühnsten Erwartungen übertrifft. Da spritzt z. B. ein scharfer, schmaler Wasserstrahl thurmhoch aus einem Krater auf, der einem großen Bienenkorb täuschend ähnlich sieht; da ragt der mit grüner, wallender Flüssigkeit erfüllte Punschbowlgeysir als eine niedrige Riesenschüssel etwa 1½ Fuß hoch über die Sinterebene hervor, dort erheben sich mehrere stumpfe zu einer Gruppe vereinte Hügel und senden dicke Dampfwolken in die Luft.

Nicht weniger als 440 Thermen, darunter 47 Geysire verzeichnet die Karte des Hayden'schen Werkes im oberen Firehole-Becken. Die Sinterablagerungen sind hier mächtiger, die Geysirthätigkeit großartiger, als in irgend einem anderen Theile des Parkes. Doch mit dem oberen Geysirbecken ist der Reichthum an Naturwundern im Yellowstonepark noch nicht erschöpft. Zwei weitere Gebiete am Shoshone- und Heart-See enthalten zahlreiche heiße Springquellen und auch in der Umgebung des großen See's finden sich Schlammtöpfe, Solfataren und heiße Quellen in Hülle und Fülle. Im Ganzen sind bis jetzt im Yellowstonepark ca. 3000 heiße Quellen und 71 Geysir bekannt. Ueberall, wo die letzteren auftreten, enthält das heiße Wasser ansehnliche Mengen von Kieselsäure, Kochsalz und schwefelsauren Verbindungen. Es besitzt einen schwach alkalischen Geschmack und erregt beim Waschen die Empfindung, als ob Seife darin gelöst sei. Die spärlichen bis jetzt veröffentlichten Analysen be-



Digitized by Google

weisen, daß die Quellen im Norrisbecken mit jenen im oberen und unteren Geysirbecken zwar der Hauptsache nach übereinstimmen, daß aber fast jede Quelle wieder ihre besondere Mischung aufweist. Die Temperatur des Geysirwassers ist eine ungemein hohe. Sie schwankt zwischen 80 und 95° C. und übersteigt zuweilen den Siedepunkt, der in jenem hochgelegenen Gebirgsland auf 93° C. herabrückt. Mehrfach wurde beobachtet daß die Temperatur des Geysirwassers unmittelbar vor einer Eruption an der Oberfläche steigt und ebenso, daß sie sich nach der Tiefe zu fast überall erhöht. Am Gianteß Geysir fand man in 18 m Tiefe überhitztes Wasser von nicht weniger als 121° C.

Die hohe Temperatur und die Verbreitung der Geysire lassen keinen Zweifel, daß das ganze Phänomen mit dem Vulkanismus in Zusammenhang steht und daß die Erhitzung des Wassers durch vulkanische Gesteine erfolgt, welche in mäßiger Tiefe noch einen Theil ihrer Gluthitze bewahrt haben. Dampfquellen, Solfataren, Geysire und Quellen mit sehr heißem Wasser sind nicht wie die gewöhnlichen Thermen über die ganze Erdoberfläche vertheilt, sondern an vulkanische Districte gebunden. Die Kenntniß eruptiver Springquellen stammt aus Island, von wo sie auch ihren Namen Geysir erhalten haben; erst später fand man sie auf den Azoren, in Neuseeland, in Californien und auf dem Hochplateau von Tibet. Ueberall wiederholen sich die characteristischen Erscheinungen in überraschender Gleichförmigkeit; doch giebt es nur 3 Gebiete: Island, Neu-Seeland und den Yellowstonepark, wo das Geysirphänomen zur vollen Entfaltung gelangte. Der große Geysir und der Strokr auf Island halten den Vergleich mit dem Excelsior und Giant aus, auch Neuseeland hat Springquellen von bemerkenswerther Schönheit, aber an Zahl und Mannichfaltigkeit der Geysire und Thermen werden beide vom Yellowstone-Park weit übertroffen. Er ist



Digitized by Google

unbestritten das erste und wahrscheinlich auch das älteste Geysirgebiet der Welt. In Island liegen die heißen Quellen in unmittelbarer Nähe noch jetzt thätiger Vulkane; in Neu-Seeland haben zwar die Ausbrüche von Lavaströmen aufgehört, aber einzelne Berge senden noch Dampfwolken aus wohlerhaltenen Kratern aus. Im Yellowstone-Park ist die eigentliche vulkanische Thätigkeit längst erstorben, die Krater und Aufschüttungskegel sind alle durch Erosion oder Verwitterung bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Ihre Ausbrüche fanden in einer früheren Erdperiode statt und nachden sie ihre Hauptaction eingestellt, gingen während der Eiszeit Gletscher über sie hinweg und vernichteten die letzten Regungen ihrer ersterbenden Kraft. Freilich beweisen die zahllosen Dampfquellen und Geysire, daß auch dort die Erstarrung nur eine oberflächliche ist und daß die in den Boden eindringenden Gewässer in Berührung mit den in gewisser Tiefe noch immer glühenden Gesteinen sich erhitzen, und zum Theil in Dampf umgewandelt in Spalten wieder in die Höhe steigen. Im Gegensatz zu den gewöhnlichen, ruhig ausfließenden Thermen erfolgt bei den Geysirn der Austritt in periodisch wiederkehrenden gewaltsamen Eruptionen. Zum Verständniß dieses Phänomens muß man sich vergegenwärtigen, daß das an der vulkanischen Gluth erhitzte Wasser durch die darüber lastende Wassersäule unter einem Druck von vielen Atmosphären steht und darum ohne zu verdampfen eine weit über den Siedepunkt gelegene Temperatur annehmen kann. Steigt es in die Höhe und gelangt es in Regionen von geringerem Drucke, so muß sich eine proportionale Menge Wasser in Dampf verwandeln. Da aber gleichzeitig an der Ausmündungsstelle eine Abkühlung eintritt und das kältere und darum schwerere Wasser nach der Tiefe zu dringen strebt, so giebt es bei jedem Geysir eine bestimmte Zone, wo der überhitzte aufsteigende Strom dem kühleren absteigenden begegnet. Dort entwickelt sich eine große Menge



Digitized by Google

Dampf und indem dieser die darüber befindliche Wassersäule zu heben sucht, schafft er bei jedem Stoß momentan einen leeren Raum und dadurch eine Aufhebung des hohen Druckes. Sofort verdampft wieder ein Theil des überhitzten Wassers. Die Ansammlung des gespannten Dampfes wird schließlich so groß, daß nach einer Reihe mißlungener Versuche die ganze darüber befindliche Wassermasse in die Höhe geschleudert, die Röhre geräumt und der Dampf ausgetrieben wird. Jeder Eruption folgt eine Erschlaffung und da die Wiederholung des Ausbruches von der speciellen Beschaffenheit der Quellspalte abhängt, so führt gewissermaßen jeder Geysir seine Sonderexistenz und ist von eigenthümlichen Bedingungen abhängig. Das ist der Grund, warum sich das im Großen und Ganzen ziemlich gleichartige Phänomen doch an jeder einzelnen Quelle wieder in anderer Weise abspielt.

Versuchen wir jetzt den mächtigen Eindruck, welchen das Wunderland in jedem Besucher hervorruft, zusammen zu fassen, so müssen wir zugeben, daß dort wenig von der wonnigen Ruhe zu verspüren ist, die uns an den blumenreichen Gestaden Italiens umfängt, denn Anmuth und Lieblichkeit sind dieser Landschaft fremd. Aber auch die Erfurcht gebietende Erhabenheit des Hochgebirges, wo sich Schneegipfel an Felsgrat, Gletscher an Karrenfeld reiht, tritt uns im Yellowstonepark nur selten entgegen. Hier sind es vor Allem die Aeußerungen einer im Schooße der Erde liegenden Naturkraft, welche prächtig und schreckhaft zugleich das Gemüth mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen. Wohnt jenen prachtvoll gefärbten Krystallfluten in ihren schneeigen Wannen auch ein unbeschreiblich bestrickender Reiz inne, so nahen wir uns denselben doch nur mit einem Gefühle des Bangens, denn jeder Augenblick kann das gleißnerische Zauberbild in einen Schauplatz des Schreckens und wilden Aufruhrs verwandeln. In solchen Momenten glaubt man sich den Natur-



Digitized by Google

gewalten, welche einst in ferner Urzeit die Entwicklung der Erde bestimmten, näher gerückt und gerade durch die Verbindung einer ernsten, vom nordischen Hauch durchwehten Gebirgsnatur mit den Aeußerungen des in der Tiefe geschäftigen Urfeuers erhält das Wunderland am Yellowstone seinen eigenartigen Stempel aufgedrückt. Aber in jenen Geysirn und heißen Quellen ruhen nicht nur unheimliche, sondern auch segensreiche Kräfte, welche nur auf ihre Erweckung und Verwerthung zum Wohle der Menschheit harren. Und wenn einstens, wie nicht zu bezweifeln, neben den Reisenden, welche im Yellowstone-Park lediglich Naturgenuß und Belehrung suchen, auch Tausende von Kranken dort Genesung finden, dann wird er, seine eigentliche Bestimmung erfüllend, seinen Namen Wunderland in zwiefacher Hinsicht rechtfertigen.

## Anmerkung.

1) 12th Annual Report of the U. S. Geological and Graphical Survey of the Territories, part II. Washington 1883.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

## Kulturgeschichte und Alterthumswissenschaft.

(60 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 30 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie, nach Auswahl (wenn auf einmal) à 50 Pf.)

**Angerstein, W.,** Volkstänze im deutschen Mittelalter. 2. Aufl. (58) . 75
**Bayer,** Die Entstehung der deutschen Burschenschaft. (412) . . . . . . . 1.—
**Buchner,** Der Rhein, der Deutschen Lieblingsstrom. (250) . . . . . . 75
**Deckert,** Die civilisatorische Mission d. Europäer unter d. wilden Völkern. (364) 75
**Diestel,** Die Sintflut und die Flutsagen des Alterthums. 2. Aufl. (137) 75
**Doehler,** Die Orakel. (150) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Flach,** Der Tanz bei den Griechen. . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Fraas,** Die alten Höhlenbewohner. (168) . . . . . . . . . . . 60
**Frey,** Die Alpen im Lichte verschiedener Zeitalter. (274) . . . . . . . 1.—
**Friedel,** Aus der Vorzeit der Fischerei. (441/442) . . . . . . . . . . 1.20
**Gmelin,** Christensclaverei u. Renegatenthum unter den Völkern d. Islam. (190) 60
**Gravenhorst,** Die Entwickelungsphasen des religiösen Lebens im hellenischen Alterthum. (370) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Hagen,** Ueber elementare Ereignisse im Alterthum. (454) . . . . . . . 1.—
**Haupt,** Staat und Kirche vor 800 Jahren. (292) . . . . . . . . 75
**Heyer,** Die Ausbildung der Priesterherrschaft und die Inquisition. (280) . 1.—
**Hoffmann,** Aus der Kulturgeschichte Europa's. [Pflanzen u. Thiere.] (348). . 1.—
**Holtzmann,** Die Ansiedelung des Christenthums in Rom. (198). . . . 75
**v. Huber-Liebenau,** Das deutsche Zunftwesen im Mittelalter. (312) . 75
—, Das deutsche Haus zur Zeit der Renaissance. (386) . . . . . . . 60
**Jordan,** Die Kaiserpaläste in Rom. 2. Abz. (65). . . . . . . . . 60
**Keller,** Die cyprischen Alterthumsfunde. (363) . . . . . . . . . 60
**Kinkel,** Englische Zustände in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. (365) 75
**Mannhardt,** Klytia. (239) . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Marggraff,** Die Vorfahren der Eisenbahnen und Dampfwagen. Mit 20 in den Text gedruckten Abbildungen. (435/436) . . . . . . . . . . . 1.60
**Mehlis,** Der Rhein und der Strom der Cultur in Kelten- und Römerzeit. Mit einer Karte des Rheinthales. (259) . . . . . . . . . 1.40
—, Der Rhein und der Strom der Cultur im Mittelalter. Mit einer Karte des Rheinthales [um 1300]. (286/87) . . . . . . . . . . . 1.60
—, Der Rhein und der Strom der Cultur in der Neuzeit. (328) . . . 1.—
**Meyer, J. B.,** Volksbildung und Wissenschaft in Deutschland während der letzten Jahrhunderte. 3. Aufl. (14) . . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Meyer, Dr. L.,** Die römischen Katakomben. (387/388) . . . . . . . 1.20
—, Tibur. Eine römische Studie. (413/414) . . . . . . . . . . . 1.40
**Möller,** Ueber das Salz in seiner kulturgeschichtlichen und naturwissenschaftlichen Bedeutung. (206) . . . . . . . . . . . . . . 75
**Nippold,** Aegyptens Stellung in der Religions- u. Kulturgeschichte. 2. A. (82) 60
**Nissen,** Pompeji. 2. Aufl. (37) . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Nover,** Bedeutung und Nachwirkung germanischer Mythologie. (354) . . 60
**Oppenheimer,** Ueber den Einfluß des Klimas auf den Menschen. 2. Aufl. (30) 75
**Osenbrüggen,** Land und Leute der Urschweiz. 2. Aufl. (6) . . . . . 75
—, Die Schweiz in den Wandelungen der Neuzeit. (252) . . . . . . 75
**Petersen,** Das Zwölfgöttersystem der Griechen und Römer nach seiner Bedeutung, künstlerischen Darstellung und historischen Entwickelung. (99) . 60
**Pfotenhauer,** Die Gifte als bezaubernde Macht in d. Hand d. Laien. (209) 1.—
**Poelchau,** Das Bücherwesen im Mittelalter. (377) . . . . . . . . 75
**Reinsch,** Stellung und Leben der deutschen Frau im Mittelalter. (399) . 75
**v. Rittershain,** Die Reichspost der römischen Kaiser. (339) . . . . . 60
**Saalfeld,** Küche und Keller in Alt-Rom. (417) . . . . . . . . . . 1.—
**Schasler,** Das Reich der Ironie in kulturgeschichtlicher und ästhetischer Beziehung. (332/333). . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.80
**Schrader,** Die älteste Zeittheilung des indogermanischen Volkes. (296) . 1.—
**Stern,** Die Socialisten der Reformationszeit. (421) . . . . . . . . 75
**Stricker,** Die Amazonen in Sage und Geschichte. 2. Aufl. (61) . . . 75
—, Die Feuerzeuge. (199) . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Virchow,** Ueber Hünengräber und Pfahlbauten. (1) . . . . . . . . 75
—, Die Urbevölkerung Europas. (193) . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Volz,** Das rothe Kreuz im weißen Felde. (47) . . . . . . . . . . 60
**v. Waldbrühl,** Naturforschung und Hexenglaube. 2. Aufl. (46) . . . . 75
**Wernher,** Die Armen- und Krankenpflege der geistlichen Ritterorden in früherer Zeit. (213) . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Winckler,** Die deutschen Reichskleinodien. (154) . . . . . . . . . 75

In den früheren Jahrgängen der „**Zeitfragen**“ erschienen:

## Geschichte und Politik.

(20 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 15 Mark. Auch 16 Hefte dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 75 Pf.)

**Charikles,** Türkische Skizzen in Briefen an eine Freundin 1876. (83/84) M. 1.60
**Fischer,** Deutschlands öffentliche Meinung in der Reformationszeit und in der Gegenwart. (46) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Gantier,** Das heutige Belgien. (141) . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Gierke,** Das alte und das neue deutsche Reich. (35) . . . . . . . . M. 1.—
**Goergens,** Der Islam und die moderne Kultur. Ein Beitrag zur Lösung der orientalischen Frage. (119) . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.20
**Hergenhahn,** Königthum und Verfassung. (154) . . . . . . . . . . . . 80
**Heyer,** Canossa und Venedig. Festschrift zur Canossa-Feier. (80) . . . M. 1.—
**v. Jagemann,** Die Stellung der Niederdeutschen (Vlaamen) in Belgien (76) M. 1.—
**Kleinschmidt,** Die Säkularisation von 1803. (107) . . . . . . . . . . 80
**Löher, F. v.,** Das neue Italien. (157) . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Milner,** Schwäbische Kolonisten in Ungarn. (142) . . . . . . . . . . . 80
**Oncken,** Das deutsche Reich im Jahre 1872. Zeitgeschichtl. Skizzen I. (22) M. 1.60
—, Das deutsche Reich im Jahre 1872. Zeitgeschichtl. Skizzen II. (27/28) . M 1.80
**Paul,** Egypten in handelspolitischer Hinsicht. (192) . . . . . . . . . M. 1.—
**Pfleiderer,** Edmund, (Kiel), Kosmopolitismus und Patriotismus. (36) M. 1.—
**Schönhof,** Deutsche Urtheile über Amerika. (156) . . . . . . . . . M. 1.—
**Schröer,** Die Deutschen in Oesterreich-Ungarn und ihre Bedeutung für die Monarchie. (123) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Wernich,** Ueber Ausbreitung und Bedeutung der neuen Culturbestrebungen in Japan. (93) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80

---

## Vermischtes.

(25 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 18,75 M. Auch 16 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 75 Pf.

**Beta,** H., Die Geheimmittel- und Unsittlichkeits-Industrie in der Tagespresse. (11) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.—
—, Wohl- und Uebelthäter in unseren Großstädten. (61) . . . . . . . 1.—
**Dannehl,** Die Verfälschung des Bieres. Ein Wort an das Reichskanzler-Amt. (100/101) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.80
**Engel,** Aus dem Pflanzerstaate Zulia. Kulturgeschichtliche Streiflichter aus der Gegenwart. (146) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.20
**Gätschenberger,** Nihilismus, Pessimismus und Weltschmerz. (152) . . 1.—
**Heinze,** Ueber die Fremdwörter im Deutschen. (106) . . . . . . . . . — 80
**Horwicz,** Wesen und Aufgabe der Philosophie, ihre Bedeutung für die Gegenwart und ihre Aussichten für die Zukunft. (78) . . . . . . . 1.40
**Kirchner,** Der Spiritismus, die Narrheit unseres Zeitalters. (186/187) . 2.—
**Kleinwächter,** Zur Philosophie der Mode. (129) . . . . . . . . . . 1.—
**Laas,** Zur Frauenfrage. (184) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . — 80
**Lammers,** Umwandlung der Schenken. (195) . . . . . . . . . . . . . — 80
**Mannhardt,** Die praktischen Folgen des Aberglaubens, mit besonderer Berücksichtigung der Provinz Preußen. (97/98) . . . . . . . . . . 1.60
**Meyer,** J. B., Fichte, Lassalle und der Socialismus. (110/11) . . . . 1.60
**Nippold,** Die gegenwärtige Wiederbelebung des Hexenglaubens. Mit einem literarisch-kritischen Anhang über die Quellen und Bearbeitungen der Hexenprozesse. (57/58) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 2.—
**Pfleiderer,** Der moderne Pessimismus. (54/55) . . . . . . . . . . . 1.80
**Schasler,** Die materialistische und idealistische Weltanschauung. (113) . . 1.40
**Schwerin,** Die Zulassung der Frauen zur Ausübung des ärztlichen Berufes. (131) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.—
**Sommer,** Die Religion des Pessimismus. (199) . . . . . . . . . . . 1.20
**Wittmeyer,** Ueber die Leichenverbrennung. (71) . . . . . . . . . . . 1.20

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.

(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 469.

# Aus dem geselligen Leben des siebenzehnten Jahrhunderts.

Von

Franz Eyssenhardt.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind erschienen:

# Der Kindergarten.

## Handbuch
## der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen.

Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau B. v. Marenholtz-Bülow
bearbeitet von

**Hermann Goldammer.**

Mit Beiträgen von B. v. Marenholtz-Bülow.

**Mit 120 Tafeln Abbildungen.**

---

I. Theil: **Die Fröbel'schen Spielgaben.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 5 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 7 M.

II. Theil: **Die Beschäftigungen des Kindergartens.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 4 M. 20 Pf., geb. in Orig.-Band 5 M. 60 Pf.

III. Theil: **Gymnastische Spiele und Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

IV. Theil: **Die sprachlichen Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

☞ Jeder Theil bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich. ☜

---

Dasselbe französische Ausgabe: **Méthode Froebel. Le Jardin d'enfants** etc. 2e Edition. 2 Bände in 1 Band broch. 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

---

Dasselbe englische Ausgabe: **The Kindergarten** etc. 2 Bände in 1 Band broch 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

---

## Friedrich Froebel

der Begründer der

Kindergarten-Erziehung.

Sein Leben und Wirken
dargestellt von

**Hermann Goldammer.**

Preis 2 M.; geb. in engl. Leinen 3 M.

## Kinderlieder

von

**Hermann Kletke.**

Gesamt-Ausgabe
mit dem Bildnis des Dichters.

4. Eleg. cart. 4 M.

---

# Das Buch vom Kinde.

Das Kind in den drei ersten Lebensjahren.

Seine Entwickelung, Pflege und Erziehung.

Ein Buch für Frauen und Mütter
von

**Hermann Goldammer.**

Preis broch. 6 M.; elegant in Original-Leinen gebunden 7 M. 50 Pf.

Digitized by Google

# Aus dem geselligen Leben

des

# siebenzehnten Jahrhunderts.

Von

Franz Eyssenhardt.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Die Lebensgewohnheiten der Völker ändern sich nicht mit einem Schlage, sondern die Vergangenheit ragt mit hundert Fäden in die Gegenwart hinein. Wenn ein Souverän nie allein ist, sondern stets mindestens von einem Hofmanne begleitet wird, so ist dies das letzte Ueberbleibsel antiker und mittelalterlicher Sitte. Ebensowenig wie im Alterthum war im Mittelalter ein vornehmer Mann jemals auf seine eigene Gesellschaft angewiesen. Die großen Adelspaläste wie sie z. B. Rom und Florenz aufweisen, haben nur unter der Voraussetzung einen Sinn, daß man sich die Herrenfamilie stets von einer ansehnlichen, nicht eigentlich Dienerschaft zu nennenden Zahl von Menschen umgeben denkt, welche in verschiedenen Abstufungen ärmere Verwandte, hülfreiche, mitspeisende Freunde, und auf mannigfache Weise, theils direct theils indirect, bezahlte Diener umfaßte. Diese ganze Lebensgemeinschaft hieß und heißt — so weit sie noch besteht — auch heute familia, und im Spanischen zum Beispiel bedeutet familiar ebensowohl einen Knecht wie einen genauen Freund. Der Unterschied des Standes hat im Süden ebensowenig im Mittelalter wie im Alterthum die Vertraulichkeit ausgeschlossen.

Mit der zahreichen Umgebung stimmte die ganze Art des Lebens überein: was unsere moderne, und besonders die nordische, Welt in ihren kleinen, abgeschlossenen Wohnräumen comfort nennt, war dem romanischen Süden unbekannt und ist es ihm zum Theil noch heute — was der Engländer unter privacy versteht, widersprach jener stets in Begleitung, fast öffentlich lebenden Welt und ihren Sitten vollständig. Die Heiligkeit

und Unbetretbarkeit des Schlafzimmers einer Dame ist den romanischen Völkern unverständlich: eine Italienerin begreift noch immer nicht, daß man einer Frau einen Vorwurf daraus machen kann, bei leichter Krankheit auch im Bette die Freunde des Hauses zu sprechen, und sich durch harmloses Plaudern die Zeit vertreiben zu lassen.

Freilich sitzt heute der Inhaber eines Palastes nicht mehr wie im siebenzehnten Jahrhundert von einer zahlreichen Umgebung umringt da, und holt sich aus derselben durch einen Wink den heraus, mit welchem er sich unterhalten will — aber er lebt doch noch sehr häufig mit einem, nordischer Vereinzelung gegenüber, zahlreichen Kreise von Freunden und Bekannten zusammen, die sein Haus beleben und ihm die Zeit vertreiben helfen. Denn noch ist ein Ueberrest der Furcht vor dem Alleinsein geblieben, welche bis in's vorige Jahrhundert die Welt, um die es sich hier handelt, beherrscht hat. Vieles haben die veränderten Verhältnisse umgewandelt, und besonders die Zeitungen ersetzen häufig den Umgang, den man früher nicht entbehren wollte. Wenn die Cardinäle, die ja formell Fürsten sind, nie ohne einen sogenannten gentiluomo ausgehen, so fangen sie heut zu Tage selbst dem Römer, so gewöhnt er auch an die Sache ist, an, den Gedanken unerträglichen Zwanges und organisirter Langenweile zu erwecken. Vollends würde keine Frau in unserer Zeit den offiziellen Begleiter ertragen, der in dem Italien des achtzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielte, unter dem Namen des patito oder cavaliere servente durch unzählige Reisebeschreibungen gehetzt wurde, und für so viele moralische Expectorationen über die angebliche Verderbtheit südlichen Familienlebens das Thema abgegeben hat, während er im Grunde nichts weiter war als der Ausdruck der stets nothwendigen Begleitung, das wandelnde Hinderniß der gefürchtetsten Unbequemlichkeit, der Einsamkeit: natürlich konnte er auch



Digitized by Google

zum Liebhaber werden, aber im Wesentlichen ist er nichts weniger als gleichbedeutend damit.

Der strenge Unterschied zwischen Gentleman und Nicht-Gentleman, wie ihn der Norden festgestellt hat und festhält, ist dem Süden noch heute fremd, und war besonders noch bis in's vorige Jahrhundert ganz unbekannt: beide Endpunkte der socialen Stufenfolge, waren durch viele Zwischenglieder getrennt, und gingen ineinander über. Wenn der Connetable der Maria Mancini bei ihrer Ankunft in Rom ein Zimmer im Palaste Colonna mit den Worten zeigte: „Hier wohnte Ihr Großvater, als er noch der Kammerdiener meines Großvaters war," so hatte ihre Antwort: „ich weiß nicht, was mein Großvater war, aber das weiß ich, daß alle meine Schwestern sich besser verheirathet haben als ich" — nur in der Zeit einen Sinn, in welcher man Kammerdiener eines Colonna sein konnte, ohne aufzuhören ein Edelmann zu sein.

Die deutlichste Vorstellung von jener ganzen Art zu leben gewähren die Paläste Italiens mit ihren weiten Höfen, breiten Treppen und dem Ueberflusse großer Zimmer, der heut zu Tage oft nur als Last empfunden wird, und den nordischen Ausländern wie Montaigne[1]) schon im sechszehnten Jahrhundert befremdlich erschien. Im Innern sind sie allerdings vielfach baulich verändert worden. Besonders ist die Haupttreppe immer mehr zum Decorationsstück herabgesunken: sie ist für die modernen Verhältnisse gewissermaßen zu öffentlich, bleibt der Dienerschaft oder den Besuchern überlassen, und wird in vielen Palästen für den internen Verkehr der Familie durch kleine Treppenanlagen ersetzt, die je nach Bedürfniß einzelne Theile verschiedener Stockwerke mit einander verbinden. Rechnet man hierzu noch die auch häufig vorkommende Combination zweier Zimmer in zwei Stockwerken (am häufigsten natürlich Mezzanin und Hauptstockwerk) zu einem Raume, durch Wegnahme der Zwischendecke[2]), so bekommt man das Bild eines Hauses, welches sehr wesent-

liche Abweichungen von dem ursprünglichen Grundrisse zeigt. So sucht man allmählich behagliche und bequeme Räume zu gewinnen, und der Palast, der dazu gebaut war, Schaaren von Dienern und in irgend einem Abhängigkeitsverhältniß stehenden Leuten zu beherbergen, und dieselben auf den Steinbänken des Hofes, den Treppenstufen und den Bänken der weiten Vorzimmer herumlungern zu sehen, zerfällt nun in kleinere Complexe von Zimmern, die gegeneinander mehr oder weniger abgeschlossen sind. Ja man fängt an, die Höfe der Paläste abzusperren: der Portier des Palastes Farnese in Rom läßt, offenbar im Auftrage des französischen Botschafters, Niemand mehr durch das Portal, und man muß sich damit begnügen die Façade zu bewundern: kein Römer dürfte sich der Illiberalität schuldig machen, die Hallen Michel Angelo's für seine Bewunderer aus der ganzen Welt zu schließen.

Man würde sehr im Irrthum sein, wenn man glauben wollte, die Sitten einer Zeit vorzugsweise aus den gleichzeitigen Romanen kennen lernen zu können. Aus der Entfernung gesehen haben derartige Dichtungen einen unendlich einförmigen Charakter: sie verfolgen gewisse im Zeitgeschmack liegende Tendenzen, variiren das jedesmalige Modethema, nach allen nur denkbaren Richtungen, und kümmern sich um das wirkliche Leben, was ja freilich für die Gegenwart sehr viel weniger interessant ist als für die Nachwelt, fast gar nicht. Ob edelfühlende Räuber, unverstandene Jungfrauen, schuldloses Hirtenleben oder socialpolitisch perorirende Staatsmänner auf der romanhaften Tagesordnung stehen — es werden nur Zustände dargestellt, die ebenso beschaffen sind wie die Helden der Erzählung, denen Walter Scott droht, sie, wenn sie selbständig handeln oder denken wollen, in das Nichts zurückzuschleudern, aus welchem er sie hervorgezogen hat.

Wenn man daher für die Kenntniß dieser Zustände sehr viel mehr aus den Denkwürdigkeiten lernt, welche selbst-erlebtes



Digitized by Google

darstellen, so liegt eine Schwierigkeit darin, daß Mémoiren meist nur vom Standpunkte derjenigen geschrieben sind, welche bestimmend oder herrschend auf andere Lebenskreise wirkten. Saint Simon und Grammont sind gewiß unschätzbar nach jeder Richtung, aber sie thronten hoch über einem sehr wesentlichen Theile derjenigen, mit welchen sie zusammen lebten, und die sie als unentbehrliche Ausfüllung der weiten Lücke ansahen, welche zwischen ihnen und dem wirklichen Volke bestand.

In unseren Zeiten demokratischer Vereinzelung und, wenigstens scheinbarer, socialer Gleichheit versteht man nicht, wie man sich während des Nachwirkens feudaler Lebensgewohnheiten darein finden konnte, die Unterhaltung weniger aus dem berechtigten Widerstreit gleichstehender Individualitäten und ihrer Aeußerungen als vielmehr von bestimmten, dazu besonders geeigneten Personen herzunehmen. Jener Kreis, der einen mittelalterlichen — denn in diesem Sinne dauerte im Süden Europa's das Mittelalter lange über die Reformation und Gegenreformation hinaus — Granden umgab, hatte wie im Alterthum in Rom regelmäßig einen oder mehrere Spaßmacher in sich, welche für die Belustigung der Herren und seiner Familie mehr oder weniger häufig und mit mehr oder weniger Witz zu sorgen hatten. Diese Leute sahen das Leben ganz anders an als der hochgestellte Mémoirenschreiber, und erst ihre Berichte würden eine wahre und vollständige Schilderung der Sitten jener Zeiten ermöglichen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß man von Leuten dieses Schlages nicht viele literarische Aeußerungen besitzt, aber wir haben wenigstens die Mémoiren e i n e s Hausnarren aus dem siebenzehnten Jahrhundert, welche für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände der Zeit von außerordentlichem Interesse sind. Um dies zu verstehen muß man sich den Lebenslauf dieses Mannes vergegenwärtigen, den wir im Folgenden in all-



Digitized by Google

gemeinen Zügen schildern, indem wir aus seiner Erzählnng besonders charakteristische Stellen hervorheben.

Estéban, oder wie er sich mit dem ihm gewöhnlich gegebenen Diminutiv nennt, Estebanillo Gonzalez war im Jahre 1645[3]) seines unruhigen Lebens müde geworden. Dies ist die einzige genaue Jahresangabe, welche einen Schluß auf sein Geburtsjahr erlaubt: er wird also wohl im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts geboren sein. Sein Vater stammte aus Salvatierra in Galizien, und erzählte dem Sohne, er (der Sohn) sei in Spanien geboren, aber in Rom getauft. Was seinen Vater bewog nach Rom überzusiedeln, theilt Estebanillo nicht mit. Obgleich der Vater von adeliger Abkunft zu sein behauptete, brachte er den Sohn bei einem Barbier in die Lehre. Estebanillo hielt es hier ebensowenig aus wie in der Schule, welche er vorher besucht hatte, lief fort, und begann nun im Alter von dreizehn Jahren sein langes Wanderleben. Zuerst ging er nach Loreto, wo er sich mit den andern Bettlern füttern ließ, dann nach Pisa, endlich nach Siena. Hier machte er die Bekanntschaft von zwei Leuten, die zusammen von falschem Spiel lebten, lernte ihre Künste, entlief ihnen aber bald wieder, und ging nach Livorno, von wo er auf einer der Galeeren des Großherzogs von Toscana nach Messina fuhr. Hier war er erst Diener eines Koches, dann eines Fähndrichs. Sein Herr diente unter Manuel Filibert von Savoyen, der mit einer Flotte von dreißig Galeeren auf Türkische Piraten Jagd machte. Estebanillo war hier als Koch beschäftigt, und kam endlich mit der Flotte nach Palermo. Nachdem er dort mehrere ähnliche Stellungen inne gehabt hatte, fuhr er nach Neapel, besuchte seinen Vater, konnte es aber bei dem zweiten Barbier, bei dem er nun in die Lehre gebracht wurde, wiederum nicht aushalten, entlief nach Neapel, und wurde in dem Hospial von Santiago de los Españoles als angeblich geprüfter und approbirter Barbier und Chirurg beschäftigt. Nachdem er dort allerhand



Digitized by Google

schlechte Streiche verübt hatte, ließ er sich von einem seiner früheren Herren, dem er zufällig begegnete, anwerben, ging mit demselben nach der Lombardei, desertirte aber mit mehreren anderen, als bekannt wurde, daß die Compagnie seines Herren Ordre hatte, nach den Niederlanden zu marschiren. Nach Rom entkommen hörte er, daß sein Vater nach Palermo gereist war, um eine kleine Erbschaft in Empfang zu nehmen. Seine Schwestern empfingen ihn sehr kalt, und thaten alles, um ihn bald los zu werden. Er ging wieder nach Neapel, fand noch einmal Beschäftigung in dem Hospital, verließ es aber zum zweiten Male, als er hörte, daß sein Vater in Palermo gestorben war. Die geringe Hinterlassenschaft hatte er schnell durchgebracht, dann fand er eine Stelle als Silberdiener im Hofhalte des Vicekönigs, aus der er jedoch bald wegen Unehrlichkeit entlassen wurde. Dann war er Gerichtsdiener, Dieb, wurde aus Palermo verbannt, ging nach Neapel, war wiederum Mitglied einer Diebsbande, half einem Werbeoffizier bei seinem Geschäfte, und benutzte endlich eine günstige Schiffsgelegenheit, um aus der Stadt fortzukommen, in der es wegen seiner zahlreichen schlechten Streiche und vielen Schulden zu heiß für ihn geworden war.

Von Barcelona, wo er landete, ging er erst nach Saragossa, dann nach Madrid, wo er wieder Bedienter war, dann durchstreifte er einen bedeutenden Theil Spaniens und Portugal's im Kleide eines Pilgers und in Gesellschaft ähnlichen Gelichters wie er selbst. Manchmal legte er diese Kleidung ab, und trieb Hausirhandel, dann war er wieder einfach Tagelöhner oder Bettler, bis er in Sevilla anfing, seinen natürlichen Verstand auf die Unterhaltung zuzuspitzen, durch die er sich später fortzuhelfen wußte.

„Ich traf“ erzählt er[4]) „eines Tages einen Wasserträger, dessen ehrwürdiger Bart mir so viel Vertrauen einflößte, daß ich ihn fragte, wie ich es machen könne, daß ich lebte, ohne daß

mir die Gerichtsdiener alle Tage in meine Hände sähen, obgleich sie mir doch gar nicht die Zukunft weissagen wollten. Er sagte mir, der Wein Andalusiens sei zwar sehr gut, aber das Land so heiß, daß man viel Wasser trinken müsse, zum Wasserträger aber sei Jeder tauglich, auch ohne geprüft zu sein oder etwas gelernt zu haben. Ich kaufte einen Krug und zwei Gläser. Den Krug füllte ich aus dem Brunnen eines Portugiesen, dessen Wasser ungewöhnlich kalt war. Ich bezahlte jedes Mal zwei Maravedi[5]) dafür und verkaufte das Wasser für zwei Realen.[6]) Die andern Wasserträger holten ihr Wasser weit her, und ich behauptete natürlich, mein Wasser komme eben daher. Wenn die Leute mich fragten, warum denn mein Wasser kälter sei, so setzte ich ihnen auseinander, daß ich immer einen Krug in Schnee stehen hätte, während ich den andern zum Verkaufe herumtrüge. Auf diese Weise verkaufte ich an einem Tage mehr als die andern in einer Woche, und hatte lange nicht so viel Anstrengung wie sie. Abends ging ich in's Theater und die Herren benutzten meine Schlauheit und Gewandtheit zu ihren Zwecken. Man schickte mich zu den Damen, scheinbar um ihnen ein Glas Wasser, in Wahrheit aber, um Liebesbotschaften zu überbringen. Herren wie Damen tranken mein Wasser, damit ich ihre Aufträge ausrichtete, und bezahlten mir das Glas zehnmal höher als es werth war.

Indessen ist es nicht immer Sommer, das Wasser, welches ich verkaufte, bekam außerdem den Leuten schlecht, und die meisten meiner Kunden fingen an über Leibweh zu klagen. Deshalb begann ich einen Handel mit Seife, Pillen und Zahnpulver. Zuerst nahm ich gewöhnliche Seife, zerschabte sie, mischte sie mit etwas Bohnenmehl und Lavendelöl, und gab sie für Bologneser Seife aus. Ferner kochte ich Heilwurz in Wein und Gummi, ließ die Mischung im Ofen trocknen, und verkaufte sie als Moscauer Pillen. Endlich sammelte ich am Ufer des Guadalquivir Bimstein, zerrieb ihn, vermischte ihn mit einem



Digitized by Google

Stoffe, der ihm eine röthliche Farbe gab, und nannte ihn Levantinisches Corallenpulver. Meine Waaren pries ich mit allen möglichen Marktschreiereien an und machte gute Geschäfte. Am meisten halfen mir dabei die fremden Namen, mit denen ich meinen Kram ausstaffirt hatte, denn wer etwas in Spanien gut verkaufen will, muß schwören, daß es aus Dänemark oder der Schweiz oder Gott weiß wo sonst her gekommen ist: was in Spanien selbst wächst, rührt kein echter Spanier an."

Durch diesen Hausirhandel wurde Estebanillo mit einer Schauspielertruppe bekannt, deren weibliche Mitglieder sich seinen Bimsteinwaaren besonders geneigt zeigten. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, da er die Theaterprinzessin, in deren Dienst er getreten war, bestahl. Er ließ sich als Soldat anwerben, desertirte, diente auf einer Galeere, entlief wieder und war wiederum abwechselnd Hausirer und Tagelöhner. Nach allerhand Diebstählen und anderen Gaunereien schiffte er sich auf einem Fahrzeuge ein, welches von Malaga nach Saint Malo in der Bretagne fuhr, ließ sich dort zum Kriege gegen England anwerben, desertirte, sobald er das Handgeld bekommen hatte, und kam nach drei Tagen nach Land[7]), „einem Hafenplatz" in der Normandie. Hier wurde er zuerst als angeblicher Englischer Spion schlecht behandelt und festgesetzt, entkam dann aber nach Rouen, und verwandte hier die gewonnene Lebenserfahrung und was er an Kenntnissen besaß, in folgender Weise, die bezeugt, daß er auf der Stufenleiter der Gaunerei wieder etwas höher gekommen war.

„In dem Gasthofe, in welchem ich wohnte, verschaffte ich mir etwas Asche, steckte sie in ein zusammengefaltetes Papier und bewahrte sie auf der Brust auf. Dann ging ich an die Börse und machte mich an einen Kreis portugiesischer Kaufleute heran. Ich redete sie mit der größten Demuth und Bescheidenheit an. Da meine Familie von der portugiesischen Grenze stammte, so sprach ich geläufig portugiesisch, und meine Behaup-

tung, ich sei ihr Landsmann, fand leicht Glauben. Ich bat sie um Unterstützung, damit ich nach Vienne gelangen könnte, wo ich behauptete Schulden eintreiben zu wollen. Meine Armuth erklärte ich damit, daß ich aus Portugal hätte entfliehen müssen, weil mein Vater aus Gründen, die die Herren sich leicht (wie ich sagte) denken konnten, verbrannt worden war. Die Asche meines Vaters, die ich meinem Herzen zunächst trug, zeigte ich dabei vor. Mit traurigen Mienen und Thränen in den Augen brachte man mich in das Haus Desjenigen unter ihnen, welcher der reichste zu sein schien. Sie baten mich, ihnen die Asche des Märtyrers zu geben, da sie dieselbe unter sich vertheilen wollten. Dabei küßten sie das Papier, in welchem ich sie aufbewahrte. Ich gab ihnen zu verstehen, daß ich mich nur sehr ungern davon trennte, sagte jedoch, ihnen zu Liebe wolle ich darauf verzichten, nur müßten sie mir ein wenig davon lassen: hatte ich doch in der Meerenge von Gibraltar unser Schiff dadurch aus einem schrecklichen Sturme gerettet, daß ich etwas von der Asche in das Meer streute.

Alle fingen an zu seufzen und sagten unter Thränen zu der Asche meines Vaters: „Der Gott Israels möge Dir Gnade gewähren, denn Du hast die Märtyrerkrone verdient.“ Dann vertheilten sie die Asche unter einander, gingen wieder mit mir nach der Börse und ließen bei ihren Stammesgenossen einen Handschuh für mich herumgehen, in welchem sich zuletzt fünfundzwanzig Ducaten[8]) vorfanden, die mir ausgehändigt wurden. Darauf gaben sie mir einen Empfehlungsbrief an einen ihrer Correspondenten, der in Paris Geschäfte machte, und baten ihn, mir weiterhin auf meiner Reise behülflich zu sein. Außerdem ermahnten sie mich, niemals den Tod meines Vaters zu vergessen und stets des Glückes eingedenk zu sein, daß ich sein Sohn sei. Wie freute ich mich, so gut mit Leuten gefahren zu sein, die sonst nur Andere betrügen und sich niemals selbst betrügen lassen!



Digitized by Google

Auf der Reise nach Paris lebte ich wie ein großer Herr. In Paris kaufte ich ein Paar spanische Fliegen und andere Dinge, die zu meiner Beschäftigung als Chirurg gehörten. Dann ging ich in einen Gasthof im Faubourg Saint Germain, der einem spanischen Flüchtling mit Namen Granados gehörte. Abends setzte ich mir zwei Pflaster an den Hals, der natürlich in der Nacht sehr anschwoll. Am nächsten Morgen ging ich mit meinem dicken und gut eingewickelten Halse in den Palast des spanischen Gesandten, Marquis von Miravel. Ich sagte, ich sei aus Galizien nach Paris gereist, um meinen Kopf heilen zu lassen, und der Almosenier des Gesandten gab mir dreiviertel Scudo zur Begrüßung und wöchentlich einen Scudo[9]) bis zur Genesung. Auf meinen Empfehlungsbrief bekam ich eine andere, recht ansehnliche, Unterstützung."

Bald war das Geld verjubelt und Estebanillo lebte wieder theils als Diener, theils vom Hausirhandel. Nachdem er seinen Kram, der hauptsächlich aus Nadeln bestand, los geworden war — in seiner halb schwülstigen, halb scherzhaften Sprache sagte er: „Ohne ein Strauß zu sein, hatte ich meine sämmtlichen spitzen Waaren verzehrt" — traf er auf einen Werbeoffizier. „Der Sergeant fragte mich," erzählte er[10]), „ob ich Soldat werden und dem allerchristlichsten Könige dienen wollte. Da ich so hungrig war, daß ich selbst einem Mameluken gedient hätte, um mich nur satt essen zu können, so antwortete ich: ja. Er führte mich zu seinem Hauptmann, der mir einen viertel Scudo Handgeld gab und mich in seine Compagnie einreihte. Er nannte mich, da er sah, daß ich meine Kameraden bei Tisch fortwährend durch meine Einfälle erheiterte, Herr von Frohsinn. Wir marschirten durch den Dauphiné und überall wurde getrunken, so daß es fortwährend hieß: abu, Monsieur de la Fortuna; abu, Monsieur de la Esperanza" (Estebanillo meint a Vous . .). Bald desertirte er wieder, ließ sich in Livorno abermals mit acht Dukaten Handgeld anwerben, wurde nach viermonatlichem

Dienst „als klein von Körper und nicht groß von Tugend" entlassen und ging über Viterbo nach Rom. Seine Schwestern ließen ihn aus dem Hause werfen; ein Haus, welches sein Vater hinterlassen hatte (und welches wahrscheinlich nicht ihm allein gehörte) tauschte er heimlich gegen eine Anzahl Bilder um, die er in Neapel verkaufte. Als der Erlös verschwendet war, ließ er sich wieder anwerben und fuhr mit der Flotte, welche der Marquis von Campolátaro und der Marquis von Santo Luchito commandirten, nach Spanien. Dort erstach er in der Betrunkenheit einen Soldaten und suchte in einem Kloster in Barcelona Schutz, wo damals der Bruder Philipps IV., Don Fernando, Cardinal-Erzbischof von Toledo, gewöhnlich der Cardinal-Infant genannt, Vizekönig war. Aber es half ihm nichts, sein Hauptmann, der ihm Sold schuldig war, ließ ihn festnehmen und ihm den Prozeß machen.

„Wie nichts und ohne sich im mindesten daran zu kehren, ob es mir recht war oder nicht, verurtheilten sie mich", so erzählt er[11]), „eine Predigt auf der Leiter zu hören, die Leute unten mit den Hacken zu segnen und mich von den Winden hin- und herwehen zu lassen. Der Notar, welcher mir diese Nachricht überbrachte, war so freundlich, nicht einmal ein Trinkgeld dafür zu verlangen. Ich war ziemlich traurig, besonders weil mir der Gefängnißwärter nur den Rath gab, mich mit Gott zu versöhnen, ohne mir Gelegenheit zu verschaffen, meinen Frieden mit Bacchus zu machen. Um meinem Spitznamen keine Schande zu machen, probirte ich, ob der Schritt, der mir bevorstand, sich mit Vergnügen und Leichtigkeit thun ließe; aber als ich meine Hand um den Hals legte, mußte ich mir sagen: wenn das, was die Hand thut, die doch von weichem Fleische ist, schon so schmerzhaft ist, wie soll es erst mit dem Stricke sein, der doch aus hartem Grase[12]) gemacht ist? Deshalb kniete ich nieder, bat den Himmel um Gnade und versprach, wenn ich



Digitized by Google

dieses Mal davon käme, Buße für meine Sünden zu thun und ein besseres Leben anzufangen."

„In der ganzen Stadt verbreitete sich das Gerücht und viele Freunde kamen, um mich noch einmal zu sehen. Die meisten sagten mir, ich hätte jetzt den Weg zu gehen, den sie auch einmal einschlagen müßten, nur daß ich ihnen voraus eilte. Einige Eingeborene sagten, es sei ein Jammer, daß ich wegen einer solchen Kleinigkeit sterben solle; Andere dagegen meinten, ich sehe wie ein Erzschuft aus. Endlich kam auch ein Franziskanermönch, der vor Eifer am ganzen Leibe schwitzte, und fragte eilig: „Wo ist der Verurtheilte?" Ich erwiderte: „Vater, ich bin es, obgleich ich nicht so aussehe." Er sagte: „Mein Sohn, jetzt ist es Zeit, an Deine Seligkeit zu denken, Deine Sünden zu beichten und Gott um Verzeihung zu bitten." „Nein," antwortete ich, „Vater, ich beichte immer nur während der Fastenzeit. Soll ich aber einmal mein Vergehen mit dem Leben bezahlen, weil das menschliche Gesetz es so will, so giebt es kein göttliches oder menschliches Gesetz, welches besagt: du sollst nicht essen noch trinken. Deswegen und um nicht gegen Gottes Gesetz zu verstoßen, ersuche ich Ew. Ehrwürden, sich dafür zu bemühen, daß ich etwas zu essen und zu trinken bekomme, und nachher wollen wir von heiligen Sachen reden."

Der Mönch war offenbar nicht sehr zufrieden mit der Art, wie ich meine Lage auffaßte, nahm ein kleines Crucifix aus der Tasche und fing an, mir von dem verlorenen Schafe und dem reuigen Schächer vorzuerzählen. Dabei schrie er so, daß das ganze Gefängniß wiederhallte, und weinte so, daß meine Zelle überschwemmt wurde. Da ich sah, daß es doch nichts half, kniete ich, obgleich ich vierundzwanzig Stunden nichts gegessen hatte, nieder und beichtete meine Sünden. Nachdem ich absolvirt war, stand ich auf und empfand das größte Mitleid mit den armen Leuten, die ja, um mich zu sehen, einen Feiertag machen und nichts verdienen würden.

Diese und andere Erwägungen bestimmten mich, eine in meinem Namen abgefaßte Bittschrift dem Marquis von Este, welcher die Cavallerie befehligte, übergeben zu lassen. Es wurde darin ausgeführt, ich sei ein Edelmann und beanspruche daher, enthauptet statt gehenkt zu werden. Ich glaubte nämlich, der Marquis würde sich nach der Wahrheit meiner Behauptungen erkundigen lassen und während Antwort aus Rom oder Salvatierra käme, würde ich Gelegenheit finden, mit einer Feile meine Ketten oder mit einem Dietrich die Thüre meines Gefängnisses unschädlich zu machen. Aber Alles war vergeblich; der Marquis antwortete, er wünsche lediglich, daß ich hingerichtet würde, und stellte die Todesart mit der größten Höflichkeit ganz in mein Belieben. Ich war ihm unendlich dankbar, nahm einen Stein und schlug damit als reuiger Sünder fortwährend auf meine Brust, wobei ich mich jedoch wohl hütete, mir den geringsten Schaden zuzufügen.

Ganz schlimm wurde mir jedoch erst zu Muthe, als ich die Glocke der Brüderschaft hörte, welche die zum Tode Verurtheilten auf ihrem letzten Gange zu begleiten pflegt. Da traten Don Francisco de Peralta und Joseph Gomez, der Eine Secretair, der Andere Barbier seiner Hoheit des Cardinal-Infanten, in mein Gefängniß ein, um mir ihr Beileid auszudrücken. Aber mein Kummer war schon vorbei; denn der Kerkermeister hatte mir zwei Pfund Brod und einen Krug Wein gebracht. Ich machte also, statt zu jammern, alle möglichen Witze und zwar zum großen Erstaunen meiner beiden Besucher, die durchaus nicht begreifen konnten, daß mir der Tod so leicht wurde. Ich setzte ihnen auseinander, daß mein Schmerz nur so lange gedauert habe wie mein Durst und daß, so wie ich genug Wein hätte, meine ganze Traurigkeit verschwinde. Ja, ich sei vergnügt darüber, nun der Welt der Gerichtsdiener und Advocaten für immer zu entgehen; wollten sie mir jedoch eine Gunst erweisen, so bäte ich sie um Folgendes: „Ich habe,"



Digitized by Google

sagte ich, „einige Sünden begangen, deren Absolution sich Seine Heiligkeit der Papst vorbehalten hat. Ich bitte die Herren also dringend, bei dem General einen Aufschub von drei Monaten für mich zu erlangen, damit ich nach Rom reisen und jene Sünden beichten kann. Als edeler Galizier schwöre ich, nach Ablauf dieser Frist zurück zu kommen und mich hinrichten zu lassen."

Sogleich begaben sich die Beiden zwar nicht zu dem General, sondern zu seiner Hoheit dem Vizekönig und dieselben hatten die Gnade, das Todesurtheil in eine zehnjährige Galeerenstrafe umzuwandeln. Seine Hoheit hatte von meinen Vertheidigern so viel von meinem Witz und meiner guten Laune gehört, daß mir gestattet wurde, ihm zum Dank für die erwiesene Gnade die Füße zu küssen. Dabei gefiel ich ihm mit meinen Scherzen so gut, daß er mich zum Granden von Spanien machte, indem er mir befahl, mein Haupt zu bedecken. So wäre ich sein Hausnarr geworden und hätte so viel zu trinken bekommen als ich wollte, wenn mich nicht die Prügel, die seine Pagen mir vergünstigten, und meine große Vorliebe für den Soldatenstand davon abgehalten hätten, eine so ehrenvolle und einträgliche Stelle anzutreten. Die Galeerenstrafe war mir auch erlassen worden: so verließ ich also als freier Mann den Palast und ließ mir zwei Aderlässe geben, um mich von dem ausgestandenen Schrecken zu erholen. Natürlich war darauf mein nächster Gang in eine Schänke, um durch Wein das verlorene Blut zu ersetzen."

Obgleich nun völlig zum Buffone geworden, nahm er doch, da er keinen für ihn geeigneten Herrn fand, wiederum Dienste als Soldat, desertirte aber und trieb sich in Mailand herum, indem er seinen Lebensunterhalt auf die schmutzigste Weise gewann. Dann war er halb Koch, halb Soldat, kam nach Tirol, dem Elsaß und Burgund und endlich, jedoch mit einem andern Herrn, nach Baiern. Wie er sich halb als Schalk, halb als Dieb forthalf, geht aus folgender Schilderung[13]) hervor.

„Wir waren im Hause eines reichen Mannes einquartirt,

den seine Diener als begütert darstellten, der aber selbst arm zu sein behauptete. Ich war der einzige, der sich mit ihm verständigen konnte, da ich lateinisch mit ihm sprach, während er kein Wort Spanisch verstand. Ich setzte ihm mit ernster Miene auseinander, daß mein Herr ein sehr vornehmer Mann und ich sein Fourier, Majordomo und Koch sei. Zuerst verlangte ich die übertriebenste Menge Proviant für die Dienerschaft, und als sich der Deutsche ganz entsetzt bekreuzigte und sagte: „Wenn so viel für die Dienerschaft verlangt wird, so giebt es ja in unserem ganzen Dorfe nicht genug für den Herren," erwiderte ich: „mein Herr ist so edelmüthig, daß es ihm mehr darauf ankommt, daß seine Dienerschaft wohl versehen ist, als daß er selbst Ueberfluß hat. Er ist ganz zufrieden, wenn er ein Füllsel mit Ei bekommt." Er kannte das Gericht nicht und fragte wie es gemacht würde. Ich sagte, er solle ein Ei, eine junge Taube, zwei Wagenladungen Kohlen, einen Schuhflicker mit Ahle und Pfriem und einen Todtengräber mit seiner Schaufel herkommen lassen; dann wollte ich ihm zeigen, wie es gemacht würde. Ganz voll von Angst und Staunen ging unser Wirth fort und ließ das Verlangte herbeibringen. Ich öffnete die Taube mit meinem Messer, that das Ei hinein, nachdem ich die Eingeweide herausgenommen hatte, und sagte: „jetzt wird diese Taube in ein Rebhuhn gesteckt, das Rebhuhn in eine Henne, die Henne in einen Capaun, der Capaun in einen Fasan, der Fasan in eine junge Ziege, die Ziege in einen Hammel, der Hammel in ein Kalb und das Kalb in eine Kuh. Natürlich muß Alles vorher gewaschen, gerupft oder enthäutet und gespickt sein, nur die Kuh behält ihr Fell. Dann kommt der Schuster und näht das Ganze zusammen und der Todtengräber macht eine tiefe Grube. Unten kommt die eine Wagenladung Kohlen hinein, darauf wird die Kuh mit ihrem Inhalte gelegt und auf die Kuh kommt die zweite Ladung Kohlen. Endlich werden die Kohlen angezündet und das Ganze schmort vier Stunden, nicht



Digitized by Google

mehr, noch weniger. Ich sage Ihnen, das giebt das schönste Gericht von der Welt. Die alten Kaiser aßen es am Krönungstage."

Der arme Mann war völlig versteinert und glaubte mir Alles aufs Wort. Indessen verständigten wir uns Beide: ich redete meinem Herren vor, unser Quartiergeber sei sehr arm und dieser zeigte sich gegen mich außerordentlich erkenntlich. Aber die Sache kam heraus, mein Capitän kam mit einem Stocke bewaffnet in die Küche hinunter und klopfte mir den Staub so gründlich aus, daß er vier Tage lang wegen Krankheit seines Koches nur kaltes Fleisch essen konnte."

Nach verschiedenen Wechselfällen gerieth Estebanillo in den Niederlanden in Gefangenschaft und wurde endlich vor den Gouverneur von Maestricht, Herzog von Bouillon, geführt, der gerade bei Tische saß und ihn fragte, wie viel er für seine Freilassung bezahlen wolle. „Herr," erwiderte[14]) er, „ich bin kein Soldat sondern ein Cavalier, der auf Abenteuer ausgeht. Unter Spaniern heiße ich Estebanillo Gonzalez, unter den Franzosen Monsieur de la Alegreza. Mein Stand ist ein Schelm zu sein und meine Kunst ist der Spaß; dieser Stand und diese Kunst haben ihre Privilegien und ihnen zu Folge bin ich frei und darf nicht gefangen gehalten werden. Wenn Jeder von den Soldaten, die mich gefangen genommen haben, für seinen Antheil einen guten Streich und Ew. Excellenz für sich vier Späße haben will, so bin ich bereit, mich damit loszukaufen, und die Herren werden sämmtlich zufrieden sein; wo nicht, so kommen sie noch schlechter weg und das beste Geschäft mache ich selbst; denn, nachdem ich offenbart habe, wer ich bin, habe ich ein unbestreitbares Recht, in diesem Hause hier zu leben, da es das vornehmste Haus der Stadt ist; bin ich aber erst einmal darin, so werden die Herren ja sehen, wie der Wein abnehmen und endlich der schrecklichste Durst alle Bewohner desselben hinraffen wird."

Der Herzog hörte mich mit Vergnügen an, alle seine Gäste lachten und man gab mir zu essen. Es wurde mir so viel zugetrunken, daß ich, wenn ich nicht ein guter und geübter Schiffer gewesen wäre, in diesem Meere von Wein meinen Untergang gefunden hätte. Nach Tisch gab mir der Herzog meine Freiheit und schenkte mir zwei Doublonen[15]) als Reisegeld.

Auf dem Wege traf Estebanillo den Capitän Bernabó Visconti, den er mit so gutem Erfolge erheiterte, daß er ihn ebenfalls beschenkte, in seinem Wagen mit fahren ließ und mit dem Manne bekannt machte, in dessen Kreisen er sich von nun an bewegte und den er auch in der Widmung seines Buches als seinen Herren bezeichnete, den Grafen — denn das war er damals noch — Ottavio Piccolomini, kaiserlichen General in den Niederlanden.

„Der Graf," erzählt[16]) Estebanillo, „hatte von meinen Eigenschaften erfahren und freute sich Jemand zu haben, mit dem er sich manchmal amüsiren konnte, da er nicht blos immer an Gewinnung von Schlachten und Eroberung von Festungen denken mochte. Da es gerade Zeit zu speisen war, so wurde eine Mahlzeit aufgetragen, wie sie sich für einen solchen Mann geziemte. Er lud mich ein, mit ihm zu speisen, und ein Diener setzte mir einen Stuhl an den Tisch, aber, was ich noch niemals gesehen hatte, rückwärts, das heißt mit der Lehne gegen die Tafel gerichtet. Als ich den Stuhl umdrehen wollte, sagte derselbe Diener, das dürfe ich nicht, denn er habe mir das gegeben, was mir zukomme. Mir lag weniger an einem bequemen Sitz als an ordentlichem Loslegen und so machte ich denn, so schlecht ich auch im Sattel saß, trotzdem eine ordentliche Reise bei Tische durch.

Nach der Tafel fing das Trinken an und zuletzt blieb ich mit Sr. Excellenz und dem Hauptmann, der mich ihm vorgestellt hatte, allein. Die Herren schlugen mir vor, ein Spielchen zu machen. Jeder legte eine handvoll Goldstücke auf den Tisch



Digitized by Google

und ich, der ich kein Geld hatte, setzte Hiebe ein, die so und so viel gelten sollten. Nun hätte ich freilich als Christ dieses Spiel eigentlich überhaupt nicht spielen dürfen, denn ich konnte nur gewinnen und sie nur verlieren, da ich, wenn ich verlor, Prügel gewann — Prügel aber habe ich mir immer, wenn es darauf ankam, zwanzig für einen Heller geben lassen — und wenn die Herren gewannen, so litt ihre Börse, ebenso wie ihnen ihre Finger von dem Prügeln wehe thun mußten. Seine Excellenz ließ mich — wohl aus Großmuth — sechs Goldstücke gewinnen, der Hauptmann dagegen gewann von mir dreißig, die er sich auf meinem Rücken zu meiner eigenen Zufriedenheit, wie zu allgemeiner Freude durch die Pagen auszahlen ließ.

Nachdem das Spiel beendet war, fragte ich den Diener, welcher mir den Stuhl gegeben hatte, warum er ihn verkehrt hingesetzt habe. Er antwortete: „den Edelleuten, welche unser Herr einladet, wird der Stuhl gerade hingesetzt, den Narren, die mit bei Tische sitzen, verkehrt." Ich dachte bei mir selbst: „mein Vergnügen ist meine Ehre; was hilft's mir, wenn mein Vater Brod heißt, und ich muß hungern?"

Ottavio hatte den Spaßmacher bald vergessen, denn er reiste noch an demselben Abend nach Brüssel ab, und Estebanillo war sehr erstaunt, sich plötzlich ganz verlassen und ohne irgend welche Anweisung über sein weiteres Schicksal zu finden. Da gab ihm der Marquis Mattei Geld, um seinem Patron nachzureisen. Er fand ihn in Brüssel, und begleitete ihn in seinem Gefolge und in seiner Livrée nach Wien, wo er der Kaiserin Maria die Hand küssen durfte, und durch die von derselben ertheilte Erlaubniß, seinen Hut, weil er sehr klein war, aufzusetzen, so stolz wurde, daß er den thätlichen Spott der Pagen herausforderte, und auf seine Klagen keine andere Antwort zu hören bekam als etwa: „das ist der Nachtisch für die Mahlzeit der Hofnarren."

Seinen Herren fand er dann in Flandern, kurz vor der



Digitized by Google

Schlacht von Thionville wieder, nach welcher ihn der Kaiser in Anerkennung seiner guten Dienste zum Herzog von Amalfi machte, ein Titel, welchen von Ottavio's Familie zuerst Antonio Piccolomini, Nepot des Papstes Pius II., von Raimondo Orsini, Fürsten von Salerno, geerbt hatte, und der später mit Ottavio, der bekanntlich nie einen Sohn gehabt hat, erloschen ist: kein Mitglied der Familie Piccolomini scheint Lust gehabt zu haben, den Titel zu führen, den der Verräther befleckt hatte.

„Da ich den Sieg", erzählt[17]) Estebanillo", „für ganz sicher hielt, so bat ich den Grafen, mich als Courier mit der Siegesnachricht nach Wien zu schicken. Er aber antwortete mir: Señor Estebanillo, Ew. Gnaden sind zum Courier sehr brauchbar, für eine Schlacht jedoch allzu feige. Da ich nun doch weiß, daß Dieselben nicht kämpfen, sondern sich ebenso furchtsam benehmen werden, wie in der Schlacht von Nördlingen, so setzen Sie sich auch hier auf einen Hügel, und sehen Sie sich die Sache mit an. Sollte Gott mir den Sieg gewähren, so eilen Sie mit der Meldung fort: ich weiß, daß dieser Dienst Ihnen mehr eintragen wird, als wenn Sie sich damit aufhalten wollten, auf dem Schlachtfelde zu plündern.

Ich folgte, um meine Reise nicht durch einen der unberechenbaren Zufälle des Krieges verhindert zu sehen, diesem Rathe, suchte mir eine Anhöhe aus, etwa zwei spanische[18]) Meilen von beiden Heeren entfernt, und sah zu, wie mein Herr Wunder der Tapferkeit verrichtete, und den Feind besiegte. Darauf verließ ich meinen Standort, um die Siegesbotschaft zu überbringen. Als ich aber auf dem Wege einen von unseren Marketendern traf, that ich, als wäre ich bei dem ersten Zusammenstoß beider Armeen zugegen gewesen, und trank so viel auf das Wohl meines Herren, daß ich nach einer Viertelstunde viel mehr Lust zu schlafen verspürte, als danach, die Post zu reiten. Da wurde plötzlich eine Kanone gelöst, und wenn es auch nur ein Freudenschuß wegen des erfochtenen Sieges war,



Digitized by Google

so erschrak ich doch so entsetzlich, daß ich vom Pferde fiel, und mich dabei etwas verletzte, so daß Blut zu fließen begann. In meiner Angst glaubte ich, eine Kugel habe mich getroffen, und fing an, laut nach einem Priester zu schreien. Der Marketender und einige andere Leute kamen herbei, ich sagte ihnen, eine Kanonenkugel habe mir das Bein zerschmettert, und wurde, da die Leute es selber glaubten, aufgehoben, auf den Wagen des Marketenders gelegt und in die Stadt gefahren.

Man brachte mich in ein gutes Wirthshaus, und legte mich ins Bett. Ein Chirurg war nicht gleich zu finden, da alle Aerzte mit den verwundeten Soldaten beschäftigt waren. Endlich nach vier Stunden, als ich schon ganz fest schlief, kam ein Wundarzt mit einem halben Dutzend Gehülfen herein, die mich, da sie gehört hatten, ich sei ein Lieblingsdiener des siegreichen Feldherrn, mit großer Sorgfalt zu behandeln gedachten. Kaum im Zimmer, kramten sie ihre Sachen, Messer und sonstigen Instrumente aus und ließen Charpie zurecht machen und Salben vorbereiten. Als alles fertig war, ließ der Chirurg mich wecken, um das Bein zu besichtigen. Nach langer Mühe gelang es, mich aus meinem Schlafe aufzustören, ich setzte mich aufrecht in meinem Bette hin, und war sehr wenig erbaut, als ich so viele Raben mit ihren anatomischen Werkzeugen zu meiner Zerlegung bereit sah. Ich entblößte das Bein, der Arzt nahm ein Licht, setzte seine große Brille auf und besah die Wunde. Als er aber nur eine kleine Schramme bemerkte, sagte er: „Sie wollen mich wohl zum Besten haben, da Sie mich kommen lassen, um Ihre eingebildeten Wunden zu heilen?" Ich erwiederte: „möchten Sie mich in den Zustand versetzen, in welchem ich mich befand, als ich Sie rufen ließ: dann würden Sie einsehen, daß die Wunde, wenn sie auch nur eingebildet war, mir dennoch damals eine wirkliche Wunde zu sein schien. Damit Sie jedoch nicht umsonst gekommen sind, so nehmen Sie dieses



Digitized by Google

Goldstück, und erzählen Sie nicht weiter, was sich hier ereignet hat." Lachend verließen alle mein Zimmer.

Ottavio wollte sich über die Sache todtlachen, Estebanillo aber ließ sich, durch seine vielfachen Courierreisen angegriffen, am Hofe des Cardinalinfanten in Brüssel häuslich nieder: „obgleich ich keine bestimmte Stelle bekleidete", erzählt[19]) er, „so empfing ich doch alle Tage meine Razion und alle Stunden irgend einen Vortheil. Da ich jetzt aus dem Spaßmacher einer Excellenz der einer Königlichen Hoheit geworden war, so nahm ich ein gewichtiges Wesen an, wie es sich für eine so erhabene Stellung schickte. Wie andre Leute Hunde, Affen oder sonst welche Thiere gerne haben, so hatte Seine Hoheit eine lebhafte Zuneigung zu mir, und bethätigte dieselbe dadurch, daß er mir viele schöne und kostbare Kleider machen ließ. Ging er auf die Jagd, so mußte ich mitreiten; fuhr er spazieren, um sich von seinen Regierungssorgen zu erholen, und seinen Unterthanen die Freude seines Anblicks zu gönnen, so saß ich neben ihm im Wagen. Bei diesem Leben befand ich mich so wohl wie der Fisch im Wasser. Freilich fehlte es nicht an Leuten, die mir mein Glück mißgönnten, und mich aus meiner Stellung zu verdrängen suchten. Dabei vergaßen meine Nebenbuhler ganz, daß sie nur ebenso witzig und unterhaltend zu sein brauchten, wie ich, um dieselben Vortheile zu erndten.

Aber der Haß, der mir auf allen Wegen entgegengebracht wurde, machte mich klug. Ich suchte möglichst viel Geld zusammenzuscharren, um für die Zukunft gesichert zu sein. Deshalb fertigte ich eine Liste aller Fürsten, Herzöge, Grafen und Barone des Landes an, schrieb die Wohnung neben die Namen derselben, und besuchte sie allmählich sämmtlich, aber, wohl gemerkt, immer nur, wenn sie bei Tafel saßen. Das ist die beste Zeit, wenn einer etwas haben will; denn große Herren sind Morgens beim Aufstehen gewöhnlich übelgelaunt und Abends haben sie den Aerger über die Geschäfte und die Gläubiger noch



Digitized by Google

in sich. Und wirklich fand ich bei meinen Besuchen solche Freigebigkeit, daß mir Flandern als das schönste Land von ganz Europa erschien. War ich einmal schlechter Laune oder traurig gestimmt, so besuchte ich Niemand, da es ja nicht mein Amt war, mich von andern erheitern zu lassen, sondern selber Andere zu erheitern."

Der Cardinal-Infant starb, wie Mademoiselle von Montpensier meint,[20]) an Gift, weil die Absicht bestand, ihn mit Französischer Hülfe und als künftigen Gemahl dieser Dame, der Tochter des Herzogs Gaston von Orleans, zum Herrscher der Niederlande und diese unabhängig von Spanien zu machen. Er war erst zweiunddreißig Jahre alt geworden, und erfreute sich, wie auch aus Estebanillo's Erzählung hervorgeht, in den Niederlanden wie in Spanien der größten Beliebtheit. Nach seinem Tode erreichte es Estebanillo, daß Ottavio Piccolomini, den er nun wieder „seinen Herren" nennt, ihn zu sich nach Deutschland beschied. „Ich kam in Wien an", erzählt[21]) er, „und stellte mich sogleich Ihren Kaiserlichen Majestäten vor. Ehe ich in den Audienzsaal trat, hatte mir der Kaiser verbieten lassen, den Namen des Cardinalinfanten auszusprechen, weil es die Kaiserin nicht ertragen konnte, an ihren verstorbenen Bruder erinnert zu werden. Die Majestäten freuten sich sehr darüber, mich zu sehen und zu hören, und befahlen, mich nach meiner langen Reise — denn ich war noch in keinen Gasthof gegangen — zu restauriren. Dann küßte ich dem Marquis von Castel-Rodrigo, der als Gesandter Seiner katholischen Majestät in Wien lebte, die Hand. Er nahm mich in seinen Schutz, und ich verlebte einige Tage in seinem Hause so angenehm, daß ich meine Stellung nicht mit der eines Statthalters einer reichen Provinz vertauscht hätte.

Jetzt hörte ich, daß mein Herr auf der Reise nach Wien sei. Ich ging ihm entgegen, warf mich vor ihm nieder, und bat ihn um Verzeihung dafür, daß ich drei Jahre lang in an-



Digitized by Google

deren Diensten gestanden hatte. Meine Entschuldigung war, daß ich krank war, als er aus Flandern abreiste, und daß ich Diener eines Urenkels Carls des Fünften gewesen war. Seine Excellenz ließ mich aufstehen und mein Haupt bedecken, und sagte, er sei nicht würdig, einen Mann in seinem Dienste zu haben, welcher zum Gefolge eines so großen Fürsten gehört habe.

Als Seine Excellenz seinen Palast betrat, ordnete er an, daß ich alles unter mir haben und gut einrichten sollte, was zum Küchendepartement gehörte. Wie alle Leute, die nichts sind und etwas werden, nahm ich den Knüppel ordentlich in die Hand, und wurde Tyrann und absoluter Herrscher in Küche, Keller, und Speisekammer. So wurden alle im Hause meine Feinde. So lange mein Herr in Wien war, ging die Sache, und ich bekam viele Geschenke außerhalb des Hauses und lebte im Hause herrlich und in Freuden — als er aber abreisen mußte, um das Commando der kaiserlichen Armee zu übernehmen, fielen meine Feinde über mich her, prügelten mich, und warfen mich auf die Straße.

Darauf nahm ich die Post und ritt meinem Herren nach. Nach einigen Tagen traf ich ihn in Mähren in einem Orte mit Namen Hellbrunn an. Ich beschwerte mich bitter über die Behandlung, die ich erfahren hatte. Er versprach mir Genugthuung zu verschaffen, aber die Folge war bloß, daß jene im Hause und ich mit meinen Prügeln draußen blieb.

Als der Erzherzog Leopold zu uns stieß, gab ihm mein Herr ein großes Gastmahl, bei welchem zu seinen Ehren nach deutscher Art getrunken wurde. Was mich anbetrifft, so trank ich nach Arten aller Sprachen, die bei der Babylonischen Verwirrung gesprochen wurden, und fiel denn auch nach allen möglichen menschlichen Arten zu Boden, um endlich einzuschlafen.

Ganz früh am nächsten Morgen marschirten wir gegen die Schwedische Armee, welche die Festung Brieg belagerte. Die



Digitized by Google

Schweden hoben bei Annäherung unseres Heeres die Belagerung auf und steckten Neiße[22]), welches sie ebenfalls aufgaben, in Brand. Der Erzherzog hatte von meinen vorzüglichen Eigenschaften gehört, und schickte mich mit den guten Nachrichten als Courier nach Wien.

Ich stieg, nachdem ich so schnell wie möglich geritten war, im Schloßhofe in Wien ab, und händigte dem Grafen Buchhain meine Depeschen ein. Der ganze Hof nahm mich mit Vergnügen auf, und alle beschenkten mich, da ich nicht nur durch meine heitere Laune und meine Scherze zur Erheiterung beitrug, sondern auch gute Nachrichten überbrachte. Seine Kaiserliche Majestät machte mir eine kostbare goldene Kette zum Geschenke und ließ mich mit kaiserlichen Depeschen zur Armee zurückgehen.

So diente ich während des ganzen Feldzuges als Courier. Aber nicht immer hatte ich ernste und wichtige Geschäfte zu besorgen, manchmal war auch noch etwas Zeit zu Scherz und Lustigkeit übrig. Wir belagerten eine Stadt mit Namen Glogau, an der Grenze von Polen und Pommern (sic). Mein Herr besuchte häufig die Laufgräben. Eines Morgens nahm er mich, um meinen Muth — den er im Uebrigen genugsam kannte — auf die Probe zu stellen, mit sich dorthin, um mich, wie er sagte, zu einem tapferen Krieger zu machen. Wir überschritten die Oder, welche mitten durch die von uns belagerte Festung fließt, und näherten uns den Mauern, von wo aus der Feind uns eine große Anzahl Pillen entgegenschickte, die mehr gepfeffert als gezuckert waren.

Ich sagte meinem Herren, diese Art Frühstück gefalle mir durchaus nicht, und bat ihn, mich zurück ins Quartier gehen zu lassen, da ich mit Vergnügen auf den Ruhm verzichte, der hier zu gewinnen sei. Er erwiderte mir, ich solle ruhig bleiben, da ich auf diese Weise Ehre und guten Namen gewinne. „Ich versichere Ew. Excellenz“, sagte ich, „daß mir an der Ehre nicht



Digitized by Google

das mindeste liegt. Ich will nichts verdienen als Geld, und das in Ruhe und Frieden."

In diesem Augenblicke schlug eine Kanonenkugel dicht bei uns ein. Im ersten Augenblicke nahm ich mich noch zusammen, weil mein Herr neben mir stand, dann aber, als ich sah, wie ein Soldat tödtlich getroffen niederfiel, lief ich fort so schnell ich nur konnte, und kam ganz außer Athem in unserem Quartier an. Dort kroch ich auf den Boden, und versteckte mich im Stroh. Nach einer Stunde kam der Herzog an, und fragte nach mir. Ein Page sagte, ich stecke im Stroh wie eine Mispel, die reif werden soll. Er ließ mich herunterkommen und sagte: „Schurke, wie könnt Ihr so feige sein, in meiner und der ganzen Armee Gegenwart davonzulaufen?" „Herr", erwiederte ich, „wer hat denn Ew. Excellenz gesagt, daß ich muthig bin, und wann habe ich mich jemals weniger feige benommen als heute? Wenn Ew. Excellenz mich deswegen aus Flandern zu sich entbieten ließen, damit ich als Soldat dienen sollte, so sind dieselben von meinen Eigenschaften nur mangelhaft unterrichtet: denn wie es Erzpriester unter den Priestern giebt, so bin ich das Erzhuhn unter allen Hühnern."

Der Herzog fing an zu lachen, und sein Zorn war vergessen.

Nach acht Tagen war unser Heer gezwungen die Belagerung aufzuheben, weil der Feind mit überlegenen Kräften zum Entsatz heranrückte. Seine Hoheit der Erzherzog sandte mich mit Depeschen an den König und die Königin von Polen ab. Ich ritt die Post in Gesellschaft eines Kammerdieners des Großherzogs von Toscana, welcher die Nachricht von der glücklichen Geburt eines Thronerben zu überbringen hatte, und so freigebig gegen mich war, daß er während der ganzen Reise für mich mit bezahlte.

Am Polnischen Hofe angekommen übergab ich Seiner Majestät sogleich meine Depeschen. Da mich der König nicht kannte,



Digitized by Google

und nicht wußte, wes Standes ich sei, so behandelte er mich mit der größten Höflichkeit, und befahl mir, ich solle mich ausruhen, bis er mich mit der Antwort abfertigen könne.

Darauf begab ich mich zur Königin, welche aus dem Schreiben ihres Bruders des Erzherzogs ersah, wer ich war. Sogleich befahl sie mir, mich zu bedecken, ließ mich beschenken und ihren Leuten den Auftrag geben, sich des Herrn Gesandten anzunehmen. Als der König nun auch vernahm, wer ich eigentlich war, lobte er mich wegen des unverbrüchlichen Ernstes, mit welchem ich meinen Auftrag bei ihm ausgerichtet hatte.

Nach drei Tagen wurde ich mit einem Geschenk von dreihundert Ducaten entlassen. Die Königin gab mir unter andern Briefen einen an ihren Bruder gerichteten mit, worin sie ihn bat, zu veranlassen, daß ich, wenn ich etwa einmal als Courier nach den Niederlanden gehen sollte, ihr Spitzen und eine nach Französischer Mode gekleidete Puppe mitbrächte, damit ihre Schneider danach ihre Kleider anfertigen könnten, da ihr die Polnische Mode nicht gefiel.

Durch Deutschland konnte ich der feindlichen Truppen wegen nicht zurückreisen, ich ging also über Ungarn. In Wien gab mir der Marquis von Castel-Rodrigo ebenfalls Depeschen für die Armee. Dann ging ich über Prag nach Dresden, wo ich erfuhr, daß das Kaiserliche Heer in Verfolgung der Schweden auf Leipzig marschire. Ich reiste so schnell weiter, daß ich vierundzwanzig Stunden später, eine Meile vor Leipzig, beide Heere in Schlachtordnung aufgestellt vor mir sah.

Aber hier ging es mir schlecht. Als mein Pferd die Trompeten und Trommeln hörte, wollte es den Marsch der Bataillone mitmachen. Ich dagegen hatte nicht die geringste Lust, mich in den Bereich des Feuers zu begeben, und wollte mich möglichst schnell aus der Nähe der Truppen entfernen. So waren wir beide ganz verschiedener Meinung. Als ich hin und her überlegte, was ich thun sollte, kam ein Bataillon der Kaiserlichen



Digitized by Google

auf mich zu. Man erzählte mir, die Schlacht sei im Begriffe verloren zu werden, weil die Cavallerie des linken Flügels geschlagen sei. Da ich Courier war, so glaubten sie, ich müßte alles wissen, und fragten mich, wohin sie flüchten könnten. Ich antwortete ihnen, das sollten sie nur meine Sorge sein lassen.

Ich führte sie, indem ich vor Angst mehr todt als lebendig war, so schnell als möglich fort, und quartierte sie mit Anbruch der Nacht in einem Dorfe ein, welches zwanzig Meilen von dem Schlachtfelde entfernt war: ich bin überzeugt, daß, wenn ich so schnell im Angreifen wie im Fortlaufen wäre, mir schon viele Lorbeeren hätten zufallen müssen. Meine Escorte bestand aus mehr als zweitausend Mann, so daß mein Verdienst, eine so große Zahl Soldaten gerettet zu haben, nicht gering war.

In dem Dorfe waren zahlreiche Marketender, welche mit einem großen Wagenpark zu unserer Armee stoßen wollten, ohne eine Ahnung von der Niederlage derselben zu haben. Ich hielt also mit den meinen einen Kriegsrath, und ließ mich als Spion abschicken, um die Gelegenheit eines Angriffes auszukundschaften. Nach einer Viertelstunde, in welcher ich ihre Anzahl und alles andere nothwendige in Erfahrung gebracht hatte, kam ich zurück, und griff mit den Soldaten, die mich begleiteten, die Marketender mit großem Muthe an.

Die unsrigen nahmen das Dorf mit Sturm. Die Dunkelheit der Nacht erhöhte die Verwirrung, und überall hörte man das Geschrei der Marketender, die sich plötzlich angegriffen sahen, die Angstrufe ihrer Weiber und Kinder, und das Krachen der gewaltsam aufgebrochenen Kisten und Kasten. Jedes Faß Wein, jeder Koffer mit irgend welchen Sachen hatte einen ernsten Angriff zu bestehen. Von Mitleid war keine Rede, denn weil die Soldaten fest überzeugt sind, daß die Marketender sie betrügen, und ihnen all ihr Geld abnehmen, so war jeder Soldat zu einem Nero geworden.

Da ich die Sieger zu dieser glänzenden Waffenthat geführt



Digitized by Google

hatte, so wollte ich auch meinen Antheil an der Beute haben. Ich vertraute also mein Pferd einem Soldaten, der sich für meinen Freund ausgab, zur Bewachung an, um mir unter den Pferden der Marketender ein noch besseres als meins war, auszusuchen. Den Mantelsack mit den Depeschen nahm ich unter den linken Arm, zog den Degen und griff die Wagencolonne der Marketender an. Ich fand aber nichts als Jammer und Schreien, und mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

Nun ging ich zu der Stelle zurück, wo ich mein Pferd in der Obhut des Freundes gelassen hatte; aber beide waren verschwunden. Es blieb mir nichts weiter übrig als mit meinem Mantelsacke zu Fuß der Flucht unserer Truppen zu folgen.

Ein Oberst, den ich unterwegs antraf, fragte mich, wie es komme, daß ich zu Fuß gehe. Ich erwiderte ihm, daß eine Kanonenkugel in der Schlacht das Pferd unter mir getödtet habe. „Nun, Estebanillo", sagte er, „dann kannst Du von Glück sagen, daß die Kugel Dich selber nicht mitgenommen hat. Es ist ein Wunder an Dir geschehen! Künftig mußt Du nun aber auch ein guter Christ sein."

Ich marschirte in aller Gemächlichkeit, bis ich nach Prag kam, wo ich seine Hoheit den Erzherzog Leopold und meinen Herren fand. Sie waren damit beschäftigt, die Ueberbleibsel des Heeres zu sammeln. Seine Hoheit fragte mich, wie es mir in Polen gegangen sei. Ich machte eine glühende Beschreibung von der guten Aufnahme, die ich gefunden hatte. Dann wünschte er zu wissen, warum ich zu Fuß ankam. Ich setzte ihm auseinander, daß ich bei der Armee anlangte, als die Schlacht schon begonnen hatte. Da ich sah, daß Seine Hoheit in Gefahr waren, so hätte ich mich auf ein Scharmützel mit dem Feinde eingelassen, aber den kürzeren gezogen, und mich flüchten müssen. Mein Pferd sei zuletzt so ermüdet gewesen, daß ich es hätte liegen lassen müssen, und sei dann zu Fuße weiter gegangen.

Der Erzherzog glaubte alles, was ich ihm erzählte, da er nichts von der Marketenderschlacht wußte. Er las die Briefe, welche ich ihm überbrachte, und schenkte mir zur Belohnung meiner Dienste Geld, um mir ein anderes Pferd kaufen zu können.

Darauf begab ich mich zum Herzoge von Amalfi, dem ich dieselbe Geschichte erzählte, obgleich ich nicht erwarten konnte, daß er mir, bei der Kenntniß, die er von meinem Muthe besaß, Glauben schenken würde.

Am nächsten Tage schickte mich seine Hoheit mit einer Depesche an Seine Kaiserliche Majestät nach Wien. Außerdem sollte ich eine andere Depesche an die Flandrischen Stände überbringen. Als Reisegeld händigte er mir dreihundert (Spanische) Thaler ein. Ich verabschiedete mich bei meinem Herrn, der mir eine Depesche an Don Francisco de Melo mitgab.

Ich ritt Post nach Wien, und gab meine Depeschen in Wien ab. Von der Schlacht erzählte ich Wunderdinge, und tischte den Leuten die fabelhaftesten Lügen auf."

Nach verschiedenen Courierritten kommt Estebanillo wieder nach Polen. „Die Königin, welcher ich meine Depeschen, die Spitzen und die Puppe überbrachte, behandelte mich mit der Freundlichkeit, die ich bei Kaisern und Königen stets in höherem Grade gefunden habe, als bei gewissen anderen Leuten, die sich Hoheit nennen lassen. Die vornehmen Polen überhäuften mich, als sie sahen, wie gnädig die Königin gegen mich gesinnt war, mit Geschenken, und füllten meinen Leib mit Wein an. Sehr zu Statten kam mir dabei meine Kenntniß des Latein, weil ich mich sonst mit Niemand hätte verständlich machen können. Polnisch ist sehr schwer und die Herren Polen kennen unsere[22]) Sprache gar nicht: höchstens gebrauchen sie den Ausdruck Herrlichkeit, wenn sie mit einem sprechen, nach Italienischer Sitte, weil in Polen viele Italienische Kaufleute leben.

Ihre Majestäten reisten nach Lithauen ab, wo sie nach den



Digitized by Google

Reichsgesetzen ein Jahr. im Verhältnisse zu zwei Jahren Aufenthalt in Polen, zubringen müssen. Litthauen ist ein sehr kaltes Land mit ungeheueren Waldungen und der größte Wald ist der von Viala-Vexe[24]), in welchem Seine Majestät an einem einzigen Tage sechs Büffel erlegte. Die Büffel dieser Wälder sind stark behaart und so wild, daß ihr bloßer Anblick Schrecken einflößt.

Wo Ihre Majestäten für die Nacht einkehrten, wurden sie von dem Herren des Orts nach Polnischer Sitte mit einem Banquet bewirthet. Dabei wurde so große Pracht entwickelt, daß ich gar nicht begreifen konnte, wie ein Land so viele reiche und freigiebige Herren hervorbringen und ernähren konnte.

Nach den großen Jagden in dieser Gegend reisten wir nach Groden[25]), einer Stadt in Lithauen. Dort erkrankte ich in Folge der vielen Banquete, die ich mitgemacht hatte. Als ich mich wieder besser fühlte, ersuchte ich Ihre Majestäten mich nach Deutschland zu beurlauben. Sie gestatteten mir auf das gnädigste abzureisen, gaben mir einen Königlichen Paß für Ihr ganzes Königreich und einen Empfehlungsbrief an Ihre Majestät die Kaiserin, sowie Depeschen für den Erzherzog. Außerdem beschenkten sie mich mit sechshundert Scudi und zwei reichen Polnischen Anzügen, sowie mit einem zweispännigen Wagen: der Herr Gesandte sollte bequem reisen, und weder von der Sonne noch vom Winde zu leiden haben. Ja, es wurde mir sogar ein Dolmetscher mitgegeben, der mich bis an die Grenze bringen sollte. Drei vornehme Herren vom Hofe beschenkten mich außerdem jeder mit einem Pferde."

Nun reist er über Krakau nach Wien und empfängt wieder Empfehlungsbriefe am Kaiserlichen Hofe. Mit diesen und Geld wohl versehen geht er nach Italien, wo er bei allen möglichen Fürsten und vornehmen Leute seine Narrenrolle spielt, und sich überall gut bezahlen läßt.

Offenbar trieb ihn ein unwiderstehlicher Drang immer



Digitized by Google

wieder nach Rom zurück. „Ich kam“, erzählt er[26]), „in der Hauptstadt der Christenheit an, die ich immer für meine wahre Heimath gehalten habe, weil ich in ihr aufgewachsen bin. Ich begab mich sogleich nach meinem Hause, welches ich im Besitze eines Mannes fand, der es von meinem Nachfolger gekauft hatte. Ich erkundigte mich, wohin meine Schwestern gegangen seien, und erfuhr, daß sie in's andere Leben verreist waren. Ihr Tod war mir schmerzlich, denn ich hatte als Bruder an ihnen handeln und den Aerger, den ich ihnen früher verursacht hatte, wieder gut machen wollen. Ich erkundigte mich, ob sie mir etwas hinterlassen hätten, erfuhr aber, daß sie verheirathet gewesen waren und Kinder hatten. So mußte ich mich in Geduld fügen und auf Trauerkleider verzichten.

Eines Morgens besuchte ich den Cardinal Mattei[27]), welchen ich am Kaiserlichen Hofe gekannt hatte, wo er apostolischer Nuntius gewesen war. Er nahm mich freundlich auf und beschenkte mich.

Ebenso gut behandelte mich der Marquis Mattei, welcher damals die Truppen Seiner Heiligkeit befehligte.[28]) Ich hatte ihn gekannt und Gutes von ihm erfahren, als er in den Niederlanden Oberst in der Kaiserlichen Armee war.“[29])

Nun erzählt Estebanillo, wie ihn der Marquis an dem Morgen, wo er ihn besuchte, mit „nach einem Garten nahm, den er außerhalb Rom's besaß und welcher „das Schiffchen“ heißt.“ Von den beiden Villen der Mattei, kann die auf dem Palatin gelegene (die spätere Villa Mils) hier nicht in Betracht kommen, sondern nur die von Ciriaco Mattei, Herzog von Giove, im Jahre 1582 erbaute Villa auf dem Cälius. Freilich liegt sie ebensowenig außerhalb der Mauern Roms wie sie die Navicella heißt. Aber der Constantinsbogen, durch welchen hindurch Estebanillo gehen mußte, wenn er den Marquis Mattei aus seinem Palaste bei Santa Catarina de' Funari nach der Villa begleitete, konnte ihm wie ein Stadtthor, und das Trüm-

merfeld, welches man von der Villa aus überblickt, im Gegensatz zu der engen und winkeligen Gegend, wo seine Patrone wohnten, als außerstädtisch erscheinen. Den Namen Navicella gab er der Villa aus Verwechselung mit der Piazza della Navicella bei dem Eingange derselben vor der Kirche Santa Maria in Domnica, die auch S. Maria della Navicella von der Marmorcopie eines antiken Schiffes heißt, welche Leo X hier einst hatte aufstellen lassen.[30])

Sehr unbescheiden fährt nun Estebanillo fort, die unvergleichliche Schönheit der Villa Cälimontana zu loben: er hätte doch wissen sollen, daß er wie alle andern Südländer gar keine Berechtigung zum Naturgenuß hatte, und zu einer Zeit, wo das Gefühl dafür noch gar nicht entdeckt war (das ist ja erst im vorigen Jahrhundert geschehen) sich nicht herausnehmen durfte unsere heutige Bewunderung zu theilen. „Diese Villa," sagt er, „ist, abgesehen davon, daß sie an Schönheit ein Wunderwerk der Natur ist, eine der berühmtesten in Europa. Der Marquis gab hier ein Banquet, was mit den Gastmählern verglichen werden mußte, welche einst die alten Kaiser in Rom gaben. Da der Marquis Diener aus allen Nationen hatte, die aus Flandern und Deutschland mit ihm gegangen waren, und da an diesem Tage schwer geladen wurde, so entstanden zwischen den Dienern des Marquis und denen seiner Gäste förmliche Schlachten, ohne daß sich Jemand die Mühe nahm, die Kämpfer zu trennen, da jeder wußte, in welchem Zustande sich alle befanden.

Auch ich war sehr voll von Wein, zog, ohne recht zu wissen, was ich that, den Degen, stürzte mich mitten in das Gewühl, und hieb nach rechts und links um mich. Zuerst waren die Kämpfer etwas verblüfft, dann aber fielen sie sämmtlich über mich her, und einer gab mir einen so kräftigen Schlag, daß mir ein rother Strom aus dem Munde stürzte. Das ganze Lacayengesindel lief davon, da sie glaubten ich sei todt.

Ich selbst glaubte auch, meine letzte Stunde sei gekommen

und schrie laut, ich wolle beichten. Zufällig befand sich ein Arzt da. Dieser fühlte meinen Puls, der sehr schnell ging, kümmerte sich aber nicht um die Ursache meines Leidens, sondern trug dem Gärtner auf, so schnell als möglich einen Priester zu holen; denn er behauptete, ich hätte nur noch wenige Stunden zu leben.

Der gute Gärtner beeilte sich mir den Caplan des Marquis zu bringen. Als ich ihm sagte, der Arzt habe mich aufgegeben, fing er laut an zu lachen, und nahm mir den Hut vom Kopfe, um meine Wunde zu besichtigen. Mein Kopf war nicht einmal blutig, und hatte nur eine kleine Beule bekommen. Darauf sagte er zu dem Gärtner: „wenn der gute Mann, der so schwer verwundet ist, jedes Mal in ähnlichen Fällen beichten will, so muß er überhaupt niemals ohne Caplan ausgehen. Seine Krankheit ist durch Schlaf zu heilen. Bringt ihn in ein Zimmer, wo er ausschlafen kann. Ich bürge für seine Genesung."

Der Capellan ging fort, und gab den Herren Nachricht von meinem Zustande. Der Gärtner brachte mich in ein Zimmer, wo ich mich in's Bett legte, um am nächsten Morgen frisch und gesund aufzuwachen. Ich dankte dem Gärtner für die Freundlichkeit, womit er mich gepflegt hatte, und kehrte nach Rom zurück. Dort theilten mir einige alte Freunde mit, die Sbirren hätten Wind von meiner Ankunft bekommen, und wollten mich alter Sünden wegen festnehmen. Ich machte also, daß ich so schnell als möglich nach Ripa Grande kam und schiffte mich auf einer Neapolitanischen Feluche ein, die im Begriffe war, abzusegeln."

Von Neapel geht er dann wieder nach Spanien, kommt nach den Niederlanden und will sich endlich in Neapel, für welche Stadt er immer eine große Vorliebe zeigt, zur Ruhe setzen. Welche Pläne er für die Zukunft hatte, sieht man aus der Schilderung der Audienz, welche ihm der König von Spanien in Saragossa gewährte.[31])



Digitized by Google

„Ich zitterte vor Angst, da ich glaubte, der Anblick eines so mächtigen Souverains würde mich vollständig vernichten. Ich überreichte ihm die Papiere, aus welchen er meine Dienste als Courier ersehen konnte, sowie den Empfehlungsbrief der Kaiserin Maria, und Zeugnisse darüber, daß ich im Dienste des Cardinal-Infanten Don Fernando gestanden hatte, und bat zur Belohnung um die Erlaubniß in Neapel ein Gesellschafts- und Spielhaus[33]) halten zu dürfen. Seine Majestät gewährten mir nicht allein diese Bitte, sondern gaben mir auch einen Empfehlungsbrief an den Vicekönig von Neapel, Admiral von Castilien, worin demselben aufgetragen wurde, mich in jeder Hinsicht zu beschützen und zu begünstigen."

Mit der Andeutung der Absicht, ein derartiges Etablissement zu eröffnen, schließt Estebanillo die Denkwürdigkeiten seines Lebens.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß die Histoire d'Estevanille Gonzalez von Lesage mit der eigentlichen Lebensbeschreibung Estebanillo's nicht viel mehr als den und die, nämlich darin vorkommenden, Namen gemeinsam hat. Lesage sagt selbst in der Vorrede, er habe aus den relaciones de la vida del escudero Marcos de Obregon, und aus choses ... que j'ai tirées tant de mon propre fonds que de plusieurs auteurs castillans Erweiterungen hinzugefügt und Vieles unterdrückt. Das Ganze ist lediglich ein überall her zusammen geborgter Roman, der ebensowenig ein Bild von dem Leben des siebenzehnten Jahrhunderts giebt, wie Gil Blas dem Spanischen Leben etwa mehr ähnelt als eine Photographie einem Oelgemälde.



Digitized by Google

## Anmerkungen.

1) Voyages (Rome & Paris 1774) I. 302: Les palais ont force suite de mambres les uns après les autres. Vous enfilés trois ou quattre salles, avant que vous soyés à la maistresse. En certeins lieus où M. de Montaigne disna en cerimonie, les buffets ne sont pas où on disne, mais en un'autre première salle et va-t-on vous y querir à boire, quand vous en demandés; et là est en parade la veselle d' arjant.

2) Die Römer nennen dies mit einem eigenen Ausdrucke sfondato.

3) Vol. II. 291. — Ich citire nach der Madrider Ausgabe von 1778, der einzigen älteren, die mir zugänglich ist. Ticknor (übersetzt von Julius) II. 223 kennt sie nicht, sondern führt nur die Drucke Antwerpen 1646, Madrid 1652 und 1795 an. Die von mir gebrauchte leidet zwar an vielen Druckfehlern, scheint aber, der Orthographie nach, ein Abdruck der Originalausgabe zu sein. In Rivadeneyra's Biblioteca, besteht die Sammlung der Novelistas posteriores a Cervantes aus zwei Bänden: auf dem Titel des ersten (Madrid 1864) steht die Bezeichnung Tomo primero nicht; dieser erste Band wird bezeichnet als Colleccion revisada y precedida de una noticia critico-bibliografica, por Don Cayetano Rosell, welcher bibliographische Notizen über die Ausgaben beigegeben hat, die seinen Texten zu Grunde liegen. Auf dem Titel des zweiten Bandes dagegen ist kein Herausgeber genannt, sondern nur ein bosquejo historico sopre la novela Española von D. Eustaquio Fernandez de Navarrete beigefügt. Die Orthographie ist modern, die Ausgabe, welche zu Grunde liegt, nicht angegeben; Correctheit darf man nicht erwarten: z. B. heißt die Römische Familie Mattei S. 326a Matey und S. 352a Matei. — Mit der Ausgabe der Werke Quevedo's ist es in der Biblioteca de autores Españoles ähnlich gegangen.

4) I. 170.

5) Der vierunddreißigste Theil eines Real.

6) Ein Real ist der vierte Theil eines Franc.

7) Es könnte hiermit Saint Malo de la Lande gemeint sein, wenn man dahin (denn zu Schiffe scheint er nicht gereist zu sein) in 3 Tagen gelangen könnte.

8) Zu etwa 5 Francs.

9) Zu etwa 10 Francs.

10) I. 219.



Digitized by Google

11) I. 233.

12) esparto: ein hartes Gras, aus dem man Schuhsohlen, Stricke und ähnliches in Spanien macht: die Schiffsseile der Homerischen Griechen waren wohl aus demselben Stoffe verfertigt. Uebrigens werden große Quantitäten davon nach Deutschland eingeführt: meines Wissens dienen sie bei uns jedoch nur zum Reinigen der Weinfässer.

13) I. 261.

14) I. 318.

15) Etwa vier und eine halbe Mark.

16) I. 321.

17) II. 4.

18) Zu etwa einer Stunde.

19) II. 21.

20) Mémoires (ed. Chéruel) I. 61: „la reine m'a dit qu'elle avoit trouvé dans la cassette du roi après sa mort des mémoires où elle avoit vu que mon mariage étoit résolu avec le prince; elle ne me dit que cela: c'étoit assez pour juger que si les Espagnols en avoient êu la moindre lumière, ils s'en seroient défaits de quelque manière que ce pût être.

21) II. 90.

22) Die bei Estebanillo meist verstümmelten Deutschen Ortsnamen habe ich stillschweigend verbessert.

23) la nuestra (lengua) nennt Estebanillo Spanisch und Italienisch in ganz richtigem Gefühle zusammen.

24) Wahrscheinlich ist Bialystock oder Bjelak gemeint, welche Gegend früher zu Lithauen im weiteren Sinne gerechnet wurde.

25) Es ist Grodno gemeint.

26) II. 175.

27) In der mir vorliegenden Ausgabe wird immer Matey geschrieben. — Der Cardinal Caspar Mattei starb im Jahre 1650 und ist in St. Cäcilia begraben.

28) Vielleicht ein Irrthum; wenigstens war dieser Mattei kaiserlicher Gesandter am päpstlichen Hofe.

29) Er verlor in den Niederlanden ein Auge.

30) Bunsen und Platner, Beschreibung Rom's III. S. 494.

31) II. 257.

32) una casa de conversacion y juego de naypes.



Digitized by Google

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind folgende Werke erschienen:

# Praktische musikalische Compositionslehre in Aufgaben.

Mit zahlreichen, ausschließlich in den Text gedruckten Muster-, Uebungs- und Erläuterungs-Beispielen nach den Werken der ersten Meister systematisch-methodisch dargestellt

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Band: **Lehre vom Tonsatz** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Harmonielehre in 54 Aufgaben. 2. Aufl. (Preis broch. 4 Mark). — II. Contrapunkt. a) Der strenge Satz in der musikalischen Compositionslehre in 52 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — b) Contrapunkt und Fuge im freien (modernen) Tonsatz in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark).

Zweiter Band: **Freie Composition** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Musikalische Formenlehre in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — II. Instrumentation und Orchestersatz in 18 Aufgaben (Preis broch. 8 Mark).

**In Halbfranz und in Schulband gebundene Exemplare stets vorräthig.**

---

# Partiturstudium.

## Modulation der klassischen Meister

an zahlreichen Beispielen von

**Bach, Mozart, Beethoven, Wagner u. A.**

erläutert von

**Ludwig Bußler.**

Preis: Eleg. broch. 8 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen 9,50 Mark.

---

# Geschichte der Musik.

Sechs Vorträge

über

## die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Vortrag: **Die Musik des Alterthums.** — Zweiter Vortrag: **Musik des Mittelalters bis Palestrina und Lassus.** — Dritter Vortrag: **Die Musik der Neuzeit von Palestrina bis Bach.** — Vierter Vortrag: **Die Oper bis Gluck.** — Fünfter Vortrag: **Die Instrumental-Musik. Haydn und Mozart.** — Sechster Vortrag: **Beethoven, seine Zeitgenossen und Nachfolger.**

Preis: Eleg. broch. 3 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen-Band 4 Mark.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman von **August Hesse.**

Drei Bände, eleg. brosch. 15 Mark, eleg. geb. in Orig.-Leinen 18 Mark.

---

# Um den Kaiserstuhl.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege
von
**Wilhelm Jensen.**

Zwei Bände eleg. brosch. 12 Mark, eleg. geb. in Leinen 14 Mark 40 Pfennige.

---

# Novellen aus der romanischen Schweiz.

Von
**Robert Schweichel.**

I., II., III. Sammlung.

Zusammen broch. 10 Mark.

Erste Sammlung: **In Gebirg und Thal.** Drei Novellen. Broch. 5 Mk. 40 Pf., geb. in Leinen 6 Mk. 60 Pf.

Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen. Broch. 4 Mk. 60 Pf. geb. in Leinen 5 Mk. 80 Pf.

Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen. Broch. 4 Mark 60 Pf., geb. in Leinen 5 Mk. 80 Pf.

---

# Luise, Königin von Preußen.

Zur Erinnerung an ihren hundertjährigen Geburtstag (10. März 1876)
von
**August Kluckhohn.**

A. Ausgabe auf gewöhnlichem Papier mit dem Bildniß der Königin, hergestellt in dem neuen Druckverfahren von J. Albert in München; broch. 1 Mark 80 Pf.; geb. in Leinen 2 Mark 80 Pf.

B. Pracht-Ausgabe in gr. 8° auf Velinpapier mit der Original-Photographie der Königin; broch. 4 Mark 50 Pf.; eleg. in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

---

# Gedichte

von
**Hermann Kletke.**

Dritte, reich vermehrte,
mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe.

Eleg. geb. in Orig.-Band mit reicher Goldverzierung und Goldschnitt 8 Mark.

Digitized by Google

# Sammlung
# gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

---

XX Serie.

Heft 470.

CH

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

# Das Thermometer.

Von

Ernst E. Gerland.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Der verbreitetste unter allen physikalischen Apparaten ist unstreitig das Thermometer. Wer in jetziger Zeit auch nur halbwegs auf Bildung Anspruch macht, besitzt nicht nur das Instrumentchen, sondern er beobachtet auch damit, beides wird durch die Einfachheit seiner Herstellung, welche nur wenig Kosten verursacht und durch die Einfachheit seiner Behandlung, welche keinerlei Uebung im Beobachten erfordert, wesentlich erleichtert. Wissenschaftliche Institute, in welchen experimentelle Arbeiten ausgeführt werden sollen, können das Thermometer vollends nicht entbehren. Muß es doch bei allen solchen Untersuchungen, mögen sie nun in das Gebiet der Physik oder Chemie, der Meteorologie oder der Geographie, der Botanik, der Zoologie oder der medicinischen Disciplinen fallen, in erster Linie gefragt werden und kann dabei, wenn man es nicht zu richtigen Antworten zwingt, die mühsam erlangten Resultate langwieriger Arbeiten gänzlich unbrauchbar machen. Hätte die moderne experimentelle Naturwissenschaft nicht für die Zuverlässigkeit jener Antworten gesorgt, als sie ihre Arbeiten begann, so hätte sie ihre jetzige Höhe nie erreicht, und dadurch ist das Thermometer unter allen Meßapparaten der Physik wohl derjenige geworden, welcher am genauesten untersucht und in seinem Wesen erkannt worden ist.

Es hat ein eigenthümliches Interesse, zu verfolgen, wie es von den ersten rohen Anfängen allmählich zu seiner jetzigen Vollendung gebracht worden ist. Es muß aber auch jedem, der sich jemals die Mühe nahm, das Instrumentchen und seine Wirkung eingehender zu betrachten, die Frage aufgestiegen sein,

wie es doch möglich ist, mit ihm Wärme zu messen, da es ja nur die Ausdehnung eines Körpers beobachten läßt. Die Lehrbücher der Physik pflegen diese Frage nicht aufzuwerfen, geschweige denn zu beantworten, ebensowenig gehen sie auf die Geschichte des Thermometers ein. Auch ein dritter Punkt von vorwiegend praktischer Bedeutung, die Möglichkeit der Prüfung der Thermometer, wird selten dort berührt und doch ließe sich durch Berücksichtigung desselben eine Fülle von Beobachtungen speciell für die Meteorologie verwendbar machen, welche jetzt ganz verloren gehen, weil sie nicht zu passenden Stunden und namentlich nicht mit richtigen Thermometern, d. h. mit solchen deren Resultate mit denen anderer übereinstimmen, angestellt werden. Nun ist es nicht gar schwer ein Thermometer in entsprechender Weise zu berichtigen; man muß eben nur darauf aufmerksam gemacht worden sein, daß dies nöthig und die Anleitung erhalten haben, wie es zu machen sei.

Diese drei Fragen sollen im Folgenden ausführlich behandelt werden. Am zwanglosesten und einfachsten gelangen wir zu ihrer Beantwortung, wenn wir die Geschichte der Entwicklung des Thermometers von seiner Erfindung an beginnend bis auf die neueste Zeit vorführen und an passender Stelle das Erforderliche hinzufügen.

Nichts beweist so schlagend, wie sehr den Naturwissenschaften geschichtlicher Sinn noch immer mangelt, als daß trotz der abschließenden Arbeiten von Wohlwill[1]) und Burckhardt[2]) man immer noch nicht einsehen will, daß nicht der Holländer Drebbel, sondern daß Galilei das Thermometer erfunden hat.[3]) Betrachten wir zunächst die hierfür sprechenden Zeugnisse! Als solche treten uns in erster Linie die Briefe entgegen, welche ein Galilei befreundeter venetianischer Edelmann, Namens Sagredo, mit ihm wechselte. Am 9. Mai 1613 schreibt Sagredo an den Freund: „Das Instrument zur Messung der Wärme, welches von Ihnen erfunden ist" u. s. w.[4]) und unter dem Datum des 15. März



Digitized by Google

noch präciser: „Da, wie Sie mir schreiben, und ich auch zuversichtlich glaube, Sie der erste Verfertiger und Erfinder (des Instrumentes zur Temperaturbestimmung) gewesen sind, so glaube ich, daß die Instrumente, welche von Ihnen und Ihren vortrefflichen Künstlern gemacht worden sind, weit die meinen übertreffen“ u. s. w.[5]) Von den Antworten auf diese Briefe ist wohl keine erhalten, wenn nicht ein in Galilei's Werken, welche 1744 in Padua erschienen, befindliches Fragment das Concept eines solchen ist. Das ist aber nicht unwahrscheinlich, da in demselben der Hergang im Thermometer zu erklären versucht wird.[6]) Wenn nun auch diese Briefe noch nicht ausreichen, die Priorität Galilei's gegenüber Drebbel aufrecht zu erhalten, so wahren sie ihm dieselbe doch vor einem anderen Freunde Sagredo's, dem man die Erfindung des Thermometers auch zugeschrieben hat, vor dem damaligen Professor der Anatomie in Padua, Sanctorius. Dieser hat übrigens, obwohl er das Thermometer, zuerst zu wissenschaftlichen Zwecken, so z. B. zur Bestimmung der Körpertemperatur von Fieberkranken verwendete, selbst niemals Anspruch auf seine Erfindung gemacht, erst spätere Zeiten sind für ihn eingetreten. Das Jahr, in welchem der große Florentiner das Thermometer zuerst herstellte, ist aus diesem Briefwechsel nicht zu bestimmen, wohl aber ergiebt es sich aus Viviani's Biographie Galilei's. Der Lieblingsschüler des Entdeckers der Pendelgesetze nennt dafür das Jahr 1593 und damit stimmt auch die Bemerkung, welche der Pater Castelli in einem an den Kardinal Cesarini gerichteten Schreiben macht, überein, daß bereits im Jahre 1603 Galilei den thermometrischen Versuch seinen Zuhörern vorgeführt habe. Die Beschreibung der hierzu angewendeten Apparate paßt genau auf diejenigen, welche als von Galilei herrührend noch im Museo di Galilei in Florenz aufbewahrt werden.[7]) Ein Glasgefäß von der Größe eines Hühnereies mit einem ungefähr zwei Spannen langem Rohr von der Weite eines Strohhalmes, wird das



Digitized by Google

Rohr nach unten in ein Gefäß mit Wasser getaucht, nachdem die Luft in ihm durch Erwärmen mit den Händen verdünnt worden ist. Die beim Abkühlen erfolgende Zusammenziehung der Luft, läßt Wasser in das Rohr steigen, welches dann durch abwechselndes Steigen und Fallen ein Erwärmen oder Erkalten der Luft im Gefäße zu erkennen giebt.

Wenn man nun auch, wie es auch wirklich geschehen, an der Zuverlässigkeit des von Viviani abgestatteten Berichtes zweifeln wollte, so ist doch die Thatsache, daß Castelli bereits 1603 den thermometrischen Versuch gesehen hat, vollständig genügend, um die Ansprüche, welche für Drebbel erhoben werden, zurückzuweisen. Um diesen hat sich ein eigenthümliches Gewebe von Sagen gebildet, welche man in unbegreiflicher Weise immer wiederholen hört. Dazu wollen wir nicht die sonderbare Behauptung rechnen, welche Dalencé[8]) in die Wissenschaft eingebürgert hat, daß Drebbel ein Bauer aus Alkmaar gewesen sei. Sonderbar in hohem Grade! Denn dieser Bauer kannte seinen Aristoteles so gut, wie der geschulteste Gelehrte, war Erzieher der Söhne Kaiser Ferdinand II. und verbrachte den Abend seines Lebens am Hofe des Königs Jakob II. von England und wenn er seine Bücher in holländischer Sprache schrieb, so folgt daraus noch nicht, daß er des Lateinischen nicht mächtig war. Wohl aber sind in das Gebiet der Sage die Werke zu verweisen, welche Drebbel hinterlassen haben soll und welche in seiner an den Dr. Kiefler[9]) in London verheiratheten Tochter eine begeisterte Verkündigerin fanden. Erzählte dieselbe doch Leibnizen, daß ihr Vater in einem Taucherschiffe große Strecken unter dem Wasser der Themse zurückgelegt und die dabei zum Athmen nöthige Luft mittelst einer von ihm erfundenen Quintessenz hervorgebracht habe, verbrennenden Alkohol, wie Leibniz nach dem Stande der Chemie seiner Zeit vermuthete. Ebenso sollte der Wundermann das Mikroskop, das Thermometer und so manches Andere erfunden haben.

Da nun aber das Buch, in welchem der betreffende Apparat zuerst beschrieben ist, 1604 erschien,[10]) so setzt das Datum des obenerwähnten Briefes von Castelli die Priorität Galileis außer Zweifel. Hinzu kommt noch, daß Drebbel gar nicht einmal ein Thermometer hat konstruiren wollen, als er den Hals einer mit Luft gefüllten Retorte unter Wasser tauchte, die Luft durch Erwärmen in Blasen zum Theil daraus entweichen ließ und nun beobachtete, daß nach dem Erkalten das Wasser in die Retorte stieg. Dieser Versuch sollte nur zeigen, daß die Luft durch die Wärme ausgedehnt wird, der Gedanken aber, diese Ausdehnung, wie es Porta bereits 1603 versucht hatte, zu messen oder gar zur Beurtheilung von Temperaturen zu benutzen, wird nicht ausgesprochen. Eher ist es möglich, daß Drebbel in seinem Apparate, der das Wasser fortwährend bald einschlürfte, bald wieder herausgab, ein Perpetuum mobile gesehen hat.

Um volle Aufklärung zu geben, hat Wohlwill[11]) zum Ueberfluß in seiner bereits erwähnten Arbeit gezeigt, wie die Sage, daß Drebbel das Thermometer erfunden habe, in die Literatur gekommen ist. Im Jahre 1624 hatte ein französischer Physiker, der Pater Leurechon, unter dem Titel Recréations mathématiques ein Buch herausgegeben, welches dem Wissensbedürfniß seiner Zeit entgegenkam, indem es die Errungenschaften der Physik und Mathematik in Form von Aufgaben und deren Auflösung brachte. Das Buch fand denn auch solchen Anklang, daß es sehr bald in das Holländische, Deutsche, Englische und Lateinische übersetzt wurde. Die deutsche Uebersetzung, welche 1636 Schwenter unter dem Titel: Mathematische Erquickstunden herausgab, ebenso wohl wie die englische und holländische schließen sich dem Original auch in den das Thermometer behandelnden Abschnitten eng an, die lateinische dagegen thut dies nicht. Nicht etwa, daß ihr Urheber der „lutherische Theologus und Ertz-Priester zu Lorich" Kaspar Ens, ein Mann, der sich vielfach compilatorisch mit Bücherschreiben beschäftigte, dem

französischen Original, zu dessen Benutzung er sich freilich nirgends bekennt, neue Gedanken oder Versuche zugefügt hätte, er übersetzt aber die Ueberschrift eines Abschnittes in Leurechons Buch: „Du thermomètre ou instrument pour mesurer les degrez de chaleur ou de froidure qui sont en l'air“ so, daß sie in deutscher Uebersetzung lauten: „Von dem Thermometer oder dem Drebbel'schen Instrumente, mit dessen Hülfe die Grade der Wärme und der Kälte, welche in der Luft sind, erforscht werden.“ So tritt in diesem Buche zum ersten Male Drebbel als Erfinder des Thermometers auf und es läßt sich nachweisen, daß aus ihm die irrthümliche Behauptung zunächst in Dalencé's erwähnte Schrift überging, von da aber immer weiter verbreitet worden ist.

Leider ist es, wie wir bereits sahen, noch nicht gelungen, richtige Anschauungen über die Erfindung des Thermometers zur allgemeinen Anerkennung zu bringen und namentlich scheint es noch lange dauern zu sollen, bis Drebbel's Ansprüche endgültig beseitigt sind. Völlig zurückgewiesen wurden dagegen die Ansprüche zweier anderen Physiker, die freilich auf ganz unsicherer Basis ruhten, die Ansprüche des Engländers Robert Fludd und des Deutschen Otto von Guericke. Da wohl jetzt niemand mehr sie für Erfinder des Thermometers hält, so ist es nicht nöthig auf ihre Ansprüche näher einzugehen und wir dürfen Wohlwill's und Burckhardt's Resultat zu dem unsrigen machen, daß Galilei und nur Galilei das Thermometer erfunden hat.

Hiermit stimmt denn auch überein, daß alle Thermometer späteren Zeit auf das Galilei'sche zurückgeführt werden müssen, sogar dasjenige, welches jetzt noch unter dem Namen des belgischen oder Drebbel'schen Thermometers bekannt ist. Dasjenige was Schwenter[12]) nach Leurechon mittheilt, zeigte allerdings insofern eine Abweichung von Galilei's Apparat, als das strohhalmdicke unter der Kugel befindliche Rohr herum-



Digitized by Google

gebogen und zu einer kleineren Kugel aufgeblasen war, welche zur Aufnahme der Sperrflüssigkeit diente. Diese Anordnung gewährte den Vortheil, daß das Instrumentchen vor einem mit einer Skala versehenen Brett befestigt und auf diesen der Stand der Flüssigkeit abgelesen werden konnte. „Schon vor 1636 verstand man," wie uns Schwenter[13]) mittheilt, „die Kugel und Röhre dergestalt zusammen zu passen, daß die flüssige Materie vom Sommer zum Winter die ganze Röhre durchlief." Daß man es hier trotz dieser Abänderung und der Zufügung der Skala mit dem Galilei'schen Thermometer zu thun hat, beweisen aber die Aufgaben, die Schwenter nach Leurechon dem Thermometer zuweist. „So man nun," sagt er,[14]) „diese verenderung durch zahl vnd grad abtheilet, zum Exempel in 8 theil mit den Philosophis, oder in 4 mit den Medicis, solcher theil jeden wider in 8 theil, bekommet man 64 grad, vnd durch diß Mittel können sie nit allein vnterscheiden, in welchen grad das Wasser Morgens, Abends vnd zu Mittag, ja zu jeder stund, auff oder absteigt, sondern auch vmb wieviel grad ein Tag kälter oder wärmer als der ander: Man kan vergleichen die gröste Hitz vnd Kälte eines Jahrs mit dem andern. Man kan wissen vmb wieviel Grad eine Kammer oder ander Gemach wärmer als das ander. Dadurch kan man ein Gemach, in einerley Kälte oder Wärme erhalten und geschiehet, wann das Wasser alleweil in einem grad bleibet. Man kan letzlich vrtheilen von vnterschiedlicher Hitz der Fieber vnd andern Kranckheiten." Wenn wir hieraus zunächst zu entnehmen haben, daß man wegen der anzubringenden Skala schon damals in Meinungsverschiedenheiten gerathen war, so erinnern diese Vorschriften so sehr an Sanctorius Bestrebungen, daß man beide wohl in Verbindung bringen und so das Instrument der Erquickstunden auf Galilei zurückführen darf. Uebrigens hörte dies belgische Thermometer auch sehr bald auf, als Wärmemesser verwendet zu werden. Vielmehr benutzte man es später — und benutzt es auch wohl noch



Digitized by Google

— als Barometer, was ganz gut geht, wenn man es in einem Raume, dessen Temperatur immer gleichmäßig bleibt aufhängt.

Diese doppelte Verwendbarkeit des Apparates that aber seiner Brauchbarkeit als Thermometer nur zu sehr Abbruch. Hing doch die Ausdehnung der abgesperrten Luft keineswegs allein von der Temperatur, sondern ebenso von der Abnahme des Barometerstandes ab und umgekehrt. Ein Steigen der Flüssigkeit in dem engen Rohre konnte demnach ebenso Abkühlung, wie steigendes Barometer bedeuten. Diesem Uebelstande mußte also vor allen Dingen abgeholfen werden, wenn der Apparat wirklich den Zweck erfüllen sollte, den man von ihm verlangte. Das gelang dem französischen Arzte Jean Rey[15]) einfach dadurch, daß er den Galilei'schen Apparat umkehrte und anstatt durch die Ausdehnung der Luft die Aenderungen der Temperaturen angeben zu lassen, er hierzu nunmehr die Ausdehnung des Wassers benutzte, welches die Kugel füllend noch in die Röhre reichte. Er machte also das Wasser zur thermometrischen Substanz. Am 1. Januar 1632 theilte er seinen Vorschlag an den eifrigen Vermittler der wissenschaftlichen Correspondenz, welche damals die Zeitschriften ersetzte, an den Pater Mersenne mit und Rey verdankt man demnach die Form des Thermometers, welches später den Namen des Florentiner Thermometers erhielt.

Einstweilen freilich fehlte demselben noch die für die Beobachtungen nothwendige Zuverlässigkeit. Da Rey das Rohr oben nicht schließen wollte, so mußte mit der Zeit die Flüssigkeit verdampfen und ihr Stand dadurch immer niedriger werden. Hereinfallender Staub aber mußte die Oberfläche beschmutzen und die Ablesung unsicher machen. Die Idee, beiden Unzuträglichkeiten dadurch abzuhelfen, daß man das Rohr oben unter Ausschluß der Luft schloß, wurde erst viel später im Schooße der berühmten Accademia del Cimento gefaßt, zu welchen für das Jahrzehnt 1657—1667[16]) unter dem Schutze des Prinzen



Digitized by Google

Leopold von Medici die Schüler Galilei's behufs Ausführung experimenteller Arbeiten zusammengetreten waren, und zwar gehörte jene Idee, wie die Akademiker nicht anders wußten, dem Bruder Leopolds, dem regierenden Großherzog Ferdinand II. von Toskana, welchem die Wissenschaft noch manche andere schöne Erfindung verdankt. Ferdinand erreichte den luftleeren Verschluß des Apparates einfach dadurch, daß er die in ihm befindliche Flüssigkeit so lange sieden ließ, bis ihr Dampf alle über ihr vorhanden gewesene Luft mitgerissen hatte und dann das Rohr mit der Löthrohrflamme zuschmolz. Eine zugefügte Skala aber machte das Instrument für die Beobachtungen brauchbar.

Die Aufgabe, eine solche Skala zu erhalten, beschäftigte in nächster Zeit alle, welche sich mit der Vervollkommnung des Thermometers abgaben. Obwohl man sie in ähnlicher Weise, wie bei Maaß und Gewicht, durch Anfertigung eines Urthermometers, eines mit zweckmäßiger Theilung selbständig versehenen Instrumentes, mit dem man alle andern verglich, hätte erhalten können, so schlug man doch, wie wir aus Leurechon gesehen haben, von vornherein den rationelleren Weg ein, zwei unter allen Umständen unveränderliche Temperaturen aufzusuchen, beide auf dem Thermometerrohre zu verzeichnen und den Raum zwischen beiden in eine bestimmte Anzahl gleicher Theile zu theilen. Die Mitglieder der Accademia del Cimento folgten zunächst dem Beispiel der Philosophen und der Mediciner, indem sie ebenfalls die Winterkälte und Sommerwärme als feste Punkte annahmen und den Raum zwischen beiden in $8 \times 10 = 80$ oder $4 \times 10 = 40$ Theile theilten, im ersten Falle aber noch etwa 20, im zweiten etwa 10 dieser Theile unter den als Winterkälte bezeichneten Punkt trugen. Dabei entging es ihnen nicht, wie sehr der Werth dieser Eintheilung von der präcisen Bestimmung der Temperatur, welche als Winterkälte oder Sommerwärme gelten sollte, abhing. Sie suchten die frühere Definition



Digitized by Google

verbessern, indem sie jene als Temperatur des Schnees oder Eises bei stärkstem Froste, diese als diejenige festsetzten, welche man im Körper von Kühen und Hirschen beobachtet. Daß der Schmelzpunkt des Eises stets dieselbe Temperatur hatte, fanden sie ebenfalls und bestimmten ihn auf 13½ Grad[17]) der von den Medicinern übernommenen Skala. Endlich benutzten sie eine dritte Skala, welche bei der Sommerwärme die Zahl 400, im frierenden Wasser 140 zeigte. Bedenken wir nun aber, wie wenig constant die zu Grunde liegenden Temperaturen waren, so wird man sich der Ansicht kaum erwehren können, daß die Thermometer der Florentiner Akademie einen Vergleich mit den unsrigen nicht aushalten dürften und dafür sprechen auch die bitteren Klagen, welche der Haller Professor Christian Wolff über einige Thermometer führte, die er aus Florenz erhalten hatte.

Ein glücklicher Zufall hat uns indessen in den Stand gesetzt, die Wärmemesser der Accademia del Cimento auf ihre Güte zu prüfen. 1829 fand Antinori unter alten Glassachen in einem Magazine in Florenz eine Anzahl derselben wieder auf und übergab sie Libri zur Prüfung. Das Resultat war ein für die Akademiker überraschend günstiges. Der Schmelzpunkt des Eises lag in der That auf 13½ und als die von ihnen aus sechszehnjährigen Beobachtungen ermittelte mittlere Jahrestemperatur von Florenz durch Vergleichung der alten und neuen Thermometer nach Graden der letzteren ausgedrückt wurden, ergab sich der nämliche Werth, wie der aus den Beobachtungen im Observatorium der frommen Schule in Florenz während der Jahre 1820—30 abgeleitete. Die Uebereinstimmung war so groß, daß Libri daraus schließen zu dürfen glaubte, daß in den letzten zweihundert Jahren das Klima von Florenz sich nicht geändert habe[18]). Da es unmöglich ist, so gut stimmende Thermometer mittelst der oben angegebenen viel zu wenig constanten Temperaturen zu erhalten, so müssen die Akademiker beim Auftragen



Digitized by Google

ihrer Skalen sich nothwendig noch eines anderen Hülfsmittels bedient haben und dies kann kein anderes gewesen sein, als die Vergleichung ihrer Thermometer mit einem einzigen Originalapparat. Wolff's Klagen aber meint Lambert[19]) so erklären zu müssen, daß damals, wie auch noch lange nachher, es hauptsächlich Italiener waren, welche sich mit der Verfertigung von Thermometern und Barometern abgaben und diese von Stadt zu Stadt zum Verkauf ausboten. Solche und nicht von der Akademie verfertigte werde Wolff erhalten haben; diese seien natürlich entfernt nicht mit der Sorgfalt und dem Zeitaufwand, welche eine genaue Vergleichung erfordert, hergestellt gewesen, wie es die Thermometer der Akademie ohne Zweifel waren.

Wenn nun auch die Mitglieder der Accademia del Cimento die Temperatur des Schmelzpunktes des Eises bestimmt haben, so haben sie doch noch keinen Unterschied zwischen der Unveränderlichkeit seiner Temperatur und ihrer Sonnenwärme und Winterkälte gemacht, an eine constante Temperatur stellten sie also noch keine hohen Forderungen und doch machte erst die Benutzung solcher die Herstellung übereinstimmender Thermometer an verschiedenen Orten möglich.

Daß man dies bald genug richtig erkannte, beweist das Suchen nach einer solchen, wovon wir die Folgezeit erfüllt sehen. 1688 glaubte sie Dalencé gefunden zu haben[20]) in der Kälte der Luft, wenn es anfängt zu frieren und in der Wärme der Butter beim Beginne des Schmelzens. Den Raum zwischen beiden wollte er in 20 Theile theilen und von dem mittleren Punkte der gemäßigten Wärme 10 Grad nach oben und ebenso viele nach unten zählen. Aber auch Dalencé war mit seinen Anforderungen an eine constante Temperatur leicht zufriedengestellt, denn sonst hätte er nicht anheim geben können, an Stelle der oberen Temperatur auch die tiefer, verschlossener Keller, an Stelle der untern die einer Mischung von Kochsalz und gestoßenem Eise zu nehmen.

Um dieselbe Zeit begann man die constante Temperatur



Digitized by Google

des siedenden Wassers zu vermuthen. Es ist Newton immer hoch angerechnet worden, daß er dieselbe bereits 1686 ausgesprochen, während Halley erst 1692, Renaldini 1694 und Amontons gar erst 1702 zu derselben Ansicht gekommen seien. Es will mir scheinen, als gebühre der Ruhm, den Siedepunkt als festen Punkt der Thermometerskala erkannt zu haben, keinen der genannten Forscher; da es ja keinem derselben auffiel, daß die Temperatur des Siedepunkts mit dem Barometerstand sich nicht unbeträchtlich ändert, so konnten sie auch den wahren Werth ihres Ausspruches nicht beurtheilen. Nicht sie, sondern der Forscher, welcher zuerst die Abhängigkeit des Siedepunktes vom Barometerstand gezeigt hat, hat demnach als der erste die Constanz des Siedepunktes gefunden und es hat sich gefügt, daß dies auch zugleich der Künstler war, welcher zuerst gut übereinstimmende Thermometer unter Zugrundelegung zweier fester Punkte lieferte. Es war der Amsterdamer Thermometerverfertiger Fahrenheit, welcher im Jahre 1686 in Danzig das Licht der Welt erblickt hatte.

Hauptsächlich durch jene Entdeckung ist Fahrenheit[21]) der große Reformator in der Kunst, Thermometer zu verfertigen, geworden. Seit dem Jahre 1714 hat er über zwei wirklich unveränderliche Temperaturen als Stützpunkte seiner Skala zu verfügen gehabt. Er hatte seine Kunst bis zum Jahre 1724 geheim gehalten, da aber schien ihm der Zeitpunkt gekommen, sein Verfahren in den Schriften der Königlichen Gesellschaft in London auseinander zu setzen. Er durfte es ruhig wagen, denn Instrumente von so vortrefflicher Arbeit, wie die beiden noch im physikalischen Kabinet der Universität Leiden vorhandenen, ursprünglich für 'sGravesande verfertigten, welche seinen Namen tragen, machte ihm in damaliger Zeit sicher Niemand nach. Von ihm gelieferte Thermometer befriedigten denn auch den oben erwähnten Wolff in hohem Grade und wenn auch Fahrenheit selbst bekennt, daß er durch Amontons' Arbeit auf die Con-



Digitized by Google

stanz des Siedepunktes aufmerksam gemacht worden sei, so gebührt ihm deshalb nicht minder das große Verdienst, zuerst eine zufriedenstellende Definition eines festen Punktes gegeben zu haben.

Daß er nach und nach durch das praktische Bedürfniß darauf geführt ward, beweisen seine Arbeiten ganz klar. Bei seinen ersten Thermometern ging er von zwei festen Punkten aus, der Temperatur einer Mischung von gestoßenem Eis, Wasser und Salmiak und derjenigen des gesunden menschlichen Körpers, welche letztere er dadurch erhielt, daß er das Thermometer einem solchen lange genug in den Mund oder die Achselhöhle steckte. Den Zwischenraum zwischen beiden Punkten theilte er in 180 gleiche Theile, setzte aber in die Mitte 0, so daß er 90 Grade bis zum oberen und ebensoviele bis zum unteren festen Punkt erhielt. Später, wohl seit 1714 theilte er diesen Zwischenraum in 24 gleiche Theile, zählte diese aber nun von der Temperatur der Kältemischung aus, die demnach die Bezeichnung 0 erhielt. Weil jedoch diese Grade etwas groß ausfielen, so theilte er einen jeden nochmals in vier Theile, welche Unterabtheilungen er nun mit ganzen Zahlen bezeichnete und so eine Skala zwischen den festen Punkten von 0 bis 96 reichend erhielt. Lambert spricht die Ansicht aus, diese Bezeichnung habe Fahrenheit auf Boerhave's Anrathen angenommen, während Boerhave den Astronomen Römer als Erfinder der von 0 bis 24 gehenden Skala bezeichnet. Des letzteren Mittheilung wird die glaubwürdigere sein, da Fahrenheit in der That Römer in Kopenhagen besucht hat. Wir aber können uns nur wundern, wie man in damaliger Zeit derartige untergeordnete Einrichtungen zu großen Erfindungen aufbauschen mochte, und ersehen daraus, wie wenig die damalige Zeit noch wußte, worauf es eigentlich bei der Verfertigung der Thermometer ankommt. Der gleichmäßige Gang, welchen Fahrenheit's Thermometer zeigten, bewies vor Allem seine tiefere Einsicht. Er hat wahrscheinlich schon früh denselben



Digitized by Google

dadurch erreicht, daß er den Schmelzpunkt des Eises bei 32° als Controle bei Alkoholthermometern benutzte, bei den später von ihm angefertigten Quecksilberthermometern aber auch den Siedepunkt, der auf seiner Skala die Bezeichnung 212° trug.

Obwohl nun nach Fahrenheit noch eine Menge Vorschläge zur Herstellung anderer Skalen gemacht wurden, so haben sich doch nur noch zwei behaupten können, die Skala von Réaumur und von Celsius. Das Thermometer, welches jetzt Réaumur's Namen trägt, hat den Schmelzpunkt des Eises mit 0, den Siedepunkt des Wassers mit 80 bezeichnet, dasjenige, was nach Celsius genannt wird, bei gleicher Bezeichnung des Schmelzpunktes den Siedepunkt mit 100. Beide Instrumente werden aber mit Unrecht nach Réaumur und Celsius genannt, genau genommen müßten diese Namen durch diejenigen Deluc's und Strömer's ersetzt werden.

Ehe wir dies eingehender nachweisen, sei nur kurz erwähnt, daß beide Skalen neben der Fahrenheit'schen in Geltung sind. Während England und Amerika Fahrenheit treu blieben, sind die Franzosen zu Celsius, die Deutschen zu Réaumur übergegangen. In wissenschaftlichen Schriften aber wendet man meist der Bequemlichkeit der Centesimal-Rechnung wegen das hunderttheilige Thermometer an. Wenn nun Maxwell [22]) mit Recht bemerkt, daß irgendwelche Vortheile, welche die nach Réaumur genannte Skala vor der hunderttheiligen biete, nicht vorhanden sind, so gilt dasselbe auch von der Fahrenheit'schen. Aus der Nichteinführung der hunderttheiligen Skala erwächst uns Deutschen deshalb kein größerer Vorwurf, wie den Engländern. Doch sind wir berechtigt, darauf aufmerksam zu machen, daß in wissenschaftlichen Arbeiten, welche in Deutschland verfaßt werden, stets die hunderttheilige Skala angewendet wird, in England dagegen — und Maxwell's Buch ist ein Beweis dafür — nicht. Es wäre ja schön, wenn man zu Gunsten der hunderttheiligen die anderen Skalen verbieten könnte. Dazu



Digitized by Google

könnte doch nur die Gesetzgebung helfen, für diese aber fehlt jeder Anlaß einzugreifen. Die beiden anderen Skalen werden also neben der hunderttheiligen gewiß noch lange in Anwendung bleiben, um so mehr muß aber die Wissenschaft auf ausschließliche Anwendung dieser dringen.

Sie ist eingeführt worden, als das Quecksilberthermometer das Alkoholthermometer so ziemlich verdrängt hatte. Das war im Jahre 1742, in welchem Celsius den Vorschlag, das Röhrenstück zwischen dem Schmelzpunkt des Eises und Siedepunkt des Wassers in 100 gleiche Theile zu theilen, machte, geschehen. Celsius wollte indessen den Schmelzpunkt mit 100 und den Siedepunkt mit 0 bezeichnen. Die jetzt angewandte Benennung beider ist erst acht Jahre später von Strömer vorgeschlagen, dessen Skala mithin, nicht aber die Celsius'sche noch im Gebrauch ist.[23])

Die thermometrischen Arbeiten Réaumur's bezogen sich nur auf das Alkoholthermometer, nicht auf das mit Quecksilber gefüllte.[24]) Um sie zum richtigen Verständniß zu bringen, ist es daher nöthig, zunächst eingehender zu betrachten, wie es kam, daß der Alkohol durch das Quecksilber als thermometrische Substanz ersetzt wurde.

Nachdem Halley[25]) 1688 sich als der erste, wenn auch in bedingter Weise für das Füllen der Thermometer mit Quecksilber ausgesprochen hatte, so war es wieder Fahrenheit, welcher es zuerst in die Praxis einführte; seine beiden oben erwähnten, noch vorhandenen Thermometer sind Quecksilberthermometer. Nach Mussichenbroek wandte er zuerst 1709, nach van Swinden um 1720 das Quecksilber als thermometrische Substanz an, vielleicht von Boerhave dazu aufgefordert[26]). Fahrenheit's eigene Publikationen scheinen in der Zeitbestimmung van Swinden Recht zu geben. 1714, erzählt er uns, habe er Amontons' Experimente über die Constanz des Siedepunktes kennen gelernt; da er nun aber, wie wir aus anderweitigen Quellen wissen, von

1710 bis 1714 auf Reisen war und damals noch Alkoholthermometer verfertigte, dann durch andere Geschäfte sehr in Anspruch genommen, erst nach geraumer Zeit dazu kam, diese Entdeckung zu verfolgen, indem er die Idee faßte, den Alkohol durch Quecksilber zu ersetzen, so kann das Quecksilberthermometer wohl kaum lange vor 1720 construirt worden sein.

Eine beträchtliche Schwierigkeit stand der Einführung des Quecksilbers in dem Mangel bequemer Reinigungsmethoden entgegen. Man war fast allein auf die mühsame Destillation angewiesen und wenn auch schon Raymund Lull ein bequemeres Verfahren angegeben hatte, nämlich das Quecksilber mit Essig und Salz zu waschen und durch Leder zu drücken, so muß dies doch nur wenig bekannt und angewendet worden sein.[27]) Wenigstens scheiterten Versuche zur Herstellung luftfreier Barometer, welche Papin 1684 in London ausführen wollte, an der zu geringen Reinheit des von der Royal Society dazu gelieferten Quecksilbers, ohne daß der große Experimentator, der sich doch sonst so leicht nicht abschrecken ließ, sich dazu angeschickt hätte, es zu reinigen.[28])

Diese Schwierigkeiten hatte Fahrenheit überwunden, das Quecksilber der beiden von ihm herrührenden Thermometer ist auch jetzt noch völlig rein. Man wird annehmen müssen, daß er es destillirt hat. Ebensowenig war für ihn die geringere Ausdehnung des Quecksilbers im Vergleich zu der des Alkohols ein Hinderniß. Er gab dem Thermometer ein verhältnißmäßig großes Gefäß, welches das Quecksilber enthielt, so daß auch bei geringer Ausdehnung recht viel Quecksilber in das ziemlich enge Rohr getrieben wurde und erreichte durch Anbringen einer wunderschön getheilten Skala, daß die Ablesung an seinen Thermometern nichts zu wünschen übrig ließ.

Den Vortheil der größeren Ausdehnung des Alkohols glaubte nun der berühmte Zoologe Alphonse de Réaumur und nach ihm der durch seine für größeres Publikum bestimmten Schriften be-

kannte Abt Nollet zu hoch achten zu müssen, als daß sie den höheren Siedepunkt des Quecksilbers dafür hätten eintauschen mögen. Réaumur unternahm deshalb eine eingehende Untersuchung, deren Resultate er 1730 in den Memoiren der Akademie der Wissenschaften in Paris veröffentlichte. Zunächst suchte er die Ausdehnung des Alkohols zu bestimmen und da er fand, daß ein Volumen von 1000 Einheiten bei der Temperatur des Schmelzpunktes des Eises sich durch Erwärmen bis zum Siedepunkt des Wassers auf 1080 ausdehnte, so glaubte er den Abstand zwischen beiden Temperaturen auf dem Thermometerrohr in 80 gleiche Theile theilen zu müssen. Die Schwierigkeit, daß der Siedepunkt des Weingeistes so viel niedriger liegt, wie der des Wassers, hatte er dadurch umgangen, daß er nicht reinen Weingeist, sondern mit $\frac{1}{5}$ Wasser verdünnten verwendet hatte. Den Eispunkt bestimmte er alsdann, indem er das Thermometer in ein Gefäß mit Wasser tauchte, welches mit einer Kältemischung umgeben war und den Stand des Apparates im Momente des Frierens bezeichnete, den Siedepunkt aber durch Eintauchen in ein Gefäß mit siedendem Wasser und Bezeichnung des Punktes, bis zu welchem der Alkohol gestiegen war.[19]) Réaumur's auf anderem Gebiete mit Recht hochgefeierter Namen ist gewiß zum großen Theil daran Schuld gewesen, daß diese völlig unzureichenden Bestimmungen viel mehr Eingang fanden, wie die Resultate der sorgfältig durchdachten Arbeiten Fahrenheit's. Vielleicht trug dazu auch eine gewisse Ermüdung bei, welche sich nach dem gewaltigen Fortschreiten der Naturwissenschaften im 17. Jahrhundert nun der Gemüther bemächtigt hatte. Die Temperatur des von Réaumur angenommenen Eispunktes kann unter Umständen bis auf — 10° heruntergehen und als man später nach Réaumur's Angabe den Siedepunkt bestimmte, fand man ihn auf dem 64,3. Grade einer Skala, auf welcher der wirkliche Siedepunkt mit 80 bezeichnet war. Es half nicht viel, daß Du Crest 1757 den Siedepunkt zu bestimmen suchte, indem



Digitized by Google

er vorher das Thermometer mit erweitertem Ende des Rohres luftdicht abschloß, aber Luft darin ließ. Der Druck der Luft erhöhte dann freilich den Siedepunkt des Alkohols und ließ den des Wassers genauer finden.[30]). Aber befriedigen konnten auch diese Resultate nicht, solche verdankte man erst der Wiedereinführung des Quecksilbers.

Dieselbe auf's Neue durchgesetzt zu haben, wird stets das große Verdienst Deluc's bleiben. Seine Gründe wirkten so überzeugend, daß ein Liebhaber der Physik, dem er sie auseinandergesetzt hatte, begeistert ausrief[31]): „Es ist gewiß, dieses Mineral hat uns die Natur zur Verfertigung der Thermometer gegeben!" Die Ueberlegungen Deluc's aber sind die folgenden: Soll mit einem Thermometer die Temperatur eines Körpers bestimmt werden, so muß dasselbe auf diese Temperatur gebracht werden, wozu der Körper Wärme hergeben muß. Es muß also abkühlend auf ihn wirken und in um so höheren Grade, je mehr Wärme die thermometrische Substanz zu einer bestimmten Temperaturerhöhung braucht. Würde man zwei Thermometer anwenden, welche gleiche Raummengen Alkohol und Quecksilber enthielten, so würde hierzu der Alkohol anderthalb mal so viel Wärme nöthig haben, wie das Quecksilber.[32]) Dieses würde also unter sonst gleichen Umständen genauere Resultate geben können, wie jenes. Bleibt die Temperatur, welche beobachtet werden soll, nicht lange constant, so wird die Substanz vorzuziehen sein, welche der Wärme erlaubt, sich möglichst rasch in ihr auszubreiten, sie am besten leitet. Dieses ist wieder das Quecksilber. Solchen wichtigen Vortheilen gegenüber sind die Nachtheile, um derentwillen Réaumur es nicht wählte, entweder völlig gehoben oder nicht mehr in's Gewicht fallend. Es ist jetzt viel leichter, gleichmäßig reines Quecksilber, wie luft- und wasserfreien Alkohol herzustellen. Die Vervollkommnung des Milchglases, auf welche man heut zu Tage meist die Skala aufträgt, erlaubt den Stand des undurchsichtigen Quecksilbers im



Digitized by Google

durchfallenden wie im auffallenden Licht viel schärfer zu beobachten wie den des Alkohols, auch wenn man ihn, wie es gewöhnlich geschah, mit Grünspahn färbte. Die geringere Ausdehnung aber hat sowohl dadurch, als durch Anwendung von Röhren, welche im Verhältniß zu der Größe des Gefäßes sehr eng wird, aufgehört ein Nachtheil zu sein.

Eine weitere große Bequemlichkeit, die das Quecksilberthermometer im Gegensatz zum Alkoholthermometer hat, lernte man erst später kennen, als man es unternahm, auf das letztere die Vortheile des ersteren zu übertragen. Um dies zu erreichen, müsse man versuchen, meint der Oberkaplan Johann Friedrich Lutz[33]) in Gunzenhausen, der sich vielfach mit der Verfertigung von Thermometern abgab, die Angaben des Alkoholthermometers durch möglichst genaues Vergleichen mit dem Quecksilberthermometer auf die an diesem gemachten Ablesungen zurückzuführen und giebt genau an, wie dies zu bewerkstelligen sei. Es ist nun richtig, daß man auf diese Weise auch die Alkoholthermometer vollkommen brauchbar machen kann. Wäre dies nicht der Fall, so hätte Libri nicht die Uebereinstimmung der Apparate der Accademia del Cimento mit modernen nachweisen können, so hätte nicht Muncke[34]) 1783 ein von Brander verfertigtes Thermometer noch im Jahre 1839 brauchbar finden können und wenn sich derselbe Forscher ein 1766 von dem nämlichen Künstler verfertigtes Alkoholthermometer als zu träge zeigte, so dürfte der Grund dafür nicht in der Unbrauchbarkeit des Alkohols zu suchen sein, wie man sich, da beide Apparate im physikalischen Kabinet der Universität Heidelberg noch vorhanden sind, leicht überzeugen kann.[35]) Die Vergleichung beider Thermometer ergab nun aber, daß auf das Alkoholthermometer, um mit einem in gleich große Grade getheilten Quecksilberthermometer gleichen Schritt halten zu sollen, ungleiche Grade aufgetragen werden müssen und diese Unbequemlichkeit mußte



Digitized by Google

über kurz oder lang zur Folge haben, daß man eine Anwendung, wo dieselbe nicht durch bestimmte Zwecke gefordert wurde, aufgab.

Wenn man aber die Skala des Alkoholthermometers nicht in gleiche Theile theilen darf, dann drängt sich sofort die Frage auf, ob denn dies hinsichtlich des Quecksilberthermometers erlaubt sei. Deluc bejahte dieselbe, indem er behauptete, daß die Aenderungen des Volumens des Quecksilbers die richtigsten Ideen von den Aenderungen der Wärme geben. Ehe wir die Gründe für seine Ansicht auseinandersetzen können, müssen wir uns zunächst mit den Mitteln bekannt machen, von welchen man glaubte, daß sie die Wärme selbst und nicht nur die Ausdehnung der thermometrischen Substanz messen ließen.

Soll Etwas meßbar sein, so muß es sich in gleiche Theile zerlegen und aus solchen zusammensetzen lassen und das scheint mit der Wärme möglich. Wenn sie auch für unsere Sinne und Instrumente nur durch Vermittlung von Körpern wahrnehmbar wird, so kann man Wärme offenbar dadurch halbiren, daß man den Körper, welcher davon eine gewisse Menge enthält, mit einem ihm gleichen zusammenbringt, welcher weniger besitzt. Alsdann wird von dem wärmeren auf den kälteren soviel Wärme übergehen, bis beide gleich viel enthalten, was man daran erkennt, daß ihre Temperaturen gleich geworden sind. Erwärmt man z. B. 1 kg Wasser von 10° auf 40° und mischt es dann mit 1 kg Wasser von 10°, so wird die Hälfte der Wärme, welche nöthig war, um die Temperatur des ersten Kilogramm um 30° zu erhöhen, dazu verwendet werden, die Temperatur des zweiten auf 25° zu bringen, wobei die des ersten um 15° sinkt. Anstatt des Wassers könnte man zu derartigen Versuchen einen beliebigen anderen, der nothwendigen Mischung wegen freilich zunächst nur flüssigen Körper nehmen und wenn man weiter anstatt gleicher, verschiedene Gewichtsmengen mischte, so könnte man eine Theilung einer beliebigen Wärmemenge nach dem Verhältniß erhalten, umgekehrt aber durch Zufügung von



Digitized by Google

Flüssigkeit von höherer Temperatur einer gegebenen Flüssigkeitsmenge eine bestimmte Menge Wärme zuführen. Dazu bedarf es nur der Festsetzung der Wärmeeinheit oder Calorie. Man hat zur Herstellung derselben, weil immer rein und im flüssigen Zustand zu haben, Wasser benutzt und diejenige Wärmemenge als Einheit festgesetzt, welche nöthig ist, um 1 kg reinen Wassers von der Temperatur von 0° auf die von 1° der hunderttheiligen Skala zu bringen. Behalten wir die obige Weise zu schließen bei, so würde z. B. dieselbe Anzahl Calorien nöthig sein, um 1 kg Wasser von 0° auf 2° zu erwärmen, als man bedarf, um die Temperatur von 2 kg Wasser um 1° zu erhöhen.

Sind diese Schlüsse richtig, dann sind wir ja leicht im Stande, uns zu überzeugen, ob die Ausdehnung unserer Thermometerflüssigkeiten so erfolgt, daß sie ein Maß der zugeführten Wärmemenge ist und demnach zu prüfen, ob wir berechtigt sind, den Raum zwischen dem Eispunkt und dem Siedepunkt, wie es beim Quecksilberthermometer geschieht, in gleiche Theile zu theilen. Man hat eben nur nöthig, zwei bekannte Gewichtsmengen Wasser von gemessenen Temperaturen zu vermischen und aus der Temperatur der Mischung die bei der Eintheilung in gleiche Theile nöthige Correktion zu bestimmen.

Den ersten derartigen Vorschlag machte der bereits erwähnte Renaldini im Jahre 1694.[36]) Er wollte auf einem Weingeistthermometer in der Weise die Eintheilung anbringen, daß er dasselbe der Reihe nach in 12 Gefäße tauchte, von denen das erste 11 Theile kalten auf 1 Theil kochenden Wassers enthielt, das zweite 10 Theile kalten auf 2 Theile kochenden Wassers ꝛc. Freilich beabsichtigte der italienische Physiker weniger die Fehler wegzuschaffen, die von der ungleichmäßigen Ausdehnung des Weingeistes herrühren, als vielmehr den Einfluß der Luft schadlos zu machen, welche er beim Schließen seines Thermometerrohres immer noch in seinem Apparate behielt. Diese übe, wie er meinte, einen Widerstand gegen die sich ausdehnende Flüssig-



Digitized by Google

keit aus und hindere sie, sich richtig zu stellen. Seinen Vorschlag nahmen später Le Sage, Boerhave, Krafft und Richmann auf und namentlich des letzteren Arbeiten galten lange als maßgebend, um so mehr, als sie durch Versuche von Nollet bestätigt wurden. Wenn nun der Umstand, daß Richmann mit dem Quecksilber-, Nollet mit dem Weingeistthermometer gearbeitet hatte, für das erhaltene Resultat zu sprechen schien, so war es gerade der nämliche Umstand, welcher Deluc gegen diese Resultate mißtrauisch machte. War ihm doch aus vielfachen eigenen Experimenten bekannt, daß der Gang eines Weingeistthermometers mit dem des Quecksilberthermometers nicht übereinstimmt, wie hätte nun der Gang beider mit dem der Wärme übereinstimmen können!

In der That war auch die Uebereinstimmung nicht so groß, als behauptet worden war, denn Richmann's Thermometer hatte immer tiefer gestanden, als es die aus seinen Beobachtungen abgeleitete Regel [37]) erforderte, was er freilich durch die Wärmeverluste, welche durch die Wärmeabgabe an die Luft und an das Gefäß während des Versuches hervorgerufen wurden, erklären zu können glaubte. Bei Nollet's Experimenten aber waren die Temperaturunterschiede nicht groß genug, als daß eine merkliche Abweichung der Angabe des Thermometers von der wirklichen Wärme hätte statt finden können. Angeregt durch Le Sage's Ueberlegungen stellte nun Deluc ebenfalls Versuche an mit Thermometern, in welchen sich verschiedene Flüssigkeiten befanden. Er brachte in ein mit warmem Wasser gefülltes kupfernes Gefäß kaltes Wasser, berechnete die Temperatur der Mischung nach Richmanns Vorgang und verglich damit die Angaben seiner Thermometer. Dieselben stimmten nicht überein, sondern das Quecksilber stand stets ein klein wenig zu niedrig. Dies schrieb Deluc der Abkühlung in Folge des Verlustes der an das Gefäß abgegebenen Wärme zu. Als er nun den Einfluß derselben so genau wie möglich durch einen anderen Versuch bestimmte und die Angaben des Quecksilberthermometers danach corrigirte,



Digitized by Google

immten sie mit den von ihm berechneten Temperaturen überein. Die oben erwähnte, aus diesen Versuchen gezogene Folgerung Deluc's, daß das Quecksilberthermometer den Gang der Wärme angebe, setzen nun wie alle die Arbeiten, auf welche sie sich gründet, voraus, daß immer die nämliche Wärmemenge nöthig ist, um eine bestimmte Menge Wasser um ein und dieselbe Anzahl Grade zu erhitzen, wie hoch die Anfangstemperatur des Wassers auch gewesen sein mag, so daß also beispielsweise, wenn man als Calorie diejenige Wärmemenge nimmt, welche die Temperatur eines Kilogrammes Wasser von 0° auf 1° der hunderttheiligen Skala erhöht, dieselbe Wärmemenge die Temperatur eines Kilogrammes Wasser von 20° auf 21° oder von 70° auf 71° oder von 99° auf 100° bringen würde. Als aber Regnault die Prüfung der Richtigkeit dieser Annahme zum Gegenstand einer experimentellen Untersuchung machte, fand er sie keineswegs bestätigt. Er fand vielmehr, daß die Wärmemenge, welche die Temperatur von 1 kg Wasser um 1° erhöht, bei verschiedenen Temperaturen eine verschiedene ist. Betrug sie bei 0° 1 Calorie, so ergab sie sich bei 99° zu 1,013 Calorien. Um also 1 kg Wasser von 0° auf eine Temperatur von 50° zu bringen, ist eine geringere Wärmemenge nöthig, als es von da auf 100° zu erhitzen und es ist somit die Mischungstemperatur von 1 kg Wasser von 0° und von einem anderen von 100° nicht 50°, sondern etwas weniger. Die Arbeiten Deluc's hatten also nur ein scheinbar richtiges Maß der Wärme geschaffen, welches deshalb gute Resultate gab, weil der Unterschied der Wärmemengen, welche die Temperatur des Wassers um 1° erhöhen, in dem Intervall von 0—100° doch nur gering und weil die Ausdehnung des Quecksilbers der zugeführten Wärmemenge nahezu proportional ist. Aber genau ist dies nicht der Fall und wollte man mit aller wissenschaftlichen Schärfe vorgehen, so mußte man nach anderen Mitteln, die die Wärmemengen genau zu messen gestatteten, suchen.



Digitized by Google

Ein solches war zu Deluc's Zeiten längst gefunden. Am 28. Juni 1702 hatte Amontons der Akademie der Wissenschaften in Paris den Vorschlag zu einem neuen Thermometer gemacht, welches bestimmt war, die Unvollkommenheiten des Weingeistthermometers corrigiren zu lassen.[38]) Obgleich sein Vorschlag an das Galilei'sche Instrument anknüpfte, so hatte er doch einen Apparat zum Gegenstande, welcher weitaus zweckentsprechender war, wie der von Sagredo und Sanctorius benutzte. Die Luft befand sich in einer etwa 3½ Zoll weiten Kugel, aus welcher unten eine sich bald in senkrechter Richtung nach oben krümmende Röhre von ½ Linie im Durchmesser trat. Von dem unteren Ende der Kugel bis zum oberen Ende der Röhre hatte dieselbe eine Länge von 46, bis zur unteren Krümmung von 48 Zoll. Die Kugel war mit Luft, die Röhre mit Quecksilber gefüllt und die verschiedenen Höhenunterschiede des Quecksilberniveaus, vermehrt um den jedesmaligen Barometerstand, gaben den Druck und das Volumen der Luft und da der Versuch damit begann, dies Volumen bei der Temperatur des siedenden Wassers zu beobachten, so würde es leicht sein, wie Amontons sagt, „mit Hülfe dieser Thermometer die Temperatur aller Klimate der Erde zu bestimmen und für jedes Klima Weingeistthermometer zu construiren, welche mit diesen neuen Luftthermometern verglichen werden konnten." Amontons bedauert, daß er seinen Apparat noch nicht angegeben hatte, als der Minister Colbert eine große Menge Thermometer herstellen lassen und diese nach verschiedenen Theilen der Erde schicken wollte, um dort zu Beobachtungen zu dienen. Dann wäre die Ausführung dieses Planes, meint er, wohl nicht unterblieben, wie es wirklich geschah, da man eine genügende Uebereinstimmung der vorhandenen Thermometer zu erreichen nicht hoffen durfte.

Amontons' Erfindung fand zunächst freilich wenig Anklang. Er konnte es nicht erreichen, daß der damalige Astronom der Akademie, La Hire, das von ihm lange gebrauchte Thermometer



Digitized by Google

mit dem neuen verglich. „Zwar wurde", um Lambert's[39]) gerechten Zorn nicht ungehört verklingen zu lassen, „ein Amontonsſches (Thermometer) auf die Pariser Sternwarte gestellt, man hängte es aber so gleich in einem andern Saale auf, gerade, als wenn alle Vergleichung sorgfältig vermieden werden sollte. Diese Vergleichung ging erst einige Jahre nach Amontons' Tode vor, und zwar so nachläſſig als es immer seyn konnte. Nemlich Amontons' Thermometer führte eine verständliche Sprache. Und das war eben, was La Hire dem seinigen nicht geben wollte, oder schon deswegen für überflüſſig hielt, weil er an demselben glaubte zween feste Puncte, nemlich den von der Temperatur im Keller der Sternwarte, und den von der Kälte der Luft in dem offenen Saale der Sternwarte zur Zeit, wenn es auf dem Felde frieret, bemerkt zu haben. Eine Bemerkung, die er alle Jahre aufs Neue der Akademie vorlas, wenn er von seinen Wetterbeobachtungen Bericht erstatte(te). Das war nun eben nicht das Mittel, die Wissenschaften mit vereinigten Kräften zu erweitern."

So war denn auch Lambert der erste, welcher Amontons' Ideen Gerechtigkeit widerfahren ließ, indem er in seiner nach seinem am 25. September 1777 erfolgten Tode erschienenen Pyrometrie sich rückhaltslos für Amontons' Thermometer aussprach und nur die Skala desselben in zweckmäßiger Weise verbesserte. Zwar konnte auch er bei den Thermometerverfertigern und dem von ihnen kaufenden Publikum zunächst noch nicht durchdringen. Wie diese dachten, ersehen wir aus der folgenden, Luz entnommenen Stelle: „Gegenwärtige Einwendungen", sagt er[40]), „die ich wider des seel. Hr. Bauraths Lamberts Luftthermometer gemacht, hätte ich gerne unterdrückt, indem ich die Asche dieses Gelehrten von erstem Range verehre, wenn ich nicht der Wahrheit mehr schuldig zu seyn, geglaubt hätte. Ich reiße nicht gerne ein, wenn ich nicht etwas besseres dagegen aufbauen kann. — Und doch mußte ich dieses gegenwärtig thun. Noch



Digitized by Google

weniger begehre ich auf den Ruinen eines andern, und am wenigsten eines solchen Mannes, dessen Ruhm unerschüttert bleibt, wenn er gleich, wie es allen Sterblichen begegnet, in Kleinigkeiten fehlt, Trophäen zu erbauen." Diese Trophäen waren auf De Luc's Arbeiten gegründet, deren geringere Zuverlässigkeit wir bereits auseinandergesetzt haben. Sie liegen längst in Trümmern, während Amonton's und Lambert's Ideen noch jetzt fruchtbar sind. Hat sie doch erst vor Kurzem Maxwell[41]) wieder zur Aufstellung des wichtigen Begriffes des absoluten Nullpunkts benutzt, mit dem wir uns nunmehr kurz zu beschäftigen haben.

Bereits Amontons hatte der Pariser Akademie den folgenden Gedankengang vorgelegt. Eine jede Luftmenge muß, wenn sie vor Zerstreuung bewahrt werden soll, einem bestimmten Drucke ausgesetzt sein, welchem sie vermöge ihrer Elasticität Widerstand leistet. Wächst der Druck von Außen, während sonst alles gleich bleibt, so muß der Raum, den die Luftmenge einnimmt, sich verringern, nimmt dagegen der Druck von Innen zu, so muß er den äußeren zurücktreiben, diesen Raum vergrößern. Diese Zunahme des Druckes von Innen mit erfolgender Ausdehnung kann nun nur durch Zuführung von Wärme hervorgerufen werden und es wird die Ausdehnung der Luft bei gleichem Drucke ein Maaß der Wärme sein, vorausgesetzt, daß ihre Dichtigkeit die nämliche bleibt. Läßt man nun den Druck, welchem eine Luftmenge ausgesetzt ist, ungeändert, und läßt den Grad der Wärme bis auf Nichts, also bis zum Eintreten von absoluter Kälte abnehmen, so wird der von der Luft eingenommene Raum auch zu Null werden, oder wenn er nicht ganz zu Null wird, so kann er doch dafür angesehen werden, weil er jedenfalls so klein wird, daß er gegen den anfangs eingenommenen Raum vernachlässigt werden kann. „In der absoluten Kälte fällt also die Luft so dicht zusammen, bis sich ihre Theilchen durchaus berühren, oder bis sie, so zu reden, wasserdicht wird."[42])

Von diesen Ideen Amontons' ausgehend, suchte nun Lam-



Digitized by Google

bert eine Thermometerskala zu construiren, deren Nullpunkt mit der absoluten Kälte zusammenfällt, er suchte, wie dies die heutige mechanische Wärmetheorie durchgeführt hat, die absoluten Temperaturen anstatt der conventionellen einzuführen. Er fand, daß sich die Raumeinheit der Luft beim Erwärmen um 1° um 0,370 ausdehnt, so daß, wenn man den Raum, den die Luft einnimmt, wenn sie von der absoluten Kälte oder vom absoluten Nullpunkt, um den jetzt gebräuchlichen Ausdruck anzuwenden, bis zum Schmelzpunkt des Eises erwärmt wird, in 1000 gleiche Theile theilt, diese Luft bei weiterer Erwärmung bis zum Siedepunkt 1370 Raumtheile einnimmt. Heute nimmt man statt der Zahl 0,370 die genauere 0,3667. Diese Theile sind nun die Grade des Luftthermometers, was somit dienen kann, um die Wärme zu messen, und berechnet man die Temperatur des absoluten Nullpunkts, indem man von dem Nullpunkt der 100theiligen Skala abwärts geht, so findet man $-\frac{100}{370} . 1000 =$ $- 270{,}3°$, wofür jetzt $- 273{,}3°$ angenommen wird.

Auf diese Erfindung könne sich Amontons', meint Lambert, viel zu Gute halten, doch habe sie vielleicht deswegen, weil sie zu schön und sehr wahr ist, nur Ungläubige vor sich gefunden. Jetzt ist das nicht mehr der Fall, um so mehr aber ist es auch an der Zeit, den Urheber dieser so wichtigen Ueberlegung aus dem unverdienten Dunkel hervorzuziehen.

Die neuere Gastheorie setzt nun voraus, daß die Gastheilchen nicht mehr den Cohäsionskräften, sondern lediglich den von der Wärme bedingten Antrieben unterliegen. Ist das der Fall, so hatte Gay Lussac ganz recht, wenn er die Folgerung Lambert's aufrecht erhielt, daß die Angaben des Luftthermometers der zugeführten Wärmemenge proportional seien und daß demnach die Skala der wirklichen Wärme die des Luftthermometers sei. Dann müßten aber auch alle Gasthermometer, sie möchten nun mit einem Gase gefüllt sein, mit welchem sie wollten, in dieselben Temperaturverhältnisse gebracht, denselben Gang zeigen.



Digitized by Google

Als aber Regnault in solcher Weise Thermometer, welche mit Luft, mit Wasserstoff und Kohlensäure gefüllt waren, den nämlichen Temperaturen aussetzte, so fand er nicht genau dieselben Resultate und mußte daraus den Schluß ziehen, daß auch bei den Gasen die zwischen den Molekülen vorhandenen Cohäsionskräfte nicht völlig gleich Null sein können. Es ist nun aber nicht schwer, die Angaben des einen Gasthermometers auf ein anderes zu übertragen und so sind die Luftthermometer doch diejenigen, welche am besten unter sich stimmen. In Fällen, in denen es nicht auf die äußerste Genauigkeit ankommt, darf man die Ablesungen des Luftthermometers den zugeführten Wärmemengen proportional setzen.

Von diesem Gesichtspunkt aus hat die Rechnung von Lorenz[43]) in Kopenhagen Werth, welche die Wärmemenge bestimmt, die nöthig ist, um so viele Atome einer permanenten Luftart zu erwärmen, als in einem Milligramm Wasserstoff enthalten sind. Doch wollen wir bereits hier darauf aufmerksam machen, daß bei solchen Versuchen, bei denen die höchste Genauigkeit erreicht werden soll, auch der Einfluß der Ausdehnung des Glases berücksichtigt werden muß.

Hat man nun bei der Vergleichung der Luftthermometer doch noch auf die mangelnde Proportionalität der zugeführten Wärmemenge und der Ausdehnung Rücksicht zu nehmen, dann liegen ja für dasselbe die Sachen gar nicht viel anders, wie für das Quecksilberthermometer auch. Die Abweichungen des Quecksilbers von dem Gesetze, daß die zugeführte Wärmemenge der Ausdehnung proportional ist, sind allerdings wohl größer wie die der Luft, aber dadurch wird die Anbringung der Correcturen durchaus nicht erschwert. Und die Sache vereinfacht sich noch ganz beträchtlich, wenn man bedenkt, daß nur einmal eine genaue Vergleichung des Quecksilbers mit dem Luftthermometer vorzunehmen ist, daß aber dann eine dabei ermittelte Tabelle für alle Quecksilberthermometer gleichmäßig gilt. Eine solche



Digitized by Google

Tabelle verdanken wir z. B. Recknagel[44]) und es ergiebt dieselbe, daß die größte Abweichung, die bei 50° erfolgen muß, da die Punkte 0 und 100 bei beiden Thermometern übereinstimmen müssen, nicht die Größe von 0,2° C. überschreitet. Es ist dies von großer Bedeutung, da das Quecksilberthermometer, welches an Bequemlichkeit von keinem andern übertroffen wird, bei den gewöhnlichen Temperaturen mit dem Luftthermometer hinreichend genau übereinstimmt.

Die mechanische Wärmetheorie giebt nun aber Mittel an die Hand, auf theoretischem Wege die wirklichen Wärmemengen zu bestimmen, welche den Angaben eines Luftthermometers entsprechen. Sir William Thomson[45]) war der erste, welcher darauf hinwies, daß man eine „absolute Thermometerskala" erhalten könne, wenn man die Grade so wählte, daß die Wärmemengen, welche die Temperatur des Apparates um 1° erhöhten, immer die nämliche wäre. Bei dem Luftthermometer werden die Grade bei höheren Temperaturen kleiner werden, allgemein aber würde, da bekanntlich eine jede Wärmeeinheit eine bestimmte mechanische Wirkung ausüben kann, „eine Wärmeeinheit bei ihrem Uebergang von einem Körper A bei der Temperatur T° dieser Skala auf einen Körper B von der Temperatur (T – 1)° den nämlichen mechanischen Effekt geben, welches auch der Werth von T ist."[46]) Für die Berechnung einer solchen Skala haben nun Jochmann und Weinstein[47]) Formeln aufgestellt. Der letztere Forscher hat für das Luftthermometer berechnet, um wieviel die Angabe desselben von der absoluten Skala zwischen 0° und 100° abweicht. Diese Abweichung erreicht ihren höchsten Werth bei 50°, nämlich 0,015 der hundertheiligen Skala. Dieselben Rechnungen für ein mit Kohlensäure gefülltes Thermometer ergaben als größte Abweichung 0,053. Leider besitzen die experimentellen Daten, auf denen diese Rechnung aufgebaut ist, noch nicht die wünschenswerthe Genauigkeit, so daß die Zu-



Digitized by Google

verläſſigkeit der Rechnung 0,01° des hunderttheiligen Thermometers noch nicht überſteigt.

Immerhin wird man bis zu Ableſungen von 0,01° da zu gehen haben, wo die größte Genauigkeit wünſchenswerth iſt und es liegt ſomit das Bedürfniß vor, Thermometer zu conſtruiren, welche Hundertſtelgrade abzuleſen geſtatten. Dazu muß, wie wir bereits ſahen, das Rohr möglichſt eng bei möglichſt geräumigem Gefäße ſein, dann aber dafür geſorgt werden, daß man den feinen Queckſilberfaden gut ſehen kann. Dies wird in Deutſchland in ſehr vollkommener Weiſe dadurch erreicht, daß man die Skala auf einem Beinglasſtreifen anbringt, welcher hinter dem Thermometerrohr angebracht und mit ihm in ein weiteres Rohr eingeſchloſſen wird. Bei weniger feinen Thermometern wird anſtatt des Beinglasſtreifens eine Papierrolle hinter das Thermometerrohr in die Umhüllungsröhre geſchoben, bei den ganz billigen iſt ſie auf ein Brettchen, auf welchem das Thermometerrohr, durch Klammern feſtgehalten und durch ſeine umgebogene in das Holz des Brettchens hineinragende Spitze vor dem Verſchieben bewahrt wird, angebracht. Nicht ganz ſo gut leſen ſich die Thermometer ab, deren Skala auf das Rohr ſelbſt eingeritzt iſt, wie man es bei den feinen franzöſiſchen Thermometern findet. Wenn auch die Striche mittelſt eingeriebenen Graphitpulvers geſchwärzt werden und durch eingeſchmolzenes Email ein heller Hintergrund hergeſtellt wird, ſo erſcheinen die Striche meiſt gekrümmt und ihre Bezeichnung zu klein, alles Dinge, die dem Ungeübten hinderlich ſind, während der Forſcher daraus gewiſſe Vortheile ziehen kann. Um bei großer Empfindlichkeit das Ableſen zu erleichtern, giebt man auch wohl dem Rohre einen bandförmigen Querſchnitt und bringt dann die Skala vor oder hinter der breiten Seite des Fadens an. Neuerdings hat man dadurch, daß man die vordere Seite des Umhüllungsrohres prismatiſch geſtaltete oder die Linſenwirkung einer in daſſelbe gebrachten Flüſſigkeit benutzte, die



Digitized by Google

Skala in der auf die Axe des Rohres senkrechten Richtung vergrößert und so ihr Ablesen erleichtert.[48])

Wer indessen jemals Gelegenheit hatte, ein empfindliches Geißler'sches Thermometer zu betrachten, der wird zugeben, daß eine schärfere Ablesung, wenn überhaupt möglich, dann nicht Bedürfniß ist. Der Uebelstand, den die große Empfindlichkeit mit sich bringt, daß das Rohr unverhältnißmäßig lang wird, ist freilich nicht zu vermeiden; man kann deshalb nur für geringe Temperaturdifferenzen ein solches Thermometer herstellen. Bei einem solchen Thermometer von Geißler ist z. B. die Länge eines der Grade 22 mm, jeder Grad aber in $10 \times 5 = 50$ Theile getheilt, so daß man bequem 0,01° ablesen kann, je nachdem das Quecksilber auf einem oder zwischen zwei Theilstrichen steht. Bei Medicinalthermometern, die 0,1° beobachten lassen müssen, würde das besonders unbequem sein, da es nun aber gerade bei diesen wünschenswerth ist, nach Bedürfniß die Richtigkeit des Nullpunktes und Siedepunktes bestimmen zu können, so hat man das Thermometerrohr in dem Umhüllungscylinder mehrmals hin- und hergewunden, oder man hat in demselben zwei Erweiterungen zwischen dem Nullpunkt und den Graden der Blutwärme und zwischen diesen und dem Siedepunkt angebracht, welche das Quecksilber erst anfüllen muß, ehe es in dem engen Theil des Rohres weiter steigen kann, und dadurch die direkte Prüfung des Eis- und Siedepunktes des Thermometers möglich gemacht.[49])

Daß nun bei so empfindlichen Thermometern geringe Ungenauigkeiten der Skala oder im Kaliber der Röhre die Richtigkeit der Ablesungen in nicht zu vernachlässigender Weise beeinflussen werden, liegt auf der Hand. Es sind deshalb sowohl beim Verfertigen, als auch beim Benutzen der Apparate eine Anzahl Vorsichtsmaßregeln zu beobachten, welche kurz anzuführen wir nicht unterlassen wollen.

Schon die Auswahl des Rohres erfordert große Sorgfalt.



Digitized by Google

Nur solche Rohre sind brauchbar, welche auf ihrer ganzen Länge genau dieselbe Weite behalten. Daß dies der Fall ist, davon muß man sich vorher dadurch überzeugen, daß man einen kurzen Quecksilberfaden in das Rohr bringt, seine Länge genau mißt, ihn dann nach und nach durch das Rohr hindurchbewegt und immer wieder mißt. Ist er an allen Stellen gleich lang, so ist das Rohr cylindrisch, andernfalls nicht und muß also verworfen werden. Um ihn hindurch gehen zu lassen, hat man nur das Rohr ein wenig zu neigen; man kann aber auch an das eine Ende einen kleinen Kautschukballon befestigen, mit seiner Hülfe Luft hinter dem Faden in das Rohr treiben und ihn so fortschieben. Hat sich das Rohr nun als cylindrisch bewährt, so wird auf der einen Seite ein cylindrisches weiteres Röhrenstück als Gefäß angemolzen, welches einseitig geschlossen ist, auf der andern ein weites Gefäß, welches als Trichter zum Einbringen des Quecksilbers dienen soll. In dieses wird sorgfältig gereinigtes und getrocknetes Quecksilber gegossen und darauf mittelst einer Lampe das cylindrische Gefäß erhitzt. Die sich ausdehnende Luft steigt dann in Bläschen durch das Quecksilber empor, im Gefäß wird somit die Luft verdünnt und bei der nun folgenden Abkühlung preßt der Luftdruck das Quecksilber durch das enge Rohr in das Gefäß hinein. Ist dieses genügend gefüllt, so wird der Trichter abgebrochen, das cylindrische Gefäß dagegen so lange erhitzt, bis das Quecksilber in's Kochen geräth und nunmehr mit einer Lötrohrflamme das Rohr zugeschmolzen. Der Raum oberhalb des Quecksilbers war dann nur mit Quecksilberdampf angefüllt. Bei der Abkühlung auf die gewöhnliche Temperatur schlägt sich derselbe fast vollständig nieder und läßt über dem Quecksilber einen leeren Raum zurück.

Sehr oft kommt man nun aber in die Lage, das Kaliber eines fertigen Thermometers untersuchen zu müssen und wenn es sich als nicht ganz gleichmäßig zeigt, mit Hülfe einer Correctionstabelle auf ein gleichmäßiges Kaliber zu reduciren. Die



Digitized by Google

genaueste Methode, diese Kalibrirung durchzuführen, rührt wohl von Bessel her. A. v. Oettingen hat sie dann verbessert und freilich mittelst ziemlich weitläufiger Rechnungen zu einem hohen Grad von Vollkommenheit gebracht.[50])

War das Quecksilber gut gereinigt und getrocknet, so setzt es niemals an der Röhrenwand Schmutzränder an, seine Oberfläche bleibt unter allen Umständen blank. Es ist jetzt durchaus nicht schwer, reines und trockenes Quecksilber zu erhalten. Verunreinigungen durch Staub ꝛc. entfernt man sehr leicht, wenn man es durch einen aus Papier zusammengedrehten tütenartigen Trichter laufen läßt und da sonstige Verunreinigungen nur in anderen Metallen, Kupfer, Zink ꝛc. bestehen können, so hat man das Quecksilber nur mit einer Säure in Berührung zu bringen, welcher jene Metalle eher als Quecksilber auflöst. Dazu schüttelt man es am besten mit verdünnter Salpetersäure so lange, bis es gänzlich in kleine Tröpfchen zerschlagen wird, wäscht es dann mit viel Wasser aus und trocknet es endlich. An der Luft darf man es aber nicht zu stark erhitzen, weil es sonst oxydirt, das Oxyd aber sich im Quecksilber als Verunreinigung auflöst. Man bringt es deshalb am Besten mit concentrirter Schwefelsäure, welche das Wasser auch aus der Luft begierig aufsaugt, unter die Glocke der Luftpumpe, pumpt aus und läßt es längere Zeit darunter stehen. Auch kann man es, und namentlich ist das zweckmäßig, wenn man vorübergehend reines Quecksilber braucht, wie bei so vielen Arbeiten im chemischen Laboratorium, in eine Flasche, in welcher sich unten ein gläserner Hahn befindet, unter Schwefelsäure bringen und kann dann unten aus derselben stets reines Quecksilber abzapfen, während man das gebrauchte oben wieder hineingießt. Die Legirungen des Quecksilbers mit anderen Metallen begeben sich nämlich, da sie leichter sind, in den oberen Theil des flüssigen Metalles, verbinden sich dort nach und nach mit der Schwefelsäure und lösen sich in derselben auf.



Digitized by Google

Ist nun in der vorhin auseinandergesetzten Weise das Quecksilber in das Thermometer gebracht und dieses zugeschmolzen, so bleibt es am besten ein paar Monate ruhig liegen, ehe es mit einer Skala versehen wird. Sollen Beinglas und Papierskalen angewendet werden, so wird an das Gefäß noch das weitere Rohr angeschmolzen, welches das Thermometerrohr mantelartig umgiebt, in dies die Skala hineingesteckt und das weite Rohr dann oben mit einer Messingfassung verkittet oder direkt zugeblasen. Ein im Rohr angebrachtes Knie giebt der Skala einen festen Stützpunkt, so daß dieselbe nicht mehr verschoben werden kann.

Um die Skala anzubringen, muß man zunächst bestimmen, wie weit das Quecksilber beim Schmelzpunkt des Eises und dem Siedepunkt des Wassers die Röhre erfüllt. Der zwischen beiden Punkten befindliche Raum muß dann in achtzig, hundert oder hundertundachtzig Theile getheilt werden, je nachdem man beabsichtigt, ein Thermometer nach Réaumur, nach Celsius oder nach Fahrenheit herzustellen. Es geschieht das jetzt, wie sich von selbst versteht, mit der Theilmaschine. Die Feststellung der Punkte aber muß unter Einhaltung gewisser Vorsichtsmaßregeln geschehen. Sind sie dann bezeichnet, so müssen sie von Zeit zu Zeit controlirt werden und daß dies hinsichtlich des Eispunktes so vielfach versäumt wird, das ist eben der Grund, weshalb die Thermometer, mit denen so viele ihre Wetterbeobachtungen anstellen, meist so schlecht miteinander gehen. Bestimmt man aber den Nullpunkt und zieht die Anzahl Grade, oder, was häufiger der Fall sein wird, den Bruchtheil des Grades, um welchen derselbe zu hoch liegt, von der beobachteten Temperatur ab, zählt sie dagegen hinzu, wenn der Eispunkt unter dem Nullpunkt des Thermometers liegt, so werden nunmehr die Beobachtungen, wenn nicht wirkliche Verschiedenheiten vorlagen, vortrefflich stimmen. Nichts ist aber leichter, als die Bestimmung des Eispunktes eines gewöhnlichen Thermometers und man sollte in der



Digitized by Google

That die geringe Mühe, welche sie macht, im Hinblick auf den Nutzen, den sie gewährt, nicht scheuen. Hat man doch nur bei einer Kälte von einigen Graden einen Eimer Schnee oder gestoßenes Eis in ein Zimmer zu stellen, dessen Temperatur einige Grade über dem Eispunkte liegt, das Thermometer in das Eis zu stecken und zu warten, bis es die Temperatur des Eises angenommen hat, um dann diese sich als Schmelzpunkt zu merken. Ob die gewünschte Temperatur erreicht sei, erkennt man daran, daß der Stand des Thermometers längere Zeit hindurch ungeändert bleibt. Um dies zu erreichen, thut man gut, einen hölzernen Eimer zu wählen, weil in einem gut leitenden Blecheimer das Eis zu rasch schmilzt.

Für genauere Bestimmungen benutzt man einen doppelwandigen, aus Zinkblech verfertigten Apparat, dessen innerer cylindrischer Raum nach unten kegelförmig zuläuft und hier mit einem Hahne abgeschlossen ist. Der äußere Raum wird mit Watte lose vollgepfropft, in den inneren gestoßenes Eis gestampft, welches auf dem siebförmig durchlöchertem Boden des cylindrischen Raumes aufliegt. Durch dies Sieb fließt das Schmelzwasser ab und kann mittelst des Hahnes von Zeit zu Zeit abgelassen werden. Es ist dies nöthig, weil der Eispunkt zu hoch kommen würde, wenn das Gefäß des Thermometers mit dem Schmelzwasser in Berührung käme; denselben Effekt würde es aber haben, wenn der Hahn nicht geschlossen gehalten würde, weil alsdann durch die eindringende wärmere Luft sich sehr bald Schmelzkanäle bis zum Thermometer bilden und seine Temperatur erhöhen würden. Auch zur Bestimmung des Siedepunktes bedarf es eines besonderen Apparates, der, von Cavendish angegeben, zuerst von der Kommission, welche die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften in London zur Untersuchung der festen Punkte der Thermometer gegen 1780 eingesetzt hatte und zu welcher auch De Luc gehörte, zu zahlreicheren Versuchen gebraucht wurde.[51]) Es besteht dies Gefäß aus einem Cylinder

von Blech, welches mit einem genau passenden mittelst Leinwand noch gedichteten Deckel bedeckt wird und zur Aufnahme des Wassers bestimmt ist. Zwei Handhaben lassen es leicht an's Feuer setzen und davon wieder wegnehmen. Der Deckel hat zwei Durchbohrungen, in welche Blechröhrchen eingelötet sind. In das weitere wird mittelst eines durchbohrten und dann durchschnittenen Korkes das Thermometer gesteckt. Das engere wird mit einem ganz dünnen Zinkplättchen belegt, welches den Dampf bei dem geringsten Ueberdrucke entweichen läßt. Ein solcher darf ja unter keinen Umständen eintreten, da er sofort eine Erhöhung der Temperatur bewirken würde. Bei den neueren zu demselben Zwecke dienenden Apparaten hat man deshalb diesen Punkt dadurch verbessert, daß man den cylindrischen Raum, in dem das Wasser in das Sieden gebracht wird, sehr abgekürzt, auf ihn ein viel engeres Rohr zur Aufnahme des Thermometers aufgesetzt, dieses aber dann wieder mit einem weiten Mantel umgeben hat, dessen Durchmesser gleich dem des Siedegefäßes ist, so daß der in diesem weiteren äußerem Rohre enthaltene Dampf den im engeren inneren befindlichen wie ein wärmedichter Mantel einschließt und seine Abkühlung hindert. Beide sind aber mit einem fest schließenden gemeinschaftlichen Deckel bedeckt, in welchen das Thermometer nach Cavendish's Vorgang hineingesteckt wird. Aus dem inneren Rohr gelangt der Dampf aus einer Reihe von Löchern, welche unter dem Deckel angebracht sind, in das umgebende Gefäß und entweicht durch ein kurzes, oberhalb des Siedegefäßes angebrachtes Rohr in das Freie. Um sicher zu sein, daß in den Gefäßen kein höherer Druck, wie der der Atmosphäre statt findet, ist dem Ausströmungsrohre gegenüber, aber in derselben Höhe, ein Manometer angesetzt, ein U förmig gebogenes Glasrohr, dessen eines Ende offen, sein anderes mittelst eines horizontalen Stückes in den umgebenden Mantel eingekittet ist. Ein wenig in dies Rohr gebrachtes Wasser läßt dann dadurch, daß es in beiden Schenkeln nicht gleich hoch



Digitized by Google

steht, beobachten, wenn Ueberdruck vorhanden ist. Dabei ist ferner darauf zu achten, daß das Gefäß des Thermometers sich nicht im Wasser befindet, weil dort ja immer Ueberdruck, also zu hohe Temperatur herrschen muß. Denn ohne einen solchen könnte der Dampf nicht außer dem Luftdruck auch dem Druck des auf ihm lastenden Wassers widerstehen und um aufzusteigen, die Theilchen desselben von einander oder vom Gefäße trennen. Daraus folgt auch sofort, daß man das Kochgefäß nicht aus Glas, sondern aus Metall, am besten aus Kupfer nimmt, da die Kraft, mit der das Wasser an der Gefäßwand haftet, von deren Reinheit abhängt, wenn sie aus Glas besteht, während sie bei Metallen unter allen Umständen dieselbe bleibt. Ebenso muß das angewandte Wasser ganz rein sein.

Hat man ein Thermometer durch genaue Prüfung seines Siedepunktes und Eispunktes berichtigt, so kann man nunmehr mit seiner Hülfe die an anderen Thermometern anzubringende Correction finden, auch wenn ihre Skala nicht bis zum Siedepunkt oder Eispunkt reicht, wenn man beide Thermometer in ein großes Gefäß mit Wasser setzt, das durch einen Rührer in Bewegung und so seiner ganzen Ausdehnung nach auf derselben Temperatur gehalten werden kann und die Temperatur des Wassers im Gefäße durch Zusetzen von heißem Wasser nach und nach die verschiedensten Werthe annehmen läßt. Die gleichzeitigen Stände beider Thermometer entsprechen dann denselben Temperaturen.

Es ergeben sich nun aber etwas abweichende Resultate, je nachdem man das Thermometer, mit dessen Hülfe man z. B. die Temperatur von erwärmtem Wasser bestimmen will, bis genau unter den Punkt, auf welchem es sich einstellt, einsenkt oder einen Theil des Fadens herausragen läßt. Will man also mit der größten Genauigkeit beobachten, so muß man entweder das Thermometer soweit einsenken, daß man es noch gerade beobachten kann, oder man muß durch eine kleine Rechnung den Fehler



Digitized by Google

corrigiren.[52]) Die Möglichkeit dieser Correctur beruht auf der Beobachtung, daß die verschiedene Ausdehnung des Glases, aus welchem das Thermometerrohr besteht, die veränderte Stellung bei hervorragendem und eingetauchtem Rohre bewirkt. Diese Ausdehnung muß also bekannt sein.

Viel bedeutender ist der Einfluß der Ausdehnung des Glases auf die Lage der festen Punkte. Es scheint in Folge davon, als ob wir gar nicht berechtigt wären, jene Punkte fest zu nennen. Denn nach jeder beträchtlichen Erwärmung haben sie ihre Lage geändert und gehen nur langsam wieder in dieselbe zurück. Deshalb muß man, wie wir sahen, ein neu verfertigtes Thermometer Monate lang liegen lassen, ehe man den Eispunkt und Siedepunkt bestimmen darf. Namentlich der erste geht während dieser Zeit nicht unbedeutend in die Höhe, ja dies Steigen desselben hört eigentlich nie auf, wird aber so langsam, daß man es nach jener Zeit füglich vernachlässigen kann. Hierüber hat schon 1827 Egen Beobachtungen angestellt, später hat der berühmte englische Forscher Joule[53]) zwanzig Jahre lang die Aenderungen des Eispunktes beobachtet. Wie er am 16. April 1867 der literarischen und philosophischen Gesellschaft zu Manchester mittheilte, hat er seit April 1844 alljährlich den Eispunkt zweier Thermometer genau bestimmt, welche im Winter von 1843 auf 1844 von Dancer verfertigt waren. Das eine derselben war so empfindlich, daß dreizehn seiner Theilstriche einem Grade Fahrenheit entsprachen. In diesen 24 Jahren war der Eispunkt um 0,91° Fahrenheit gestiegen, anfangs rascher, dann immer langsamer und schien nun endlich eine feste Lage angenommen zu haben. Ginge nun diese Erhöhung des Eispunktes stetig fort, so brauchte man nur von Zeit zu Zeit eine Bestimmung desselben zu machen, um immer genauer Ablesungen sicher zu sein. Eine stärkere Erwärmung, z. B. bei einer Bestimmung des Siedepunktes, drückt aber den Eispunkt immer wieder herab, ja Despretz hat bereits 1837 gefunden, daß die



Digitized by Google

Temperaturänderungen des Sommers und Winters genügen, um eine Verschiebung des Eispunktes um 0,04° der hunderttheiligen Skala zu bewirken.[54]) Dieser unangenehmen Thatsache gegenüber werden wir vor allen Dingen zu untersuchen haben, worin der Grund dieser Veränderlichkeit liegt, um uns alsdann nach Mitteln umzusehen, welche den Eispunkt und Siedepunkt zu wirklich festen Punkten zu machen geeignet sind.

De la Rive und Marcet[55]) waren wohl die ersten, welche am Ende der zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts in der Erhöhung des Eispunktes eine Wirkung des Luftdruckes sahen. Die damit vorausgesetzte Elasticität des Glases wies Rudberg[56]) in der That nach, indem er durch den Druck des Fingers auf das durch einen schlechten Wärmeleiter geschützte Gefäß das Quecksilber steigen und fallen machte. Mit dieser Beobachtung stimmte denn auch die weitere überein, daß luftleere Thermometer die Erhöhung des Eispunktes in auffallenderer Weise zeigen. als solche, welche noch Luft enthalten. Wenn es hiernach den Anschein hatte, als werde die Erhöhung des Eispunktes durch Vermehrung des äußeren Druckes bewirkt, so ließ sich mit dieser Ansicht nicht die oben bereits erwähnte von Egen[57]) und Despretz gefundene Thatsache vereinigen, daß der Eispunkt bei jeder Erwärmung sinkt und später wieder in seine frühere Lage zurückkehrt. Vielmehr forderte diese die Annahme, daß eine elastische Nachwirkung der Moleküle des Glases, aus welchem das Gefäß besteht, Ursache der Schwankungen des Eispunktes ist. Jetzt ist man wohl allgemein der Ansicht[58]), daß beide Wirkungen stattfinden in solcher Weise, daß bei neuen luftleeren Thermometern der Luftdruck ein langsames Steigen des Nullpunktes bewirkt, jede Erwärmung aber das Gefäß rasch wieder ausdehnt und dieses bei alsdann folgender Abkühlung langsam wieder auf sein früheres Volumen zurückgeht.

Die weitere Frage, welche Nullpunktsbestimmung man als die richtige annehmen und seinen Beobachtungen zu Grunde legen



Digitized by Google

soll, hat Pernet[59]) dahin entschieden, daß man den Nullpunkt als den richtigen annehmen muß, welchen man sogleich nach Erwärmung des Thermometers auf 100° C. erhält. Um mittelst Quecksilberthermometer, ohne sie einzeln mit dem Luftthermometer zu vergleichen, übereinstimmende Resultate zu erhalten, braucht man dann nur den jedesmaligen Nullpunkt zu bestimmen und kann nun nach einer einfachen Formel die gesuchte Temperatur berechnen. Für Beobachtungen der Lufttemperaturen hat man indessen solche eingehende Untersuchungen nicht nöthig, für sie genügt es, vielleicht einmal im Jahre in der Weise wie oben angegeben wurde, den Eispunkt zu bestimmen und die abgelesenen Temperaturen jedesmal auf seinen Stand zu reduciren.

Da die Schwankungen der festen Punkte vom Glase abhängen, so erscheint es nicht unmöglich, Glassorten herzustellen, bei denen sie entweder gar nicht vorhanden oder doch von so geringem Betrage sind, daß man sie nicht zu berücksichtigen braucht. In der That konnte Regnault[60]) Thermometer aus Krystallglas herstellen, bei denen nach Erwärmung auf 100° der Eispunkt nur um ein Geringes herabgedrückt wurde, wenn er Gefäße, die bedeutendere Verminderungen zeigte, durch neue ersetzte. Seitens der Normal-Aichungs-Kommission in Berlin ist man deshalb eifrig bemüht gewesen[61]) mit Unterstützung des glastechnischen Laboratoriums in Jena, welches unter der Leitung von Abbe und Schott steht, Glassorten ausfindig zu machen, die mit Sicherheit das von Regnault nur durch Probieren erhaltene Resultat ergeben. Es hat sich dabei gezeigt, daß die Nachwirkungserscheinungen von dem Gehalte an Kali und Natron im Glase abhängen, so zwar, daß ein Glas, welches beide in gleichen Mengen enthielt, sehr starke Depressionen des Eispunktes zeigte, daß dagegen Gläser, welche neben Kieselsäure und Kalk Natron allein oder Kali allein enthielten, nur ganz geringe Depressionen erkennen ließen. Diese Untersuchungen



Digitized by Google

haben somit den Weg gezeigt, der eingeschlagen werden muß, um Thermometer zu erhalten, die die genauesten Resultate ergeben, ohne jener fortgesetzten, mühsamen und zeitraubenden Controllversuche zu bedürfen.

So haben wir den langen Weg durchlaufen, auf welchem das Thermometer von dem rohen Apparate Galilei's zu dem feinen Meßwerkzeuge geworden ist, welches mit der größten Genauigkeit die Wärme wirklich zu messen gestattet. Wenn dabei im Gegensatze zu fast allen andern Apparaten die fortschreitende Vervollkommnung seine Gestalt und Einrichtung wenig änderte, so ist gerade dadurch das Thermometer ein einziges Beispiel dafür geworden, wie durch systematisches und eingehendes Studium aller die Angaben eines Instrumentes beeinflussenden Erscheinungen eine Zuverlässigkeit erreicht werden kann, nach der man bei so vielen anderen noch vergeblich sucht.

## Anmerkungen.

1) E. Wohlwill. Zur Geschichte der Erfindung und Verbreitung des Thermometers. Poggendorffs Annalen CXXIV. S. 163.

2) Fr. Burckhardt. Die Erfindung des Thermometers und seine Gestaltung im 17. Jahrhundert. Basel 1867.

3) So von Freeden in Scott's Meteorologie. Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Bd. LXI. S. 16 und Krebs in Grundriß der Physik für höhere realistische Lehranstalten. Leipzig 1882. S. 446. Letzterer mildert allerdings seine Behauptung durch ein „soll", während der erstere Drebbel das Thermometer um 1700 erfinden läßt, welcher doch bereits 1634 starb.

4) Burckhardt. a. a. O. S. 14.



Digitized by Google

5) Ebendaselbst. S. 16.

6) Ebendaselbst. S. 19. Poggendorff in Geschichte der Physik, Leipzig 1879, S. 255, irrt demnach, wenn er sagt: „In Galilei's Werken, so wie sie durch den Druck auf uns gekommen sind, ist freilich nicht vom Thermometer die Rede“ und ebenso Heller, Geschichte der Physik, Stuttgart 1882, I. Bd., S. 382, wo er die nämliche Behauptung vertritt, während S. 389 das im Texte erwähnte Manuscript anführt. Auch Rosenberger, Geschichte der Physik, 2. Theil, Braunschweig 1884, S. 18 hat den nämlichen Irrthum.

7) Siehe meine Arbeit im Bericht über die wissenschaftlichen Apparate auf der Londoner internationalen Ausstellung im Jahre 1876, herausgegeben von A. W. Hoffmann. Braunschweig 1878. I. Theil. S. 70.

8) D. Traittez des thermomètres. Amsterdam 1688, vergl. Wohlwill a. a. O., S. 163. Musschenbroek nennt ihn (Introductio in philosophiam naturalem, II, p. 625) einen „civis Alcmariensis“.

9) So schreibt Leibnitz; Monconys nennt ihn in Voyages, Suite de la II. partie, p. 75 Keiffer. Siehe den von mir herausgegebenen Briefwechsel Leibnizens und Huygens' mit Papier. Berlin 1881. S. 204.

10) Siehe Burckhardt in Poggendorffs Annalen CXXXIII, S. 631, wo die irrthümliche Annahme der oben citirten Schrift des Verfassers, Drebbel habe die Schrift De Elementis nicht früher, wie 1606 veröffentlicht und sei vielleicht von Porta beeinflußt gewesen, corrigirt wird. Nach Heller, Geschichte der Physik, I., S. 390 ist Drebbel des Lateinischen nicht mächtig gewesen und hat keine gelehrte, wohl aber eine ungewöhnliche naturwissenschaftliche Bildung besessen, als ob Beides im 16. Jahrhundert jemals getrennt gewesen wäre.

11) Siehe Wohlwill a. a. O., S. 171 ff.

12) Deliciae physico-mathematicae oder Mathematische und Philosophische Erquickstunden, durch M. Danielem Schwenterum, Nürnberg 1636. S. 455.

13) Siehe Lambert, Pyrometrie oder vom Maaße des Feuers und der Wärme. Berlin 1779. S. 16. Da sich Schwenter in dem Abschnitte über die Thermometer insbesondere auf Leurechon beruft, so darf man die Zeitbestimmung 1636 bis zum Jahre 1624 hinausrücken.

14) Schwenter a. a. O., S. 456.

15) Burckhardt a. a. O., S. 37.

16) Nach Burckhardts von Gallazzi und Antinori entnommener Darstellung (a. a. O., S. 22) scheint es durchaus unwahrscheinlich, daß die Akademie „gleichsam an Rom verkauft sei, weil dieses darauf bestand,



Digitized by Google

nur unter Bedingung der Auflösung der Akademie dem Fürsten Leopold den begehrten Kardinalshut verleihen zu wollen," wie wir bei Poggendorff, Geschichte der Physik, S. 351 und ähnlich bei Rosenberger, Geschichte der Physik, II., S. 162 lesen. Vielmehr blieb auch der Kardinal Medici der erklärte Beschützer ausgezeichneter Talente, machte in Rom den Verfolgungen der Anhänger Galilei's ein Ende, führte seine literarische Correspondenz fort, unter andern auch die mit dem protestantischen Christiaan Huygens, während Galilei mit den Generalstaaten begonnene Unterhandlungen fortzusetzen nicht gewagt hatte. Vergl. meine Geschichte der Pendeluhr in Wiedemanns Annalen IV, S. 604. Die Akademie ging wahrscheinlich an den Streitigkeiten, welche zwischen ihren Mitgliedern ausgebrochen waren, zu Grunde.

17) Saggi di nat. esp. 1841, p. 168, Tentam. II. 129. Ich citire noch Burckhardt, S. 41.

18) Libri in Poggendorffs Annalen XXI. S. 325 aus Annales de Chemie et de Physique. T. XLV. p. 354. Gegen Libri's Beweis traten übrigens Schouw (s. Mahlmann in Doves Repertorium IX. S. 639) und Arago (Annuaire du Bureau de Longitudes 1834) mit der Behauptung auf, daß in Toscana seit der Mitte des 17. Jahrhunderts die Sommer kühler und die Winter wärmer geworden seien, ohne jedoch aus Libri's Zahlen den vollständigen Gegenbeweis liefern zu können.

19) Lambert, Pyrometrie S. 19.

20) Ebendaselbst S. 50.

21) Fahrenheit, Philosophical Transactions No. 382. Vol. 33. p. 78. Vergl. van Swinden, Dissertation sur la comparaison des thermomètres. Amsterdam, S. 48 ff. und Lambert a. a. O. S. 60 ff.

22) Maxwell, Theorie der Wärme, deutsch von Auerbach. Breslau 1877. S. 34.

23) Vergl. Poggendorff in Poggendorffs Annalen CLVIII. S. 352.

24) Deluc, Recherches sur les modifications de l'Atmosphère. Genève 1772. p. 336. Vergl. van Swinden a. a. O. § 31. S. 35.

25) Halley, Philosophical Transactions 1693. No. 197. p. 650 ff. Vergl. Burckhardt a. a. O., S. 47 und Poggendorff, Geschichte der Physik. S. 509. Letzterer spricht die Ansicht aus, Halley habe das Quecksilber nicht als thermometrische Substanz empfohlen. Indessen dürfte Burckhardt's Ansicht die richtigere sein, daß er dies, allerdings in bedingter Weise, hat.



Digitized by Google

26) Musschenbroek, Introductio in philosophiam naturalem II, p. 627. Van Swinden a. a. O., S. 47. Boerhave schreibt in seiner Elementis Chemiae, p. 94: Dies sehr elegante Quecksilberthermometer, welches mir nach meiner Angabe der erfindungsreiche D. G. Fahrenheit verfertigte. Vergl. van Swinden, S. 48.

27) Kopp, Geschichte der Chemie, IV. Braunschweig 1847. S. 173.

28) Siehe diese Vorträge, Heft 416, S. 13.

29) Réaumur, Memoires de l'Academie de Sciences 1730. Vergl. Deluc a. a. O. I. S. 359 ff. Lambert a. a. O. nimmt als den einen festen Punkt auch die Temperatur des frierenden Wassers, den er aber durch Einhaltung gewisser Vorsichtsmaßregeln bei seiner Bestimmung viel constanter macht.

30) Du Crest, Recueil de pièces sur les Thermomètres et Baromètres par l'Auteur d'un Thermomètre universel. Bâle 1757. Vergl. Deluc a. a. O. I. S. 315.

31) Deluc a. a. O. I. S. 330, Anmerkung.

32) Das specifische Gewicht des Quecksilbers ist 13,598, seine specifische Wärme nach Regnault zwischen 10—15° des hunderttheiligen Thermometers 0,0283. 1 ccm braucht also $13{,}598 \cdot 0{,}0283 = 0{,}3848$ Wärmeeinheiten nur um 1° erwärmt zu werden. Dieselbe Rechnung ergiebt für Alkohol vom specifischen Gewicht 0,959 und der specifischen Wärme 0,6017 die Zahl 0,5770. Der Quotient beider Zahlen ist 1,526.

33) Luz, Vollständige und auf Erfahrung gegründete Beschreibung von allen sowohl bisher bekannten, als auch einigen neuen Barometern. Nebst einem Anhang seine Thermometer betreffend. Nürnberg und Leipzig 1784. Anhang S. 36.

34) Gehlers physikalisches Wörterbuch, neu bearbeitet, Leipzig 1839, Bd. IX, S. 842.

35) Nach freundlicher brieflicher Mittheilung des Herrn Professor Quincke in Heidelberg.

36) Renaldini, Naturalis philosophia. Patavii 1694. T. III. p. 276. Vergl. Deluc I. S. 286.

37) Die bekannte Richmann'sche Regel, welche besagt, daß die Wärme einer Mischung von zwei Wassermengen von verschiedenen Temperaturen, welche in einem Gefäße von bekannter Wärme und Gewicht hergerichtet wird, gleich ist der Summe der Produkte der Wärmen der Componenten ihrer Massen, und daß das Thermometer diese Wärme anzeigen würde, wenn man den Effekt der Berührung mit der Luft berücksichtigte.



Digitized by Google

38) Histoire de l'Academie royale des Sciences. Année MDCCII. Paris MDCCIV. p. 155 ff.

39) Lambert, Pyrometrie S. 29.

40) Luz, a. a. O. Anhang S. 47.

41) Maxwell, a. a. O. S. 44.

42) Lambert, a. a. O. S. 29. Dieser Idee gegenüber ist das Verdienst Newtons den Eispunkt zuerst mit Null bezeichnet zu haben, recht gering, vergl. hierüber auch Lambert a. a. O. S. 59. Wenn Egen (Poggendorffs Annalen XI, S. 278) es Newton als Verdienst anrechnet, zuerst die Temperatur des schmelzenden Schnees als Fixpunkt gefunden zu haben, so ist das eine unrichtige Uebertreibung, wie solche zu Newtons Gunsten die Geschichte der Physik mehrfach zu rügen hat.

43) Poggendorffs Annalen CXLVII, S. 341.

44) Poggendorffs Annalen CXXIII, S. 115.

45) W. Thomson, Philosophical Magazine XXXIII, 1848. p. 316.

46) ... that a unit of heat descending from a body A at the temperature T° of this scale to a body B at the temperature (T – 1°) would give the same mechanical effect, whatever be the number T.

47) Jochmann in Schlömilch's Zeitschrift für Mathematik und Physik V, S. 24—39 und 96—131. Weinstein, Inaugural-Dissertation, Berlin 1881 und Metronomische Beiträge der Kaiserlichen Normal-Aichungs-Kommission. 1881. Nr. 3. S. 65—91. Vergl. Wiedemann, Beiblätter zu den Annalen der Physik und Chemie V. S. 775.

48) Bodenheimer, Deutsches Reichspatent Nr. 13208. Rest, Deutsches Reichspatent Nr. 24435.

49) Alt, Eberhardt und Jäger, Deutsches Reichspatent Nr. 28214. Schlösser, Deutsches Reichspatent Nr. 21062.

50) A. v. Oettingen. Ueber die Correction der Thermometer, insbesondere über Bessels Kalibrirungsmethode. Inaugural-Dissertation. Dorpat 1865.

51) Philosophical Transactions LXVII. Vergl. auch Luz. S. 26.

52) Die Formeln, welche Regnault (Memoires de l'Academie des sciences XXI, p. 225) und Kopp (Annalen der Chemie und Pharmacie XCIV, S. 262) gegeben haben, geben zu hohe, die von Holtzmann (Handwörterbuch der Chemie VII, S. 368) giebt zu kleine Werthe. Brauchbarer sind die von Mousson (Poggendorffs Annalen CXXXIII, S. 315) und die von Wüllner (mitgetheilt von Landolt in Untersuchungen



Digitized by Google

über die Dampfspannungen homologer Verbindungen. Akademisches Programm. Bonn 1868) entwickelten.

53) Egen, Poggendorffs Annalen XI, S. 347. Joule, Memoirs of the Literary and Philosophical Society of Manchester. III. Ser. 3. Vol. London 1868.

54) Despretz, Observations sur le deplacement et sur les oscillations du zéro du thermomètre à mercure. Annales de Chimie et de Physique. I. S. T. LXIV. p. 312.

55) Siehe Muncke in Gehlers physikalischem Wörterbuch. IX. S. 921.

56) Poggendorffs Annalen XL, S. 46.

57) Poggendorffs Annalen XI, S. 353 und XIII, S. 33.

58) Pernet, Beiträge zur Thermometrie. Carls Repertorium XI. S. 270. Wiebe, Ueber den Einfluß der Zusammensetzung des Glases auf die Nachwirkungserscheinungen bei Thermometern. Sitzungsberichte der Königl. Preuß. Akademie der Wissenschaften zu Berlin XXXVI. 17. Juli 1884. S. 844.

59) Pernet, a. a. O. S. 307. Die im Text erwähnte Formel heißt:

$$T = t - c + \frac{(c - \gamma)\, t^2}{100^2}$$

wo T die gesuchte, t die beobachtete Temperatur, c die vor der Beobachtung gefundene Lage des Nullpunktes, $\gamma$ die Lage desselben nach vorangegangener Erwärmung auf 100° bedeutet, welche Bestimmung nur in größeren Intervallen nöthig ist.

60) Poggendorffs Annalen LXV, S. 362.

61) Wiebe, a. a. O., S. 848.

(516)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 471.

# Das geistliche Schauspiel in Süditalien.

Von

Th. Trede.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschien:

# Unsere vier Evangelien,

erklärt und kritisch geprüft

von

Dr. theol. **Moritz Schwalb,**

Prediger an der St. Martini-Kirche in Bremen.

---

I. Das Evangelium des Matthäus. II. Das Evangelium des Lucas. III. Das Evangelium des Marcus. IV. Das Evangelium des Johannes.

---

**Preis: Elegant brochirt 6 Mark 50 Pf.**

**Gebunden in engl. Leinen mit rothem Schnitt 8 Mark.**

Ueber das Werk äußern sich:

Die **„Vossische Zeitung"** in Nr. 289 v. 25. Juni 1885: Wir begrüßen in diesem Unternehmen eine echt protestantische Arbeit, ein Befolgen des Gebotes „Forschet in der Schrift", das doch aber nicht heißt: „Bindet Euch sklavisch an die Schrift". Man könnte die Arbeit auch als ein Zeichen des gesunden Rückschlags ansehen gegen die Bestrebungen, aus allen in den Evangelien erhaltenen Erzählungen ein „Leben Jesu" zusammenzurenken, mag die Kritik gegen manche evangelische Erzählung noch so berechtigte Einwendungen erheben. Die allegorische Erklärung, die ja zeitweilig freilich übertrieben worden war, ist wieder in ihr Recht eingesetzt; sie war die Erklärungsweise der ältesten Kirche. Die Erzählung von der Verwandlung des Wassers in Wein z. B., die auf der Hochzeit zu Kana vorgenommen worden sein soll, führt bei jedem Versuch, einen geschichtlichen Kern herauszuschälen, zu großen Verlegenheiten. Von dem Wunder selbst abgesehen, ist die Menge des durch das Wunder entstandenen Weines, etwa 600 Liter, unter den obwaltenden Umständen unglaublich groß, und die Worte Jesu zu Maria „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen", sind, wie viel man daran auch deuten mag, von befremdender Schroffheit. Ganz anders stellt sich die Sache, wenn man mit Schwalb in Maria die Personification Israels sieht, des Volkes, aus dessen Schoße der Weltheiland hervorgegangen ist. Es gebrach an Wein, denn das Hochzeitsmahl glich zunächst dem glaubens- und freudenleeren Religionswesen der vorchristlichen Zeit. Die steinernen, an die Gesetzestafeln und überhaupt an die starren Formen des Judenthums erinnernden Gefäße will Jesus nicht zerbrechen und auch nicht unbenutzt lassen, er läßt sie füllen bis obenan. Eine solche allegorische Deutung hat mehr für sich, als was spätere, nach Thatsachen schreiende Zeiten als wirklichen Thatbestand in dieser Erzählung haben finden wollen, und Jesu an Maria gerichtete Worte verlieren so, als Abwehr des Alten durch den neuen religiösen Geist, die Schärfe, die ihnen bliebe, wenn sie als von Person zu Person gesprochen angesehen würden. In vielen ähnlichen Fällen lassen sich auf

15.

# Das geistliche Schauspiel

## in Süditalien.

Von

Th. Trede
(Neapel).

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Im Jahre 1452, als auf ganz Deutschland „Schmach und Schmerz" innerer Fehden lastete und der Türke mordbrennend die Ostgrenzen desselben heimsuchte, unternahm Friedrich III, Kaiser des römischen Reiches deutscher Nation, eine Vergnügungsreise nach Italien und besuchte den Hof des prachtliebenden Königs Alfonso I. in Neapel. Von diesem Besuch erzählt ein Chronist große Dinge und erwähnt als besondere Merkwürdigkeit, daß Alfonso seinem Gaste zu Ehren in der Kirche St. Chiara ein Passionsschauspiel aufführen ließ, wobei aber nicht klar ausgesprochen wird, ob dies ein wirkliches Drama oder ein pantomimisches Schauspiel war. — Dieser Chronisten-Bericht ist der erste, welcher das Vorhandensein geistlicher Schauspiele in Süditalien meldet. Wir erfahren ferner, daß Alfonso sich die Aufführung ritterlicher und „christlicher" Schauspiele angelegen sein ließ, sowie, daß er für die letzteren sich Florenz zum Muster nahm, wo die geistlichen Schauspiele — Mysteria — zur Medicäer-Zeit ihre Glanzperiode erlebten. Keineswegs aber hat Florenz, das „Athen am Arno" jenen das Leben gegeben, ihre Wurzeln liegen in den stillen Thälern Umbriens[1]). Inmitten frommer Brüderschaften, aus gemüthvollen, in der Volkssprache gedichteten Liedern der letzteren, Lauda genannt, hat sich das geistliche Drama vom 14. Jahrhundert an naturwüchsig herausgebildet, und von dort aus sich in ganz Italien verbreitet. In Süditalien trat dasselbe erst dann auf, als es in Deutschland bereits abstarb und fand dort, — am spätesten auf Sicilien — eine so liebevolle Pflege und so vielseitige Ausgestaltung, wie in keinem anderen Lande Europa's.



Digitized by Google

Was heutzutage von diesem an Zweigen und Blüthen einst so reichen Baum noch vorhanden ist, findet im Lande selbst wenig Beachtung, theilweise sogar Mißachtung, genügt aber vollkommen, uns die einstige Blüthenpracht klar zu vergegenwärtigen.

## I. Dürre Zweige und grüne Reiser.

Die Kirche St. Giovanni, neben der Piazza Carbonara[2]) in Neapel, ist ein durch Anhängsel mancherlei Art unregelmäßiger Bau. Bei Besichtigung der Anbauten kamen wir zu einem ziemlich dunklen Gewölbe, und standen erstaunt still, als wir im Vordergrunde desselben zwei in Lebensgröße aus Holz roh geschnitzte Thiergestalten erblickten, zur Linken einen Esel, zur Rechten eine Kuh, welche mit Staub bedeckt, uns melancholisch, zugleich aber äußerst gutmüthig anschauten. Auf unsere erstaunte Frage erhielten wir von dem Custoden die Antwort, daß beide Figuren im hohen Grade „antik" seien und in alten Zeiten alljährlich zur Darstellung der Weihnachtsgeschichte gedient hätten. Zugleich ersuchte man uns, etwas weiter in das Geheimniß jenes düsteren Raumes einzudringen. Da zeigten sich manche arg bestäubte und beschädigte Requisiten für die Weihnachtsbühne, welche einst in dieser Kirche die staunende Menge erfreute. Da sahen wir freundliche Engel mit zerrissenen Gewändern und zerbrochenen Flügeln, sowie eine große durch überklebtes Stabwerk hergestellte Betlehems-Höhle, die sicherlich einst sehr schön war, nun aber alle Farben eingebüßt hatte. Der Custode behauptete, daß in manchen alten Kirchen der Stadt, etwa auf dem Boden, sich dergleichen „antike" Dinge fänden, einst geschätzte Inventarienstücke, jetzt aber dem Würmerfraße überlassen. —

Eine Reliquie des Weihnachtsspiels hatten wir gesehen, einen dürren Zweig von einem Baum, der einst seine Aeste über manches Land erstreckte.

Eine andere Reliquie haben wir entdeckt, aber nicht in fin-



Digitized by Google

steren Gewölben, sondern mitten im heiteren, sonnbeglänzten Menschenleben des Südens, nicht einen trockenen Zweig, sondern einen frischgrünenden Wurzelschößling, den der Baum des Weihnachtsspiels, als er abzusterben begann, zur lebensvollen Erinnerung hinterließ. Man besuche um die Weihnachtszeit, welche auch im Süden eine „selige" und „fröhliche" ist, die Kirchen des Südens. Finden wir dort nur selten das einst allgemein verbreitete Weihnachts-Spiel, das Hirtendrama, einst von schlichten Personen unterer Stände dargestellt, so mangelt ein Drama dennoch keineswegs. Figuren ersetzen heute die frühere Action lebender Personen. — Fast jede Kirche des Südens bietet alsdann der schaulustigen Andacht und andächtigen Schaulust ein figürliches Schauspiel, sie verwandelt sich dann, wie ehedem, in ein Theater, wenn auch die Bühne nicht mehr, wie einst, sich vor dem Hochaltar, sondern in einer Seitenkapelle oder einem sonstigen Nebenraum befindet. „Il Presepio", die Krippe, nennt das Volk jenes Figurendrama, und dieser Name erinnert daran, daß einst jede Kirche eine wirkliche Krippe auf eine improvisirte Bühne stellte, wo das Weihnachtsspiel vor sich ging. Als das letztere fast überall aufhörte, blieb die Krippe, diese wollte das Volk nicht entbehren, um die letztere aber gruppirten sich im Laufe der Zeit immer mehr Scenen und für dies gesammte Figurendrama blieb der Name: Krippe. Soll dies figürliche Drama, — oder sagen wir Figurentableau — vollständig sein, so gehört dazu eine sich um die Betlehemshöhle gruppirende Apenninische Berglandschaft mit malerischer Fernsicht, in derselben eine Gruppe von Hirten, welchen ein Engel die Messiasbotschaft bringt, eine andere, welche den Hirtenzug nach Betlehem vor Augen führt, und eine dritte, welche die Ankunft der heiligen drei Könige nebst Gefolge zeigt. Dies waren die wichtigsten Theile, resp. Acte, des einstigen, allgemein verbreiteten Weihnachtsspiels. Innerhalb dieses breiten Rahmens bewegen sich nun unsere Darstellungen je nach Geschmack, nach



Digitized by Google

Raum, sowie nach den Mitteln der betreffenden Kirchen, wobei natürlich Wetteifer und Brodneid ebensowenig ausgeschlossen sind, als bei dem uralten Weihnachtsspiel. Die prächtigsten und kunstvollsten Presepien ziehen das größte Publikum an, Eintrittsgeld wird ebensowenig gezahlt, als bei den mittelalterigen geistlichen Schauspielen, nur ein Austrittsgeld wird erwartet und beim Fortgehen willig in's Kästlein gelegt. Auch insofern ist man von der mittelalterigen Naivetät nicht gewichen, als die Handlung jenes Figurendrama's nicht im fernen, unbekannten Lande spielt, sondern hier im Süden, weshalb das Hirtenvolk die hiesige, zum Theil noch jetzt in den Thälern und auf den Bergen conservirte Tracht trägt. Nicht Künstler waren es, welche einst in den Kirchen im Weihnachtsspiel agirten, und nicht Künstlerhände sind es, welche heutzutage die Figuren und sonstigen Requisiten für unser Presepien-Drama liefern, aber eine feste Tradition hat sich in Neapel und Palermo gebildet, wo bei weitem die meisten jener Dinge hergestellt werden. Sind die Verfertiger auch keine Künstler, so liefern sie doch prächtige Figuren, lebenswahr und lebensvoll, und zahlreiche Präsepien hat Verfasser bei seinen Weihnachtswanderungen geschaut, die ihm das Wort des Dichters ins Gedächtniß riefen: „Er goß auch Lieb und Glauben mit in die Form hinein". — Wie im Mittelalter bei den geistlichen Schauspielen sich zum Heiligen oft genug das Burleske gesellte, so sind auch die Figuren-Tableau's der Presepien in den Kirchen von dieser Mischung nicht frei. Unter den zahlreichen figürlichen Scenen mangelt selten eine aus dem bäuerlichen Leben des Südens gegriffene, welche mit ergötzlichem Humor eine Wirthshausgruppe darstellt. Die zahlreichen Wanderer, welche man über die Berge kommen sieht, sind zum Theil schon im Vordergrunde der Bühne angelangt, und sitzen auf hölzernen Stühlen am hölzernen Tisch, sich erquickend an Makaroni und dunklem Wein, den der Wirth in bekannter pompejanischer Flasche (langer Hals mit zwiebel-



Digitized by Google

förmigem Bauche) kredenzt. Bauern, Priester, Hirten, Mönche, Männer, Weiber, Kinder halten dort Rast, während allerlei Feder- und Rüsselvieh daselbst sein Wesen treibt und fahrende Sänger mit Guitarre und Mandoline den Ohrenschmaus bieten. Daß Priester und Mönche in dieser Wirthshausscene komische Figuren bilden, verbietet die Kirche nicht, daß innerhalb ihres heiligen Raumes eine Wirthshausscene dargestellt wird, schadet ihr ebensowenig, als das bekannte Esels- und Narrenfest im Mittelalter[3]). Wie bereits im 14. Jahrhundert das geistliche Drama aus dem engen Kirchenraum hinaus in's Freie trat, so ist unser figürliches Weihnachts-Schauspiel, il Presepio, längst in die Häuser gedrungen, so daß man ruhig behaupten kann: Es giebt im südlichen Italien keinen Palast und keine Hütte, in der sich diese Reliquie des uralten Weihnachtsspiels nicht fände. Der Prachtsaal eines Fürsten wird alljährlich zur Bühne, angefüllt mit erwähnten Figurenscenen und in der Hütte des Armen mangelt dann eine schlichte Krippe ebensowenig, wie tagtäglich die brennende Lampe vor dem Bilde der Madonna. Einzig in seiner Art ist ein Presepio im Kloster St. Martino in Neapel, welches in Hinsicht lebensvoller Darstellung, Gruppirung, Vollständigkeit, Größe und Figurenzahl Vorzügliches leistet. In den Abruzzen richtet man die Figuren vielfach so ein, daß sie sich leicht versetzen lassen, was ein größerer Knabe unter entsprechendem Vortrage zu besorgen pflegt; in Calabrien bildet die „Krippe" vielfach ein bewegliches, förmliches Puppen-Theater. In Palermo heißt noch heute eine Straße: Via de Bambinai, Straße der Bambino-Verfertiger, weil seit undenklichen Zeiten daselbst die „Künstler" wohnen, welche den Bambino (Jesuskind) für die Krippen aus Wachs u. s. w. herstellen.

Aelter als das Weihnachtsdrama ist das Passionsschauspiel. Als dieses nach und nach aus den meisten Kirchen verschwand, blieb in letzteren eine Reliquie desselben zurück, welche



Digitized by Google

das Volk des Südens sich schwerlich entreißen lassen wird, und an der es mit eben solcher Liebe hängt, wie an seinen Presepien. Wir meinen die sogenannten Sepolcri, Gräber, figürliche Darstellungen aus dem Schlußakt der Passionsgeschichte. Alle Gegenstände, deren einst die Schaubühne innerhalb der Kirchenmauern für ihr theils stummes, theils redendes Passionsschauspiel bedurfte, findet die andächtige Menge daselbst während der stillen Woche bis auf den heutigen Tag, und Verfasser hat im Laufe der Jahre seiner Beobachtung bemerkt, daß man jetzt immer mehr darauf ausgeht, theatralischen Effekt zu erzielen. Wo es der Raum erlaubt und die Mittel gestatten, wird der Calvarienberg mit den 3 Gekreuzigten, sowie mit anderen oft lebensgroßen Figuren scenisch dargestellt[4]). Zu diesem stummen Schauspiel wallfahrtet an gewissen Tagen die andächtige und schaulustige Menge ebenso, wie sie früher zu dem durch Personen dargestellten Scenen wallfahrtete. In Neapel, Palermo und anderen großen Städten ist an zwei Tagen der stillen Woche der Wagenverkehr in den Hauptstraßen untersagt, ein Verbot, welches an jene Jahrhunderte (das 16., 17. und 18.) erinnert, in denen die Sitte herrschte, daß scenische Darstellungen aus der Passionsgeschichte auf mächtigen Karren durch die Straßen gefahren wurden. Als das Passionsschauspiel sich aus vielen Kirchen des Südens entfernte, und sich im Freien weit großartiger entfaltete, wurden überall bei den Städten Calvarienberge errichtet, welche bis auf den heutigen Tag an vergangene Zeiten erinnern. In Sicilien hat noch jetzt jede Stadt vor den Thoren ihren Calvarienberg, in Neapel heißt ein ansehnliches Stadtquartier: Monte Calvario, ein Name, welcher uns sagt, welchem Zweck jenes weite jetzt mit Häusern bedeckte Quartier in früherer Zeit diente. Wie sehr das Volk an solchen Reliquien hängt, haben wir auf Ischia beobachtet. Das Erdbeben vom Juli 1883 hatte den dortigen Calvarienberg arg zerstört, aber kein Monat verging, da hatte man Alles wieder



Digitized by Google

einigermaßen in Stand gesetzt, und dies in einer Zeit, als man daselbst in Zelten, Laubhütten oder unter freiem Himmel campirte.

Die früher in den Kirchen des Südens, sowie unter freiem Himmel allgemein üblichen geistlichen Schauspiele, stumme und redende, entlehnten ihren Stoff nicht nur aus der biblischen Geschichte, sondern auch aus der Heiligenlegende. Als diese Aufführungen an den meisten Stellen den Kirchenraum verließen, haben auch sie eine Erinnerung in demselben hinterlassen. Als solche Reliquien sind die beweglichen, lebensgroßen und meist lebensvollen, bunt bekleideten, durch theatralischen Affekt sich auszeichnenden Figuren zu betrachten, deren sichtbare, bemalte Theile entweder aus Wachs, oder einer anderen geeigneten Masse gebildet sind. Weder im nördlichen, noch im mittleren Italien kennt man diese Produkte des in seiner Art sehr geschickten Handwerks, im südlichen Italien dagegen finden sie sich in allen Kirchen, in manchen dutzendweise, zum Theil hinter Glas. Nur hervorragende Kirchen, als z. B. der Dom in Neapel, halten sich frei von solchen „Reliquien", wurden doch auch in den Domen nur selten oder gar nicht Heiligenschauspiele aufgeführt. Manche dieser Figuren kommen nur an demjenigen Tage zum Vorschein, an welchem früher Scenen aus dem Leben des betreffenden Heiligen zur Darstellung gelangten, nämlich an dem Ehrentage desselben, und dann bilden sie einen Ersatz für das einstige Schauspiel. Am Fest des heil. Rochus waren wir in Fratta maggiore, einer der vielen Städte Campaniens, und sahen in der Kirche eine buntbemalte lebensgroße Figur dieses Schutzheiligen.

Man sah ihn in schreitender Stellung, mit Pilgertasche und Pilgerstab, neben ihm befand sich ein Hund, Andeutung einer Landschaft bildete den Hintergrund. Da hatten wir das Leben des Heiligen, wie es mittelalterliche Legende und Dramatik darstellte, des erbarmungsvollen Wunderthäters, der mit seinem



Digitized by Google

Hunde Italien durchwanderte und in einem Pestjahr Kranke gesund machte. Wie einst das Leben der Madonna dem geistlichen Schauspiel in hervorragender Weise Stoff verlieh, so ist ihre lebensgroße, meist theatralisch-affektirte Figur bunt kostümirt, in den Kirchen, die am häufigsten sich zeigende Reliquie früherer Schauspiele und eine Erinnerung an letztere. So oft wir an unzähligen Stellen ihre Figur in der verschiedensten Stellung und Fassung erblickten, war es uns, als sähen wir das Fragment eines Drama's vor uns. In der Passionszeit kommt ihre schwarzgekleidete, mit dem neapolitanischen Schleier versehene Figur als die Mater dolorosa zum Vorschein, in Gestalt einer trauernden neapolitanischen Matrone, in ihrer mit Ringen reichlich versehenen Hand das Spitzentuch, welches nach uraltem Brauch einer solchen bei feierlichen Gelegenheiten niemals fehlt. Im Monat Mai, welcher seit hundert Jahren der Maria geweiht ist, sehen wir das Schauspiel ihrer himmlischen Erhöhung vor uns, wenn sie unter einem purpurnen Thronhimmel majestätisch mit der Krone versehen, zur Seite des Chores im Hauptschiff dasteht, wo die Schaaren der Gläubigen ihr Blumenkränze zu Füßen legen. Beim Fest der Fischer in Sorrento sahen wir die Schutzpatronin der genannten Zunft, die Madonna del Soccorso, mit der Keule in der Hand, zu ihren Füßen ein von ihr besiegtes schauderhaftes Ungethüm, ein lebendes Bild, oder richtiger Figurentableau, eine Reliquie aus einer früheren dramatischen Procession, welche die Siege der großen Königin scenisch darstellte. Wäre die allbekannte Geschichte von Lourdes vor einigen Jahrhunderten, oder auch im vorigen Jahrhundert geschehen, so wäre sie sicherlich in einem Drama verwerthet worden. Ein Ansatz dazu ist in einer großen Kirche Neapels vorhanden, wo man eine prächtige Felsengrotte und in derselben die Bäuerin, sowie die Madonna erblickt, eine mit großem Geschick durch lebensgroße Figuren dargestellte Scene. Dieselbe Scene, noch



Digitized by Google

theatralischer und mit umfangreicher Scenerie dargestellt, fanden wir im Garten des Klosters der barmherzigen Schwestern in Neapel.

Wenn das mittelalterige Schauspiel Himmel und Erde den Zuschauer vor Augen führte, so ward dabei die Unterwelt mit ihren Bewohnern nicht vergessen. In dieser Hinsicht müssen wir eine Reliquie erwähnen, welche wir ebenfalls nur in dem nach theatralischer Darstellung so durstigen Süden gefunden haben. In zahlreichen Kirchen sahen wir figürliche Darstellungen von Scenen aus dem Purgatorio (Fegfeuer), rohe Machwerke fast immer. Aus den rothen Flammen ragen nackte Menschen, die Hände flehend emporstreckend, und bisweilen wird diese figürliche Scene durch die Madonna delle Grazie vervollständigt, welche den Flehenden hülfreich ihre Hand entgegenstreckt. In einiger Hinsicht erinnern diese Scenen auch an jene früher beliebten, ebenso großartigen als grausigen öffentlichen Schauspiele, welche den Triumph des Todes zum Gegenstande hatten. Solche stummen Scenen, dramatische Processionen, wurden vor Jahrhunderten in Neapel und Sicilien dargestellt, wo die Jesuiten in solchen Schauspielen das Menschenmögliche leisteten und die Herrschaft der Spanier dieselben beförderte.[5])

## II. Das Processions-Drama.

Im mittleren und nördlichen Italien sind die Processionen an den meisten Stellen verschwunden, im südlichen Italien dagegen, Sicilien eingeschlossen, floriren sie heutzutage mehr, als vor 20 Jahren, nehmen an Zahl und Pracht zu und behaupten ihren uralten Charakter. Jede festliche Procession ist ein Schauspiel, wobei dies Wort nicht nur im allgemeinen Sinn einer Schaustellung, sondern im speciellen Sinn einer dramatischen Handlung, einer scena muta (stummen Scene) genommen sein will. Scenen von echt dramatischem Charakter waren es,



Digitized by Google

welche die Zeit der Renaissance bei feierlichen Gelegenheiten darzustellen liebte, wir meinen die sogenannten trionfi[6]), von denen wir aus Florenz, Rom, Mailand, Neapel Beschreibungen besitzen. Gewissermaßen historische Schauspiele waren es, wenn man z. B. den Triumph des Cäsar oder des Augustus vorführte. Diesen trionfi entsprechen die heutigen Festprocessionen des Südens an den Ehrentagen der Heiligen. Weltliche Schauspiele bedürfen der Theaterzettel, welche uns mit dem Inhalt der ersteren, der Rollenvertheilung und anderen wissenswerthen Dingen bekannt machen. Solche Zettel, oder besser Riesenplacate, fehlen dem geistlichen Festschauspiel nicht, und dieselben dienen zugleich als eine Art Commentar, welcher unsere oben ausgesprochene Behauptung von der Grundidee dieser Procession bestätigen. Der Heilige selbst befindet sich (um mit solchem theatralischen Festprogramm zu reden) im Empireo (Himmelreich), im Corte celestiale (himmlischer Hofstaat), wo er Taumaturga (Wunderthäter), als der Divus Heros (der vergöttlichte Held), als Schutzherr waltet. Seine Rolle wird in der Procession von der lebensvoll gebildeten und entsprechend bekleideten lebensgroßen Statue gespielt, dem Volke fällt die Rolle der Clienten zu, welche ihre Bittschriften (so sagt der Zettel) dem Santo darreichen. Wie in fast allen geistlichen Dramen des Mittelalters einer auftritt, der den erläuternden Prologos spricht, so fehlt dasselbe auch jenem Processionsdrama nicht, wir meinen den Panegyricus des Kanzelredners.[7]) Das gesammte Schauspiel aber mit allen seinen Haupt- und Nebenrollen hat zu seinem Gegenstand und Inhalt den Triumph des betreffenden Santo. Sogar der die dramatische Handlung erläuternde und begleitende Chor fehlt nicht, er wird gebildet von schleiertragenden Weibern, deren eintöniger Lobgesang mit schmetternder Trompeten- und Posaunen-Musik abwechselt. Dies Drama ist in Hinsicht seiner Idee und seiner Hauptbestandtheile überall — in Campanien, Calabrien, Sicilien — dasselbe, der Unter-



Digitized by Google

schied besteht nur in dem größeren oder geringeren Pomp und in der größeren oder kleineren Zahl von Neben-Scenen, welche sich um die Hauptscenen leicht und natürlich gruppiren. Wer ein naives Schauspiel dieser Art sehen will, begebe sich nach Capri, um den Triumph der St. Costanzo zu schauen, oder nach Ischia, wo man im Jahre 1885 als Zeichen neuer Lebensfreude der heiligen Restituta das alte, vielgerühmte Processionsdrama aufgeführt hat, oder nach Soccavo, einem Städtchen am Fuß des berühmten Klosterberges Camaldoli, um dort St. Pietro und St. Paolo an ihrem Ehrentage, mit der Schärpe eines Generals geschmückt, agiren zu sehen, oder nach Sicilien, wo in der Procession vielfach der Lorbeer eine Rolle spielt und kleinen Mädchen die Rolle von Engeln anvertraut wird. Großartiger wird das Schauspiel, wenn der betreffende Santo in weitem Umfang Ruhm und Anhänger besitzt. Dies gilt z. B. vom St. Mätthäus, dem Schutzpatron der Stadt Salerno, mehr noch von St. Nicolaus in Bari, zu dessen Triumphschauspiel die Frommen eine Reise von zehn, zwanzig Meilen nicht scheuen. Unübertroffen steht Sicilien da, wo, wie im gesammten Süden, jede Stadt und jedes Städtchen, mit reichstem Wechsel der Scenerie und Ausstattung alljährlich jenes Schauspiel aufführt und die Begeisterung imposante Dinge leistet. Wir wollen nur Catania, der prächtigen, oft heimgesuchten Stadt am Fuß des Aetna, sowie Palermo erwähnen. — Eine großartigere Scenerie, als Catania mit seinen Palästen und seinem Aetna im Hintergrunde bietet, kann sich die heilige Agatha für das Schauspiel, welches die Catanesen alljährlich im Februar dieser ihrer hochgefeierten Schutzpatronin zu Ehren und sich selbst zur andächtigen Freude aufführen, nicht wünschen. St. Agatha, deren berühmter Schleier das Palladium der Stadt bildet, deren Rolle auch hier von ihrer auf einem Triumphwagen gefahrenen Statue gespielt wird, erscheint als die Königin in ihrem Reich. Dargestellt wird, wie man in



Digitized by Google

Sicilien von allen solchen Schauspielen sagt, ihr Viaggio, d. h. Reise, d. h. ihr Triumphzug. Obenan aber steht in Sicilien das Triumphdrama der St. Rosalia in Palermo. Kein römischer Triumphator hatte je einen Triumphwagen aufzuweisen, wie den, auf welchem ihre Riesenstatue, von etwa 40 weißen Ochsen gezogen, daher kommt. In der That handelt es sich um ein unvergleichliches Schauspiel, wenn wir der scenischen Pracht unzähliger Triumphbogen, der großartigen Beleuchtung, des grandiosen Feuerwerks gedenken und in einem Meer von Licht die mit Gold gestickten Gewänder der Heiligen in einer Weise schimmern sehen, daß wir es leicht erklären können, weshalb das Volk diese ihm überirdisch vorkommende Erscheinung als den „goldenen Berg" bezeichnet. Vom Lichtmeer umwallt wird sie der frommen Schaulust des Publicums, welches unbewußt eine Rolle als Mitspieler in diesem Drama übernimmt, zu einer Himmels-Erscheinung, und kehrt, wenn die letzten Wunder des Feuerwerks den theatralischen Schlußeffekt herbeigeführt haben, dem Auge entschwindend, gleichsam „ad verticem summi Olympi", zum Gipfel des erhabenen Olymp, zurück[8]).

Ein solches Triumphschauspiel wird in diesem seinem Charakter durchaus nicht geschädigt, wenn die Rolle des betreffenden Santo letzteren bisweilen in seiner vollen Menschlichkeit zur Erscheinung kommen läßt. So war z. B. der heilige Antonius von Padua, in Neapel bis heute hoch geehrt, bei Lebzeiten ein Bettelmönch, und als solcher erscheint und agirt er, wenn die mit dem Gewande des Bettelmönches bekleidete Statue in lebensvoller Weise seine Rolle spielt, den Kapuzinern und Franziskanern gleich die Häuser betritt, in die weiten Höfe hineingetragen wird, und dort, wie einem armen frate gebührend, Gaben empfängt, die man in seine Pilgertasche, oder in seine nach hinten niederhängende bauschige Kapuze steckt. Eine eigenthümlich dramatische Wendung wird der Procession zu Theil, wenn zwei Heilige verabredetermaßen einander begegnen

und begrüßen, wie dies alljährlich bei Neapel zwischen der Maria und ihrer legendenhaften Mutter, der St. Anna stattfindet, sowie auf Sicilien zwischen St. Sebastian und St. Rochus, welcher bei der Begegnung einander durch Verneigung gegenseitige Achtung bezeigen, oder wenn, wie wir in Campanien an mehreren Stellen, z. B. in Capua und Nocera beobachteten, ein Santo dem anderen für kürzere Zeit einen Besuch abstattet. Mit einem solchen Besuch ist auch die Procession des St. Januarius, des hochberühmten Patrons von Neapel, verbunden, welcher alljährlich kurze Zeit in der Kirche der heiligen Clara weilt, die schon lange Zeit vor jenem des Amtes einer Schutzheiligen wartete, deren Glanzstern aber vor dem Sonnenschein des genannten Taumaturga erbleichen mußte.

Wie sehr die Masse des Volkes an jenem Schauspiel des Trionfo hängt, zeigte sich zur Zeit der Cholera 1884. Während man im mittleren und nördlichen Italien dem aus hygieinischen Gründen erfolgten Processions-Verbot ruhig Folge leistete, erregte dasselbe im Süden an zahlreichen Stellen wilden Aufruhr, wobei das Volk, im Widerstand gegen die bewaffnete Gewalt, in die Kirche drang und die Statue seines Heiligen im tumultuösen Triumph von dannen trug. Erschütternde Schauspiele bot Neapel um die Mitte September genannten Jahres, als der „Triumph des Todes" zur fürchterlichen Wirklichkeit geworden war, und das arme Volk, von Scenen des Grausens umgeben, menschlicher Hilfe mißtrauend, zu seiner „großen Mutter" seine Zuflucht nahm. Da sah man die lebensgroße Statue der Mater dolorosa sich durch die Straßen bewegen, vor, neben, hinter derselben ihre geängsteten, in zerrissene Gewänder gekleideten Kinder, die an der Mutter Seite sich geborgen wähnten vor dem Sensenhieb des fürchterlichen Knochenmannes, und die mit ihrem aufgelösten Haar, ihren Dornenkränzen auf dem Haupt, Angesicht und Brust sich schlagend, ein lebendes



Digitized by Google

Bild aus düsterer Zeit des Mittelalters darboten, als das Miserere der Flagellantenzüge in Stadt und Land ertönten.

An der Spitze der „Coelites“ (der Himmlischen), des „Corte celeste“ steht die Regina Coeli, die Königin des Himmels, die Madonna, die Verwalterin aller himmlischen Gnadenschätze, für ihre Verehrer der Morgenstern und Abendstern, begrüßt mit dem Worte: Gruß Dir, Gnadenreiche, oder mit Liedern wie jenes: Ave, maris stella, sei gegrüßt, Stern des Meeres! Im Cultus des Südens, wo immer noch im großen Ganzen die Kirche ein naiv gläubiges Volk beherrscht und befriedigt, nimmt die Himmels-Königin eine centrale Stellung ein, welche auf dramatische Weise in den Processionen zur Erscheinung gelangt. Berühmt war in Neapel zur Griechenzeit das Schauspiel des Fackellaufs zu Ehren der Parthenope, aber was ist jener im Vergleich mit dem pomphaften Drama, in welchem der Madonna die Hauptrolle zufällt? Besuchen wir am zweiten Ostertage das freundliche, weinreiche Städtchen Marano in Campanien. Vier Wochen hindurch wird daselbst in einer Kirche von kunstgeübten Händen an der Herstellung des Triumphkarrens der Himmels-Königin gearbeitet, und derselbe mit einer großen Anzahl von Figuren, meist allegorischer Art, versehen. Von sechs weißen Ochsen gezogen tritt am Festtage dies theatralische Festgerüst ins Freie, ohne daß man sofort die Madonna erblickte. Sie steigt erst, wenn jener im Sonnenschein strahlende Prachtkarren die Kirche verlassen hat, langsam durch eine Vorrichtung gehoben, auf einem auf jener Karrenbühne befindlichen, künstlich gebildeten Felsen hervor, langsam, majestätisch, bis sie endlich in ihrer vollen Pracht und Schöne sich den Tausenden zeigt, welche von nah und fern herbeiströmen, um dies Schauspiel zu sehen und in dem nun folgenden dramma del trionfo mitzuwirken. — Ein ähnliches Schauspiel mit größerem Pomp und umfangreicherer scenischer Ausstattung bietet um die Pfingstzeit alljährlich die Stadt St. Giugliano. Genien des römischen



Digitized by Google

Heidenthums und die Evangelisten des Christenthums, Delphine der Venus und allegorische, der Bibel entlehnte Gestalten bilden auf dem kolossalen Triumphkarren den Hofstaat der Himmelskönigin, malerische Trachten der Priester und Brüderschaften, sowie der als geflügelte Engel gekleideten Mädchenschaar erhöhen den theatralischen Effect. Welche Scene diesem trionfo eingeflochten wird, werden wir später sehen. — Durchwandern wir den Süden Italiens, so schauen wir überall ähnliche Scenen, die aus dem tiefen Bedürfniß des am Sinnlichen klebenden Volkes, welches sein Heiliges und seine Heiligen vor Augen haben und in Action begriffen sehen will, hervorgegangen sind. Die spanische Herrschaft brachte ein Uebermaß von Prunk und Pracht in den Marienkultus, und mehr, als anderswo, hat sich dieser Charakter in dem abgeschlossenen Sicilien bis zum heutigen Tage erhalten. Eine später zu behandelnde Art des geistlichen Schauspiels führt uns wieder zur Madonna zurück*).

Haben wir soeben im Allgemeinen den dramatischen Charakter der Processionen erkannt, so treten uns jetzt solche von besonderer Art entgegen, in denen wir den Begriff des Drama's in größerer Erweiterung vor uns erblicken. Drei Fälle sind möglich: 1. Außer und neben der dramatischen Procession werden theatralische Scenen, um den Effect der ersteren zu erhöhen, dargestellt, oder 2. die Procession besteht aus scenischen Gruppen, welche sich fortbewegen, resp. unterwegs wiederholen, oder 3. die Procession selbst ist die scenische Darstellung einer Begebenheit. Von allen drei Arten zeigt uns der Süden solchen Reichthum, daß wir nur bei den Hauptsachen verweilen dürfen. — Stets handelt es sich hier um stumme Scenen, wie seither.

Außer und neben der Procession dramatische Scenen zur Aufführung zu bringen, war einst in Spanien allgemeine Sitte. Es handelte sich dabei um das Frohnleichnamsfest, an welchem nach katholischer Satzung durch Entwickelung großartigen



Digitized by Google

Pompes die Siegesherrlichkeit der Kirche vor allen Dingen in der Procession sich darstellen soll. Zur Erhöhung des Glanzes der letzteren geschah die Aufführung der unter dem Namen Autos sacramentales bekannten Schauspiele, in denen die dramatische Dichtung der Spanier so Großes geleistet hat. Ein Calderon, ein Lope de Vega hat auf diesem Felde unvergängliche Lorbeeren gepflückt. — Diese Frohnleichnamsschauspiele wurden unter der spanischen Herrschaft in den Süden Italiens importirt, faßten aber hier keinen festen Fuß. Der spanische Vicekönig, Peter von Toledo, wollte Neapel auch mit der Inquisition und dem Schauspiel der spanischen Autodafé's beglücken, scheiterte aber mit seiner Bemühung an dem Felsen des einmüthigen Volkswiderstandes, und nur für kurze Zeit hielten sich in genannter Stadt die von demselben importirten Stierkampfschauspiele. Weshalb es den spanischen Autos sacramentales nicht besser erging, als letzteren, erhellt leicht aus dem Charakter derselben. Sie waren dem Volke allzu — — spanisch. Die Allegorie hat in denselben eine Herrschaft, welche jene Dramen dem Volke durchaus unverständlich machte. Länder und Geisteskräfte, Tugenden und Laster, Jahreszeiten und Irrlehren, biblische und mythologische Personen treten in jenen Dramen auf der Bühne auf, und fordern vom Publicum ein gereiftes Denken. Das Volk in Süditalien aber will im Schauspiel nicht denken, es will sehen und sich an Gestalten von Fleisch und Blut erfreuen. In großartigen stummen Schauspielen, bei der äußere Pracht die Sinne fesselt, hat man sich auf Sicilien bis heute auch allegorische Personen gefallen lassen, aber von Autos sacramentales beim Frohnleichnamsfest ist dort keine Spur mehr vorhanden. Eine leise Erinnerung an dieselben entdeckten wir vor Jahren in der Stadt Torre del Greco am Fuß des Vesuv, wo am genannten Fest neben der pomphaften, farbenbunten Procession ein Schauspiel geboten wird, welches sich schwer beschreiben läßt und schwerlich irgendwo



Digitized by Google

seinesgleichen hat. Jene früheren kleinen Schaubühnen (Altäre genannt) neben den von der Procession zu passirenden Straßen, bestimmt für die Darstellung biblischer Scenen, sind längst in phantastische, farbenprächtige, mit Figuren und Emblemen angefüllte Prachtbauten, großartige Tempel, Thürme, Paläste verwandelt, die in ihrer nächtlichen Beleuchtung einen märchenhaften Effect ausüben. Im verflossenen Jahre zählten wir ihrer sechzig. Die Darstellung biblischer Scenen ist fast gänzlich verschwunden, und fanden wir im vorigen Jahr vor einem jener „Altäre“ nur eine einzige dieser Art, nämlich die bekannte Scene: Das Gastmahl des Belsazar[10]), eine lebensvolle aus lebensgroßen Figuren gebildete Gruppe, in der sich die Gestalt Daniel's, welcher auf die geheimnißvolle Wandinschrift hinweist, auszeichnete. Als in Torre del Greco die einst übliche Darstellung biblischer Scenen aufhörte, fanden letztere eine Herberge in den Kirchen, wo die Kunst der Blumen-Mosaik-Malerei geradezu Staunenswerthes in Teppichbildern leistet, welche ganz allein aus fein zerschnittenen Blumenblättern hergestellt werden. — In Scanno, einem Städtchen der Abruzzen, dauern die Frohnleichnamsschauspiele in Gestalt von lebenden Bildern noch heute fort. Jene Prachtbühnen an der Straße heißen dort seltsamerweise Sepolcri, und auf denselben sieht man z. B. das Opfer Abrahams, die Verlobung der Maria u. s. w.

Fassen wir ferner diejenigen Processionen ins Auge, in denen sich bewegliche Gruppen, lebende Bilder in meist größerer Anzahl befinden, so ist dies die älteste Form des geistlichen Schauspiels, in welcher dasselbe in Sicilien auftritt. In der ältesten Zeit handelte es sich dort um lebende Bilder aus der Passionsgeschichte, erst später traten hinzu die sacri testamenti, d. h. Scenen aus dem alten und neuen Tastament, endlich lebende Bilder aus der Heiligen-Legende. — In Sicilien erhielten solche Processionsschauspiele den Namen: Dimustranzi, und die scenischen Gruppen wurden Misteri genannt, sei es,



Digitized by Google

daß lebende Personen agirten, sei es, daß man sich mit lebensgroßen Figuren begnügte[11]). Im vorigen Jahrhundert, von Jesuiten und Dominikanern begünstigt, erreichte diese Art geistlichen Schauspiels den Gipfelpunkt ihrer glanzvollen Entwickelung und fand sich in fast allen großen und kleinen Städten der Insel. Eine große Zahl von Einzelberichten aus dem achtzehnten Jahrhundert ist vorhanden, Referate, welche den Zuschauern zugleich als Commentar dienten. Wer diese Referate liest, muß über mancherlei staunen. Selbst in kleineren Städten zählte die Zahl der Mitspieler nach hunderten, überschritt sogar die tausend. Man staunt über die Menge, Großartigkeit und Künstlichkeit scenischer Vorrichtungen, sowie über die Gegenstände, deren Darstellung ermöglicht wurde, nicht minder über die Kosten der Requisiten und Kostüme. — Da gab es gigantische Walfische für die Jonas-Scene, Klöster und Paläste, gegen Saracenenwuth von einem Heiligen geschützt, Bethlehemsgrotten und Pilatuspaläste, sowie unbegreifliche Maschinerien, um bei der Weltschöpfung effectvoll zu wirken. Da hatte man Vorrichtungen erfunden, um hunderte von Marterscenen der schaudervollsten Art, Hinrichtungen eingeschlossen, in voller Natürlichkeit darzustellen. Wir wundern uns über das Gemisch von Heidenthum und Christenthum, Mythologie und Bibel, mehr aber noch über die endlose Menge allegorischer Gestalten, deren Massenhaftigkeit an die Autos sacramentales der Spanier erinnert. — Als Personen traten auf z. B.: Tod, Pest, Hunger, Krieg, Allmacht, Jahreszeiten, Häresie, Götzendienst, Weisheit, Rath, die Elemente, die zwölf Glaubensartikel, Ewigkeit, Himmel und Erde, Tugenden und Laster aller Art, der göttliche Zorn, das Erdbeben u. s. w. Von Anfang unseres Jahrhunderts an hat die Zahl dieser Processionsdramen bedeutend abgenommen, sich aber doch an manchen Orten bis in die neueste Zeit erhalten, namentlich in solchen, welche abseits von der Heerstraße liegen. — In Deutschland wandert man alle zehn Jahre nach



Digitized by Google

Oberammergau, in Sicilien nach Nicosia, um das großartige Passionsschauspiel daselbst zu sehen, welches aber dort seltener, als in Oberammergau zur Aufführung gelangt. Nicosia, eine einsame, hoch gelegene Bergstadt von 15 000 Einwohnern, unweit der Straße, welche von Termini nach Leonforte führt, ist eine von den vier Städten Siciliens, welche zur Normannenzeit deutsche (lombardische) Colonien aufnahmen, die in Hinsicht der Sprache bis heute ihren Ursprung nicht ganz verleugnen. Seit unvordenklichen Zeiten hatte diese Stadt ihre Passionsprocession, welche nach und nach in ganz Sicilien hohen Ruf erlangte und bis in die Gegenwart bewahrte. Bei der letzten Aufführung wirkten an letzterer über tausend Personen mit, lauter Einwohner von Nicosia, welche auf eigene Kosten sich das erforderliche Kostüm verschafften. Die Direction befand sich in der Hand eines Geistlichen. Am frühen Morgen des Charfreitag begann die gigantische Procession, welche an bestimmten Stellen anhielt, wo jedesmal die vorher wohl einstudirte Bildung der Gruppen (lebenden Bilder) geschah. Man sah zehn Gruppen aus der Passionsgeschichte, dazu mehrere aus der vorhergehenden Lebensperiode Christi, sowie einige aus dem alten Testament. Bei manchem Tableau wurden bis zu hundert Personen verwendet. Prachtvoll war das Kostüm hoher Personen, eines David, Salomo, Herodes, Pilatus, und über zehn Stunden dauerte es, ehe die Procession nach ihrem Rundgang auf der weiten piazza der Stadt anlangte. Dort erfolgte der erst jetzt dargestellte Schlußact der Passion, die Kreuzigung. Gedruckte Referate und mündliche Berichte reden einmüthig von dem tiefen Eindruck, welchen das Schauspiel auf die unabsehbaren Massen der Zuschauer machte, von denen übrigens nicht, wie in Oberammergau, Eintrittsgeld verlangt wurde. Einige andere Städte Siciliens haben alljährlich in der stillen Woche eine ähnliche Procession, aber keine der letzteren wagt es, den



Digitized by Google

Kreuzigungsact darzustellen, als Ergänzung benutzt man eine Figur oder Bild.

In der Stadt Neapel waren solche Schauspiele lange Zeit hindurch Sitte und hatten an jedem Charfreitag-Abend einen großartigen Charakter, sind aber schon lange daselbst außer Gebrauch gekommen. Dagegen bestehen sie in zahlreichen Städten, theils in Campanien, theils in Calabrien, bis auf den heutigen Tag, festgehalten von der Liebe des Volkes. Auf dem Festlande aber haben sie nirgends den großartigen, pomphaften Charakter, welcher ihnen in Sicilien eignet, und die scenischen Gruppen bestehen mit wenigen Ausnahmen aus Figuren, die man auf Bahren trägt. — Sehr oft sieht man in der begleitenden Procession nur die ihren todten auf einer Todtenbahre getragenen Sohn begleitende Mater addolorata (Schmerzensmutter), wobei uns jener uralte Zug der Passionsdramen entgegentritt, daß Maria die Hauptrolle spielt. Oft aber treten andere Misteri (Gruppen) hinzu, sowie irdische und himmlische Wesen mancherlei Art. Dumpfer Trommelton, ein Trauermarsch, des Miserere der Priester fehlen nie. So viele Schauspiele dieser Art wir auch gesehen, stets überzeugten wir uns von der tiefen Andacht des Publicums, unter dem laute Rufe und Thränen bei dieser Gelegenheit gewöhnlich sind. Es mag auffallend erscheinen, daß Processionen zur Darstellung der Ostergeschichte äußerst selten vorkommen, jedoch läßt sich diese Erscheinung leicht erklären. Tiefe, gemüthliche Eindrücke empfängt das Volk nur beim Passionsschauspiel, und darum wird letzteres bevorzugt. — Nur selten wird die Form des Processionsdrama's zur Darstellung von Scenen aus der Heiligenlegende benutzt, und steht in dieser Hinsicht Sicilien wiederum obenan. Wir erwähnen in dieser Hinsicht nur eine seit Mitte des vorigen Jahrhunderts in St. Giuliano alljährlich wiederholende Pracht-Procession zu Ehren der Madonna. Genannte Stadt, reichlich 5000 Einwohner zählend, liegt auf der einsamen Höhe des im



Digitized by Google

Alterthum vielgenannten Berges Eryx, einst hochberühmt durch einen Tempel der Venus. Während von letzterem nur wenige Trümmer vorhanden sind, ist die Tradition des antikrömischen Cultus daselbst ebenso wenig erstorben, als die der Venus heiligen Taubenschaaren, welche noch immer jene heilige Höhe lustig umflattern. Wie die dortigen Einwohner den Cultus ihrer Madonna auffassen, zeigt die alljährliche Procession, zum Theil aus prachtvoll kostümirten Reitergruppen (Jupiter, Mars u. s. w.) bestehend, sowie aus einer Menge allegorischer Gestalten, in deren Mitte die Madonna sich bald in dieser, bald in jener Gestalt zeigt. Beliebt ist es, sie als die den Holofernes besiegende Judith darzustellen. Von diesen recht doctrinären Schauspielen hat ein jedes seinen gedruckten Commentar, und die Erfinder jener Allegorien haben wir in den Reihen des Clerus zu suchen.

Fassen wir endlich diejenigen Processionen ins Auge, welche nicht vereinzelte Gruppen bringen, sondern, welche jede in ihrer Totalität, Darstellungen von Ereignissen sind, seien letztere nun historischer, oder legendenhafter, oder rein fingirter Art. Zunächst begegnet uns hier ein Passions-Schauspiel höchst eigenthümlicher und ergreifender Art, ergreifender als z. B. ein äußerst trockenes und lehrhaft geschriebenes Passions-Schauspiel von Hugo Grotius. An mehreren Orten des festländischen Südens wird unter freiem Himmel die Kreuztragung Christi und sein Gang nach Golgatha in vollster Natürlichkeit und mit derbstem Realismus dargestellt. Ein robuster Mann, von römischen Kriegern oder von „Juden" begleitet, barfuß, an Stricken gehalten, schleppt ein großes, schweres, hölzernes Kreuz. Dieser Zug bewegt sich auf der Landstraße, wo sich dasselbe wiederholt, was uns die Evangelisten von jenen Weibern erzählen, welche die Zeugen der Kreuztragung Christi waren. Von einer Kirche ausgehend bewegt sich dieser langsame Zug gewöhnlich zum Calvarienberge vor der betreffenden Stadt, wo er sich



Digitized by Google

auflöst. Diese dramatische Charfreitags-Procession geschieht auch in Torricella Peligna, einer kleinen Stadt der Abruzzen[12]). Außer Christus erblickt man dort in dem Zuge auch die beiden Schächer, von denen jeder ein schweres Kreuz fortschleppt. In Borgia, einer kleinen Stadt Calabriens, geschieht diese Procession in Verbindung mit andern Scenen aus der Leidensgeschichte und soll im vorigen Jahre die Zahl der Zuschauer sich auf 10 000 belaufen haben. In der Hauptkirche von Castellamare in Campanien bildet eine Procession in der Kirche den Leichenzug Christi.

Hieran schließt sich ein Osterspiel höchst naiver Art. So oft wir dasselbe sahen und unwillkürlich von der Freude und Theilnahme der Volksmassen mit hingerissen wurden, kam uns jenes Verslein ins Gedächtniß, mit welchem der Prolog eines uralten Osterspiels beginnt: „Wir wollen euch geben ein Osterspiel, das ist gar köstlich und kostet nicht viel". Dies stumme Schauspiel gestaltet sich an den vielen Orten, wo es zur Aufführung gelangt, in Campanien, Calabrien, Sicilien, jedes Mal zu einem großartigen Volksfeste und geht dabei natürlich in ein äußerst lärmvolles Schauspiel über. Dasselbe trägt an verschiedenen Orten verschiedene Namen, L'Affrontata, L'Incontro, La Richiesta, La Giunta, lauter Namen, welche auf die Grundidee dieses Opferspiels, das Suchen, das Finden und das Begegnen hinweisen. In der That giebt es in ganz Süditalien unter allen geistlichen Schauspielen keines, welches eine solche Popularität besäße als das genannte. Der auferstandene Christus, als Statue in einer Procession getragen, sucht seine trauernde Mutter, die von einer andern Seite, gleichfalls als Statue, daherkommt. Eine dritte Procession bringt den Johannes, dem meistens die Rolle zufällt, der in Trauerkleider gehüllten Mutter die Freudenkunde der Osterbotschaft zu bringen. Er begiebt sich zu ihr, hält vor ihr still, das Volk weiß ja, was er sagt, aber die Madonnenstatue bleibt unbeweglich, die arme Mutter kann



Digitized by Google

es nicht glauben, was er ihr sagt. Er kehrt zu Christus zurück, dieser geht der Mutter entgegen, auch diese kommt näher und endlich — endlich sehen sich Mutter und Sohn wieder! Vorstehendes bezeichnet nur das dürftige Gerippe unseres Osterspiels. Der Leser erkennt leicht, welche Abwechselung und Erweiterung möglich ist, wie viel Raum dem Extemporiren gelassen ist. An vielen Orten tritt Magdalena, diese im mittelalterigen Schauspiel so beliebte Gestalt, hinzu, anderswo muß St. Petrus die Rolle eines Boten übernehmen, in Forio auf Ischia ein Engel, auf Sicilien treten noch (von lebenden Personen dargestellt) die von dem Auferstandenen gebändigten Bewohner der Unterwelt, der Tod, sowie schreckenerregende Dämonen hinzu, auch wohl St. Michael, der sie an einer Kette daherführt. Der Schluß aber ist derselbe überall: Der Madonna entfällt das Trauerkleid, Bomben- und Flintenschüsse begrüßen den Moment des Wiedersehens, aus dem Gewande der Madonna aber steigt eine Schaar derjenigen Vögel auf, die meist der Venus heilig waren: Tauben, begrüßt von tosendem Jubel. Die leidenschaftliche Aufregung, mit welcher das Volk die Bewegung der Statuen verfolgt, ist jedesmal eine unbeschreiblich große. — Große Theilnahme findet alljährlich die am Vorabend des 15. August in dem hochgelegenen Dorf Vomero bei Neapel, stattfindende Procession, welche die Grabtragung der Madonna vor Augen führt. Vorher wird sie (als Statue), einem lieblichen Mädchen ähnlich, auf einem Paradebett, von Genien bewacht, ausgestellt, dann folgt unter Fackelgeleit und Grabgesang die Grabesprocession[13]). — In Casteltermini auf Sicilien stellen Handwerker jedes Jahr am 3. Mai einen Reiterzug des Kaisers Constantin dar, der mit der kostbaren Kreuzes-Reliquie heimkehrt, in Avola, einer Küstenstadt südlich von Syrakus, wiederholt sich eine Procession kleiner Schiffe zur Erinnerung an den Schutz, welchen der dortige Schutzheilige, St. Conrad, der Stadt gegen die Saracenen angedeihen ließ.



Digitized by Google

## III. Andere stumme Scenen.

Ehe wir unsere Darstellung der pantomimischen Schauspiele, welche im Gebiet des geistlichen Drama's so sehr prävaliren, schließen, erübrigt noch eine Nachlese. Eine Reihe von stummen Scenen gruppirt sich zunächst um Weihnachten und Ostern.

In zahlreichen Kirchen wird um zwölf Uhr in der heiligen Nacht der versammelten Menge ein Wiegenkörblein gezeigt, der Priester hebt das Tüchlein ab und siehe, — da liegt das neugeborene Jesuskindlein in Gestalt einer Puppe, die man zum Presepio trägt, während die Versammelten, welche jedesmal dichtgedrängt die Kirche füllen, ein Ninna-Nonna (Großmütterchens Wiegenlied) anstimmen. In Calabrien hört man dabei nicht selten die Schalmei der Hirten, oder sieht gar den Weihnachtsstern. Jene Hirten aber, welche jedes Jahr von den Bergen um die Weihnachtszeit in die Städte niedersteigen, jene Zampognari im Schafpelz, an den Füßen Sandalen, sieht man zur genannten Zeit zu vielen hunderten z. B. in Neapel, wo ihre uralten Weisen vor den Madonnenbildern ertönen. Unsere Zampognari (Schalmeibläser) gehören auch zu den lebenden Bildern. —

Die stille Woche bringt eine größere Anzahl stummer Scenen. An vielen Orten Siciliens ist bis heutigen Tages eine Scene üblich, welche wir auf dem Festlande nirgends gefunden haben: der Einzug Christi in Jerusalem, welcher im Freien in derb realistischer Weise dargestellt wird. Die betreffende Stadt wird als Jerusalem gedacht und der Einzug geschieht so, daß einer der jüngeren Ortsgeistlichen, entsprechend gekleidet, eine Eselin besteigt, welche erst ein einziges Mal ein Füllen bekommen hat. Die Apostel, mit Palmen- oder Oelzweigen versehen, reiten entweder voran, oder folgen nebst der Volksmenge nach, aus dessen Mitte das Hosianna ertönt. — Fast alle größeren Kirchen — eine in jedem Orte — haben am Gründonnerstag die Fußwaschung, in Palermo stellt sogar eine der



Digitized by Google

vielen Brüderschaften in einer Kirche die Einsetzung des Abendmahls dar. — Am Charfreitag ist an vielen Stellen die Discesa, wie das Volk sagt, d. h. die Abnahme vom Kreuz, wobei ein großes Crucifix durch Ausziehen der Nägel u. s. w. vom Kreuz gelöst wird, woran sich dann eine der vielen Grabes-Porecssionen (siehe oben Abth. II) anschließt. Eben so häufig, auch in den Abruzzen üblich, findet sich die Wächterscene am Grabe. Die Wächter hörten wir einst als „Giudei“ bezeichnen obgleich sie ziemlich römisch kostümirt waren.

Von einem „Pfingstspiel“ ist weder in alter, noch in neuer Zeit die Rede. Das Pfingstfest heißt im Neapolitanischen: Das Blumenostern. Für geistliche Spiele war dann niemals Zeit, wegen großer Wallfahrten, die noch heutzutage stattfinden. In einer Straße Neapels sah Verfasser im letzten August eine stumme Scene aus dem Leben des St. Camillus. Seine lebensvolle Statue stand zwischen Krankenbetten in einer Nische im Freien.

Der Ehrentag des hl. Joseph, 19. März, ist für den gesammten Süden Italiens immer noch der große Almosentag aber auf dem Festlande sind ehemalig scenische Darstellungen unseres Wissens gänzlich verschwunden. In Sicilien dagegen ist es ziemlich allgemein noch heute Sitte, einen alten Mann am genannten Tage als St. Joseph zu kostümiren, ein Waisenmädchen als Maria und einen Waisenknaben als Jesuskind. Alte Kirchenbilder sind für das Kostüm maßgebend. Die heilige Familie wird an einigen Stellen Siciliens in der Kirche, an anderen in Privathäusern gespeist und beschenkt.

Schließlich zwei merkwürdige Beispiele dramatischer Tänze, die sich an den Cultus anschließen.

Daß im Mittelalter sich der Tanz wie eine Art Drama in den Cultus hineindrängte, ist unzweifelhaft. Der Senat in Pisa verbot zur Zeit der Republik das ballare (Tanzen) und tamburare in der Kirche, in Madrid wurde die Frohnleichnams-Pro-



Digitized by Google

cession von Tänzen begleitet, auch wurden in Spanien in den Kirchen sogenannte Todtentänze aufgeführt, in denen man die Macht des Todes darstellte. Den rasenden Reigen der wilden Tänze zu Ehren des heil. Johannes in Deutschland könnte man auch hier anführen.

Lebende Bilder aus den Zeiten der Mänaden und Korybanten haben wir manchesmal in der grotta di Posilipo geschaut, wenn sich dort nach Ende der kirchlichen Function am Vigilienabend vor dem 8. September die Volksmassen alljährlich in wildem Jubel drängten, und zum dämonischen Ton der Handtrommel die Tarantella, deren dramatischer Charakter bekannt ist, zu Ehren der „großen Mutter“ getanzt ward. — Stumm nennen wir diese nächtlichen Scenen deshalb, weil der Dialog fehlt, im Uebrigen sind sie so laut, wie einst die antikrömischen Feste zu Ehren der Ceres oder der Kybele. Dasselbe gilt von einem Festschauspiel zu Ehren des St. Paulinus in der uralten kampanischen Stadt Nola[14]). Ein stummes (tosendes) Schauspiel ist es, welches vielleicht in Indien, aber nirgends in Europa, seinesgleichen hat. Vom St. Paulinus geht die Sage, daß er, von Afrika nach Nola heimkehrend und an der kampanischen Küste landend, von den Nolanern feierlich empfangen wurde, welche ihm kleine Blumenthürmchen tanzend entgegen brachten. Dies legendenhafte Ereigniß wird jährlich im Juni vor etwa 20 000 Zuschauern, welche alle Straßen, Plätze, Balkone, Dächer Nola's füllen, dargestellt. Aus jenen Thürmchen sind aber Thürme geworden, so hoch, daß sie über die Häuser weit emporragen, Prachtobelisken sind es, acht an der Zahl, aus leichtem Gerüst gefügt, welches prachtvoll mit Säulen, Statuen, Ornamenten umkleidet und auf der Spitze mit einem Heiligen versehen ist. Jeder dieser flimmernden, schimmernden Thürme (Lilien geheißen) wird von vierzig Männern getragen, und jene acht führen vor dem mit der Büste des St. Paulinus besetzten Schiff eine Art Tanz auf. Die Thürme drehen, neigen



Digitized by Goo

sich, bilden mit einander Linien, alles nach dem Tacte wilder Tarantella-Musik, unter krachendem Feuerwerk und dem orkanhaft tosenden Jubel der Festgenossen. Im zweiten Act führen die 320 Träger Reigentänze, denen der alten Griechen ähnlich, zu Ehren des Heiligen auf, und als wir dieser Scene stumm beiwohnten, als wir sahen, wie die Massen von der Tanzwuth ergriffen wurden, war es uns, als sähen wir die dem Bromios (tosenden Bacchus) huldigenden Mänaden, als sähen wir ein lebendes Bild aus dem Euripides, in dessen Bacchantinnen der Chor singt: Folgen wir jubelnd der süßesten Noth, Bromios holdestem Göttergebot, im wild aufjauchzendem Reigen[15]).

## IV. Das Drama.

Die Ueberschrift meint das dramma parlante, das dialogisirte Drama. Pantomimische Darstellungen waren die älteste Form der geistlichen Schauspiele im gesammten Süden Italiens, ebendieselben wurden in allen Jahrhunderten bevorzugt und dies gilt bis auf den heutigen Tag. In dieser Thatsache haben wir ohne Zweifel ein Erbe des römischen Lebens zu erkennen. Augustus war es, welcher den Pantomimus auf die Bühne brachte und allbekannt ist es, mit welcher Vorliebe man während der Kaiserzeit solche Darstellungen der Schaubühne pflegte. — Obige Behauptung will aber nicht dahin verstanden sein, als hätte man das dialogisirte Drama vernachlässigt. Die Production geistlicher Dramen war im 16., 17., 18. Jahrhundert eine erstaunlich fruchtbare und hat bis auf den heutigen Tag in Süditalien nicht aufgehört. Wir kennen sowohl in Neapel, als in Palermo Buchhandlungen, welche geistliche Dramen früherer Zeit immer wieder drucken, weil unter dem Volk beständige Nachfrage herrscht, dazu kommen Dramen, welche unserer Gegenwart ihre Entstehung verdanken. Manche werden auf Bestellung gearbeitet, wobei die Muse hier einen Seminar-Professor, dort einen Studenten oder Schulmeister mit ihrer Inspiration beehrt, nicht

selten kommt auch über einen Priester, oder irgend einen Privatmann dichterische Begeisterung, und er hebt an zu „singen und zu sagen" von diesem, oder jenem Heiligen. Die Literatur dieser Art ist einer anständigen Sündfluth nicht unähnlich, wovon wir uns in den Zimmern und an den Karren und Bänken südlicher Antiquare überzeugt haben. Die Verfasser geistlicher Dramen der Neuzeit machen keineswegs immer auf Originalität Anspruch und verschmähen es nicht, sich innig an alte Vorbilder anzuschließen. Kürzlich legte uns ein Antiquar einen hübschen Berg geistlicher Schauspiele des 16. und 17. Jahrhunderts vor, darunter auch Manuscripte mit allerliebsten Federzeichnungen versehen. „Seht, mein Herr, dies Alles ist antik, molto antico". — So sprach der Alte. — Nach diesen „antiken" Vorbildern also arbeiten die Dramaturgen der Gegenwart, die sich vorzugsweise im Gebiet Campaniens finden. Die Erzeugnisse dieser Muse sind, um spanisch zu reden: Comedias divinas y humanas, denn irdische und himmlische, engelhafte und infernalische Wesen, Personen der Geschichte und Sage treten darin auf. — Was die Aufführung solcher Dramen betrifft, so begegnet uns eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit. Alte und neue Dramen werden aufgeführt, im Freien, selten in Kirchen, in Theatern, in letzteren bald in Puppen, bald — und zwar gewöhnlich — von lebenden Personen, Ortsangehörigen, höchst selten von Berufsschauspielern. In Campanien, in Calabrien, in Sicilien sind uns gewisse Centren bekannt, wo die Aufführung mannigfaltiger geistlicher Dramen durch die Ortsangehörigen das beliebteste Volksvergnügen darbietet. Nur wenige Stunden von Neapel entfernt liegt, von Rebenguirlanden umkränzt, das Städtlein Arzano, wo wir nicht nur geistliche Schauspiele sahen, sondern auch Zeuge eines der seltsamsten Acte waren, den wir je gesehen. Es wurden nämlich die Rollen vertheilt, — doch nein, nicht vertheilt, sondern versteigert, öffentlich versteigert und an den Meistbietenden vergeben! Da kam z. B. der heil.



Digitized by Google

Michael, d. h. seine Rolle, zum Aufgebot. Das ist eine Rolle, in der ein Jüngling prunken kann. — Da kamen Tobias sowie verschiedene Heilige zum Aufgebot, und junge Leute boten zehn, zwanzig, dreizig Lire für solche Rolle. — Auch ein Schauspiel, wenn auch kein besonders geistliches[16]). — Die Bezeichnung der dialogisirten Dramen Süditaliens ist in den verschiedenen Gegenden verschieden. Auf dem Festlande hört man im Volke, oder liest auf Maueranschlägen z. B. Rappresentazione sacra, oder Dramma sacro, oder Tragedia sacra, oder Spettacolo sacro. In Calabrien findet sich der Ausdruck: Funzione, in Sicilien außer letzterem: Atto, oder Auto (Handlung, an das Spanische erinnernd), bisweilen auch Dittu, Dialectwort von dire (sprechen) oder jocu (Spiel). Ein Passionsschauspiel heißt in Neapel: La passione, in Sicilien aber Mortorio, d. h. Leichenbegängniß, ein Weihnachtsspiel wird daselbst meist als Pastorale (Hirtenspiel) bezeichnet. — Was die Production geistlicher Dramen betrifft, so scheint sich Süditalien heutzutage in einer ähnlichen Periode zu befinden, wie Deutschland im 16. und zum Theil im 17. Jahrhundert, als Rectoren, Schulmeister und Pastoren zu Dichterlingen wurden und sich in Dramen zu verewigen trachteten, die nicht nur „lustig und fruchtbar" zu lesen waren, sondern auch (meist von Schülern) aufgeführt wurden. — In den Priesterseminaren Süditaliens namentlich in Pozzuoli ist die Aufführung geistlich-weltlicher Dramen nicht selten. Unsere nachfolgende Darstellung nimmt von solchen Leistungen priesterlich-seminaristischer Pädagogik keine Notiz.

Den Uebergang vom pantomimischen zum „sprechenden" Drama haben wir uns so zu denken, daß zur stummen Scene das Wort erläuternd, oder wenigstens begleitend hinzutrat. Diese Art des Dramas ist in ganz Süditalien im hohen Grade volksthümlich, und reiht sich regelmäßig in den Charfreitags-Cultus ein. Zu den figürlichen Scenen in den Kirchen, zu den Processionsdramen in und außerhalb derselben tritt das lebendige



Digitized by Google

Wort geistlicher Redner, die mancher um ihre volksthümliche Art beneiden möchte, und die in Verbindung mit den stummen Scenen oft große Wirkung erzielen. — In der Hauptkirche auf der Insel Procida, stehen etwa zehn Figurengruppen aus der Passionsgeschichte im Hauptschiff am Charfreitag, und kommt der Kanzelredner im Verlauf seines Vortrages zu einer neuen Passionsscene, so wird die entsprechende Figurengruppe auf einer Bahre fortgetragen, bis bei der Schlußscene nur noch der todte Christus nachbleibt. In einer kleinen Stadt Campaniens sahen wir eine Procession mit den „Mysterien" der Passion (Gruppen) unterwegs oft anhalten, wobei ein Capuziner eine ihm nachgetragene Kanzel bestieg und in wahrhaft volksthümlicher Weise die eine und die andere Gruppe erläuterte. In einem kleinen Orte bei Messina ist es, wie uns ein Freund berichtet, Sitte, daß am Charfreitag ein junger Priester die Passionsgeschichte vorliest, wobei auf der neben ihm (in der Kirche) befindlichen Bühne von wohlkostümirten Personen die entsprechenden Scenen nach und nach in lebenden Bildern dargestellt werden.

Voll dramatischen Lebens und insofern eine Hinleitung zum dramma parlante sind viele volksthümliche, noch heute bei manchen Processionen üblichen Wechselgesänge, ebenso die Lieder der blinden Passionssänger, die man noch jetzt in der stillen Woche auf manchen Straßen Neapels sieht, wo sie stets zu zweien auftreten und die einzelnen Personen der Passionsgeschichte in ihren rührenden Recitativen reden lassen[17]). In vielen Kirchen Neapels wird am Charfreitag gefeiert: La desolazione (die Vereinsamung der Maria), wobei drei Stimmen die Gefühle und Gespräche der Maria, der M. Magdelena und des Johannes in ergreifender Weise singen. — Auf Sicilien finden in zahlreichen Kirchen am heiligen Abend vor dem Presepio Dialoge von Kindern statt, die kindlicher reden, als jene kleinen Mädchen, welche in der Kirche St. Maria Araceli zu Rom sogenannte Predigten halten, die von dogmatischer Weisheit strotzen.



Digitized by Google

Eine dritte Ueberleitung finden wir in kleinen „sprechenden“ Scenen, welche sich in die stummen dramatischen Processionen hineindrängen. — In dieser Hinsicht ist in ganz Süditalien, also in Campanien, in Calabrien, in Sicilien, keine Scene so häufig und so beliebt, als eine Engelscene, genannt: I Volo, der Flug, oder il Vòlo d'angelo, der Engelsflug[18]). Es sind das Scenen, wie sie kein geistliches Drama des Nordens jemals producirte, Scenen von so origineller Art, daß wir selbst erst dann den uns gewordenen Berichten glaubten, als wir das Wunder mit eigenen Augen schauten. Hoch über den Platz eines Städtchens spannt sich ein Seil, etwa ein solches, wie es Seiltänzer benutzen. — Auf demselben wird, vermöge nöthiger Einrichtung, ein als Engel kostümirtes Mädchen entlang gezogen, dessen Bestimmung ist, der Madonna oder einem Heiligen bei einer dramatischen Procession einen Himmelsgruß zu bringen. — So sahen wir es z. B. im Campanischen St. Giuliano bei der früher erwähnten Procession der Madonna, auf dem Ochsen-Triumpfwagen[19]), so, und noch origineller, in der Stadt Ottajano nördlich am Vesuv, wo eine Reihe von Engelsknaben gemeinschaftlich an einem stattlichen Gerüst in schwebender Stellung hingen und bei Ankunft des heiligen Michael (Statue) diesen mit sehr menschlich-verstimmten Posaunen und ebenso schlechten Versen begrüßten, eine Scene, die vom Jubel der Menschenmassen bejauchzt wurde. In Pastene, einer kleinen Stadt bei Benevent, kommt beim Fest des St. Joseph zur Statue des letzteren ein mit dem Schwert bewaffneter Engel (auf dem Tau) geflogen, und hat eine längere Unterredung mit einigen Teufeln, die unter Pulverdampf den Himmelsboten erwarten. — Der Engel, — es ist St. Michael — steht dem Hohne Lucifers und seiner satanischen Gesellen muthig Rede, worauf den Worten ein Schwertkampf folgt, in welchem Lucibello (Lucifer) zum Jubel des Volkes unterliegt. — Wir haben nicht erfahren



Digitized by Google

können, warum dies hochbeliebte Schauspiel gerade am St. Josephstage aufgeführt wird.

Keime des dramma parlante haben wir im Vorstehenden genannt, aus denen nach und nach ein an Zweigen und Früchten reicher Baum erwuchs.

Kirchen, Klöster, freie Plätze, Straßen, Theater wurden die Schauplätze des Dramas. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß man sich mit geschlossenen Schaubühnen sofort allzuviel Mühe gab. Die pantomimischen Darstellungen fanden und finden ja meist im Freien statt, und noch heute giebt es auf Sicilien „redende" Schauspiele, bei denen von keiner Bühne die Rede ist.

Also im Freien. Stoff für ein echt volksthümliches Drama, bei dem zum Theil aus dem Stegreif gespielt und gesprochen wird, bietet zuerst die heilige Geschichte. — In zahlreichen Orten Siciliens sieht man die heilige Familie auf der Reise. Auf der Straße kommen dann Joseph und Maria, beide in Uebereinstimmung mit alten Kirchenbildern kostümirt, daher, letztere führt das Jesuskindlein an der Hand. Viel Volks hat sich versammelt, um Zeuge zu sein, wie sie unterwegs angefallen werden und wie ein Engel sie beschützt. Der Dialog bei dieser Gelegenheit, sowie bei ihrem Eintritt in die Stadt, wo sie Quartier suchen, ist herkömmlich, wobei indeß mancherlei extemporirt wird. — Das Städtlein Scicli in der Nähe der Südküste Siciliens hat alljährlich das geistlich-weltliche Schauspiel einer Schlacht zwischen Türken und Christen, wobei ebenfalls das freie Feld als Bühne benutzt wird. Die Sage geht, daß auf dortigem Gefilde der Normannenkönig Roger die Türken schlug, als die Madonna seinen Mannen erschien, wie einst die Dioskuren den Römern. Dort, wo man die Madonna schaute, steht zur Erinnerung eine Kapelle, und unweit derselben führt man jenes Volksschauspiel auf, wobei Schiffer, Handwerker, Arbeiter u. s. w. mitwirken. Die beiden Heerschaaren, Christen



Digitized by Google

und Türken, sind wohl kostümirt, König Roger und der Sultan tragen entsprechende Uniform. Der Dialog zwischen den letzten beiden wird zum Theil extemporirt, wobei derbe Schimpfreden nicht fehlen. Die Schlacht beginnt, und alsbald trägt eine Procession die prächtig gekleidete Madonnenstatue herbei, vor welcher die Türken davon laufen. — Hier möchten wir schließlich eines Schauspiels gedenken, welches früher um die Weihnachtszeit z. B. in Florenz üblich war, dort aber schon seit Jahrhunderten verschwunden ist, und heutzutage sich nur in wenigen Orten Siciliens findet. Am Abend vor Weihnacht, anderswo am letzten Jahres-Abend, fährt man die lebensgroße Puppe eines abscheulich-häßlichen alten Weibes unter Geheul und mißtöniger Musik im Orte umher. Jene Hexe heißt: La Vecchia di Natale, d. h. die Weihnachtsalte. Offenbar ist letztere dieselbe, wie jene halb gutmüthige, halb bösartige Weihnachtsfee, genannt Befana (von Epiphania), welche in Nord- und Mittelitalien den Kindern Gaben bringt. In ihr aber birgt sich die römische Gottheit der Neujahrsgaben, die Strenua, welche sich, wie alle heidnischen Götter, bei Verbreitung des Christenthums, in einen Dämon wandelte. In Sicilien schreit man beim Herumfahren jener Hexenpuppe noch jetzt: La vecchia Strina!

In den **Kirchen des Festlandes** wird, so weit unsere Kunde reicht, kein Dramma parlante mehr aufgeführt, in Sicilien dagegen ward diese Sitte bis 1860 hin ziemlich allgemein beibehalten und noch heutzutage giebt es Kirchen, die außer dem stummen auch das redende Schauspiel pflegen. Seltsam: Schon Papst Innocenz III. war es, der im 13. Jahrhundert die Aufführung von Schauspielen in den Kirchen verbot, aber wohl kein Gebot ist schlechter befolgt, als dieses, am allerschlechtesten aber in Sicilien. Dort erfolgt am heiligen Abend in einigen Kirchen immer noch die Aufführung des uralten Pastorale, oder Hirtenspiels, dort reden Hirten und Engel, Gärtner und Jäger, bisweilen auch eine Zigeunerin, welche das Schicksal des Neu-



Digitized by Google

geborenen seiner Mutter vorhersagt. Anderswo treten zwei Chöre auf, den einen bilden die Hirten, den anderen die heiligen drei Könige nebst Gefolge. In seltenen Fällen geschieht in der Kirche auch die Aufführung eines meist nur kurzen Passions-Schauspiels. —

Bühnen verschiedener Art, seien es stehende, seien es eigens momentan errichtete, zu benutzen, ist in Campanien, Calabrien und Sicilien heutzutage allgemeine Sitte.

Auf der Bühne eines Puppentheaters[20]) in Neapel, dem allbekannten, Ende 1885 demolirten Teatro Sebeto an der Molostraße, wird in der Woche vor Ostern allabendlich zweimal ein Passionsdrama aufgeführt, unseres Wissens ein Unicum in unseren Tagen. Jetzt ist dies Theater verlegt. Das Publicum, welches bei jeder Vorstellung das Theater vollständig füllt, besteht durchweg aus solchen, welche man „Lazzaroni" zu nennen pflegt und zahlt wenige Soldi Eintrittsgeld. Jenes Drama zählt fünf Acte und führt die gesammte Passionsgeschichte bis zur Grablegung theils in „redenden", theils in stummen Scenen, meist im genauen Anschluß an das Bibelwort vor Augen. Es finden sich jedoch auch manche Zusätze, sowie eigenthümliche, oft originelle aus der Erfindung des Verfassers stammende Züge. Derb realistisch ist die Scene der Erhängung des Judas. Ein Baum, unter welchem Judas einen Monolog hält, neigt demselben langsam, ruckweise einen Ast nieder, und kaum ist der Selbstmord geschehen, so wechselt die Scene, den Mörder umgiebt die feuersprühende, von Dämonen erfüllte Hölle. — Stumm ist die Golgathascene, die Leiber der Gekreuzigten zucken, Christus wendet sein Haupt dem Schächer zu. Stumm (von Musik begleitet) ist die Scene der Fußwaschung. Ein Jünger nach dem anderen steht auf, setzt seinen Fuß ins Becken und hebt dann den Fuß, den der Heiland küßt. Zuletzt kommt Judas, setzt trotzig den Fuß hinein, wagt aber nicht, den Kuß zu empfangen, sondern eilt davon. —



Digitized by Google

Christus spricht in dem Drama nie, und ist weit kleiner, als die Jünger, vielleicht nach dem Prophetenwort: „Er hatte keine Gestalt noch Schöne." — Es mag dem Leser seltsam klingen, wenn ich sage, daß in diesem Puppen-Drama ergreifende Scenen vorkommen, dennoch ist dies buchstäbliche Wahrheit. Jene armen Lazzaroni folgen in tiefer Stille der Handlung und entblößen jedesmal das Haupt, wenn Christus auf der Bühne erscheint. Manch liebes Mal hat Verfasser diesem Schauspiel beigewohnt, hat beobachtet, wie jedes Jahr genau dieselben Worte und Wendungen wiederbringt, hat aber von dem „Director" dieser Bühne nicht erfahren können, wer jenes Drama verfaßt hat. „Dies Drama ist antik," — das war Alles, was ich erfuhr.

Eine Bühne im Freien, am Fest eines Schutzheiligen, auf der Piazza vor der Kirche aufgeschlagen, als Schauspieler die Honoratioren des Ortes auftretend, — so wird es in den meisten Fällen verhalten. Das Schauspiel ist dann nur ein Theil des großen Volksfestes, in welchem Geistliches und Weltliches in schönster Harmonie sich zu einem Ganzen vereinigt. Die Heiligenlegende ist es, welche heutzutage in den meisten Fällen den Stoff für solche Festschauspiele hergiebt, denen jedesmal viele Tausende beiwohnen, welche die weite Piazza, sowie Thüren, Fenster, Balkone, Dächer, Terrassen und Loggien anfüllen. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß sich das Festspiel an den Cultus anschließt, z. B. an die Messe, oder an die Procession und in der Volksanschauung zum Cultus gehört. „Wann beginnt die Vorstellung?" So fragten wir auf solchem Festplatz vor der aufgeschlagenen Bühne einen schlichten Bauer. Die Antwort lautete: „Die heilige Function beginnt um 24 Uhr" (d. h. um Sonnenuntergang)[21]. Wenn Verfasser sich nun dem Leser als Führer entbietet, so freut er sich, daß ihm nur die Rolle des letzteren zufällt, also nicht etwa die Rolle eines Bühnenkritikers. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob jene Dramen dem Begriff eines Dramas entsprechen. Auf Gottes Erde wachsen



Digitized by Google

viele Pflanzen, einige schauen recht wunderlich drein, und doch kann man seine Freude daran haben. Jene Dramen bereiten den Tausenden, welche sie schauen, naive Freude, warum sollten wir so altklug, so blasirt sein, und unsere Mitfreude versagen? — Auf nach Orta, einem kampanischen Städtlein! Im wunderschönen Monat Mai finden wir dort auf baumreicher Piazza die farbenbunte Bühne aufgeschlagen, auf welcher eine „Tragedia" in drei Acten, betitelt: St. Salvadore, alljährlich aufgeführt wird. Es handelt sich um Scenen aus dem Leben eines spanischen Mönches, um die Mirakel, welche er verrichtet, um den Tugendgrad, den er durch die von ihm gepriesenen Büßungen erlangt, um die Bewunderung, welche ihm zu Theil wird. Der Held unserer Tragödie hält oft sehr lange Reden, bisweilen kommen wir sogar in Versuchung, an seiner von ihm ausgesprochenen Demuth zu zweifeln, wir aber erinnern uns, daß wir keine Theater-Recensenten sind, und gehen befriedigt von dannen, nachdem wir in der Schlußscene die Apotheose des Helden geschaut. — Fast zur selbigen Zeit feiert die Stadt Secondigliano in Campanien ihre beiden Schutzheiligen, das Brüderpaar St. Cosimo und Damiano, mit einer fünfaktigen Tragödie, welche im ähnlichen Styl und Geiste abgefaßt ist, wie die obige. Genannte Brüder waren Aerzte, und werden vom niederen Volke Campaniens bei gewissen Krankheiten angerufen. Auf der Bühne ist die Zahl ihrer Wunderheilungen groß, lange Reden werden uns nicht erspart. Am berühmtesten in ganz Campanien ist das Fest des St. Antimo, von dem eine fleißige Stadt Campaniens ihren Namen trägt. Um die Pfingstzeit wird dort an mehreren Tagen oft vor 10 000 Zuschauern aufgeführt: „La Tragedia di St. Antimo." Auch hier treten Honoratioren der Stadt als Schauspieler auf, und vor einem Jahre hatte Verfasser die Ehre, als eingeladener Gast diesem Schauspiel beizuwohnen. Letzteres übertrifft durch packende Scenen bedeutend die beiden obgenannten, die Schlußscene aber ist mehr



Digitized by Google

als packend, sie ist raffinirt. St. Antimo's Enthauptung geschieht nämlich auf der Bühne, man sieht im Hintergrunde derselben, wie sich ein weißes Haupt auf den Block legt, man sieht, wie der Henker das Beil schwingt, — das Haupt fällt, Blutströme fließen. Kaum ist dies geschehen, da schwebt auf einem vom Thurm zur Bühne reichenden Strick eine Engelgruppe (Puppen) nieder, und begiebt sich mit dem abgeschlagenen Haupte zum Thurme zurück, wobei die Glocken läuten, Trompeten schmettern und Kanonen donnern. — Die einzelnen Scenen spielen in Rom, wo Antimus einen Beamten heilt und denselben durch einen sehr gelehrten Vortrag bekehrt, dann aber mit dem polternden und fanatischen Richter Priscus dadurch in Conflict geräth, daß er den Tempel des Gottes Silvanus anzündet. Die Figur des Sisinius ist, wohl ohne Absicht, nach dem Leben gezeichnet, er ist ein salbadernder, häßlicher Priester, der von den zwei Frauen der Tragödie gar schöne Dinge zu reden weiß. Originell ist die in diesem Drama auftretende komische Figur, eine Art Pulcinella. Fabricius ist im Geheimen ein Christ, fürchtet aber, dies öffentlich zu gestehen, schämt sich indeß seiner Feigheit durchaus nicht und trägt dieselbe zum Ergötzen des Publicums zur Schau. — Wenn jener Sisinius salbadert, oder wenn St. Antimo wie ein Professor der Dogmatik redet, so erregt Fabricius durch sein Mienenspiel, seine dummen Fragen, seine Exclamationen und Bemerkungen allgemeines Gelächter. — Unser (unbekannter) Tragödiendichter nahm sich in dieser Hinsicht offenbar die mittelalterigen Mysterien zum Muster, in denen bekanntlich die komische Figur selten fehlt. Bald ist es der Teufel in der Satyrmaske, bald der Stultus, später Hans Pfriem; das geistliche Drama in Spanien hat seinen Gracioso, am meisten aber leistete man in dieser Hinsicht in Frankreich. — Vorhin schon erwähnten wir die Stadt Arzano, gleichfalls in Campanien; vielleicht giebt es heutzutage keinen Ort in der Christenheit, welcher so eifrig in



Digitized by Google

der Aufführung geistlicher Schauspiele wäre, als dieser. Vor allen Dingen liebt man dort biblische Stoffe, verschmäht aber auch die Legende nicht. Niemals ist man dort auf den Gedanken gekommen, irgend ein leichtes Lustspiel aufzuführen, also dasjenige zu gründen, was wir unter Liebhabertheater verstehen. Letzteres ist überhaupt in Süditalien ebenso unbekannt, wie öffentliche Tanzsalons und Biergärten. Arzano hat ein reiches Repertoir und bietet auf seiner bei der Kirche im April errichteten Bühne, einen allbeliebten Wechsel von comedias divinas y humanas. Es sind kurze Scenen aus der biblischen Geschichte, z. B. der fromme Tobias. Cain und Abel, sowie Abrahams Opfer. Auf das Costüm wird mehr Fleiß verwendet, als auf den Dialog, und wir sehen z. B. den Erzvater Abraham mit dem schönsten Turban und weitem Beduinen-Mantel geziert. Bisweilen wird auch Moses vor Pharao aufgeführt, wobei der erstere leise an den Marquis Posa und der letztere, „ein stolzer König, an Land und Siegen reich," sehr an Philipp II., „so finster und so bleich," erinnert. — Der Dramendichter, welcher, wie wir erfuhren, seine Dichtungen auf Bestellung lieferte (gedruckt sind sie nicht), thäte wohl, wenn er die biblische Geschichte recht sorgfältig studirte.

Diese Bemerkung gilt auch von einem Drama, welches alljährlich am Tage St. Pietro und Paolo, 29. Juni, in Soccavo, einer kleinen Stadt bei Neapel, unter gewaltigem Zulauf aufgeführt wird. Dieses recht arme Städtchen verwendet jährlich ansehnliche Kosten auf die Erbauung einer bunt ausstaffirten Bühne, sowie auf das Engagement von Schauspielern aus dem benachbarten Neapel. Soccavo ist das einzige uns bekannte Beispiel, daß man ein geistliches Schauspiel auf öffentliche Kosten durch Bühnenmitglieder darstellen läßt. Die Kinder des Städtleins wissen dies Drama ungefähr auswendig, wie wir uns überzeugten, die Aufführung schließt sich an die Vesper an und geschieht bei Beleuchtung. Das Schauspiel, betitelt: „Leben

und Tod St. Pauli,“ bringt vom Leben des letzteren sehr wenig, denn derselbe begegnet uns nur im Gefängniß, wo er längere Monologe und gelegentlich dem ihn besuchenden Kaiser Nero dogmatische Vorträge hält. Der Verfasser hat nicht das leiseste Verständniß für die historische Gestalt eines Paulus, dieser ist dem Verfasser ein santo wie alle anderen, die Gestalten eines Paulus, eines Antimo, eines Salvatore sind nach einem und demselben Leisten gearbeitet. Die Hauptperson jener Tragedia ist nicht Paulus, sondern der im Kaisermantel wild agirende, zuletzt von Wahnsinn gepackte Kaiser Nero. Die Schlußscene zeigt uns die Apotheose des Paulus, der in bengalischer Beleuchtung, von Engeln umgeben, dasteht und von einem Feuerwerk geehrt wird, welches die Fenster klirren und die Wände zittern macht[22]).

Auf einer für diesen Zweck eigens errichteten Bühne ein dialogisirtes Passionsschauspiel alljährlich darzustellen, war auf Sicilien bis 1860 allgemeine Sitte. Die einzelnen Rollen wurden stets von Privatpersonen übernommen, die Kosten durch eine Collecte bestritten und vielfach in Hinsicht der scenischen Ausrüstung, des Costüms ebenso Großartiges geleistet, wie man dies bei den pantomimischen Darstellungen gewohnt war. Bei Errichtung der Bühne auf öffentlichem Platz benutzte man vielfach auch angrenzende Gebäude, um z. B. die Scenen vor dem Palast des Pilatus in großartiger Weise vorzuführen. Es ist noch nicht lange her, daß man auf einem der Theater Palermos ein Passionsschauspiel aufführte. — Nach allen uns gewordenen Nachrichten ward bei diesen Schauspielen fast immer ein Drama aus dem vorigen Jahrhundert benutzt, welches sich meist an die biblische Erzählung anschließt. Leider war es uns bisher nicht möglich, in den Besitz eines Exemplares zu gelangen.

Wer um die Weihnachtszeit die Städte Campaniens besucht, wird an den Straßenecken große, farbige Theaterzettel erblicken, auf denen zu lesen steht: La Nascita del Verbo uma-



Digitized by Google

nato (die Geburt des menschgewordenen Wortes). — Bisweilen heißt es: Il vero lume fra l'ombra (das wahre Licht in der Finsterniß), bisweilen: La Cantata dei Pastori (der Hirtengesang). Wie auch der Titel lauten mag, es ist immer ein und dasselbe Drama, welches auf über hundert Bühnen in ganz Campanien alljährlich aufgeführt wird, in Neapel auf allen Volkstheatern und dann in der heiligen Nacht zweimal, erste Vorstellung um 12 Uhr, die zweite um 2 Uhr. Der Volkszulauf ist in der Nacht der Art, daß man fürchten muß, erdrückt zu werden, weshalb man wohlthut, eine Vorstellung vor, oder nach Weihnacht zu wählen. Kein Bühnenspiel ist beim Volke Campaniens so beliebt, als dieses, und wären Dichter-Krönungen noch Sitte, so würde man sicher das Haupt des Verfassers Dr. Casimir Ruggiero Ugone[23]) mit dem Lorbeer bekränzen. Das genannte Weihnachtsspiel ist voll Leben und Frische, im Uebrigen ein Unicum, welches in nordischen Landen dem Bann der Polizei verfallen würde. — Der Prolog macht uns mit der Idee des Dramas bekannt. In demselben tritt auf der Fürst der Finsterniß, Pluto genannt, der von der bevorstehenden Geburt des Messias Kunde erhalten und beschließt, den Plan des Himmels zu nichte zu machen. Er ruft seine Gesellen, „Furien" genannt: Asmodeo, Belfegor, Astarotte, Belzebu, und diese stellen sich dem Gebieter zur Verfügung. Das Drama ist in 3 Acte getheilt. Personen sind Maria und Joseph, auf der Reise nach Betlehem begriffen, der Engel Gabriel, welcher bald als Reisender, bald als Hirte, bald als Sibylle auftritt, und den zwei obgenannten bei den beständigen Nachstellungen des satanischen Pluto Schutz gewährt. Der Hauptteufel, Belfegor, hüllt sich in verschiedene Gestalten, er ist bald „Dämon", bald Räuber, bald Wirth, bald Satyr, aber stets der Todfeind Maria's. Dazu agiren alte und junge Hirten und Jäger, sowie endlich Razullo. Dr. Casimir Ugone kennt sein Publicum, und um demselben, als Gegensatz gegen ernste Scenen, ergötz-



Digitized by Google

liche Unterhaltung zu bieten, führt er uns in Razzullo einen neapolitanischen Vagabunden vor, einen verkommenen Schreiber, der auf seiner Irrfahrt in die Hirtengegend von Betlehem gekommen ist, und dort mit dem echt neapolitanischen Ruf: „Mamma mia!" in eine Hirtenhütte hineingeräth. Er spricht den echten, buffanesken, neapolitanischen Dialect, geräth nicht nur mit den Hirten, sondern auch mit den „Furien", sowie mit Joseph und Maria zusammen, denen er wiederholt aus der Noth hilft. Er fährt sie rechtzeitig in einem Boot über den Jordan, er hilft einen von Pluto gesendeten Drachen besiegen und zeigt der Maria endlich als Bergeort eine Höhle, wofür er aber von dem als Gastwirth verkleideten Belfegor fürchterliche Schläge erhält. Dr. Ugone war sicherlich in der Literatur geistlicher Dramen bewandert und wußte, daß seine Vorweser es liebten, burleske Scenen den ernsten gegenüber zu stellen. Kürzlich lasen wir ein Florentiner Drama: Der Kindermord zu Betlehem, in welchem die mit ihren Kindlein nach Jerusalem befohlenen Mütter mit einander wort- und handgemein werden, indem sie gegenseitig mit giftigen Stichelreden auf ihre Kinder herfahren, eine Scene, wie man sie auf italienischen Straßen hundertfach erleben kann. Razzullo ist ein echter neapolitanischer Lazzarone, gutmüthig, schlau, voll Humor, immer hungrig und immer mit seinem Loos zufrieden. Unser Drama bietet raschen Scenenwechsel, bis zuletzt Belfegor die Betlehems-Grotte stürmt, aber siehe da — sie öffnet sich, man erblickt die Krippe mit dem Kinde und Satanas fährt verzweifelt in den Höllenschlund hinab. Dann kommen die Hirten gezogen, das Kindlein zu ehren, jeder bringt eine Gabe und Razzullo erklärt zum Schluß: „Jetzt kehre ich in meine Heimath zurück, und werde meinen Landsleuten sagen, daß sie keine Götzen, als die Sonne, sowie Castor und Pollux mehr anbeten. Denn mitten in der Finsterniß ist das Licht erschienen."

---

## Anmerkung.

1) Im Jahre 1260 riefen die entsetzlichen Bürgerkriege Italiens in Umbrien jene merkwürdige religiöse Bewegung hervor, welche in den Processionen der Geißler ihren Ausdruck fanden. Letztere hießen Flagellanti, Verberotori, Battuti, später von ihren Liedern auch Laudesi. Als jene Processionen aufhörten, schloß man sich zu Brüderschaften zusammen, die Lauden gestalteten sich zu Wechselgesängen, bald trat der Dialog hinzu, indem z. B. Christus, Johannes, Maria 2c. Worte in den Mund gelegt wurden. Zwischen den Brüderschaften zeigte sich Wetteifer, einzelne Laudendichter, z. B. da Todi, zeichneten sich aus, und so entstanden einfache Dramen, die sich aber an den Cultus anschlossen. Schon früh hatte man Costüme, scenische Apparate, und die kleinen Dramen, deren eine ziemliche Anzahl publicirt ist, zeigen Wärme und Leben. — Ein solches Lauden-Drama hieß Divozione, Frömmigkeit. — Voll Kraft ist eine Divozione del Venerdi santo (Charfreitag), die mit der Geißelung beginnt. — Es sind dies Scenen, welche die Predigt des Charfreitag unterbrachen. Siehe auch: Klein, Geschichte des Drama's. — Jenes Laudendrama gelangte nach Florenz und fand dort großartige stumme Processionsschauspiele vor, mit denen man St. Johannes, den Stadt-Schutzheiligen, ehrte. Dort fanden sich aber auch Dichter, wie Belcari, Lorenzo, Medici, Pulci, welche jene Laudendramen zu größeren Dramen kunstvoller gestalteten, wobei großartige scenische Ausstattung nicht fehlte. Als Carl VIII. im Jahre 1414 nach Florenz kam, ehrte man ihn mit der Aufführung eines Marien-Schauspiels.

2) Die Piazza Carbonara, unweit der Porta Capuana, früher weiter ausgedehnt, als jetzt, ist berühmt durch eigenthümliche Schauspiele. Außer Ritterspielen, welche im ganzen Mittelalter Neapel Glanz verliehen, wurden daselbst auch solche aufgeführt, welche den Römischen Gladiatorenspielen nicht unähnlich waren. Von ihnen berichtet Petrarca in seinen Briefen an den Cardinal Colonna mit Grausen und Abscheu. Er nennt es ein infernalisches Schauspiel. — Solche und andere Schauspiele, Aufzüge u. s. w. waren sicherlich für die Pflege des geistlichen Schauspiels ein Hinderniß. Jene Kampfspiele des Mittelalters haben in Neapel eine seltsame Reliquie hinterlassen, das Schauspiel der Steinwurf-Kämpfe,



Digitized by Google

welches in Schlachtlinien von hunderten der Straßenjungen, Lumpensammler, heutzutage oft aufgeführt wird, zur Gefahr der Theilnehmer und der Passanten.

3) Die Kirche des Mittelalters duldete lange Zeit hindurch ein seltsames „geistliches" Schauspiel, daß nämlich ein mit Bischofshut und Gewand bekleideter Knabe die Functionen des Bischofs nachahmte und sogar der Menge die apostolische Benediction ertheilte. Wir würden dies eine Verhöhnung nennen, aber der Kirche that es keinen Schaden. Sicilien ist dasjenige Land, welches dieses Schauspiel, genannt Piscopello, d. h. der kleine Bischof, am längsten festhielt, trotz kirchlicher Verbote. Sicilien wird auch die geistlichen Schauspiele noch lange bewahren, wenn sie vom Festlande auch vielleicht — nach 100 Jahren? — verschwinden sollten.

4) Die Sepolcri in den Kirchen sind oft wie Schaubühnen gestaltet. Man sieht z. B. Pilatus, Maria, Nicodemus, Johannes, lauter lebensvolle, bestens kostümirte Figuren in Lebensgröße. Nimmt man dazu die in Abthl. III zu erwähnenden Wächter, so ist das Drama vollständig. In einer Kirche Neapels sah ich den Golgathahügel in gewaltiger Dimension, dabei und darauf Gruppen der Passion, sogar das Abend-Mahl.

5) Vor reichlich 60 Jahren noch ward auf dem Friedhof spiritu santo in Rom das jüngste Gericht aufgeführt, wobei die in den Flammen des Fegefeuers schmachtenden Seelen figürlich zu sehen waren. So berichtet ein Franzose Thomas, in seinem Buch: Un an à Rome 1823. Aehnliche Aufführungen geschahen an zahlreichen anderen Stellen, wobei nie die Fegefeuerscene fehlte. — Villabianca, sicilianischer Chronist, erzählt grausige Dinge von einer Triumpfprocession des Todes, geschehen in Palermo 1563, Vasari ebenso von einer wandernden Schaustellung in Florenz.

6) Siehe Burkhardt, Cultur der Renaissance.

7) Den Prologos für das wandernde Festschauspiel finden wir auf Sicilien sehr oft bei den Volkssängern, welche vorher auf Straßen und Plätzen das Lob des Santo bekannt machen, oft in dramatischer Bewegung. — Was wir Kanzel (cancelli, Chorschranken) nennen, nennt man in Süditalien Pulpito. Pulpitum war der vorderste Theil des römischen Prosceniums. Viele Leistungen von Lobreden auf diesem Pulpitum sind von sehr theatralischer Natur, erreichen aber ihren Zweck vollkommen.

8) Das Processionsschauspiel zu Ehren Johannes des Täufers in Florenz, wie es zur Zeit der Medicäer aufgeführt wurde, steht unerreicht an Glanz und Pracht da. Zur Zeit der spanischen Vicekönige kam es



Digitized by Google

nach Neapel und bildete dort das non plus ultra aller Schauspiele. Verfasser fand kürzlich eine Reihe von Berichten. — Diese Schauspiele sind jetzt spurlos verschwunden, der Cultus des genannten Santo in Neapel beinah vergessen.

9) Als ein höchst eigenthümliches, pomphaftes Schauspiel, welches jedesmal die Kirche in ein Theater verwandelt, erwähnen wir noch die Krönung der Madonna, d. h. eines durch Mirakel besonders angesehenen Bildes, oder einer Statue. Der Vatikan sendet das goldene Diadem durch einen Prälaten. Vor zwei Jahren war ein solches, auch mit gigantischer Procession verbundenes, Schauspiel in Neapel. In der Nationalbibliothek zu Neapel lasen wir kürzlich Relationen über solche Schauspiele im vorigen Jahrhundert, wo Unglaubliches in scenischer Pracht geleistet wurde, auch der königl. Hof eine Rolle spielte.

10) Diesen Gegenstand behandelt ein spanisches Fronleichnams-Festschauspiel.

11) Beim obgenannten Johannesfest in Florenz erblickte man in der Procession Riesenkarren mit entsprechenden scenischen Einrichtungen. Von Zeit zu Zeit hielten sie an und dann führte man auf derselben eine biblische Scene auf. Jede Karre hieß: Edifizio, d. h. Gebäude. Man hatte im Jahre 1454 beim Johannesfest im Ganzen 22 Gebäude, die Procession dauerte 10 Stunden, dargestellt ward z. B. der Engelskampf gegen Lucifer, Schöpfung der ersten Menschen u. s. w. Der Zug der heiligen drei Könige hatte 200 Pferde!

12) de Nino, Usi abruzzesi, hat schätzenswerthe Beiträge zur Kenntniß seiner Abruzzenheimath geliefert, es fehlt ihm aber jedes Verständniß für den Sinn und Werth uralter heiliger Bräuche und seine Aufzeichnungen verletzten den Leser durch spöttische Bemerkungen. Wenn die Tagespresse solche Bräuche erwähnt, so hat sie dafür fast nur Achselzucken und Spott. Das „Volk" liest keine Zeitungen.

13) Eine ähnliche dramatische Procession war bis vor Kurzem in Messina. Man sah auf einem Riesenkarren ein Prachtgebäude, darin die todte Madonna, auf der Spitze aber Gottvater, der die Seele der Madonna (nämlich ein kleines Mädchen) in der Hand hielt. Siehe Poliorama pittoresco, 1839, wo auch Abbildung. — Zur Kenntniß Siciliens leisten die Nuove Effemeridi, sowie einzelne Monographien, die im Staube öffentlicher Bibliotheken liegen, werthvolle Beiträge.

14) Hierüber ausführlich ein Artikel des Verfassers: „Die Lilien des St. Paulinus," in der allgem. ev.-luth. Kirchenzeitung. 1883.

15) Zu Ehren ihrer Madonna führen die Fischer und Taucher von St. Lucia (Neapel) alljährlich ein Schauspiel im Wasser auf, Schwimm-



Digitized by Google

und Taucher-Wettkämpfe, zur Erinnerung an das im Wasser angeblich gefundene Bild. Vorher geht eine Procession mit Neptun zc.

16) In Calabrien ist es gewöhnlich, daß gewisse Ehrenleistungen bei Processionen an den Meistbietenden bei öffentlicher Versteigerung in der Kirche vergeben werden.

17) Nach dem Bericht eines Freundes herrscht in den albanesischen Colonien Calabriens eine ähnliche Sitte. In der Gegend von Pescara ist berühmt der blinde Sänger Mungià, man schildert ihn als einen Homer.

18) Der Dialect Siciliens sagt: La volata d'angilu.

19) Hierüber ausführlich Artikel des Verfassers: Daheim. 1884.

20) Das ganze Jahr hindurch werden auf diesem Theater Ritterschauspiele aufgeführt, auch ist das Theater von allen in Neapel das einzige, welches historische Schauspiele (z. B. Conradin) bietet. Die Leistungen sind vorzüglich in ihrer Art.

21) Die Kirche und das Volk rechnen immer noch nach der altitalienischen Zeiteintheilung. Die Zeit von einem Sonnenuntergang zum andern zerfällt in 24 Theile oder Stunden. Das niedere Volk kennt unsere Uhr nicht.

22) Die Schauspiele St. Antimo und Salvatore sind gedruckt, ebenso das nachher genannte Weihnachtsspiel. Andere, z. B. das Leben Pauli, existiren nur im Manuscript. Wir haben in unserer Darstellung keineswegs alle uns bekannten Dramen erwähnt. In Aversa wird alljährlich St. Georg aufgeführt. Dies ist eine freundliche Stadt Campaniens, an derselben Stelle, wo das antike Atella lag. Die Mutter römischer Volkspossen, Fabulae Atellanae genannt. Vor Jahrhunderten hat Aversa eine Masse geistlicher Dramen producirt.

23) Wer dieser Mann ist, wann er lebte, ob er noch lebt, weiß Verfasser nicht. „Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch." Ich vermuthe, daß sein Drama nicht in neuer Zeit verfaßt ist. Der Raum verstattet uns nicht, aus diesem, sowie aus anderen Dramen Stellen zu citiren. Sie sind alle in Prosa geschrieben. — Jenes Weihnachtsdrama sahen wir einige Male auch auf einer größeren Bühne Neapels, wo der Engel Gabriel bei jeder Gelegenheit von oben niederstieg und die Hölle einen möglichst großen Lärm machte. Anstatt einer komischen Figur, des Razzullo nämlich, traten zwei dieser Art auf und die heiteren Scenen wurden sehr verlängert, oft sogar von jenen beiden extemporirt, ganz wie in den Volkspossen der Römer. Eine neapolitanische Volksbühne, die sogenannte Arena Napoletana an der Molostraße ist neuerdings verschwunden. — Zu den „geistlichen" Schauspielen könnten wir auch die Aufzüge bei Leichenbegängnissen rechnen, stumme



Digitized by Google

Scenen zwar, aber doch sehr sprechend. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren sogar die Aufzüge bei Hinrichtungen ein Schauspiel, bei dem — seltsam zu sagen — die komische Figur nicht fehlte, nämlich ein Standartenträger auf einem mageren Roß, dessen Knochen man zählte, der Reiter mit einer Riesenfeder versehen, weshalb das Volk ihn scherzend: Il Pennone (die große Feder) nannte.

Nach dem Bericht eines Freundes in Spanien wird in Madrid alljährlich am Charfreitag auf der Bühne ein Passionsschauspiel aufgeführt.



Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

ebenso einleuchtende und annehmbare Weise Schwierigkeiten heben, welche bestehen bleiben, wenn man sich an den Buchstaben halten will, und man muß gewisse Erklärungsversuche, um nicht zu sagen Erklärer-Kapriolen, kennen, um zu würdigen, was auf diesem Felde geleistet worden ist. Ueber einzelne Punkte könnte man mit dem Verfasser rechten, an einigen Stellen, wie bei Erklärung des Gleichnisses von den klugen und den thörichten Jungfrauen, möchte man größere Ausführlichkeit wünschen, in jedem Falle haben wir mit einem Buche zu thun, das als die Frucht gründlicher, ehrlicher und nutzenbringender Arbeit anzusehen ist.

Der **„Schwäbische Merkur"** in Nr. 146 v. 24. Juni 1885: Dieses Buch des freisinnigen Predigers in Bremen ist nicht für solche, die Erbauung suchen, sondern für aufklärungsuchende Leser, die kein Arg daran finden, daß die Bücher der heiligen Schrift wie andere schriftliche Urkunden geprüft und auf die Glaubwürdigkeit ihrer Bestandteile angesehen und untersucht werden. Der Verfasser nimmt dadurch für sich ein, daß er vollkommen freimütig sich ausspricht und nicht etwa den Versuch macht, durch erbauliche Zuthaten die bitter schmeckende Wahrheit, die er darreichen will, anmutender und einschmeichelnder zu machen. Was die kritische Grundlage seiner Ausführungen betrifft, so ist es eine selbstständige Aneignung der neueren Evangelienkritik, an welcher die Tübinger Schule einen so hervorragenden Teil hat, und die trotz des fortdauernden Streites über Einzelheiten doch im Großen und Ganzen zu feststehenden Ergebnissen gelangt ist. Nun will aber das Buch von Schwalb nicht etwa diese kritischen Untersuchungen popularisiren, wie man dies ja auch schon versucht hat, sondern seine Eigentümlichkeit besteht darin, daß es eine fortdauernde Erklärung des ganzen Textes in seinem logischen Zusammenhang gibt. Der Text wird zu diesem Behuf in seine natürlichen Abschnitte gelegt und deren Inhalt — sowohl die Erzählung, als die Reden Jesu — kritisch geprüft, wobei besonders auf die Verschiedenheit der evangel. Berichte aufmerksam gemacht, aber auch die innere Glaubwürdigkeit der berichteten Vorgänge und Reden untersucht wird. Es geschieht dies in einer kurzgefaßten, allgemein verständlichen Darstellung, welche sich bemüht, das Verständnis der Schrift dadurch zu fördern, daß das Ungeschichtliche aufgezeigt, das Aechte vom Unächten das Bleibende vom Vergänglichen und Veralteten ausgeschieden wird.

Der **„Evangelisch-protestantische Kirchenbote für Elsaß-Lothringen"** in Nr. 42 vom 17. Oktober 1885: Der Verfasser will in diesem Kommentar eine Erklärung der dunklen Stellen des ganzen Textes in seinem logischen Zusammenhang geben und damit eine kritische Prüfung der darin enthaltenen Erzählungen sowohl als der Reden und Aussprüche Jesu verbinden. Ueberall soll das Geschichtliche von dem Erdichteten, das Aechte vom Unächten, das Bleibende vom Veralteten geschieden werden .... „Durch seine geliebten hochverehrten Lehrer" C. Auberlen, E. Reuß, R. Rothe, und durch die Schriften von Augustin, Calvin, Bengel, De Wette, Strauß und Baur „in das Verständniß der neutestamentlichen Schriften eingeführt," wie Dr. Schwalb im „Vorwort" dankend anerkennnt, geht der Verfasser durchaus seine eigenen Wege, und kommt zu Resultaten, die von denjenigen jener Meister gar verschieden sind. „Schwache im Glauben" werden an Vielem, namentlich an der allegorischen Auslegungsweise Anstoß nehmen und schwerlich des Verfassers Absicht anerkennen wollen, „unsre eines neuen religiösen Aufschwungs so sehr bedürftigen Zeitgenossen den Quellen des Lichtes und der Kraft um einen Schritt näher zu bringen." Und doch wird Letzteres der Fall sein bei denen die mit ernstem Sinn das Buch von Dr. Schwalb studiren und von dem Bestreben erfüllt sind, Jesum darum kennen zu lernen, „um durch ihn der befreienden, beseligenden Wahrheit näher zu kommen." Solche Leser werden vieles aus dem Buche lernen und schließlich, bei allen die Person des Herrn betreffenden und widerstrebenden Ansichten, das empfinden, was die von Dr. Schwalb angeführten Worte Schiller's, ohne es zu wollen, ausdrücken:

„Nicht forschen will ich, wer du bist. Ich will
Nur dich von dir; nichts frag' ich nach den Andern.
Daß deine Seele wie dein Ursprung rein,
Hat mir dein ernster Blick verbürgt und beschworen.
. . . . . . . . . . . . . . . Fragt man
Woher der Sonne Himmelsfeuer flamme?
Die alle Welt verklärt, erklärt sich selbst.
Ihr Licht bezeugt, daß sie vom Lichte stamme."

Die **„Landes-Zeitung für Elsaß-Lothringen"** in Nr. 170 v. 23. Juli 1885: Eine ganz hervorragende Leistung, die Frucht eines langjährigen Studiums ist diese geistvolle, im besten, edelsten Sinne des Wortes kritische Arbeit; wie viele

Vorgänger auch der Verfasser auf diesem Arbeitsfelde haben mag — und manche darunter tragen gewichtige, autorative Namen — er hat sich von ihnen durch eigene Geistes- und Herzensarbeit unabhängig gemacht. Ein gewöhnlicher Kommentar: Erklärung dunkler Redeformen und Sätze mit den landläufigen wissenschaftlichen Anmerkungen kann nach dem eben Angedeuteten das vorliegende Werk nicht sein — es ist eine Erklärung des ganzen Textes in seinem logischen Zusammenhang, eine kritische Prüfung des ganzen Inhalts, der darin gegebenen Erzählungen sowohl als der Reden und Aussprüche Jesu. Möge die edle Absicht des Verfassers, in unsere des religiösen Aufschwungs so sehr bedürftige Zeit, uns durch sein Werk neue Quellen des Lichts und der Kraft zuzuführen, sich erfüllen!

Der **„Fränkische Kurier"** im Unterhaltungsblatt Nr. 19 v. 10. Mai 1885: An der Hand eines Geistlichen, dem über dem Studium der Dogmatik sich die Augen für Kritik nicht getrübt haben und der eine unbefangene für die Schönheiten der Glaubensquellen ebenso empfängliche wie für den orientalischen Bildersinn der „Vier Evangelisten" aufmerksame Auffassung überall bethätigt, führt das Buch durch die vielumstrittenen Berichte über Leben und Wirken des Stifters der Hauptreligion der abendländischen Völker.

Die **„Breslauer Zeitung"** in Nr. 510 vom 24. Juli 1885: Ein Buch, frei von allem gelehrten Ballast, geistvoll und fesselnd geschrieben, durchweg klar und bündig. Rückhaltlos giebt der Verf. das Ergebniß seiner Forschung, auch wo er sicher sein kann, anzustoßen. Wo er überzeugt ist, es mit Ungeschichtlichem zu thun zu haben, da setzt er den Schlüssel der allegorischen Erklärung an, nicht willkürlich, sondern so, daß er sich in das allegorisirende Denken der Schriftsteller hinein versetzen will. Diese Methode hat ihre gute Berechtigung; freilich kommt sie in dem Buche im Uebermaße zur Anwendung. Das hindert jedoch nicht, daß der Leser auch da, wo die allegorische Erklärung zu fein gesponnen ist, oder nicht hingehört, mancherlei Anregung empfange. Dann und wann läßt der Verf. ganz interessante Schlaglichter auf die Gegenwart in Form kurzer Bemerkungen fallen.

Die **„Posener Zeitung"** in Nr. 397 vom 10. Juni 1885: Seit Schleiermachers theologischer Wirksamkeit als Prediger und Universitätslehrer, namentlich seit der Herausgabe seiner Schrift: „Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche" . . . besonders aber seit der Veröffentlichung (1835) des „Leben Jesu" durch David Friedrich Strauß ist in die theologische Weltanschauung nicht nur bei den protestantischen Theologen, sondern auch und zwar in verstärktem Maße bei den Laien ein frisches Leben gedrungen.

Dem einsichtsvollen Theologen unserer Zeit, dem Laien von höherer Bildung, welcher durch geistige Anlage und die Stimmung seines Gemüths nicht in der Lage war, die uneingeschränkte philosophische Weltanschauung an Stelle der theologischen zu setzen, genügte die strenge „Bibelgläubigkeit" nicht mehr, weil sie mit den Anforderungen der Vernunft nicht in allen Stücken in Einklang zu bringen war. Sein Gemüth verlangte aber statt des reinen kühlen Aethers der Philosophie, einen festen, warmen, lebensprießenden Boden für sein religiöses Empfinden und Denken, den er in der Bibel, namentlich aber in den Evangelien fand. Seit Schleiermacher hat eine lange Reihe begabter Theologen daran gearbeitet, dem für das religiöse Bedürfniß in der Bibel aufgespeicherten Stoff, ohne sich durch „Autoritäten" beirren zu lassen, mit den geistigen Anforderungen der modernen Kultur und mit der durch diese bedingten neueren Weltanschauung in Einklang zu bringen. Die Forschungen dieser Theologen waren vor Allem darauf gerichtet, sowohl über die Person des Stifters der christlichen Religion das sicher Geschichtliche, als auch in Bezug auf die Dogmen das der Vernunft nicht offenbar Widerstreitende dem religiösen Bedürfniß zu übermitteln.

Der Verfasser der oben genannten Schrift ist bestrebt, in dieser Richtung weiter und zwar mit Erfolg zu arbeiten. Er giebt „eine Erklärung des ganzen Textes (der vier Evangelien) in seinem logischen Zusammenhang und eine kritische Prüfung seines ganzen Inhalts, der darin gegebenen Erzählungen sowohl als der Reden und Aussprüche Jesu". In den Erzählungen wird überall das Geschichtliche, so weit es vorhanden ist, von dem Ungeschichtlichen, in den Worten Jesu das Echte vom Unechten, in beiden Bestandtheilen das Schöne vom Unschönen, das Gute vom Schlechten, das Bleibende vom Veralteten geschieden. Eine möglichst genaue Kenntniß des geschichtlichen Christus ist für den Verfasser, sowie für alle Diejenigen, die an seinen Standpunkt heranreichen, der Hauptzweck, den man beim Lesen der Evangelien zu erstreben hat. Daß der Verfasser in der Behandlung eines Stoffes stets kritisch verfährt, ohne dem Hyperkritizismus zu verfallen, ergiebt die Lektüre seines Werkes.

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457 – 480 umfassend.)

Heft 472.

# Das Blei
## bei den Völkern des Alterthums.

Von

K. B. Hofmann.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage wird demnächst erscheinen:

# Die chemische Natur der Mineralien.

Systematische Zusammenstellung

von

## C. F. Rammelsberg,

Doctor und Professor, Director des II. Chemischen Instituts, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Preis ca. 3 Mark ord.

Die Kenntniß der chemischen Natur der Mineralien ist nicht bloß für den **Mineralogen und Geologen,** sondern auch für den **Chemiker** eine **Nothwendigkeit.** Diese, gleich Allen, welche heut zu Tage sich mit **Chemie** und **Mineralogie** beschäftigen, haben das Bedürfniß, sich zunächst eine Uebersicht über die chemische Natur der wichtigsten Mineralien zu verschaffen und Ihnen vorzugsweise soll das vorliegende Werk gewidmet sein.

---

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

## Mineralogie und Geologie.

(37 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 18,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

**Berendt,** Geognostische Blicke in Alt-Preußens Urzeit. (142) . . . . . . 60
**Braun, Alex.,** Die Eiszeit der Erde. 2. vermehrte Aufl. (94) . . . M. 1.—
**Hartung,** Die Skandinavische Halbinsel. Eine geologische Skizze. (283) . 75
**Kjerulf,** Die Eiszeit. Mit 6 Holzschnitten. (293/94). . . . . . . . . M. 1.60
—, Einige Chronometer der Geologie. Mit 12 Holzschnitten. (352/53) M. 1.60
**Kleefeld,** Der Diamant. Mit 17 Holzschnitten. (241) . . . . . . . . M. 1.—
—, Die Edelsteine. Mit 6 Holzschnitten. (277) . . . . . . . . . . . . . . 80
—, Die Halbedelsteine. (334). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**v. Lasaulx,** Der Streit über die Entstehung des Basaltes. (76) . . . . . 60
**v. Martens,** Purpur und Perlen. Mit Holzschnitten. (214) . . . . M. 1.20
**Möhl,** Erdbeben und Vulkane. Mit einer Kupfertafel. (202) . . . . M. 1.20
**Noeggerath, Jac.,** Der Laacher-See und seine vulkanischen Umgebungen. (104) 60
—, Der Torf. (230) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Rammelsberg,** Ueber die Meteoriten und ihre Beziehung zur Erde. (151) 60
—, Die Gewinnung von Gold und Silber. (379) . . . . . . . . . . . 60
**vom Rath,** Der Vesuv. Eine geologische Skizze. Mit 1 Lithographie und 1 Kreidezeichnung. (185). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.60
—, Ueber den Granit. Mit 2 lithographirten Tafeln. (300/301) . . . M. 1.60
—, Ueber das Gold. (324/325) . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.20
**Rensch,** Ueber Vulkanismus. Nach dem Manuscript des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen von M. Otto Herrmann. (424) . . . . . M. 1.—
**Roemer,** Ueber die ältesten Formen des organischen Lebens auf der Erde. 2 Abz. (92) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Roth,** Ueber die Steinkohlen. 2 Abz. (19) . . . . . . . . . . . . . . 75
—, Die geologische Bildung der norddeutschen Ebene. (111) 2. Aufl. . . . 75
—, Flußwasser, Meerwasser, Steinsalz. (306) . . . . . . . . . . . . 75
—, Ueber die Erdbeben. (390) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Runge,** Der Bernstein in Ost-Preußen. Mit 1 Titelbild und 10 in den Text eingedruckten Holzschnitten. 2 Abz. (55/56) . . . . . . . . . . M. 1.60
**v. Seebach,** Der Vulkan von Santorin nach einem Besuche im März und April 1866 geschildert. Mit einem Holzschnitt. 2. Aufl. (38). . . . . . 80
—, Ueber die Wellen des Meeres und ihre geologische Bedeutung. (153) . . 60
**Uhlig,** Ueber das Vorkommen und die Entstehung des Erdöls. (438). M. 1.—
**Weger,** Der Graphit und seine wichtigsten Anwendungen. (160) . . . . . 60
**Zaddach,** Die ältere Tertiärzeit. Ein Bild aus der Entwickelungsgeschichte der Erde. 2. Abz. (86) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
**Zirkel,** Die Umwandelungsprocesse im Mineralreich. (136). . . . . . . . 60
**Zittel,** Die Kreide. Mit 4 Holzschnitten. (251) . . . . . . . . . . . 80

16

# Das Blei

## bei den Völkern des Alterthums.

Von


Karl

**K. B. Hofmann,**

o. ö. Professor der Universität zu Graz.



**Berlin** SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.


Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Eine unabsehbare Reihe von Jahrtausenden, welche trotz des eifrigen Bemühens zahlreicher Forscher in kaum mehr als dämmernden Umrissen vor unserem geistigen Blicke erstehen, verlebte die Menschheit die Kindheitsstufe ihrer Bildung ohne Kenntniß der Metalle. Gegenstände aus dem Thierreiche und der Pflanzenwelt: Muscheln, Zähne und Federn oder Blumen und schönfarbige Früchte entsprachen damals — wie noch jetzt bei manchen „wilden" Stämmen — dem in das menschliche Gemüth tief eingepflanzten Verlangen nach Schmuck; während Stein und Holz das Material abgab für Waffen und die ersten einfachen Geräthe.

Als späte Zeugen jener weit zurückliegenden Kultur-Epoche ragen in historische Zeiten einzelne Erscheinungen herein. Lange nachdem schon Bronzegeräthe gebräuchlich sind bedient sich der aztekische Priester des geschärften Flintsteins bei seinen grauenhaften Feindesopfern; in einem aus Papyrus geflochtenen Boote treibt der Zeitgenosse der Ramessiden den Nil hinab; in Kähnen, welche aus Thierfellen zusammengenäht sind, unternimmt der Britanne noch zu Cäsars Zeit seine gefahrvolle Fahrt nach dem gegenüberliegenden Festlande.

Der Zeitpunkt, in welchem der Mensch die Metalle kennen lernt und sich nutzbar macht, bezeichnet einen wichtigen Abschnitt in seiner Entwickelung. Nicht alle auf einmal erscheinen sie am Horizonte der Culturgeschichte. Erst wird er mit den in der Natur gediegen vorkommenden Metallen, welche durch ihren Glanz sich seinen kindlichen Sinnen aufdrängen, bekannt: Gold,



Digitized by Google

Silber, Kupfer dienen ihm als Schmuck und als Tauschmittel; aus letzterem verfertigt er auch seine Waffen. Später lernt er die leicht ausbringbaren Metalle, Zinn und Blei, endlich auch Eisen gewinnen, nachdem schon viel früher ihn ein glückliches Ungefähr gelehrt hat, die kulturhistorisch wichtigste Legirung — die Bronze, herzustellen. Und selbst die letzten Jahrhunderte fügen neue Metalle hinzu, seine gesteigerten Bedürfnisse zu befriedigen.

Nur selten gedenkt selbst der Gebildete, indem er sich eines metallenen Gegenstandes bedient, der Vorgeschichte des Stoffes, aus dem das Geräthe hergestellt ist.

Sei es mir gestattet in den folgenden Blättern zu zeigen, welche Verwendung eines der unansehnlichsten Metalle — das Blei — bei den Völkern der alten Welt gefunden hat.

Die meisten Metalle haben nicht zu allen Zeiten die gleiche technische Bedeutung gehabt. Neue ausgiebigere Erzlager, oder verbesserte Verfahren, durch welche ein Metall aus seinen Erzen leichter und billiger zu gewinnen ist, bestimmen seine ausgebreitetere Anwendung, und andere Metalle oder sonst verwendete Stoffe werden durch dasselbe zum Theil verdrängt. Selbst vor den Augen der Mitlebenden vollzieht sich ja noch immer der gleiche Hergang — Zink ersetzt in vielen Fällen die Stelle, welche im vorigen Jahrhundert Blei, Zinn und Weißblech einnahm, und der eiserne Leviathan löst den hölzernen Ostindiafahrer ab.

Die Kenntniß des Bleies reicht so weit zurück, als überhaupt schriftliche Denkmäler uns Kunde geben von dem Bildungsgrade unseres Geschlechtes. Das Blei findet sich zwar in der Natur nur selten in gediegenem Zustande, und dann immer nur in sehr geringer Menge; sein meist verbreitetes und reichhaltigstes Erz aber — der Bleiglanz — gestattet, wie nur wenige Erze, eine leichte Gewinnung des Metalls.



Digitized by Google

Einst, so erzählt Posidonius (bei Strabo) sei in Turdetanien — der Gegend um das heutige Sevilla — durch einen Waldbrand das Silber und Gold in der Erde geschmolzen und durch das Sieden an die Oberfläche gelangt, „denn die ganzen Gebirge daselbst enthielten den Goldstoff aufgespeichert". Noch gegenwärtig lebt unter den nomadischen Türken die Sage, ihre Voreltern seien in einem der Thäler des Altai ringsum von eisenhaltigen Gebirgen eingeschlossen gewesen, bis durch eine Feuersbrunst das Eisengestein schmolz, und ihnen so der Verkehr mit der übrigen Welt eröffnet ward.

Wenn wir in diesen Sagen mehr als einen bloßen Versuch erblicken dürften zu erklären, wie die Menschen auf die Spur geleitet worden sind, aus Erzen Metalle zu gewinnen, so könnten wir wohl annehmen, daß sie auf ähnliche Art auch zuerst zur Kenntniß des Bleies gelangt seien.

Drei der ältesten Völker, — Repräsentanten dreier ganz verschiedener Stämme — die Aegypter, Inder und Hebräer erwähnen in ihren ältesten schriftlichen Denkmälern des Bleies.

In den Tributlisten und Beuteverzeichnissen des größten der Pharaonen, Thutmes III., welcher vor mehr als 3 Jahrtausenden das Volk im Nilthal beherrscht und seine siegenden Waffen weit nach Asien getragen hat, lesen wir von erbeutetem oder abgeliefertem Blei. Von Tuneb im Lande Naharain (Mesopotamien) bringen seine Heere Blei heim; das Land Zahi, von phönizischen Stämmen bewohnt, die Ruthen, ein Völkerbund an der kanaanitischen Küste, welche später von den Hebräern besetzt worden ist, müssen unter andern Tributgegenständen auch Blei liefern.

Im Tempel Ramses III. zu Medinet-Aba sieht man solche Bleiziegel oder vielmehr längliche Platten mit abgerundeten Winkeln dargestellt; auf ihnen liest man in Hieroglyphenschrift das Wort ṭaḥt eingeschrieben, das sich mit geringer Lautänderung



Digitized by Google

in der Bedeutung für „Blei“ noch im Koptischen, dieser jüngsten Entwickelungsstufe der ägyptischen Sprache, erhalten hat. Diese Ziegel oder Platten scheinen nach Lepsius ein sehr mäßiges Gewicht (20 Ten d. h. etwa 1,8 kg) gehabt zu haben. Eine Bleiplatte von der Größe der bedruckten Fläche dieser Seite darf nur 24 mm dick sein, um das eben angeführte Gewicht zu haben. Auffällig ist die geringe Menge des in den Listen angeführten Bleies. Auf einer Inschrift zu Karnak werden im Ganzen etwa 196 kg erwähnt; und dies scheint eine der größten namhaft gemachten Mengen überhaupt zu sein. Schon daraus könnte man schließen, daß es bei den Aegyptern nicht jene mannigfache Verwendung gefunden hat, in der es bei den Griechen und Römern stand. In der That besitzen selbst große ägyptische Museen Europas nur wenig Bleigegenstände. So hat eines der reichsten: das Berliner, eine Anzahl (8) aus dünnem Bleiblech gefertigter Schilder (das größte 14 cm lang und 9 cm hoch), welche symbolische Darstellungen tragen z. B. das mystische Auge, die geflügelte Sonnenscheibe, einen Käfer mit ausgebreiteten Flügeln (das Symbol der Wiedererstehung zu neuem Leben), eine geflügelte Frauengestalt u. s. w. Sie alle sind wohl auf der Brust von Mumien gefunden worden (Pectorale). Außerdem wird im dortigen Museum eine kleine hockende Katze (1½ cm hoch) aufbewahrt, die als Amulet dient. Fr. Rossi theilte mir gütigst mit, daß das Turiner Museum zwei Sperber mit ausgebreiteten Flügeln, aus einer dünnen Platte geschnitten, besitze. Einer davon — eine besondere Seltenheit — ist mit einer dünnen Zinnfolie überzogen. Schiaparelli in Florenz suchte im dortigen ägyptischen Museum vergebens nach ähnlichen Gegenständen. Diese sämmtlichen Objekte können, ja dürften sogar einer ziemlich späten Epoche angehören.

Die ältesten Urkunden, welche uns Einblick in das früheste Leben der Inder gewähren, sind die Veden. In der ältesten



Digitized by Google

dieser Sammlungen — im Rigveda — wird noch nirgends des Bleies Erwähnung gethan. Dagegen erscheint dieses Metall (sisa) im Altharvaveda genannt. Es diente zu Amuletten und in Gestalt von Gewichten, beim Weben die Fäden damit zu spannen. In späterer Zeit fand es in der Medizin Anwendung, unter anderem sonderbarer Weise als ein die Verdauung beförderndes Mittel. Auch ward es von Zauberern benutzt, woher eines seiner 16 Namen (jogtshṭa) herrührt. Ferner gebrauchte man es zum Reinigen des Silbers (daher sein Name târaçuddhikara), und stellte daraus schon frühzeitig Mennige dar, mit welcher die verheiratheten Frauen Indiens ihre Stirnen bemalten.

Wie ich schon erwähnte, wissen wir aus Thutmes' III. Tributlisten, daß die Völker am östlichen Gestade des Mittelmeeres bereits vor der Ankunft der Hebräer in Kanaan im Besitze des Bleies gewesen sind, wie denn auch die phönicischen Kauffahrer schon in früher Zeit ihre Anker mit Blei zu beschweren pflegten. So wird es uns auch nicht überraschen, daß in den heiligen Büchern der Juden das Blei (ophereth) Erwähnung findet, und seine Eigenschaften den Propheten zu kühnen Bildern Anlaß geben.

Im Lobliede, welches Moses nach dem Untergange des nachsetzenden ägyptischen Heeres dem Herrn anstimmt, heißt es: „da ließest Du Deinen Wind blasen, und das Meer bedeckte sie, und sanken unter, wie Blei in den mächtigen Wassern" (2. Mos. 15, 10). — Jeremiah läßt uns vermuthen, daß ihm das Reinigen von Edelmetallen durch Zusammenschmelzen mit Blei wohl bekannt war. Indem er die Verderbniß seines Volkes betrachtet, bricht er in die trostlosen Worte aus: „Ich habe Dich zum Schmelzer gesetzt unter mein Volk, das so hart ist, daß Du ihr Wesen erfahren und prüfen sollst. Der Blasebalg ist verbrannt, das Blei verschwindet; das Schmelzen ist umsonst,



Digitized by Google

denn das Böse ist nicht davon geschieden. Darum heißen sie auch ein verworfenes Silber; denn der Herr hat sie verworfen". Noch gewaltiger mußte Ezechiel's Bild die Gemüther seines Volkes ergreifen. Sein Gott spricht im Zorne zu dem Propheten: „Wie man Silber, Erz, Eisen, Blei und Zinn zusammen thut im Ofen, daß man ein Feuer darunter aufblase und zerschmelze es, also will ich euch auch in meinem Zorn und Grimme zusammenthun, einlegen und schmelzen. Wie das Silber zerschmilzt im Ofen, so sollt ihr auch darinnen zerschmelzen und erfahren, daß ich, der Herr, meinen Grimm über euch ausgeschüttet habe." — Hiob wünscht, seine Reden möchten mit einem eisernen Griffel auf Blei geschrieben werden.

Auch andere Völker Vorderasiens machten frühzeitig vom Blei Gebrauch; wenigstens erzählt Herodot, Königin Nitokris habe die beiden Theile Babylons durch Ueberbrückung des Euphrat vereinigt; die Brücke hätte sie aus Quadern gebaut und diese „mit Eisen und Blei verbunden". Für ihre riesigen Backsteinbauten, z. B. die medische Mauer, die Ringmauern der Städte wendeten dagegen die Meder, Babylonier, Perser u. A. als Mörtel Asphalt an. Diese Angabe, vielfach von den hellenischen Schriftstellern gemacht, ist durch Layard's Untersuchung der Ruinen von Ninive und Babylon und Baux's Ausgrabungen von Persepolis bestätigt worden.

Umfassendere Kunde, als wir in diesen spärlichen Nachrichten erhalten, liefern uns die Werke der beiden klassischen Völker des Alterthums, der Hellenen und Römer. Zahlreicher sind auch die Ueberreste, welche Zeugenschaft ablegen von der mannigfachen Verwendung, die das Blei bei ihnen gefunden hat.

Die Griechen gewannen ihr Blei, wie schon der berühmte Philologe Boeckh nachgewiesen hat, aus den Silberbergwerken. Mehrere griechische Inseln werden uns ausdrücklich genannt, auf denen man es darstellte: so Rhodus, das metallreiche Cypern,



Digitized by Google

die Gruben von Siphnos (Siphanto), wo man altes Treibherdmaterial und Bleiplatten fand und noch heute auf Bleierze trifft. Die wichtigsten und ausgedehntesten Bergwerke aber waren die dem attischen Staate gehörigen in Laurion. Ihre erste Ausbeutung ist von den Alten bis auf den sagenhaften König Kekrops zurückgeführt worden; doch ist aus der Seltenheit des Silbers zu Solon's Zeiten zu schließen, daß thatsächlich ein lebhafter Betrieb der Werke damals noch nicht bestanden hat. Ein Jahrhundert später ist derselbe so ertragreich, daß aus den Einkünften des Bergwerks auf Themistokles Rath eine ansehnliche Flotte gebaut wird. „Außer der glücklichen Lage des Landes, der Freiheit der Verfassung und der geistigen Ueberlegenheit der Einwohner hat vielleicht kein einzelner Umstand zur Blüthe des Staates mehr beigetragen, als diese Bergwerke“ (Boeckh). Ein Terrain von 20 000 ha war durch 2000 Schächte und geneigte Stollen unterminirt. Nach Cordella's neuesten Berechnungen haben die Alten bei einer 300jährigen Thätigkeit 2 100 000 To. Werkblei erzeugt, entsprechend einem totalen Erzwerth von 4 Billionen Francs. — Auf die reiche Ausbeute von Blei dürften wir schon aus der Finanzoperation schließen, welche Pythokles, ein Zeitgenosse des berühmten Redners Demosthenes, dem Staate empfahl. Athen sollte den Alleinhandel mit den Hüttenprodukten an sich ziehen und dann den Preis des Bleies, um den die Privaten es verkauften, auf das Dreifache erhöhen. Aus einer solchen Spekulation konnte der Staat natürlich nur dann eine nennenswerthe Revenue beziehen, wenn die Erzeugung des Bleies sehr bedeutend war.

Mochte Griechenland an der Menge des selbsterzeugten Bleies Genüge finden, — Rom, als Herrin der Welt, deckte ihren Bedarf durch die Produktion aller Länder, von denen überhaupt Blei zu beziehen war. Strabo — ein Geograph aus der Zeit des Augustus — nennt zwar Italien reich an



Digitized by Google

allen Metallen; bei Iglesias in Sardinien sind auch Bleigruben erhalten, welche Spuren römischer (vielleicht sogar noch karthagischer) Bearbeitung aufweisen; doch ist nach Plinius' Zeugniß die Hauptmasse des Bleies, welches für die Leitungsröhren benöthigt ward, aus anderen Provinzen — aus Spanien, Gallien und England bezogen worden. Besonders reich scheint das erstere und letztere der genannten Länder an diesem Metall gewesen zu sein, und zwar in ersterem obenan der cantabrische Distrikt. Schon vor der Eroberung durch die Römer trieben hier die Karthager in ausgedehntem Maße den Bergbau und noch heut sieht man z. B. bei Constantine die karthagischen Bleigruben. Hasdrubal ließ die Silberbergwerke bei Neu-Karthago (Karthagena) mit großem Eifer bearbeiten; ob dabei auf die Gewinnung des unedleren Metalls Rücksicht genommen ward, ist uns allerdings unbekannt. Zur Zeit des Titus hatten diese Bergwerke einen Umfang von 400 Stadien (ca. 63 km); es arbeiteten in ihnen 40 000 Menschen und schafften dem römischen Volke täglich 25 000 Drachmen (beinahe 20 000 Mk.) Reinerträgniß. In diesen Werken gewann man das Blei neben Silber, wie denn bei Karthagena Blöcke solchen alten Bleies gefunden worden sind. Bei Castulo (jetzt Cazlona) brach dagegen Bleierz, das auch Silber enthielt, jedoch in so geringer Menge, daß es die Alten nicht lohnend fanden, das letztere abzuscheiden (Strabo). Bei Barcelona fand man dicke Kuchen von Bleiglätte römischer Fabrikation, bei Almeria die alten Schmelzöfen. Bei Rio Tinto in Andalusien sind alte Halden von Bleischlacken, ohne daß man aber angeben kann, woher die dort verhütteten Erze gebracht waren. Außerdem ist bei Ilipsa, Sisapon und in Lusitanien Blei gewonnen worden. Auf den schwunghaften Betrieb der Bleibergwerke, sowie auf den großen Verbrauch des Metalles dürfen wir aus der Höhe des Pachtschillings uns einen Schluß erlauben. Die Santarischen



Digitized by Google

Bergwerke in der spanischen Provinz Baetica sind früher gewöhnlich um 200 000 Denare (174 020 Mark), später um 255 000 Denare (221 870 Mark) verpachtet worden — nach Plinius irriger Ansicht: weil sie dazwischen geruht hätten und dadurch ergiebiger geworden seien, da man sich vorstellte, die Erze wüchsen in den Bergen nach. In derselben Provinz ist das antonische Bergwerk sogar um 40 Millionen Sesterzen, d. h. 8 701 000 Mk. verpachtet gewesen.

Der Mittelpunkt der gallischen Bleigewerke scheint Largentière (Dep. Ardèche) gewesen zu sein. Römische Gruben bestanden auch bei Macot (Dep. Savoie), Vialas (Dep. Lozère), L'Argentière (Dep. Hautes Alpes), St. Girons (Dep. Argière), Pontgibaud (Puy de Dôme) und St. Avold (Moselle).

Bei Evreux, Lillebonne und Châlon fand man Blöcke feinen Bleies mit den Namen des Nero, Hadrian und Septimius Severus; die wahrscheinlich aus kaiserlichen Gießereien stammen. Die einen wogen 43,5 kg, die andern 70,9 kg.

Während aber das Erz in Spanien und Gallien mühsam gegraben werden mußte, soll es in Britannien nahe unter der Oberfläche des Bodens in solcher Menge gelegen haben, daß (nach Plinius' Angabe) ein beschränkendes Gesetz feststellte, wie viel Erz jährlich gegraben werden durfte.

Als Spuren ihrer Thätigkeit hinterließen die Römer in England Bleiöfen und Bleibarren mit Inschriften von Britannicus bis Verus; die zahlreichsten fand man in Somersetshire an den Mendighills, in West-Riding von Yorkshire und in Derbyshire.

Auch in Deutschland sind Bleiwerke im Lahn- und Siegthale von Römern betrieben worden. Am Tranzberg bei Cull sind Bleischlackenhalden, in denen man römische Ziegel,



Digitized by Google

Geräthe und eine Münze von Claudius Gothicus vorgefunden hat.

Ueber die Art, wie man die Erze gewann, geben die Bergwerke von Laurion den besten Aufschluß. Die von den Römern betriebenen Baue unterschieden sich (wenigstens so weit es sich um Silber- und Bleierze handelt) nicht wesentlich von den dortigen. Man grub Schächte, von den Griechen Phréata d. h. Brunnen genannt und Stollen (hypónomoi). Man wird diese, wie in den spanischen Bergwerken, zum Theil gezimmert haben. Ueberdies grub man große Höhlen, als deren Stützen man Säulen und „Bergfesten" (hormoi oder mesokrinets) stehen ließ. Die letzteren dienten zugleich als Scheiden der Grubenantheile. Da sie Erz enthielten, reizten sie die Habgier; darum war das gewinnsüchtige Abgraben der Bergfesten unter Todesstrafe verboten. Die Ventilation war nur in sehr unzulänglicher Weise durch Wetterzüge (Psychagógia) hergestellt. Der Klage über die schlechte Luft der Gruben begegnen wir wiederholt in den antiken Schriften. Ueber die Art der Herausschaffung des Wassers und der Erze ist nichts genaueres bekannt. Uebrigens sind die Arbeiter in den laurinischen Werken nicht in besondere Tiefen gedrungen (20—120 m tief).

Die zu Tage geförderten Erze sind in steinernen Mörsern mit eisernen Keulen gepocht worden, um sie vom tauben Gesteine zu befreien. Die so zerkleinerten hat man dann auf Sieben (Salax) gewaschen. Ausgedehnte Schlackenhalden in der Nähe von Laurion zeugen dafür, daß die Erze gleich an den Gruben verschmolzen worden sind.

Zur Gewinnung des Metalles verwendeten die Alten vor Allem (wie es noch heut der Fall ist) silberhaltigen Bleiglanz, den sie gewöhnlich Molybdaena, gelegentlich auch Galena nennen — Ausdrücke, die indeß auch für ganz verschiedene künstliche Bleipräparate, der letztere vor Allem für Glätte, von ihnen ge-



Digitized by Google

braucht werden. Waren die Erze sehr silberarm, so erschienen sie ihnen als reine Bleierze, welche, wie wir heut durch chemische Analysen wissen, überhaupt sehr selten sind.

Ueber das Verfahren, Blei aus seinen silberhaltigen Erzen zu gewinnen ist uns nur eine dürftige und noch dazu sehr unklare Nachricht bei Plinius erhalten. Sie lautet wörtlich:

„Des Bleies Ursprung ist ein doppelter, entweder entstammt es eigenen (silberfreien) Bleierzen und diese liefern dann nichts anderes; oder es entsteht zusammen mit Silber und wird aus den gemischten Erzen geschmolzen. Was von diesen zuerst aus den Schmelzöfen abfließt heißt stannum (Werkblei); das zweite ist Silber; als dritter Antheil der verwendeten Erze bleibt im Ofen Galena (Bleiglätte und Ofenbruch) zurück. Diese neuerlich verschmolzen giebt Blei". Plinius scheint in dieser sachlich dunkeln Stelle sagen zu wollen, man habe durch Schmelzen zuerst „Werk" d. h. eine Legirung von Blei und Silber erhalten, dieses „Werk" sei auf Treibheerden (die damals einfachen Steinkesseln glichen) zum zweitenmal ausgeschmolzen worden, wobei das Blei durch Aufnahme von Sauerstoff der Luft in Bleiglätte überging und das Silber rein abfloß. Die Glätte sei dann noch einmal, offenbar mit Kohle, geschmolzen worden und lieferte, indem sie den Sauerstoff an die Kohle abgab, metallisches Blei. In der That sind Bleiheerde in England und Frankreich aufgefunden worden; andererseits sah Prof. Landerer auf Siphnos entdeckte Bleiplatten, denen Scherben von Treibheerdmaterial anhingen. Er schloß daraus, daß auf jener Insel gleichfalls silberhaltige Bleierze zunächst auf Werkblei verarbeitet wurden. Nach seinen Untersuchungen schmolzen die Athener zu Laurion den Bleiglanz (d. h. Schwefelblei) mit Eisen, welches dem Erze den Schwefel entzog; das silberhaltige Blei ist vom Silber durch Treibarbeit geschieden worden, und die sich dabei bildende Glätte fand zum Theil unmittelbar zu Töpferglasuren Ver-



Digitized by Google

wendung, zum größeren Theil gewann man aus ihr durch Schmelzen mit Holzkohle das metallische Blei.

Zu Arles sur-Tech (Dep. Pyrénées orientales) in den Ruinen einer römischen Werkstätte ist ein antiker Schmelzofen gefunden worden. Er gleicht einem riesigen Schmelztiegel von 3,2 m Tiefe und 2,50 m oberer Weite; seine etwa 14 cm dicken Wandungen bestehen aus einem feuerfesten Gemisch von Ziegelmehl und Thon. Der Ofen war ganz in die Erde eingesenkt. Man füllte abwechselnd eine Schicht Holz und eine Schicht Erz ein und zündete dann das erstere an. Das geschmolzene Werkblei floß sammt der Schlacke durch eine geneigte Rinne am Boden des Schmelztiegels ab und in eine schüsselförmige Vorlage hinein, aus welcher es, nachdem die Schlacken abgeschöpft waren, zu weiterer Scheidung der beiden Metalle (Blei und Silber) auf Tiegel gefüllt ward, deren man eine große Zahl in der Nähe vorgefunden hat. Bei vielen derselben war die Innenfläche noch ganz mit Glätte überzogen. Auch ein aus Sandstein hergestellter Treibherd ist in England ausgegraben worden.

Die Britten verfuhren in noch primitiverer Weise, indem sie die Erze in einfachen Erdgruben ausschmolzen; das Metall floß durch einen engen Kanal nach einer zweiten tiefer gelegenen Grube ab, in welcher es von den Schlacken getrennt ward. Solcher Schlackenherde hat man mehrere in England gefunden; die Schlacken waren zum Theil noch mit Holzkohle vermengt.

Der Schmelzprozeß war bei den alten Völkern so unvollkommen, daß nach Strabo's Bericht, die Schlacken von Laurion in späterer Zeit noch einmal mit Vortheil zur Gewinnung von Silber ausgeschmolzen wurden. Und die heute verarbeiteten Schlacken enthalten im Durchschnitt noch 10 pCt. Blei. — Schlacken von Arles (in den Pyreneen) enthielten 10—15 pCt. Blei.

Die Römer, selbst der Augusteischen Zeit, besaßen in der



Digitized by Google

Trennung der Metalle noch so wenig technische Fertigkeit, daß sie Bleierze, die mäßige Mengen Silber enthielten, nur auf Blei zu verarbeiten lohnend fanden. Ich fand in antiken Bleisorten 0,024 pCt. Silber.

Das Blei brachte man in Ziegelform, welche — wie bereits erwähnt — Kaisernamen und zwar in erhabener Schrift aufweisen. Einige der gefundenen Blöcke sind 10 cm lang, 5 cm breit und etwas über 1 cm dick. Man benannte die Waare nach den Hüttenwerken. So führt Plinius spanische Sorten an, die unter dem Namen ovetanisches, kaprarisch und oleastrisches Blei in den Handel kamen, die sich in nichts von einander unterschieden, „wenn das Metall nur ordentlich von Schlacken gereinigt war".

Daß der Preis der Waare zu verschiedenen Zeiten sehr schwankend war, versteht sich wohl von selbst. So mußte damals, als die Athener auf Pithokles Rath den Bleiverkauf in Staatsregie übernehmen sollten, der Preis wohl besonders niedrig erscheinen. Die Privatbesitzer verkauften nämlich das Handelstalent, das etwas über 36 kg hatte, um 2 Drachmen, d. h. um 1,57 Mk., also das Kilogramm zu 4,4 Pf. Nach einer Baurechnung aber, die uns aus dem Jahre 407 v. Chr. vom Tempel der Athene Polias erhalten ist, kostete zur Zeit des Baues das Talent Blei 5 Drachmen = 3,93 Mk. d. h. das Kilogramm 11 Pf. — also beinahe dreimal soviel. In Rom war zur Zeit des älteren Plinius der Preis 19 Pf. für ein Kilogramm.

Auf der Kenntniß der charakteristischen Eigenschaften eines Körpers beruht dessen geeignete technische Verwendung. Am Blei waren seine Schwere, Weichheit und Zähigkeit und seine leichte Schmelzbarkeit besonders sinnfällig. Welch' schönen, treffenden Vergleichen begegnen wir in der Ilias: Iphidamas schleudert seinen Speer gegen Agamemnon, aber die Lanze



Digitized by Google

„Traf auf Silber zuvor, und wie Blei verbog sich die Spitze“
(XII. 237).

Iris taucht in die Tiefen des Meeres, wie eine Bleikugel, welche an der Angelschnur hängt. Sie sprang hinab

„— — — in das Dunkel der See; laut stöhnte die Meerfluth.
Und in den Abgrund fuhr sie, wie Blei an der Angel, hinunter,
Das wohl über dem Horne des ländlichen Stieres befestigt,
Sinkt, rohschlingenden Fischen des Meers das Verderben zu bringen.“

Auch sonst finden sich Aeußerungen, welche auf die Eigenschaften unseres Metalls Bezug haben, in den alten Schriftstellern nicht selten. Im Tempel des Apollo zu Delphi ist eine bleierne Zahnzange aufbewahrt worden, durch welche nach der Bemerkung des Arztes Erasistratus angedeutet werden sollte, daß man nur solche Zähne zu ziehen habe, deren Entfernung ohne Anwendung stärkerer Instrumente möglich sei. — Plinius erzählt von einer Kraftprobe. Er sah einen gewissen Athanatus mit einem bleiernen Harnisch, welcher 164 kg wog, bekleidet und mit ebenso schweren Cothurnen beschuht auf der Bühne umhergehen. Diese Erzählung bringt uns eine Anecdote in Erinnerung, welche die maliciösen Zeitgenossen über die Magerkeit des Philetas, eines Lehrers des Ptolemaeus Philadelphus verbreiteten. Sie behaupteten, er trüge bleierne Sohlen an den Schuhen, damit er nicht vom Winde umgeworfen werde.

In unverkennbarer Anspielung auf eine Eigenschaft des Bleies, nennen wir, den lateinischen Ausdruck beibehaltend, einen schwerfälligen, lästigen Menschen: einen „plumpen Kerl“ (homo plumb.).

Von Septimulejus wird berichtet, er habe den abgeschnittenen Kopf seines Freundes, des berühmten Volksführers C. Gracchus an Opimius verkauft — nachdem er den Mund vorher mit Blei ausgefüllt, um den Kopf schwerer zu machen; Opimius zahlte ihm aus dem Staatsschatze so viel Gold, als das Haupt des erschlagenen Gegners wog.



Digitized by Google

Noch hebt Plinius als besonders merkwürdig hervor, daß man in einem Bleikessel Wasser kochen könne, ohne daß er schmilzt; sobald aber eine kleine Münze oder ein Steinchen hineingeworfen wird, werde ein Loch durchgebrannt.

Die Unansehnlichkeit des Bleies, dessen bläulich graue Farbe unschön ist, dessen Metallglanz sehr bald unter einem feinen Oxydüberzuge sich verbirgt, seine große Weichheit und Zerstörbarkeit machen es als Material für größere Kunstwerke wenig geeignet. Ganz vereinzelt nur findet man antike Gegenstände, welche dem Schönheitsbedürfniß entsprechen, und selbst diese gehören mehr dem Kunsthandwerk, als der strengen Kunst an. Wenn es auch nicht selten zu kleinen figuralen Darstellungen diente, so machen diese meist so wenig Anspruch auf Kunstwerth, als etwa die Bleisoldaten unserer Knaben. Hierher rechne ich verschiedene Weihefigürchen und die figuralen Dekorationen von Flächen z. B. von Gefäßen, sowie kleine Platten mit Darstellungen im Basrelief.

In den Sammlungen sieht man nicht ganz selten etwa 10 cm hohe, nackte Frauenfigürchen, die ganz flach gearbeitet sind; um die ganze Gestalt geht ein Streifen, in welchem sie, wie in einer Nische mit bogenförmigem Abschluß stehe. Es sind unzweifelhaft Venusbilder in Kapellchen. Die Deutung des Streifens wird durch ein Wandgemälde des Neapolitanischen Museums unterstützt, welches eine Scene aus der „Iphigenie bei den Tauriern“ darstellt.

Außer den gefesselten Freunden sieht man auch das Dianenbild, um welches ein solches „Tempelchen“ angebracht ist — von dem Aussehen eines Rundbogenfensters. Diese Bleifiguren hatten ungefähr die gleiche Bedeutung mit den Heiligenbildern, welche heutigen Tages von Wallfahrern als Andenken von einem Gnadenorte heimgebracht werden. — Der berühmte griechische Satyriker Lucian erwähnt ausdrücklich, es seien an vielbesuchten Wallfahrtsorten, wie zu Paphos und Hierapolis kleine Götter-



Digitized by Google

bilder an die abziehenden Pilger vertheilt worden; ja die Phönizier — echte Krämer — treiben mit kleinen Idolen Handel. Daß dieser auch anderwärts recht schwunghaft war, erfahren wir aus der Apostelgeschichte (19, 23). Mit vieler Lebendigkeit wird uns erzählt, wie sich die Goldschmiede zu Ephesus, welche silberne Tempelchen der Diana anfertigten, gegen Paulus wegen Gewerbsstörung zusammenrotteten, weil er lehrte, es gebe keine Götter, welche von Händen gemacht sind; „ihr Handel müsse dahin gerathen, daß er nichts gelte".

Jene unansehnlichen Idole hatten eine große culturelle Wichtigkeit; an ihre Verbreitung knüpfte sich die Verbreitung des Venusdienstes. So hat einst — wie Movers dem Athenäus nacherzählt — ein griechischer Kaufmann den Cult der paphischen Göttin dadurch nach Naukratis verpflanzt, daß er ein spannenlanges Bild der Venus von Cypern, die ihn auf der Seefahrt als Patäke beschützte, in einem Tempel aufgestellt hatte.

Noch tiefer in ihrer Ausführung stehen ganz kleine Figürchen von Reitern, welche von älteren Archäologen (Caylus) für Kinderspielzeug gehalten worden sind, möglicher, ja wahrscheinlicher Weise aber Votivgegenstände waren.

An diese Weihebilder dürften sich ihrer Bedeutung nach Bleiplatten eng anschließen, welche Darstellungen aus dem Mithras-Cultus, in Flachrelief ausgeführt, zeigen. Das Pester Nationalmuseum bewahrt zwei solche Platten von 7—9 cm Höhe und Breite, die bis auf unbedeutende Details ganz gleich sind. — Dekorirte Bleigefäße sind sehr selten. Eines der schönsten dürfte den Lesern aus Overbeck's meisterhaftem Werke über Pompeji, in welchem es abgebildet ist (Bd. II. S. 232. N. 327), bekannt sein.

Für ähnliche Gegenstände, wie die bisher erwähnten, ist das Blei fast ganz außer Gebrauch gekommen und durch andre Stoffe z. B. Papier, Hausenblase, bleihaltiges Zinn für Wall-

fahrtsbilder, Wachs für Votivgegenstände — das übrigens auch bei den Alten zu diesem Zwecke gebräuchlich war — ersetzt worden. Wenn es auch noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ausnamsweise zur Herstellung größerer Werke, z. B. der berühmten Donner'schen Brunnenfiguren in Wien verwendet worden ist, so hat man doch dieses Material in neuerer Zeit als unbrauchbar aufgegeben, da einzelne Theile, z. B. ausgestreckte Gliedmaßen wegen der großen Schwere des Bleies sich senkten und bogen.

## II.

Weitaus wichtiger, als zur Herstellung von Kunstgegenständen, war die Rolle, welche das Blei bei den Alten auf technischem Gebiete spielte, und die es zum Theil noch bis in unsere Zeit bewahrt hat.

Durch seine Zähigkeit eignet es sich als kräftiges Bindemittel, gleichsam als Kitt, dem man mehr zutrauen konnte, als gewöhnlichem Mörtel. Bei Steinbauten goß man dasselbe entweder in die Fugen zwischen die Steine, oder man trieb in die Quadern, welche durch Bronze- oder Eisenklammern zusammengehalten werden sollten, Löcher, in die man zur Befestigung der Klammern Blei füllte. Diese Art ist offenbar sehr alt, denn schon Herodot spielt, wie wir gehört haben, bei dem Brückenbau der Königin Nitocris auf dieselbe an. Bei den meisten Ausgrabungen größerer römischer Bauwerke trifft man auf Bleikuchen, die zwischen den Steinen liegen; andrerseits ist in dem berühmten Mausoleum zu Halicarnaß der große Stein, welcher den Eingang der Grabkammer verschloß auf seiner Unterlage in der Weise befestigt, daß Bronzezapfen desselben in Bronzdillen der letzteren passen, welche beide in die Steine mit Blei gekittet waren.

Auf dem gleichen Prinzipe beruht auch die Verwendung dieses Metalls bei großen Marmor- und Bronzewerken. Bei



Digitized by Google

ersteren wurden die zusammengehörenden Marmorstücke durch Nägel zusammengehalten, welche in Löcher derselben mit Blei eingelassen waren; bei größeren Bronzewerken waren dagegen die Lücken, die beim Zusammenpassen der Gußstücke übrig geblieben sind, mit Blei vergossen.

Die gleiche Verwendung erstreckte sich aber auch auf landwirthschaftliche Geräthe und deren hölzerne Bestandstücke. — Cato z. B. empfiehlt die Säule der Oelmühle — einer Vorrichtung zum Zerquetschen der Oliven — zuerst mit dem zähen Weidenholze zu verkeilen und dann noch Blei einzugießen, damit sie nicht wacklig werde. Diese Art das Blei als Bindemittel zu verwenden ist bekanntlich heut zu Tage aufgegeben.

Man benutzte Bleistreifen in solchen Fällen, in denen man heut Eisenreifen oder Draht verwendet. Unter den Arbeiten, welche nach Cato's Anweisung, vor der Weinlese zu besorgen sind, gehört auch „die Fässer mit Blei zu festigen oder mit Eisenreifen zu umspannen". Vor Allem waren es die großen irdenen Weinfässer (dolia) die man, um sie haltbarer zu machen, mit Bleireifen umgab. Andererseits nietete man auch zerbrochene Gefäße mit Blei. Verschiedene Bruchstücke solcher Gefäße, an denen man die Technik noch sehen kann, werden in den Sammlungen aufbewahrt. Mehrere Stellen sind durchbohrt und in die Löcher Bleinägel eingepaßt, die dann an der Innen- und Außenseite der Scherbe durch halbcylindrische Bleistreifen verbunden werden, wodurch eine Art Netzwerk entsteht. Doch sind solche Gefäße selten — nicht als ob sie überhaupt selten aufgefunden worden wären, sondern weil die Landleute, wie Cavedoni angiebt, wenn sie auf solche stoßen, sie zerstören, um das Blei zu gewinnen. Diese Amphoren und sonstigen Thongeschirre waren an sich ohne besonderen Werth, so daß geschlossen werden darf, es sei ganz gewöhnlich gewesen, zersprungene Töpferwaare mit einem solchen Bleigeflecht zu umgeben, wie man es bei uns



Digitized by Google

mit Eisendraht thut. In dem Bruchstück einer Satura des Varro sagt Jemand „Warum läßt Du denn das Wasser in Deinem Haus umherrinnen? Wenn Du durchstoßene Häfen hast — hast Du denn kein Blei?"

Endlich befestigte man auch Deckel von Gefäßen, die besonders dicht schließen sollten, z. B. Medicamentenbüchsen mit einem Bleiring oder ganzen Bleikappen.

Eines Fundes, welcher besonders die Aufmerksamkeit der Frauen beanspruchen dürfte, muß ich hier Erwähnung thun — ein Stückchen unansehnlicher Bleidraht, der aber durch seine Zähigkeit und leichte Biegsamkeit sich für den Zweck vorzüglich eignete, welchen ihm Schliemann, der unermüdliche und glückliche Entdecker reicher Schätze frühhellenischer Cultur, zuschreibt, und der ihn unter dem Schutte der 3. Stadt auf Hissarlik gefunden hat. Der Draht hat, so vermuthet Schliemann, zum Festhalten von Locken gedient. Die Hand, die ihn einst verständnißvoll bog, das umlockte Haupt — sie sind lang in Asche zerfallen, und selbst diese haben Jahrtausende verweht. Der elende Draht hat sich erhalten; in ihm haben wir die prähistorische Ahnfrau unserer Haarnadeln vor uns. Heut verfertigt man, wie männiglich bekannt, diese für den kunstvollen Haarbau unentbehrlichen Stützen nur noch aus Eisendraht.

In anderen Fällen ist es vor Allem die Schwere unseres Metalles gewesen, durch die ihm gewissermaßen naturgemäß seine technische Rolle zugewiesen war.

Des schönen Bildes habe ich bereits gedacht, in welchem Homer die untertauchende Iris mit dem in die Tiefe eilenden Blei einer ausgeworfenen Angelschnure vergleicht. Beim Fischfange fand es also schon sehr frühe seine Verwendung. Aelian schildert mit humoristischem Seitenblick auf menschliche Verhältnisse den Fang des Skarus, eines delikaten Mittelmeer-



Digitized by Google

fisches, von dem die Alten fabelten, daß er wiederkäue. Man band ein Weibchen an einen Faden, der mit einem cylindrischen 3 Zoll langen Bleistück beschwert war, und zog den Fisch bis über die aufgestellten Reusen. Dann, wenn die Männchen in ihrer verhängnißvollen Verliebtheit so weit gefolgt waren, ließ der Fischer das Blei in die Reusen sinken und mit hinein ward das Weibchen sammt seinem ganzen verblendeten Gefolge gerissen.

Frühzeitig muß der Anwohner der Mittelmeergestade bei seiner Schifffahrt längs den klippenreichen Küsten und zwischen den vielen Inseln das Bedürfniß empfunden haben, den Meeresgrund zu prüfen, um den ihm drohenden Untiefen auszuweichen. Wie oft müssen sich Scenen wiederholt haben, wie sie in Paulus' gefahrvoller Schifffahrt mit so lebendigen Farben das 27. Kapitel der Apostelgeschichte schildert. „Da aber die vierzehnte Nacht kam und wir in Adria fuhren um die Mitternacht, wähnten die Schiffleute, sie kämen etwa an ein Land. Und sie warfen das Senkblei aus und fanden zwanzig Klafter tief, und über ein wenig von dannen senkten sie abermal und fanden fünfzehn Klafter. Da fürchteten sie sich, sie würden an harte Oerter anstoßen, und warfen hinten vom Schiff vier Anker, und wünschten, daß es Tag würde." — Daß die Phönizier und wohl auch andere seefahrende Völker die Anker mit Blei beschwerten, ist schon angedeutet worden.

Hier zum Schutze des Lebens verwendet muß es auf einer andern Seite zum „Spender bittrer Schmerzen" werden.

Die erste in die Ferne wirkende Waffe, welche sich dem Menschen auf der untersten Stufe seiner Civilisation gleichsam von selbst darbot, — eine Waffe, zu der nach Berichten von Reisenden, sogar die anthropoiden Affen greifen, ist wohl der Stein gewesen. Im Verlaufe der Zeiten machte man die Erfahrung, daß derselbe aus einer geschwungenen Schleife mit



Digitized by Google

größerer Wucht und Schnelligkeit fliege, als wenn er aus freier Hand geworfen wird. — Daß die Hebräer — und dies gilt auch von andern Völkern Vorderasiens — sich um die Zeit der Einführung des Königthums der Schleuder als Waffe bedienten; wie die Fertigkeit in ihrer Handhabung dem nachmaligen Judenkönige zum Sieg über den herausfordernden Goliath verhalf, ist Jedermann von Knabenjahren her bekannt. Bald mußte man gewahr werden, daß die Wirkung um so größer sei, wenn der geschleuderte Körper bei passender Größe und Gestalt eine größere Schwere besaß. Der nächste Schritt war daher, an Stelle des Kiesels jenes Metall zu verwenden, das gerade durch diese Eigenschaft besonders auffiel. Das Schleuderblei — der Vorläufer unserer Projektile — war damit dem Pfeil und Wurfspieß als wichtige Kriegswaffe zugesellt. — Daß es bei den Persern ein halbes Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung im Gebrauche war, erfahren wir aus Xenophon's Schilderung des Rückzuges (Anabasis), auf welchem er die 10 000 Griechen aus Persien heimführte. In den Dörfern um Larissa und Mespila (Ninive), erzählt er, fanden die fouragirenden Hellenen viel Blei vor, das zum Schleudern bestimmt war. — In vorzüglichem Rufe aber standen die Rhodischen und Balearischen Schleuderer; die ersteren bildeten bei den Hellenen, die andern im römischen Heere gewissermaßen das Chor der Scharfschützen. Das Schleuderblei (molybdis) scheinen die Griechen von den asiatischen Völkern überkommen zu haben; von den Griechen entlehnten es wieder die Römer und nannten es Schleudereichel (glans missilis). Der Name ist recht bezeichnend. Das Projektil gleicht nicht selten einer Eichel, hat aber oft beide Enden spitz ausgezogen (aculei); es mißt in der Länge 3—6 cm; der Durchmesser in der Mitte des spindelförmigen Körpers beträgt 1,50—2, selten 3 cm. Schleuderbleie von mittlerem Kaliber wiegen etwa 60 g. Sie wurden in Formen von Sandstein ge-



Digitized by Google

gossen, in welchen gleich eine größere Zahl Aushöhlungen angebracht war, welche sich an den Enden der verzweigten Gußkanäle befanden, so daß bei der Herausnahme die Glandes, wie die Beeren einer Traube an den einzelnen Stielen hingen. An der Seite mancher Schleudereichel sieht man ausgetretenes Blei; was beweist, daß die Form aus zwei Tafeln bestand, die vor dem Guß aufeinandergepaßt, nach dem Guß auseinander genommen wurden.

Die römischen Eicheln findet man seltener als die griechischen und dann meist, wie Mommsen zuerst hervorhob, in der Nähe von Städten, welche erwiesenermaßen harte Belagerungen zu überstehen hatten. Sie gehören vor allem den letzten anderthalb Jahrhunderten vor Beginn unserer Zeitrechnung an. Diese römischen Glandes sind meist unbeschrieben oder weisen die Zahl der Legion, welcher der Schleuderer angehörte. Die mit einer Aufschrift versehenen Schleuderbleie sind häufiger griechischen Ursprungs. Diese Art ist wahrscheinlich in Thonformen, welche vertiefte (eingedrückte) Schriftzeichen hatten, gegossen, so daß die Schrift auf den Eicheln selbst erhöht ist. Solche Aufschriften sind gewöhnlich Spottworte an die Adresse des Empfängers gerichtet, etwa „Da hast's“ oder „Sei mir gegrüßt“. Nicht selten tragen sie — eine leicht verständliche Anspielung — das Bild des Blitzes.

Man warf die Eicheln aus ledernen Schleudern; ihre Tragkraft dürfte kaum genau zu bestimmen sein. Xenophon erwähnt nur, daß die Bleikugeln seiner Rhodier doppelt soweit flogen, als die aus freier Hand geschleuderten, die Hohlhand ausfüllenden Steine der Perser.

Wenn römische Dichter sagen, daß die Schleuderbleie im Fluge durch die Luft schmelzen oder rothglühend werden, so kann das nur poetische Uebertreibung sein. Man benützte sie im Kriege nicht selten — eine seltsame Art von Brieftauben —



Digitized by Google

um auf sie eingeritzte Nachrichten nach Orten gelangen zu lassen, die sonst unzugänglich waren, und mehr als einmal geschah es, daß verrätherische Mittheilungen auf diese Weise aus eingeschlossenen Städten den Belagerern zugesendet worden sind.

Ich kann von dem Gegenstande nicht scheiden, ohne einiger Verse aus Ovid's Metamorphosen (II. 727) zu gedenken. Indem der Dichter das leidenschaftliche Erglühn der Liebessehnsucht, von welcher Mercur für Herse erfaßt wird, schildern will, gebraucht er das Bild:

Staunend ob der Gestalt entbrennt, noch schwebend in Lüften,
Jupiters Sohn in Lieb', als wenn balearische Schleudern
Schnellen das Blei; dies fliegt und entzündet, während des Fluges
Erst empfangend die Gluth, die ihm fehlte, unter den Wolken.

Um den Leser nicht zu ermüden, sei nur kurz angedeutet, daß man das Blei gelegentlich auch noch anderen Kriegszwecken dienstbar machte. Scipio Aemilianus räth zum Beispiel bei der Belagerung einer Stadt, die Furten des Flusses mit bleibeschwerten Brettern, in welche Nägel geschlagen waren, zu belegen, damit die Belagerten nicht hinüberkommen und das Lager überfallen könnten. Belagerte drücken den an ihrer Mauer arbeitenden Sturmbock mit Bleiblöcken hinab.

Wegen seiner Schwere benutzten auch die Pankratiasten (Ringkämpfer) das Blei. Sie flochten Bleiknöpfe in ihre Caestus (Riemen, mit denen Hand und Arm umwunden war), um den geführten Faustschlag wuchtiger zu machen.

Auch die Justiz wollte bei ihrer segensreichen Thätigkeit der vortheilhaften Eigenschaften des Bleies nicht entrathen. — Nur mit Widerstreben erwähne ich eines Gebrauchs, von dessen Schilderung sich das Menschengefühl empört abwendet. Die Bleigeißel (plumbatae) bestand aus mehreren Schnüren, an deren jedem Ende eine Bleikugel hing. In der Leidensgeschichte der ersten Christen kehrt der Bericht häufig wieder, daß man sie



Digitized by Google

mit solchen Bleigeißeln hieb, bis sie den Geist aufgaben. Wem fielen nicht Plinius' grollende Worte ein, die leider mehr als eine hohle rhetorische Phrase sind: „was die Erde dem Menschen bietet, er wendet es zum Uebeln. Gold und Silber dient ihm zur Corruption der Ehrlichkeit und Unschuld; Eisen, Erz und Blei zur Vernichtung oder Bereitung der scheußlichsten Qualen." Aber auch die regelmäßige Rechtspflege späterer Zeit schien dieses Justizapparates schwer entbehren zu können, wie man aus verschiedenen Stellen des Theodosianischen Codex entnehmen mag; die Strafe der „plumbatae" scheint erst unter Constantin — wenigstens für das römische Reich — aufgehört zu haben. Denn noch heut soll es einen europäischen Staat geben, in welchem die Handhabung eines solchen mehrschwänzigen Correctiv-Mittels unentbehrlich erscheint.

Noch eine andere Rolle wies man dem Blei in der Strafjustiz an. Wie im Mittelalter, ja bis in die Neuzeit hinein, schwere Ketten, denen etwa noch Kugeln angehängt waren, die Kerkerstrafe verschärfen sollten, so wurden in der römischen Kaiserzeit bisweilen Sträflinge, ringsum mit bleiernen Banden umwunden, für Lebensdauer in die Bergwerke geschafft. —

Nur weil das Blei den alten Völkern gleichsam als die Verkörperung der Schwere erschien, konnten sie sich verleitet fühlen, ein Metall zur Anfertigung von Gewichten zu benutzen, das durch seine übrigen Eigenschaften sich für diesen Zweck so schlecht eignet. Die meisten größern Museen beherbergen eine Reihe solcher Gewichte, die nicht selten sechseckige Stücke, gewöhnlich aber einfache Parallelepipede sind, auf welchen die Zahlenbezeichnungen durch Striche oder Punkte angedeutet werden. Vor allem ist die Anzahl der erhaltenen griechischen Bleigewichte groß. Sie haben außer den Inschriften gewöhnlich noch Darstellungen in Relief, welche — gleich Wappen — ihre Herkunft verrathen, so z. B. weist ein Doppelbeil oder eine Traube auf



Digitized by Google

Tenedos, die Amphora gehört Chios an, die Schildkröte ist das Zeichen für Aegina. — Viel seltener sind bleierne Laufergewichte. In der reichen Sammlung des Herrn Trau, Theehändlers in Wien, befindet sich eine Bronze-Büste des Kaisers Titus. Sie ist im Erz so dünn, als wäre sie aus Blech getrieben, und ist vollständig mit Blei ausgegossen. Ein Bronzering auf dem Scheitel des Kopfes läßt keinen Zweifel darüber, daß sie als Laufergewicht gedient hat.

Noch manchen andern Bedürfnissen hat man das Blei gerade seiner Schwere wegen nutzbar gemacht. Die antiken Bronzegüsse waren oft nicht so stark gearbeitet wie die modernen, daher auch nicht so schwer. Man goß daher die untern Partien namentlich von Colossalstatuen mit Blei aus, um ihnen größere Stabilität zu geben. Das kaiserliche Antikenkabinet in Wien z. B. besitzt einen solchen mit Blei ausgegossenen Fuß. Seine Sohle ist 38 cm lang, der Rist 10 cm hoch und der Umfang über dem Knöchel 35 cm. Das Erz ist nur 5, stellenweise gar nur 2 mm dick. Ein vierkantiger Eisenstift ($1\frac{1}{2}$ cm im Geviert), der ins Blei eingelassen ist, verband offenbar den Fuß mit dem Unterschenkel der Statue.

Nur als Curiosität will ich erwähnen, wie die Alten im Würfelspiel „dem Glücke nachhalfen“. Eine Stelle bei Aristoteles wenigstens scheint darauf zu deuten. Er führt als Beispiel an, daß ein „gebleiter“ Würfel stets die leichtere Seite dem Werfenden zuwendet; diese wird wohl damit die höchsten Pointen gewiesen haben.

Beiweitem die größten Mengen an Blei verbrauchten die Römer zu ihren zahlreichen und weit verzweigten Wasserleitungen. Die Vertheilung des Wassers innerhalb der umfangreichen Regionen der ewigen Stadt erfolgte durch ein gewaltiges Netz von Bleiröhren. Es giebt auch fast kaum einen etwas bedeutenderen Ort, den Römer gegründet und einige Zeit be-



Digitized by Google

wohnt haben, in dessen Nähe man nicht die Zeugen ihres Bedürfnisses nach gutem Wasser ausgegraben hätte. Sie hießen „Fistulae“ ein Gegensatz zu „Tubuli“, den thönernen Röhren. Man stellte sie aus Bleiplatten her, welche um einen Kern gebogen wurden. Die Ränder hämmerte man aufeinander und verlöthete sie dann äußerlich; der Durchschnitt zeigt darum keinen reinen Kreis, sondern wo die beiden Plattenränder an einander gepaßt sind, besteht eine Leiste; fast ausnahmslos ist die Nath, nicht bloß angedeutet, sondern sie ist auch im Verlaufe der Jahrhunderte klaffend geworden. Die Platten, welche für Leitungsröhren dienten, sollten nicht kürzer, als 10 römische Fuß, d. h. fast 3 m lang gegossen werden. Die Röhren hatten, wie sich erwarten läßt, festgestellte Dimensionen (moduli), die zu verschiedenen Zeiten auf Grund einer verschiedenen Einheit bestimmt, und nach ihrem bestimmten Caliber benannt waren. Ein Rohr z. B. von etwas mehr als 2 cm Weite hieß „Quinaria“; eine „Sexagenaria“ hatte 16 cm Lichte. Frontinus, welcher zur Zeit des Nerva (96—98 n. Chr.) die wichtige und mit 100 000 Sesterzen (fast 22 000 Mk.) dotirte Stelle eines Curator aquarum innehatte, hinterließ uns ein wichtiges Büchlein über die Wasserwerke Roms. Aus diesem erfahren wir, daß zu Frontinus' Zeit 17 verschiedene Caliber — 8 andere waren außer Gebrauch gekommen — in den öffentlichen Registern (commentarii) eingetragen und durch des Kaisers Majestät approbirt (confirmati) waren. Die Feststellung der Röhrenweite war schon darum sehr wichtig, damit man beim Zuweisen des Wassers an jeder beliebigen Stelle der Leitung bestimmen könne, wieviel Wasser des Tages abgegeben wird. War das Rohr enger, so war der Empfänger natürlich betrogen. — Die Röhren des schwächsten Calibers hatten 2,2 cm Weite, die dicksten maßen in der Lichte 228 mm! Bei solcher Weite müssen Röhrenbrüche kein seltenes Ereigniß gewesen sein, und Frontinus



Digitized by Google

giebt in der That auch Anweisungen, was in solchen Fällen zu geschehen hat, damit in der Zufuhr des Wassers keine Unterbrechung eintrete. — Um die Röhren zu einem Strange zu vereinigen, schob man das Ende des einen Rohres in das gekröpfte Ende des andern und dichtete die Stelle mit Kitt ganz ähnlich, wie es bei uns mit den Gasleitungsröhren geschieht.

Auch mit Inschriften sind die Röhren nicht selten versehen. Da die Inschrift wahrscheinlich mit beweglichen Buchstaben in die Formen eingepreßt wurde, so mußte sie auf der Tafel, aus der das Rohr gefertigt ward, erhaben erscheinen. Aus der Inschrift erfährt man, unter welchen Consulen oder Kaisern die Leitung angelegt worden ist oder welche Stadtmagistrate damals gerade im Amte waren. Zuweilen ist der Name einer Privatperson oder einer Gesellschaft zu lesen, auf deren Kosten das Werk ausgeführt ward. Wieder in andern Fällen sagt uns das Rohr, aus welcher Fabrik es hervorgegangen ist, z. B. „ex officina Martini plumbarii". — Auch die öffentlichen Wasserreservoire oder wenigstens einzelne derselben waren mit Bleiplatten ausgefüttert (castella plumbea). Ueberhaupt benutzte man das Bleiblech auch sonst zum Auskleiden, z. B. des Innern von Holzsärgen und die viereckigen „bleiernen Kufen", in welche nach der Schilderung des berühmten Oekonomen Columella beim Pressen der Oliven das Oel ablief, dürften mit Bleiplatten ausgeschlagene Holzkästen gewesen sein.

Der Architekt Vitruvius, ein Zeitgenosse des Cäsar, macht in einsichtsvoller Weise auf die Schädlichkeit des Bleies aufmerksam. Er erklärt, Wasser, das durch Thonröhren geleitet worden, schmecke nicht allein besser, sondern sei auch gesünder als das durch Bleiröhren geführte, „denn da scheine sich Bleiweiß zu bilden und dieses dem menschlichen Organismus schädlich zu sein." Gleichwohl wendete man sie an und ließ sich davon selbst dort nicht abhalten, wo die chemische Wirkung des Mineral-

wassers sie in kürzester Zeit zerstören mußte. Pausanias, der Topograph Griechenlands, macht die interessante Angabe, es gebe in der Nähe von Puteoli ein heißes Wasser, welches die Bleiröhren, durch die es läuft, in wenigen Jahren zernagt. Es war wohl heißes Schwefelwasser. Bei so ausgebreiteter Verwendung der Bleiröhren wird es uns nicht wundern, daß die Herstellung derselben einen mächtigen Geschäftszweig bildete, in welchem, besonders zur Zeit der Kaiser, zum Theil sehr ansehnliche Vermögen investirt waren.

Trotz der von Einzelnen ganz richtig erkannten Gefährlichkeit des Materials fertigte man doch daraus Kessel zum Einkochen des Mostes (sapa), Schüsseln zum Anmachen von Brotteig; man hatte sogar bleierne Fässer! Man betrachtete Salben und Pflaster als viel wirksamer, wenn sie in Bleigefäßen gekocht worden sind, und bewahrte besonders wohlriechende Salben in solchen auf, weil nach Theophrast's Erklärung „das Blei kalt und dicht sei, und weder den Geruch der Salben heraus lasse, noch gestatte, daß irgend etwas eindringe."

Die große Weichheit des Metalles, das den Eindruck selbst eines Fingernagels schon aufnimmt und anderseits leicht abfärbt, machte es zum Schreibmateriale geeignet. Mit Blei zog man auf Pergament und Papyrus Linien und hatte dazu dünne Bleischeiben „Linirrädchen" (Kyklomolybdos), die man so handhabte wie unsere Frauen das sogenannte Schneiderrädchen beim Vorzeichnen der Kleiderschnitte. Auf „dieses gerundete Blei, den beschriebenen Seiten ein Führer" spielt die griechische Anthologie in mehreren Epigrammen an, und der Kenner römischer Poesie wird wohl an Catull's reizendes Spottgedicht auf den groben Suffenus erinnert, in welchem der „membrana derecta plumbo" Erwähnung geschieht. — Anderseits dienten mehr oder weniger dünne Bleiplatten dazu, auf denselben die Schriftzeichen mit Metallgriffeln einzuritzen. Solche Blei-



Digitized by Google

bücher wurden, wie wir aus Plinius erfahren, in ältesten Zeiten für öffentliche Aufzeichnungen benützt. Dem Pausanias zeigte man an der Hippokrene eine stark zerstörte Bleitafel, auf welcher Hesiod's Lehrgedicht „Werke und Tage" soll eingeschrieben gewesen sein. Die Richtigkeit ähnlicher Angaben wird durch einen Fund A. Cesnola's bestätigt — eine nach Art der antiken Bücher zusammengerollte Bleiplatte, die in der That beschrieben ist.

Die größte Zahl beschriebener Bleitafeln gehört einer besondern Gattung an, deren unheimliche Bedeutung ihr Name „Katadesmen, Fluchtafeln" verräth. Indem man sie in die Grabkammer oder in den Sarg einschmuggelte, hoffte man den Todten noch im jenseitigen Leben mit seiner Rache zu erreichen. Die unfromme Bitte ist darum immer an die unterirdischen Gottheiten gerichtet. Die meisten erhaltenen Fluchtafeln rühren, wenn ich nicht irre, von Frauen her; ob wegen einer unversöhnlichern Rachsucht oder größern Abergläubigkeit des schwachen Geschlechtes, ob vielleicht aus beiden Gründen zugleich, wage ich nicht zu entscheiden. Doch auch Männer verschmähten das feige Mittel nicht. Bis in das Zimmer des Sterbenden wußte sich der Haß Zutritt zu verschaffen. Tacitus erzählt, daß man im Krankengemache des Germanicus Menschenknochen, halbverbrannte Leichentheile, an den Wänden Beschwörungsformeln, Verwünschungen und den Namen des Kranken „auf bleiernen Tafeln eingegraben" fand, „wodurch man Seelen den unterirdischen Mächten zu weihen wähnt". Der Verdacht, dieses alles veranstaltet zu haben, richtete sich gegen Germanicus' Todfeind Piso, dessen Abgesandte auf den Tod des Fürsten lauerten.

Eine zweite Art von Katadesmen scheinen in den Heiligthümern der unterirdischen Mächte niedergelegt worden zu sein. Eine ansehnliche Zahl solcher Täfelchen fand man in der klein-



Digitized by Google

asiatischen Seestadt Knidos, die durch ihren Venuskultus un Praxiteles' wundervolles Venusbild berühmt war.

Die Veranlassungen zu diesen Ausbrüchen des Grolls sind sehr verschieden. Da verwünscht eine heißblütige Griechin Jemanden, der ihr Gewänder veruntreut hat. Eine Ehefrau verflucht eine Klatschschwester, die ihr nachgesagt hat, sie wolle ihren eigenen Gatten durch Gift aus der Welt schaffen. Auf einer andern Tafel lesen wir gleich drei Verfluchungen gegen Personen, von welchen die Beschädigte mit einem leichtern Gewicht betrogen worden ist und gegen einen unbekannten Dieb ihres Armbandes. Prosodion, die Frau des Nakon verflucht jenes Frauenzimmer, das ihren Gatten verleitet hat, Weib und Kinder zu verlassen. Ein andermal wird der Fluch geschleudert gegen Jemand, der ein Trinkhorn gestohlen, dann wieder gegen den unerkannten Gesellen, welcher den Fluchenden geknebelt und durchgebläut hat.

Die größeren von diesen Täfelchen sind etwas schmäler und zugleich etwas länger, als die bedruckte Fläche dieser Seite.

Endlich giebt es noch Inschriften auf Blei, welche — wenn ich so sagen darf — als Ueberreste des Orakelarchives von Dodona gelten dürfen. Es sind zum Theil nur einen Millimeter dicke Bleiplättchen. Die meisten sind von Karapanos und Foucart zuerst publicirt. Die entzifferten Täfelchen — einige 40 an Zahl — beziehen sich auf sehr verschiedene Gegenstände. Anfragen politischen Inhalts, Friedensgarantien betreffend, Anfragen wegen gestohlener Kopfkissen und Matrazen, Anfragen von Kranken, durch welcherlei Opfer sie ihre Gesundheit erkaufen könnten, von Geschäftsleuten, ob ihre Unternehmungen glücken werden, von einem mißtrauischen Lysianus, ob Nyla von ihm in der Hoffnung sei — diese und ähnliche Anfragen werden dem Gotte von Dodona vorgelegt. Im letztern Falle wenigstens gab der Kronide eine beruhigende Antwort. —



Digitized by Google

Ein Jahrhundert lang hat unter den Numismatikern und Archäologen ein wissenschaftlicher Streit darüber geherrscht, ob das Blei je als Münzmetall gedient habe. Daß bei plattirten Münzen das Innere, die sogenannte Seele bisweilen aus Blei bestand, daß diese Art Fälschung bei den Griechen in sehr frühe Zeiten hinaufreicht, ist sicher; heut läßt sich aber wohl auch nicht mehr zweifeln, daß es zeitweilig wahre, gangbare Bleimünzen gegeben hat.

Hier wären die zahlreichen bleiernen Münzen numidischer Könige zu nennen; an sie schließen sich in Aegypten gefundene römische Münzen des 2. oder 3. Jahrhunderts n. Chr. Dazu kommt der wichtige Fund von Lyon. Diese kleinen Bleistücke, deren reichste Sammlung Etienne Récamier besitzt, wären nach Lenormant's Darlegung in den Städten an der Saône und Rhône in Umlauf gewesen. Man kann annehmen, daß ihr Curs ein localer war und daß ihnen lediglich die Bedeutung unsers Papiergeldes oder vielleicht richtiger von jenen kleinen Noten zukam, welche eine Zeit lang in verschiedenen italienischen Städten, von localen Banken ausgegeben, nur örtliche Geltung hatten.

Viel ausgiebigern Gebrauch machten die classischen Völker vom Blei zur Anfertigung von Marken, die man unter dem Namen „Tesserae“ zusammenfaßt. Die Zahl der erhaltenen Piombi dieser Art, besonders solcher römischen Ursprungs beläuft sich in die Tausende, auch die griechischen sind aus der Zeit der makedonischen und römischen Herrschaft, selten aus älterer Zeit. Trotz der Weichheit des Metalls sind viele sehr wohl erhalten, meist mit einer Oxydschicht bekleidet, die ihnen wie auch andern Bleianticaglien das Aussehen giebt, als läge ein dünner Ueberzug von eingetrocknetem Brodteig auf ihnen. Viele derselben geben noch heut, was ihre Bedeutung betrifft, dem Archäologen schwer lösbare Räthsel auf.



Digitized by Google

In den Städten Italiens bestanden Collegien und gildenartige Sodalitien, welche neben der Wahrung besonderer Interessen auch den Cultus der municipalen Gottheiten pflegten, und deren Mitglieder sich an verschiedenen Festlichkeiten gemeinsam betheiligten. Sie feierten Spiele, Aufzüge und gaben Banquette. Garucci, der sich mit der Deutung der Tesserae sehr eingehend beschäftigt hat, spricht nun die Vermuthung aus, viele dieser Marken seien eben von jenen municipalen Collegien für ihre Mitglieder angefertigt. Die Marke sicherte dem Ueberbringer den unentgeltlichen Zutritt zu den Unterhaltungsorten, sie öffnete ihm vielleicht bei den Schauspielen einen reservirten besseren Platz. — Ferner sind Legate bekannt, durch welche den Collegien Geld zu Gastmählern, die am Geburtstage des Legatars zu seinem Andenken gefeiert werden sollten, und für Salböl vermacht werden. Eine bestimmte Marke berechtigte zur Theilnahme an den ersteren, auf eine andere hin ward dem Vorweisenden in den öffentlichen Bädern Salböl unentgeltlich verabreicht, d. h. beides wurde aus den Legaten bestritten.

Die meisten Tesseren zeigen Embleme, welche auf Spiele im Circus und Amphitheater oder auf Vorstellungen im Theater deuten. Aurigen, bekränzte Pferde, die sieben Delphine, die Trompeter, welche das Zeichen zum Beginn des Wettkampfes gaben, und ähnliche Darstellungen beziehen sich auf Wagen- und Pferderennen im Circus; Abbildungen von Gladiatoren oder ihren Helmen, von Siegeskränzen, von verschiedenen Thieren: Hirschen, Elephanten, Stieren, Löwen, Bären u. s. w. gemahnen an die schauerlichen Spiele des Amphitheaters; die Maske dient als Symbol des Schauspieles; bisweilen ist der Zuschauerraum abgebildet und die Zahl des Cuneus und der Sitzreihe angegeben, für welche die Eintrittsmarke gelten mochte.

Andere Tesserae haben unverkennbaren Bezug auf Triumphzüge oder Apotheosen von Kaisern. Diese letzteren werden durch



Digitized by Google

das Bild des Mercur oder eines Genius mit brennender Fackel, oder durch einen Adler angedeutet, welcher von einem Cypressenkranz umgeben ist. Einzelne Tesserae mit Kaiserbildern sind vielleicht Einladungsmarken für die Triumphfeierlichkeiten gewesen. Wahrscheinlich sind auch solche medaillenartige Bleistücke an das Volk als „Denkpfennige" vertheilt worden.

Eine Anzahl von Tesserae hat nach ihren Darstellungen oder abgekürzten Inschriften einen deutlichen Bezug auf religiöse Feste und Versammlungen, z. B. Sacra Lanuvina, Invenalia, die Saturnalien, geheime Zusammenkünfte zur Feier der Isis, u. s. w. Alle die erwähnten Marken sind gewöhnlich rund, flach oft nur auf einer Seite mit einem Gepräge versehen. Dieses ist entsprechend ihrer Bestimmung meist ganz roh; doch zeigen einige sehr fein ausgeführte Köpfe oder figurale Darstellungen. Einzelne scheinen geprägt zu sein, die meisten waren gegossen. Man besitzt noch die Gußformen, die aus einem Cipolinähnlichen Stein gefertigt sind. —

Eine andere Art von Tesserae sind kleine viereckige, mit Zahlen oder Buchstaben versehenen Täfelchen. Sie waren wohl Etiketten an Weinamphoren oder an Büchsen, in denen die Bücherrollen aufbewahrt wurden u. s. w. Einzelne sind durchlöchert, indem sie entweder angenagelt oder den Gegenständen angehangen waren.

Tesserae, welche Namen von Privatleuten tragen, hatten in manchen Fällen die Bestimmung, das Andenken des Bauherrn der Nachwelt zu erhalten. In der viereckigen Fußplatte (Plinthe) einer großen Granitsäule in der Nähe des Forum Trajani zu Rom fand man eine Höhlung, gerade so groß, daß eine Bleimarke, die auf beiden Seiten wie eine Münze geprägt war, darin Platz hatte. Nachdem die Tessera hineingelegt war, stellte man die Säule auf die Plinthe. — Aehnlicher Bleimedaillen,

in Höhlungen von Säulen eingelegt, fand man mehrere. Sie waren, wie es scheint, seit Trajan Mode geworden.

Von diesen Marken verschieden sind jene „Piombi“, die als Boletten dienten. In Höhlungen von Marmorblöcken eingelassen und mit Kaiserbildnissen geprägt, mochten sie dazu dienen, solche Blöcke als zollfrei oder für kaiserliche Bauten bestimmt, zu bezeichnen. Im vorigen Jahrhundert ließ ein gewisser Lecchini, Steinmetz in Rom, aus der berühmten Villa des Hadrian zu Tibur ein großes Fragment gelben Marmors bringen. Als dieses vor seiner Werkstatt abgeladen wurde, bemerkte er, wie ein Stück davon absprang. Er hob es auf und fand, daß es vordem mit feinem Kalkkitt an dem Block befestigt gewesen, und in einer Aushöhlung Blei enthielt, auf welchem Hadrians Kopf nebst einer halbverwischten Inschrift geprägt war.

Boletten anderer Art sammelte Salinas auf Sicilien. Sie tragen griechische Aufschriften, Monogramme oder Zeichen, und bestehen aus zwei kleinen runden, durch einen schmalen Streifen verbundenen Platten, von denen (an einzelnen Exemplaren) die eine mit einem kleinen Zapfen versehen ist, der in die entsprechende Höhlung der andern paßt. Man bog die Streifen zusammen und drückte die beiden Plättchen auf einander. Da Sicilien durch seine Tuchfabrikation sehr berühmt war, so kann kaum ein Zweifel bestehen, daß diese Bleie (piombi mercantili) Fabrikmarken sind, welche den Stoffen angehängt wurden, ganz in derselben Art, wie es noch jetzt geschieht. Die Annahme findet eine Stütze in dem häufigen Vorkommen mehrerer (bis zu 10 Stück) ganz gleicher Exemplare, die offenbar bestimmt waren, Producte ein und derselben Fabrik zu bezeichnen. Uebrigens sind piombi mercantili nicht bloß auf Sicilien beschränkt. Das Universitätsmuseum zu Athen besitzt eine Sammlung von griechischen, darunter selbst attische Stücke.

Bei Gelegenheit der Piombi wäre auch der Amulette zu



Digitized by Google

gedenken, welche auf Schnüre gezogen um den Hals getragen wurden.

Statt unseres Siegelwachses wendete man sehr häufig einen sehr feinen Thon an; in andern Fällen aber auch Blei, dem das Siegel aufgedrückt war. Stücke, welche deutlich die Spur der durchgezogenen Fäden, die im Verlauf der Jahrhunderte herausgemodert sind, zeigen, besitzt man noch. — Griechische Magistrate und Privatpersonen fügten amtlichen Schriftstücken nicht ihre Namensfertigung, sondern den Abdruck ihres Siegelringes bei. Eine solche kleine Bleitessera konnte auch als Legitimirung gelten, etwa wie heut zu Tage eine mitgegebene Visitenkarte; wenn man seines Freundes Siegel kannte, so brauchte man nur die vorgewiesene Beglaubigungs-Tessera zu vergleichen. Aus solchem Gebrauch erklärt Dumont die Häufigkeit gewisser griechischer piombi. Hierher gehören auch winzige abgestempelte Bleistückchen, welche die Bedeutung von Aichungsmarken haben, die an Gewichten und Maßen angebracht waren.

Endlich fand das Blei im metallischen Zustande auch unter den Heilmitteln einen Platz. — So wurden nach Operationen von Atresien, um das Verkleben und Wiederverwachsen der Wundflächen zu hindern, nach dem Beispiele des renomirten römischen Arztes Celsus, Bleistreifen in die Wunde eingelegt. Das sogenannte Ueberbein (Ganglion) zertheilte man durch Druck mit einer Bleiplatte.

Nach der Anschauung der Griechen und ihrer Schüler — der Römer, bestanden die Körper aus ihren Qualitäten. Das Blei dachten sie sich als „kalt und durchaus feucht". Sie schrieben ihm daher eine abkühlende Wirkung zu. Da es sehr viel feuchtes Wesen habe, das darin durch Kälte verdichtet sei, so müsse es bei Annäherung des Feuers rasch flüssig werden, d. h. schmelzen. Wenn man eine Flüssigkeit in einem Bleimörser mit einem Bleikolben reibt, so werde sie kühler, denn es trete



Digitized by Google

(nach Galen's Ausdruck) „etwas von einem Saft aus dem Bleie" und dieser bedinge die Kühle. Wenn heute die Laien von der „kühlenden Wirkung" des Bleizuckers sprechen, so ahnen sie wohl nicht, daß der Ausdruck nicht bloß auf die Empfindung geht, sondern vielmehr der Ueberrest einer vor mehr als zwei Jahrtausenden aufgestellten naturphilosophischen Hypothese ist. Alex. v. Humboldt macht die feine Bemerkung: „Die dogmatischen Ansichten der vorigen Jahrhunderte leben fort in den Vorurtheilen des Volkes ... Sie erhalten sie auch als ein lästiges Erbtheil in den Sprachen, die sie durch symbolisirende Kunstwörter und geistlose Formen verunstalten."

Die Alten schrieben dem Blei auch sonst noch mancherlei seltsame Kräfte zu. Wenn Granatbäume keine Blüthen ansetzen wollten, so sollte man um den Stamm einen Bleireifen legen damit sie fruchtbar werden. Man empfahl Bleibleche auf den Unterleib aufzulegen, um sich vor lüsternen Träumen zu bewahren. Solches thaten vor allem die sich ausbildenden Athleten, denen eine strenge Askese in dieser Richtung vorgeschrieben war. Von Nero wird erzählt, er habe sich Bleiblech auf die Brust gelegt in der Absicht, seine Stimme zu bewahren, auf die er bekanntlich sehr viel sich einbildete.

## III.

Neben der metallischen Form, in welcher das Blei, wie wir gesehen haben, so mannigfache Verwendung gefunden hat, hatten auch seine Legirungen und chemischen Verbindungen für das antike Leben eine nicht geringe Bedeutung, die ihnen zum Theil auch jetzt noch geblieben ist.

Dem Erz (Bronze) ist häufig Blei zugesetzt worden, theils um das erstere leichtflüssiger und für den Guß tauglicher zu machen, theils (bei Münzen) um, wie Hultsch vermuthet, „das Einschmelzen und damit den Verlust der Prägekosten für den Staat zu verhüten". — In der That enthalten die Münzen



Digitized by Google

der römischen Republik bis Augustus (neben Zinn) zwischen 4 und 29 pCt. Blei. In der Kaiserzeit beginnt der absichtliche Bleizusatz erst wieder unter Marcus Aurelius (161—180), ausnahmsweise wohl auch unter Trajan (98—117), und hört mit den Byzantinern wieder auf (etwa um 400 n. Chr.). Auch sonstige römische Bronzen, z. B. Spiegel, Schnallen, Nadeln, Statuen, selbst Schwertklingen sind zum Theil recht bleihaltig (bis zu 24 pCt.). Uebrigens scheint man Kupfer durch Zusatz von Blei, das man zum Theil wieder abtrieb, gereinigt zu haben, wie denn in England gefundene Kupferblöcke, die aus römischen Gießereien stammen, Blei enthalten. Das campanische Erz, das zu den vorzüglichsten gezählt wurde, scheint auch in dieser Weise gereinigt worden zu sein, und nicht (wie man aus einer undeutlichen Stelle des Plinius vermuthen könnte) eine Legirung mit Blei erfahren zu haben. Später fälschte man alle Bronze in solchem Maße, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. unter Tacitus Augustus auf den Bleizusatz Confiscationsstrafe gesetzt war. Natürlich konnte es nur durch Verrath der Arbeiter an den Tag kommen, da keine Chemie mit ihren analytischen Methoden bestand, durch welche die Unehrlichkeit wäre entlarvt worden.

Griechische Münzen aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., welche Bibra analysirt hat, enthalten das Blei nur als eine zufällige Verunreinigung; in den späteren Jahrhunderten ist es auch dem griechischen Erze absichtlich zugesetzt worden. — Aegyptische Bronzen sind reich an Blei, doch sind solche, deren Herstellung mit Sicherheit in jene Zeiten verlegt werden kann, da Aegypten von einheimischen Pharaonen regiert worden ist, kaum untersucht. Die analysirten gehören alle der Lagidenzeit an.

Der Bruch sehr bleihältiger Bronzen ist grau oder rothgrau; auf dem Schnitte erscheinen sie mehr oder minder lichtgelb. Auf die Farbe hat auch der Zinngehalt offenbaren Einfluß.



Digitized by Google

Legirungen von Blei und Zinn dienten — und dienen bis heut — zum Löthen. Plinius führt zwei Arten derselben an: die eine — stannum tertiarium — aus 2 Theilen Blei und 1 Theil Zinn bestehend ist zum Löthen und Dichten der Bleiröhren in Anwendung gekommen; in der anderen — stannum argentarium — dem Loth für Bronze und Silber waren beide Metalle zu gleichen Theilen zusammengeschmolzen. Diese letztere Legirung ist betrügerischer Weise statt reinen Zinns verkauft worden, und zwar 10 römische Pfund (3,27 kg) um 60 Denare (52,24 Mk.), während es nur 43½ Denar (37,88 Mk.) werth war.

Blei oder Bleiglanz diente zum Reinigen von Gold und Silber. Dieser Prozeß des „Abtreibens", wie er noch heute bei Ausbringung silberhaltiger Bleierze in Gebrauch steht, war schon in den ägyptischen Goldbergwerken üblich. Wo das Silber aus bleihältigen Erzen gewonnen wurde, wie in Laurion, war natürlich ein solcher Zuschlag überflüssig.

Von den chemischen Verbindungen des Bleies waren den Alten Bleiglätte, Mennige, Bleiweiß und Schwefelblei bekannt.

Die Glätte (lithargyrum) stellte man aus Bleiblech dar, das an der Luft geglüht wurde, oder erhielt sie als Nebenprodukt bei der Reinigung der Edelmetalle, wo sie sich an den Seiten der Treibheerde anlegte. Plinius nennt diese Art „Spuma argenti" (Silberschaum). Man unterschied mehrere Arten durch besondere Namen als Goldglätte (chrysitis), Silberglätte (argyritis) und Bleiglätte (molybditis), über welche bei den alten Schriftstellern einige Verwirrung besteht. Plinius sagt: alle drei entstehen, wenn das ausgeschmolzene Blei aus dem obern Tiegel in den untern abfließt. Dabei war das glühende Blei der oxydirenden Wirkung der Luft ausgesetzt. Die Glätte wurde mit Eisenspateln von der Oberfläche des geschmolzenen Bleies abgenommen, noch einmal für sich der Wirkung der Flamme ausgesetzt, dann, nachdem sie erkaltet war, in Stücke



Digitized by Google

zerschlagen und vor dem Luftstrom des Gebläses geglüht, d. h. vollends alles Blei oxydirt. Man wusch sie dann in Wein, Essig oder kochendem Wasser und bewahrte die für Arzneien bestimmte in Bleibehältern. Für die beste Glätte galt die attische; ihr am nächsten kam die spanische; doch wurde zu Dioscoride's Zeit auch in Campanien und Sicilien Glätte dargestellt. Nach Plinius wäre die gesuchteste, die von Zephyrium, einer Stadt in Cilicien (Kleinasien) gewesen.

Die Giftigkeit dieses Körpers war den Alten bekannt. — Er ist zum Bereiten von Salben verwendet worden, welche „zum Erweichen und Kühlen von Geschwüren" dienten. Besondere Verwendung fand Glätte bei Hautkrankheiten und bösartigen, krebsigen Geschwüren, deren Vernarbung befördert werden sollte. Sogar gegen Ruhr bediente man sich des Präparates. Sie war ein wesentlicher Bestandtheil der Pflaster, welche man in Bleikesseln gekocht haben soll.

Auch einen technischen Gebrauch machte man von ihr; den griechischen Gläsern ist sie zum Theil in sehr beträchtlicher Menge zugesetzt worden.

Eine gleiche ärztliche Verwendung fand die Molybdaena, welche von unseren Hüttenleuten „Herd" genannt wird, — Mergel des Treibherdes, der von Glätte ganz durchsetzt ist. Die Molybdaena mußte gelb wie Schwefel, und leicht zerreiblich sein, sollte keine erdigen Theile, d. h. Kies, Sand u. s. w. enthalten und sollte mit Oel gekocht, Lederfarbe annehmen.

Was Dioscorides in seiner Heilmittellehre „gebranntes Blei" nennt, darf mit dem wahren gebrannten Blei, d. h. mit Glätte nicht verwechselt werden. Die Bereitungsart läßt darüber keinen Zweifel, daß es Schwefelblei war. Man schmolz nämlich gestoßenen Schwefel und dünne Blättchen (Folie) oder Feilspäne von Blei, die schichtweise in einen irdenen Tiegel eingetragen waren, zusammen und rührte so lange mit Eisenspateln, bis



Digitized by Google

man eine matte, grauschwarze Masse hatte, welche dem Blei nicht mehr ähnlich sah und sich leicht pulvern ließ. Manche setzten Eisen zu, wodann neben Schwefelblei noch Schwefeleisen entstehen mußte. Das Präparat fand in der Medizin eine ähnliche Anwendung wie die Glätte, gegen unreine Wunden, zur Beseitigung „wilden Fleisches" (wuchernder Granulationen), „um die Höhlen in den Geschwüren zu füllen" und sie zur Vernarbung zu führen. Es bildet auch einen Bestandtheil verschiedener Augenmittel.

Theophrast, ein Schüler des Aristoteles, hat uns in seinem wichtigen Buche über die Steine eine Schilderung der Methode hinterlassen, nach welcher in seiner Zeit das Bleiweiß (von den Griechen „psimmythion", von den Römern „cerussa" genannt) gewonnen wurde. Blei in der Größe eines Ziegels wurde über scharfem Essig auf ein Rohrgeflecht in irdene Fässer gethan. Sobald sich eine dicke Kruste angesetzt hatte, was gewöhnlich nach 10 Tagen geschehen war, öffnete man die Fässer, schabte diese Rinde ab, stellte das Blei wieder ein; das wiederholt man so oft, bis letzteres ganz zerfressen war. Das Abgeschabte ist mit Wasser in einem Mörser zerrieben und collirt worden; das feinpulverige Bleiweiß setzte sich zuletzt am Boden ab. Theophrast unterläßt zu bemerken, daß man die Gefäße in Mist einsenken muß. Galen stellte das Bleiweiß aus Glätte dar, welche er in Essig gelöst durch vierzig Tage während des Hochsommers im Mist eingegraben stehen ließ.

Es ist also dieselbe Methode, welche noch heut unter dem Namen der „holländischen" im Gebrauche steht.

Das berühmteste Bleiweiß lieferten die Rhodier; es kam in Form kleiner Kugeln in Handel. Auch zu Korinth und in Puteoli bildete seine Fabrikation einen Gewerbszweig.

Die giftige Wirkung des Bleiweißes ist von den Alten sehr gefürchtet worden. Es hatte eine ähnliche, obgleich beschränktere



Digitized by Google

therapeutische Verwendung, wie die Glätte. — Galen löste es in Essig auf, um ein milder wirkendes Augenmittel zu haben, als der weiße oder blaue Vitriol war, ohne zu ahnen, daß dabei ein neuer Körper — Bleizucker — entstand. Diesen letztern kannten die Alten als Versüßungsmittel für Wein nicht; dagegen wendeten sie bei beginnender Verderbniß Mennige an, die bei ihrer Bereitungsart gewiß unverändertes Bleioxyd enthielt und so Anlaß gab, daß sich in dem bereits in Essiggährung übergehenden Weine Bleizucker bilden mußte. — Mit Gyps und flüssigem Pech gemischt diente das Bleiweiß als Anstrich für Eisentheile, um sie vor Rost zu bewahren.

Dem Bleiweiß kam unter den Bleipräparaten die Mennige (sandaracha, minium) an Wichtigkeit gleich. „Wird Bleiweiß im Ofen geglüht, so ändert es die Farbe und wird zu Mennige," sagt der Architekt Vitruvius. So bereitet, sei sie besser als die natürliche. Diese Bereitungsart soll durch Zufall gefunden worden sein, als bei einer Feuersbrunst im Pyräus das Bleiweiß in Tonnen verbrannte. Zu Plinius' Zeit galt als die beste Mennige dieser Art die asiatische, welche ihrer lebhaften Farbe wegen „purpurea" hieß. Das römische Pfund (327 Gr.) kostete 1,30 Mk., während die gewöhnliche Mennige für 43 Pf. zu haben war. Dioscorides hält das Produkt aus Bleiweiß nicht für Mennige. Es hatte auch den besondern Namen Sandyx. In diesen Irrthum verfiel er, weil die Mennige gewöhnlich durch Rösten von Bleiglätte gewonnen wurde.

„Die Farbe muß flammroth sein," berichtet Plinius. Je röther, je zerreiblicher die Mennige war, desto höher schätzte man sie.

Natürliche Mennige soll von Pontus (aus der Nähe des Flusses Hypanis) sowie aus den spanischen Gold- und Silbergruben gekommen sein. Uebrigens verwechselten die Alten häufig diesen Körper mit Zinnober und theilen Eigenschaften des einen



Digitized by Google

dem Andern zu. Auch kann man die Vermuthung nicht abweisen, daß manche angeblich natürliche Mennige thatsächlich eine künstliche war, indem sie durch die Hitze, welche beim Feuersetzen in den Stollen herrschte, sich kann gebildet haben. Zudem besteht bei Plinius und Dioscorides in Bezug der Namen eine kaum zu entwirrende Confusion.

Die von Spanien kommenden Schiffe brachten neben anderer Fracht (Getreide, Wein, Wachs, Pech u. s. w.) auch Mennige nach den Häfen von Puteoli und Ostia. Anderseits wurde sie von den Emporiern am rothen Meer nach Ostindien ausgeführt.

In der Medizin stand diese Bleiverbindung der Glätte und dem Bleiweiß nach; um so wichtiger und bedeutungsvoller war sie als Farbe. Mit Mennige wurde an bestimmten Festtagen das Antlitz des Jupiter am Capitol angetüncht; der triumphirende Feldherr erschien beim Festzuge mit Mennige bemalt, sogar die beim Triumphmale gebrauchten Salben waren damit gefärbt.

Plinius behauptet, die Mennige spüre die Feuchtigkeit der Wand, eigne sich darum zu der Wandmalerei weniger als Zinnober; um die Farbe zu schützen, überziehe man die Bildfläche, nachdem die Farben trocken geworden, mit einer Schichte von geschmolzenem Wachs. Thatsächlich ist bei den pompejanischen Bildern, soweit man sie geprüft hat, viel häufiger Mennige und nur selten Zinnober verwendet worden.

Die alter Aegyptier scheinen bei den Malereien, mit welchen sie ihre Grabkammern ausschmückten, sich nie des Bleiweißes und der Mennige bedient zu haben. Die rothe Farbe ist Ocker, die weiße Gyps oder fein gepulverter weißer Glasfluß.

Eine wunderliche Verwendung der zuletzt besprochenen Bleiverbindung möchte ich nicht unerwähnt lassen. Bei einem Festspiele, welches Gordianus I. veranstaltete, erschienen einmal 300 mit Mennige gefärbte Strauße im Amphitheater.

Mennige und Bleiweiß nahmen in der Kosmetik eine wich-



Digitized by Google

tige Stelle ein. Besonders letzteres stand bei den antiken Damen in hohem Ansehn: es diente als weiße Schminke oder als rouge. Im letztern Falle war es mit einem Pflanzensafte, gewöhnlich von Anchusa tinctoria, gefärbt. Landerer berichtet, daß in griechischen Frauengräbern häufig Schminke gefunden wird, die aus Bleiweiß besteht, das mit verschiedenen Stoffen rosa gefärbt war. Im Museum zu Neapel bewahrt man ein Büchschen, durch dessen mattgewordenes Glas die Schminke rosenroth durchschimmert.

Der Gebrauch dieser Verschönerungsmittel muß bei den Frauen der alten Welt noch viel ausgebreiteter gewesen sein, als er es jetzt ist. Die Schriftsteller jener Jahrhunderte werden nicht müde, diese Frauenschwachheit zu verspotten. Diese Fruchtlosigkeit der versuchten Täuschung ist das oft variirte Thema verschiedener Epigramme der griechischen Anthologie.

„Glätte Du nur mit Schminke die fleischverlassenen Wangen;
Immer, Laodike, lacht Deiner wie billig die Welt."

sagt Makedonios einer verwelkten Schönheit und der Spötter Lukianos ruft einer geputzten Alten zu:

„— — — Was rasest Du! Nimmer geschieht es,
Daß durch Pinsel und Schmink' Hekabe Helena wird."

Aber auch junge Mädchen und Frauen verschmähten diese erborgten Reize nicht. Wir belauschen in Plautus Lustspiel „Das Hausgespenst", ein intimes Gespräch zwischen Scapha und der Philematium.

Philematium: Gieb mir das Bleiweiß!
Scapha: Wozu denn Bleiweiß?

Nachdem er es nicht geben will, fährt Philematium fort:

So gieb mir die Purpurschminke.

Scapha: Nein ich gebe sie nicht. Sei klug!
Ein Meisterwerkchen pfuschest Du mit Tinten auf?
Nein, solch Gesichtchen rühre mir keine Farbe an;
Kein Weiß, kein rouge noch sonst'ge andre Schmiererei.



Digitized by Google

Ein Bild von seltener Innigkeit hat Xenophon in seiner „Haushaltungskunst" ausgemalt. Ischomachos erzählt dem Sokrates, wie es ihm gelungen sei, seine junge Frau von der thörichten Mode des Schminkens abzubringen. „Ich sah einmal" sagte er „daß sie sich mit viel Bleiweiß schminkte, um noch weißer zu erscheinen, als sie war, und mit viel Anchusa, um röther als in Wirklichkeit auszusehen; daß sie auch hohe Schuhe anhatte, um größer zu erscheinen, als sie gewachsen war. Sag mir, liebes Weib, sprach ich zu ihr, in welchem Falle würdest du mich für einen liebewerthern Genossen unsrer Besitzthümer halten, wenn ich Dir das wirklich vorhandene vorzeigen würde und weder prahlte, als ob ich mehr besäße, noch etwas von meinem Vermögen verheimlichte; oder wenn ich versuchen würde, Dich zu täuschen, indem ich Dir vorschwatzte, ich besitze mehr, als der Fall ist, und Dir falsches Silber, hölzerne (vergoldete) Halsketten und Purpurgewänder, die nicht Farbe halten, als echt vorwiese. Sie unterbrach mich sogleich: o still doch! mögest Du mir nicht so werden; ich könnte Dich ja, wenn Du so wärest, nicht von Herzen lieb haben. Nun fuhr ich fort, und haben wir uns, liebe Frau nicht auch zur Körpergemeinschaft vereinigt? Man sagt so, erwiderte sie. In welchem Falle nun, sprach ich, würde ich Dir mit Rücksicht auf diese liebenswürdiger erscheinen, wenn ich versuchte meinen eigenen Körper so zu pflegen, daß er gesund und kräftig gediehe und dadurch in Wirklichkeit gut gefärbt wäre, oder wenn ich mit Mennige bestrichen und die Augen mit Schminke untermalt, mich sehn ließe, mich Dir gesellte, Dich täuschend und Mennige statt meiner eigenen Haut Dich sehn und berühren ließe. Mir, rief sie, wäre es gar nicht angenehmer die Mennige zu berühren, als Dich selbst, noch die Farbe der Schminke zu sehn, als Deine eigene, noch auch die untermalten Augen, anstatt so, wie sie sind, von Gesundheit strahlend. — Nun so



Digitized by Google

glaub' mir mein Weibchen, sagte Ischomachos, daß auch ich weder an der Farbe von Bleiweiß noch von Anchusa mehr Gefallen finde, als an Deiner eigenen." Er stellt ihr dann vor, daß man mit solchen Mitteln vielleicht einen Fremden irreführen könne, daß aber bei beständigem innigem Zusammenleben die Täuschung schwinden müsse; das Bad, die Thräne wäscht den Betrug weg. Die junge Frau läßt sich überzeugen, daß wie jedes Geschöpf in seiner eigenen Gestalt sich gefällt, so „halte auch der Mensch den reinen unentstellten Menschenleib für den schönsten".

* * *

Indem der Mensch die Dinge um sich seinen Bedürfnissen dienstbar macht, ist er selbst durch die ihnen inwohnenden Eigenschaften und Kräfte gebunden, ist ihm gleichsam von Natur vorgeschrieben, in welcher Weise er sie verwenden darf. — Den Umstand, daß das Blei in einer seiner lockersten Verbindungen, aus der es schon durch mäßige Wärme freigemacht wird, unmittelbar an der Oberfläche der Erde sich fand, mußte die Menschen frühzeitig zu seiner Kenntniß führen. Die Concurrenz von Eigenschaften, wie sie sich bei keinem andern Metalle in ähnlicher Weise vereinigt finden: sein hohes specifisches Gewicht und sein niedriger Schmelzpunkt, seine Schwere, seine Weichheit bei großer Zähigkeit, die Häufigkeit seines Vorkommens neben seinem unansehnlichen, zum Schmucke ungeeigneten Aeußern bestimmte die verschiedenen Arten seiner Verwendung. Der Kreis der letztern hat sich im Laufe der Jahrtausende zum Theil verengert, in andern Richtungen erweitert, und manche Anwendung, die es noch heut findet, erinnert an die altehrwürdigen Anfänge menschlicher Kultur.



Digitized by Google

## Anmerkung.

(Zu S. 6) Die Angaben über die Bleiobjecte des ägyptischen Museums zu Berlin verdanke ich der Liebenswürdigkeit des bekannten Aegyptologen und dortigen Directorials-Assistenten Dr. L. Stern, der mich zugleich darauf aufmerksam machte, daß oben erwähntes Kätzchen das einzige aus diesem Metall gefertigte Amulet sei, das ihm bekannt geworden.

(612)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

## Chemie, Physik, Astronomie und Verwandtes.

(37 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 18,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

**Baeyer**, Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 3. Auflage. (15) . . . . . . . . . . 75
**de Bary**, Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Auflage. (87/88) . . . . . . . . . . M. 1.60
**Bessell**, Die Beweise für die Bewegung der Erde. (132) . . . . . . 80
—, Ueber Zahl und Maß. (405) . . . . . . . . . . 60
**Bolley**, Altes und Neues aus Farbenchemie und Färberei. Ueberblick der Geschichte und Rolle der sogenannten Anilinfarben. 2. Abzug. (45) M. 60
**v. Boguslawsky**, Die Sternschnuppen und ihre Beziehungen zu den Kometen. (208) . . . . . . . . . . M. 1.—
**Cohn, Ferd.**, Licht und Leben. 2. Auflage. (80) . . . . . . . . . . 60
**Dove**, Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde. 2. Aufl. (3) 75
**Foerster**, Ueber Zeitmaaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie. 2. Auflage. (5) . . . . . . . . . . 75
**Geisenheimer**, Erdmagnetismus und Nordlicht. (192) . . . . . . . . 60
**Gerland**, Der leere Raum, die Constitution der Körper und der Aether (416) 80
**Grashof**, Ueber die Wandlungen des Arbeitsvermögens im Haushalt der Natur und der Gewerbe. (288) . . . . . . . . . . 75
**Hoffmann**, Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. (400) . 80
**Hoppe-Seyler**, Ueber Spectral-Analyse. Nebst einer Tafel in Farbendruck. 2. Auflage. (66) . . . . . . . . . . M. 1.20
**Lewinstein**, Die Alchemie und die Alchemisten. (113) . . . . . . . 60
**Lipschitz**, Bedeutung der theoretischen Mechanik. (244) . . . . . . . 75
**Mayer, Paul**, Ueber Sturmfluthen. (171) . . . . . . . . . . 75
**Meibauer**, Die Sternwarte zu Greenwich. (67) . . . . . . . . . . 60
**Mensinga**, Ueber alte und neue Astrologie. (140) . . . . . . . . . 60
**Meyer**, Ueber Bestrebungen und Ziele der wissenschaftl. Chemie. (342) M. 1.—
**Möhl**, Der Boden und seine Bestimmung. (253) . . . . . . . . . . 75
**Perty**, Ueber die Grenzen der sichtbaren Schöpfung, nach den jetzigen Leistungen der Mikroskope und Fernröhre. (195) . . . . . . . . 75
**Peters**, Die Entfernung der Erde von der Sonne. (173) . . . . . . . 60
**Polluge**, Klimaänderungen in historischen Zeiten. (359) . . . . . . . 80
**Rammelsberg**, Ueber die Mittel, Licht und Wärme zu erzeugen. 2. Aufl. (23) 75
**Rosenthal**, Von den elektrischen Erscheinungen. 2. Aufl. (9) . . . . . 75
**Schasler**, Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Farben, sowie ihrer Beziehungen zu einander nebst praktischer Einleitung zur Erfindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Erste Abtheilung: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figurentafel. (409/410) . . . . . . . . . . M. 2.—
—,— Zweite Abtheilung: Das Gesetz der Farbenharmonie in seiner Anwendung auf das Gebiet der Kunstindustrie. Mit einer Farbentafel. (415) . M. 1.60
**Siemens**, Die elektrische Telegraphie. 2. Abz. (22) . . . . . . . . 75
**Sohncke**, Ueber Stürme und Sturmwarnungen. Mit 2 lith. Tafeln und 1 Holzschnitt. (233) . . . . . . . . . . M. 1.20
—, Ueber Wellenbewegung. Mit 16 Holzschnitten. (375). . . . . . M. 1.—
**Stricker**, Der Blitz und seine Wirkungen. Mit 2 Lithographien und 1 Holzschnitt. (164) . . . . . . . . . . M. 1.20
**Töpfer**, Das mechanische Wärmeäquivalent, seine Resultate und Consequenzen. (75) . . . . . . . . . . 60
—, Die gasförmigen Körper und die heutige Vorstellung vom Wesen der Gasform. (271) . . . . . . . . . . 75
**Zöppritz**, Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung. (102) 75

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Grundriß der Chemie

gemäß den neueren Ansichten.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Fünfte verbesserte Auflage.**

Eleg. broch. 6 Mk. 60 Pf.; geb. in Halbfranz 8 Mk. 60 Pf.; geb. in Schulband 7 Mk. 10 Pf.

---

Leitfaden

# für die quantitative chemische Analyse

besonders der Mineralien und Hüttenprodukte,

durch Beispiele erläutert von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Dritte umgearbeitete Auflage.**

Eleg. broch. 5 Mk.; geb. 5 Mk. 40 Pf.

---

Leitfaden

# für die qualitative chemische Analyse

für Anfänger bearbeitet von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Siebente Auflage.**

Eleg. broch. 3 Mk.; geb. 3 Mk. 30 Pf.

---

# Elemente der Krystallographie

für Chemiker.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Mit 151 Holzschnitten.**

Eleg. broch. 5 Mk.; geb. in Schulband 5 Mk. 30 Pf.

---

# Lehrbuch der chemischen Metallurgie.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Zweite umgearbeitete Auflage.**

Preis eleg. broch. 6 Mk.

---

# Lehrbuch der Stöchiometrie

und der allgemeinen theoretischen Chemie.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

Preis brochirt 4 Mk.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge;

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.

(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 473.

# Mischsprachen und Sprachmischungen.

Von

M. Grünbaum.

Berlin SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind folgende We·ke erschienen:

# Praktische musikalische Compositionslehre in Aufgaben.

Mit zahlreichen, ausschließlich in den Text gedruckten Muster-, Uebungs- und Erläuterungs-Beispielen nach den Werken der ersten Meister systematisch-methodisch dargestellt

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Band: **Lehre vom Tonsatz** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Harmonielehre in 54 Aufgaben. 2. Aufl. (Preis broch. 4 Mark). — II. Contrapunkt. a) Der strenge Satz in der musikalischen Compositionslehre in 52 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — b) Contrapunkt und Fuge im freien (modernen) Tonsatz in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark).

Zweiter Band: **Freie Composition** (Preis broch. 12 Mark; geb. in Halbfr. 14 Mark). — I. Musikalische Formenlehre in 33 Aufgaben (Preis broch. 4 Mark). — II. Instrumentation und Orchestersatz in 18 Aufgaben (Preis broch. 8 Mark).

**In Halbfranz und in Schulband gebundene Exemplare stets vorräthig.**

# Partiturstudium.

## Modulation der klassischen Meister

an zahlreichen Beispielen von

**Bach, Mozart, Beethoven, Wagner u. A.**

erläutert von

**Ludwig Bußler.**

Preis: Eleg. broch. 8 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen 9,50 Mark.

# Geschichte der Musik.

Sechs Vorträge

über

## die fortschreitende Entwickelung der Musik in der Geschichte

von

**Ludwig Bußler.**

Erster Vortrag: **Die Musik des Alterthums.** — Zweiter Vortrag: **Musik des Mittelalters bis Palestrina und Lassus.** — Dritter Vortrag: **Die Musik der Neuzeit von Palestrina bis Bach.** — Vierter Vortrag: **Die Oper bis Gluck.** — Fünfter Vortrag: **Die Instrumental-Musik. Haydn und Mozart.** — Sechster Vortrag: **Beethoven, seine Zeitgenossen und Nachfolger.**

Preis: Eleg. broch. 3 Mark; geb. in Orig. engl. Leinen-Band 4 Mark.

Digitized by Google

# Mischsprachen und Sprachmischungen.

Von

M. Grünbaum.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

„Selbst in den alltäglichsten Verrichtungen des bürgerlichen Lebens können wir es nicht vermeiden, die Schuldner vergangener Jahrhunderte zu werden; die ungleichartigsten Perioden der Menschheit steuern zu unserer Cultur, wie die entlegensten Welttheile zu unserem Luxus. Die Kleider, die wir tragen, die Würze an unseren Speisen und der Preis, um den wir sie kaufen, viele unserer kräftigsten Heilmittel und eben so viele neue Werkzeuge unseres Verderbens — setzen sie nicht einen Columbus voraus, der America entdeckte, einen Vasco de Gama, der Africa umschiffte?“

Diese Stelle aus Schiller's akademischer Antrittsrede (Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?) erinnert gleichzeitig daran, daß auch viele Benennungen der Dinge, die wir tagtäglich gebrauchen, fremden Ursprunges sind, daß also auch viele uns sehr bekannte und geläufige Ausdrücke aus den fernsten Welttheilen und Culturperioden stammen. Bei manchen fremdländischen Wörtern macht sich aber auch zugleich ein Unterschied bemerkbar zwischen dem 18. und dem 19. Jahrhundert, zwischen der Zeit, in welcher jene Rede gehalten wurde und der Jetztzeit. Das was Horaz in einer bekannten Stelle sagt, daß ähnlich den Blättern an den Bäumen stets neue Wörter entstehen und alte vergehen (Multa renascentur quae iam cecidere, cadentque Quae nunc sunt in honore vocabula) — das paßt ganz besonders auf die Fremdwörter. Die Fremdwörter sind gleichsam die stets neu geprägten Denkmünzen jeder Zeitperiode und um eine Zeit zu charakterisiren braucht man nur die in derselben cursirenden Fremdwörter zusammen zu stellen.



Digitized by Google

Jene Zeit nun war die Zeit der Segel- und Marktschiffe, der Leinreiter, der Chausseen, der Diligencen und Eilwagen (von Börne in seiner „Monographie der Postschnecke" verewigt), der Nachtwächter, der „Schwager" und Postillone mit den langgezogenen Posthorntönen, der langen Pfeifen, die man mit Zunder, Stahl und Stein in Brand setzte, der frankirten oder unfrankirten aber immer zugesiegelten langen Freundschaftsepisteln mit den Bekenntnissen schöner Seelen, der zierlich geschnörkelten in endlosen Spiralen sich windenden Perioden des Canzleistils, der lebenslänglichen Romane, der langen Geldbörsen, der Lichtscheeren, Gänsekielfedern und Reichskammergerichtsprocesse. Jean Paul wünscht ein Mal einem Freunde, so lange zu leben wie ein deutscher Reichskammergerichtsproceß. Man lebte aber überhaupt sehr lange, sehr lange und sehr langsam. Das Ruhige, Gemächliche und Gemüthliche jener Zeit spiegelt sich ab in den Worten jenes Frankfurter Bürgers:

Nichts Schön'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen u. s. w.

Es war eine idyllisch-patriarchalische Zeit, jene Zeit des Joseph und Benjamin (wie Berthold Auerbach ein Mal Joseph II. und Benjamin Franklin nennt); auch gab es damals noch stille, traulichdämmrige, heimische und heimliche Plätzchen und Plauderstübchen; das Geschrei des Marktes und der Börse, das betäubende Gerassel der Maschinen, das Geklingel des Mono- und Bimetallismus mit seinen lärmenden Debatten und Interpellationen übertönte noch nicht Alles; die Publicität und der Journalismus guckten noch nicht durch jedes Fenster und jedes Schlüsselloch. Auch das Auftreten der Muse war nicht von den Posaunenstößen der Reclame, ihr Exit nicht von Flourish and Trumpets begleitet — von ihr heißt es:

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen ....

Die Devise der Eilwagen war „Eile mit Weile" und die Diligence hieß so wie lucus a non lucendo. Von den Eisenbahnen sagt ein Franzose: Man reist nicht, man kommt immer nur an. Eigentlich aber kommt man auch nicht an, man wird da und dorthin expedirt, mit aller erdenkbaren Geschwindigkeit und mit nur 5, oder 10, oder 20, oder 25 Minuten Aufenthalt. Nur schnell! ist das Losungswort der Zeit — Marschall Vorwärts commandirt. Ein getreues Abbild, gewissermaßen eine Momentanphotographie der Jetztzeit mit ihren Blitztrains und Rapid Transits (wie man in America die s. g. Hochbahnen nennt) ist das Journal, mit seinen Telegrammen, Annoncen und Feuilletons. Die Zeitung ist das Miniaturbild der Zeit, deren Signatur darin besteht, daß Niemand Zeit zu irgend Etwas hat, außer allenfalls zu einer Postkarte. — Nous nous embrasserons Dimanche, je n'en ai pas le temps maintenant sagt in „les faux bonshommes" der junge Mann zu seinem neuen Schwiegerpapa; er hat eben keine Zeit zu einer Umarmung — er muß auf die Börse.

„Arm in Arm mit dir — so fordere ich das 19. Jahrhundert in die Schranken" sagt die Börse zum Journalismus; beide charakterisiren die moderne Zeit. Aber auch sonst hat Alles ein journalistisches Gepräge; die langweiligen Dedicationsepisteln z. B., die ein würdiges Pendant zu der Allongeperücke bildeten, welche dem Titel gegenüber das Haupt des Verfassers zierte — sie sind jetzt verschwunden, wie gleichzeitig auch die langweiligen französischen Redensarten, mit denen man die Rede schmückte; dafür findet man mehr das Knappe, Pointirte, Präcise, Vorwärtsstrebende, Stilettartige des französischen und englischen Stils.

Diese Veränderung der Schreibweise hat auch die Ein-



Digitized by Google

führung mancher fremden Ausdrücke begünstigt; andererseits haben sich in Folge des weitaus lebhafteren Verkehrs zwischen den einzelnen Ländern und Welttheilen viele fremde Wörter eingebürgert, von denen man in früherer Zeit Nichts wußte; dazu kommen die vielen neuen Entdeckungen und Erfindungen, die fast alle fremdländische Benennungen haben, wie auch fast alle, im Dienste der Schnelligkeit stehend, den Gang der Dinge beflügeln; Mercur regiert die Stunde.

Die Fremdwörter stehen also in Zusammenhang mit dem jeweiligen Modus vivendi, oder — um ein verwandtes Fremdwort zu gebrauchen — sie sind der Mode unterworfen. In der That zeigt die immer bleibende und doch stets wechselnde Mode (im engeren Sinn), wie die Wörter aus den verschiedensten Ländern — bien étonnés de se trouver ensemble — sich auf kleinem Raum zusammenfinden, weniger neben- als nacheinander, wie sie kommen und gehen. Da ist die russische Kazabaika, die spanische Mantille, der maurische Burnus, der persische Schâl oder Shawl [1]), der türkische Baschlik, die indische Boa. Dazu kommt eine französische Mode, die schon Louisens Vater in „Kabale und Liebe" erwähnt (Kidebari), die aber jetzt wieder en vogue ist, nur daß sie den etwas feineren Namen Tournure trägt. Wer kennt alle die Namen? Nicht einmal die Putzmacherin — zu Deutsch Marchande de modes oder Maschamode — [2]) oder die Inhaberin eines Confectionsgeschäftes. Und das, was von der Garderobe gilt — welches Wort zwar ein Fremdwort, aber doch germanischen Ursprungs ist — das gilt auch von der Toilette und dem Gegensatz derselben, dem Negligé wie nicht minder von den allerintimsten Dingen, von der gemüthlichen Visitenkarte mit ihrem p. f. v., p. p. c., vom traulichen Billet-doux, Rendez-vous und Tête-à-tête bis zu dem eben so vertraulichen Boudoir und der Gardinenpredigt, deren erstes Wort romanischen Ursprungs ist, während das zweite aus dem Kirchenlatein stammt. Daß ferner Thee, Kaffee und Choco-

lade Fremdwörter sind, liegt in der Natur der Dinge, aber auch die Tasse, in der sie servirt werden, hat eine fremdländische Benennung; das ursprüngliche Wort ist ein persisch-arabisches, das aber — wie Spiegel nachweist — [3]) unter etwas verschiedener Form bereits im Avesta als Benennung eines Opfergeräthes vorkommt. Daß auf einer Weinkarte viele fremde Wörter vorkommen, ist ebenfalls sehr natürlich; dasselbe gilt aber auch von der Speisekarte, welches Wort selbst aus zwei Fremdwörtern besteht. Ich rede nicht von der höheren Speisekarte, dem Menu (zu Deutsch Küchenzettel), dessen Inhalt nur einem Nachkommen des berühmten Vatel oder einer hochgebildeten Vestalin der Küche verständlich ist — auch die gewöhnliche bürgerliche Speisekarte strotzt von fremden Ausdrücken, obschon die Speisen selbst aus heimischem Boden stammen, wie beispielsweise das Boeuf à la mode, gewöhnlich Büffelmod ausgesprochen. So ist namentlich das Studium eines Wiener Speisezettels ein eben so angenehmes wie linguistisch interessantes Studium. Der Norddeutsche, der nach Wien kommt und da à la carte speist, findet hier ihm ganz fremde Fremdwörter: das ungarische Gulaschfleisch, Paprika und Kukuruz, den slavischen Kren, die italienischen Fisolen und Risibisi (Risi e pisi, Reis und Erbsen) sowie das italienischdeutsche Ribiselstrudel. Letzteres Wort wird er gar nicht wagen auszusprechen, er wird nur — gespannter Erwartung voll — mit dem Finger darauf deuten und zum Garçon oder Marqueur sagen: Bringen Sie mir das!

Ein Fremdwort aber — und zwar ein solches, das ein naher Verwandter des Boeuf à la mode ist — kommt auf allen Speisekarten vor — Roastbeef. Es ist dieses eine culinarische Erinnerung an die Schlacht von Hastings, welcher Heine in seinem Gedichte von König Harald und Edith Schwanenhals (Edith Swaneshals in einer von Thierry angeführten Urkunde) ein poetisches Denkmal errichtet hat. Roastbeef ist eine vox hybrida oder ein Zwitterwort, dessen eine Hälfte germanischen,



Digitized by Google

die andere romanischen Ursprungs ist, und erinnert so nicht nur an die zwei Hauptbestandtheile der englischen Sprache, sondern auch an die Begriffssphäre, in welcher jede der beiden Sprachen die vorherrschende ist. So lange nämlich der Ochs im Stalle oder auf der Weide ist oder auf dem Acker den Pflug zieht, heißt er mit einem germanischen Worte Ox; ist er aber aus dem Naturzustande heraus in ein anderes Dasein befördert worden, ist er der Culturmission des französischen Kochs anheimgegeben und präsentirt er sich in dieser Metamorphose den Ladies und Gentlemen, so ist es kein Ochs mehr, er heißt jetzt mit einem französischen Namen Beef (welches Wort, gewissermaßen ein Abstractum, keinen Plural hat). Das ist auch vom ästhetischen Standpunkt aus sehr hübsch; man wird so in keiner Weise daran erinnert, daß das, was jetzt Einen so reizend anlächelt, vor Kurzem noch ein Ochs war — eine in mehrfacher Beziehung unangenehme Erinnerung — und so haben denn auch die Franzosen, statt Boeuf rôti zu sagen, den Ausdruck Rossbif.[4]) Derselbe Unterschied besteht zwischen Kalb und „Kälbernes", Calf und Veal (altfranzösisch veel, wovon auch velin), ebenso beim Schafe (Sheep — Mutton), beim Schweine (Swine — Porc) und bei vielen anderen Dingen. Das Concrete, Naturwüchsige, Primitive und Heimische hat eine angelsächsische, also germanische Benennung, wie z. B. Alles was auf das Heim (Home), das Haus, die Feuerseite (Fireside) und auf den Acker Bezug hat, und so auch — mit Ausnahme des Herbstes (Autumn) — die Jahreszeiten. [5])

Die englische Sprache ist entschieden eine Mischsprache; wie übrigens J. Grimm bemerkt[6]), ist der große Vorzug der englischen Sprache vor allen übrigen zumeist eben dieser Vermählung der beiden edelsten Sprachen, der germanischen und romanischen, zuzuschreiben.

Roastbeef und Beefsteak sind aber keineswegs die einzigen englischen Wörter in der deutschen Sprache; es haben sich außer-



Digitized by Google

dem in neuerer Zeit noch viele andere Wörter eingebürgert, wozu in der jüngsten Zeit sich noch Strike, Interviewen und Skating-rinc hinzugesellten; daneben bestehen noch einige, früher ungebräuchliche, Ausdrücke die allem Anschein nach Nachbildungen englischer Ausdrücke sind, so z. B. planen, geplant (für projectiren), unterschätzen, verfrüht, Fußnote, und eben so wie starten und stoppen englischen Ursprungs sind, so haben sowohl in der deutschen wie in der französischen Sprache sehr viele englische Wörter Aufnahme gefunden, die sich auf den Sport, auf die Eisenbahn und auf die Schifffahrt beziehen. Darunter ist auch ein Wort, das culinarische und zugleich nautische Bedeutung hat, das Wort Coq, wie auf den französischen Schiffen der Schiffskoch heißt. Littré meint, es sei dasselbe — wie viele andere maritime Ausdrücke — ein deutsches Wort (Koch), es ist aber vielmehr das englische Cook. Das Stop der englischen Seeschiffe hört man auf allen Gewässern, auf den rheinischen Dampfschiffen sowohl wie auf dem Nil[7]) und ebenso ruft man in America dem Kutscher zu, wenn er halten soll, „Stop Driver!"[8])

J. Grimm sagt ferner: „Die englische Sprache darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen, künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten." Das Stop Driver erinnert jedenfalls daran, daß die englische Sprache eine weithin herrschende ist; von ihr gilt, was Carl V. von seinem Reiche sagte, daß in ihm die Sonne nicht untergehe; sie wird ebensowohl auf der westlichen Hemisphäre gesprochen, wie im Lande des fernen Ostens, im Lande einer der ältesten Sprachen — in Indien.

Zwischen einer der in Indien gesprochenen Sprachen und der englischen Sprache hat sich nun — allerdings in sehr beschränktem Maße — eine eigenthümliche Mischung gebildet, von der hier zunächst die Rede sein soll.

The Slang Dictionary ist der Titel eines 1864 zu London in dritter Auflage erschienenen Buches, in welchem also die im



Digitized by Google

Slang und Cant — unter letzterem versteht der Verfasser speciell die Gaunersprache — gebräuchlichen Wörter angeführt und erklärt werden. Die 3. Auflage unterscheidet sich von den beiden früheren darin, daß in derselben auch Anglo-Indian words angeführt werden, d. h. Ausdrücke, welche englische Soldaten und Seeleute aus Indien mit nach England gebracht haben und auch in der Umgangssprache gebrauchen. Diese Wörter werden nun hier mitgetheilt, aber bloß mit der Bezeichnung A. I. oder Anglo-Indian, ohne nähere Angaben über die ursprüngliche Schreibweise, Bedeutung und Herkunft.

Diese Wörter gehören also dem Hindustani an, das die in Indien am Meisten, namentlich von der mohamedanischen Bevölkerung, gesprochene Sprache ist. Das Idiom wird — wie Skakespear in seiner Grammar of the Hindustani Language (p. 1) bemerkt — Urdū oder Urdū zabân, d. h. Lagersprache genannt; es heißt aber auch — mit einem ursprünglich persischen Wort — rekhta, scattered, wegen der Menge der darin zerstreut vorkommenden Wörter aus den verschiedensten Sprachen. Die Benennung mit „Sprache des Lagers" (Urdu kommt auch im Persischen und Türkischen vor, davon ital. Orda, russ. ordà, franz., englisch und deutsch Horde, letzteres mit verächtlichem Nebenbegriff, wie das bei entlehnten Wörtern gewöhnlich ist), ist aber auch insofern eine passende, als das Idiom an ein Lager erinnert, in dem Soldaten (wie z. B. in „Wallensteins Lager") aus den verschiedensten Gegenden „zusammengeblasen und zusammengeschneit" sind. (Der Ursprung dieser Benennung ist nun allerdings ein ganz anderer.) Das Hindustani ist eben deßhalb eine eben so originelle wie interessante Mischsprache, mit eigenthümlichen sprachlichen Erscheinungen, wie sie z. B. das Wort Dev bietet. Das bekannte Sanskritwort für „Gott" ist Dewa, im Persischen aber bedeutet Div oder Dev (im Zend Daeva) Teufel. Im Hindustani bedeutet dasselbe Wort sowohl Gott als auch Teufel, je nachdem es ein ursprünglich indisches



Digitized by Google

oder persisches Wort ist. Dasselbe ist bei den Ableitungen der Fall; divanah als ursprünglich persisches Wort bedeutet wahnsinnig, von einem div besessen; devadat als ursprüngliches Sanskritwort bedeutet von den Göttern (oder den Göttern) gegeben. Ferner hat das Wort Maskabar die Bedeutung „der letzte Tag des Monats", zusammengesetzt aus den portugiesischen Wörtern Mes = Monat und acabar = beendigen (Shakespear, a Dictionary Hindustani and English 3. ed. p. 1549). Acabar (franz. achever, engl. to achieve, von chef) ist von Cabo (caput) gebildet und läßt sich so auf das Sanskritwort Kapala, im Hindustani Kapâl, Kapâr = Hirnschale, Kopf (griech. Kephalé) zurückführen. Mes, μήν, mensis stammt von dem Sanskritwort Mâs, Mond — eigentlich Messender (der Zeit) — Masa, Monat, persisch und Hindustani Mah. Es sind das also Wörter, die mit veränderter Form in ihre ursprüngliche Heimath zurückkehren, wie es denn bei Fremdwörtern überhaupt öfter vorkommt, daß man von einem Ausdrucke sagen kann: „Fremd kehrt er heim ins Vaterhaus."

Da nun auch die in der englischen Umgangssprache gebräuchlichen Hindustaniwörter in mehr als einer Beziehung interessant sind, so führe ich einige derselben — es sind überhaupt nicht viele — hier an, wie sie im erwähnten Slang-Dictionary, das durchaus die alphabetische Ordnung befolgt — vorkommen, aber mit Beifügung einzelner Bemerkungen mit Bezug auf deren Herkunft und ursprüngliche Bedeutung.

„Ayah, a lady's-maid or nurse. Anglo-Indian." Im Hindustani ist Anga „a kind of nurse" (Shakespear s. v.); es liegt also näher anzunehmen, Ayah sei das spanische Aya, oder das ital. Aja, Kindeswärterin, wie man ähnlich in Deutschland Bonne und Gouvernante sagt, und wie in Italien die deutsche Gouvernante Fraile (Fräulein) genannt wird.

„Bazaar, shop, counter; in Hindu and Gipsy a market." Dieses Wort gehört keineswegs dem „Slang" an. Es ist das



Digitized by Google

bekannte persische und türkische Bâzâr, wovon das neugriechische *Μπαζάρι*, *Παζάρι*, ungarisch vásar, deutsch und französisch Bazar. Dem Slang eigenthümlich wäre allenfalls nur die modifizirte Bedeutung „Shop, counter."

„Burrah, great. Burrah saib, great man. A. I." Das Hindustaniwort für „groß" ist nicht burrah, das „bad" bedeutet, sondern bara. Saib — aus dem Namen Tippo Saib bekannt — ist das arabische Sâhib, in der Bedeutung Genosse, Herr, Besitzer, das aber in Persien und Indien als Titel und in der Anrede im Sinne von „Herr" gebraucht wird.

„Choops, a corruption of Chooprao, keep silence. — Anglo-Indian." Das Hindustani hat für „Still!" die Ausdrücke Chup und Chup-rahu (Skakespear, Gramm. p. 90).

„Chull, make haste! An abbreviation of the Hindostanee Chullo, signifying „go along!" Das entsprechende Wort im Hindustani ist „chal" = going.

„Cushmawaunee, never mind! Sailors and soldiers who have been in India frequently say: „Cushmawaunee, If we cannot get arrack, we must drink pawnee." Anglo-Indian.

Cushmawaunee ist die jedenfalls sehr entstellte Form irgend eines hindostanischen Ausdrucks; Pawnee ist das Hindustaniwort pânî für „Wasser", das auch in der Zigeunersprache gebräuchlich ist.

„Gurrawaun, a coachman, a native Indian corruption of the English word coachman. Anglo-Indian." Das Wort ist aber keineswegs die Entstellung des Wortes Coachman, mit welchem es ja auch durchaus keine Aehnlichkeit hat, es ist vielmehr das Hindustaniwort Gâriwân = coachman, zusammengesetzt aus gari = car, coach und wân = possessing bei Shakespear. Beides Sanskritwörter. Das persische bân bedeutet ähnlich Hüter, wie in Dar-bân, Thorhüter (wovon vielleicht das Wort Trabant).

„Hakem, a medical man. A. I." Hakîm oder Hekîm



Digitized by Google

ist die bekannte neuarabische und türkische Benennung des Arztes. Das Wort bezeichnet ursprünglich den Gelehrten, Weisen, Wissenden — wie es denn auch in der Bedeutung Allweise, Allwissend eine der 99 Benennungen Gottes ist — und wird also in ähnlicher Weise, wie Doctor in der deutschen Volkssprache und im Holländischen, vom Arzte gebraucht.

„Haramzadeh, a very general Indian term of contempt, signifying base-born. A. I.“ Haram-zadah oder -zadeh ist ein persisches — auch im Türkischen gebräuchliches — Wort, zusammengesetzt aus dem arabischen harâm = illegitim, verboten und dem persischen Zadeh, Kind, Sohn (eig. geboren, wie téknon, natus) mit der Bedeutung illegitimes Kind, Bastard, aber auch als Schimpfwort überhaupt gebraucht. Das arabische Wort liegt auch dem „Harem“ — neugriechisch *Χαρέμι* — zu Grunde, das persische dem Namen der Scheherzade (Stadtgeboren) in 1001 Nacht sowie dem Worte Mirza, abgekürzt aus Emirzadeh, Sohn eines Prinzen, eines Königs oder sonst einer vornehmen Person.

„Hurkaru, a messenger. Anglo-Indian.“ Im Hindustani bedeutet Harkâra einen Boten (a messenger, a running footman) und ist zusammengesetzt aus den persischen Wörtern har, Jeder und kara, Geschäft.

„Jow, be off, be gone immediately! If the word Jehanum be added, it forms a peremptory order to go to the place unmentionable to ears polite. Our word „Jericho“ to go to, is probably derived from Jehanum. Anglo-Indian.“. Jow ist wahrscheinlich jai hau, das „du wirst gehen“ bedeutet. Das Wort Jericho in der Redensart „Go to Jericho!“ bezeichnet — nach einer in Nares' Glossary ausgesprochenen Vermuthung — einen Ort der Verborgenheit oder der Verbannung mit Bezug auf die Stelle 2 Sam. 10, 5: „Bleibet in Jericho bis daß euer Bart gewachsen“ — also eine Redensart, die, wie viele andere, von der großen Bibelfestigkeit der Engländer zeugt. Vielleicht



Digitized by Google

aber bezieht sich diese Redeweise auf die Zerstörung Jerichos (Jos. 6, 24 ff.) und entspricht so dem Deutschen „wo der Pfeffer wächst“ (Cayenne). Keinenfalls aber steht Jericho mit Jehanum in Zusammenhang. Letzteres ist vielmehr das arabische Dschahannam = Hölle, das hebräische Gehinnom in der späteren (talmudischen) Bedeutung des Wortes, das Mohamed aus dem Späthebräischen entlehnte, syrisch Gehano, wovon Gehenna.

„Juwaub, literally, in Hindostanee, an answer; but in Anglo-Indian Slang signifying a refusal. If an officer asks for leave and is refused, he is said to be juwaubed; if a gentleman unsuccessfully proposes for the hand of a lady, he is said to have got the Juwaub. Anglo-Indian.“ Dieses Juwaub ist das arabische Dschawâb = Antwort.

„Kubber, news. Anglo-Indian.“ Es ist dieses das arabische Chubr, Kunde, Chabar, Neuigkeit, letzteres auch im Türkischen und davon neugriechisch *Χαμβέρι*, *Χαμπάρι*, Neuigkeit.

„Moonshee, a learned man, teacher, or professor. Anglo-Indian.“ Das arabische Munschi bedeutet Secretär, Autor, Schriftsteller u. s. w. Die in Indien lebenden Europäer gebrauchen aber — wie Shakespear u. d. W. bemerkt — Munschi im Sinne von tutor, a teacher of Persian or Hindustani, a Language-master.

„Nabob, an Eastern prince, a retired Indian official — hence a Slang term for a capitalist.“ Bei diesem Worte fehlt der Zusatz „Anglo-Indian“, obschon dasselbe allerdings aus Indien stammt. Das ursprüngliche Wort ist das arabische Naïb, (neugriechisch *Ναΐπης*), Statthalter, Gouverneur, Stellvertreter; der Plural desselben, Nuwâb oder Nawâb wird — wie das auch bei einigen anderen Wörtern der Fall ist — im Türkischen und Hindustani als Singular gebraucht. Auch Europäer, die in Indien leben, gebrauchen Nawâb in diesem Sinne [3]). Da nun aber die Gouverneure indischer Provinzen sich gewöhnlich große Reichthümer erwerben, so ist auch im Deutschen Nabob, im



Digitized by Google

französischen Nabab die Bezeichnung eines Mannes mit fürstlichem Reichthum.

„Salaam, a compliment or Salutation. Anglo-Indian.“ Salâm äleikum (im Singular aleika), Friede über euch, ist die bekannte Begrüßungsformel der Araber, die in der Regel aber nur Mohammedanern gegenüber gebraucht wird. Von diesem Salâm (zuweilen mit dem — assimilirten — Artikel As-salâm) äleikum wird Salām auch für „Gruß“ gebraucht.[10]) Dieser Friedensgruß hat übrigens einen kriegerischen Ursprung. In der Wüste — sagt Carl Ritter[11]) — ist Jeder ein Feind, und daher hat der Gruß „Friede sei mit euch!“ seine volle Bedeutung. Das Wort hat aber außerdem noch die Bedeutung Wohlbefinden, Heil (englisch hail, das ebenfalls als Gruß und Wunsch gebraucht wird, to hail bedeutet grüßen). Die türkische und neuarabische Form desselben ist Selam, wovon das auch im Deutschen gebräuchliche Selam. Selamlik heißt im Türkischen das Empfangs- oder Begrüßungszimmer, wie andere Verbindungen des Wortes Selam „das Gewehr präsentiren“ bedeuten. Im Arabischen bedeutet das vom Hauptwort gebildete Zeitwort „grüßen“ und entspricht so dem „salutiren“ (salutare), eine Salve geben, vom lateinischen Salus; insofern ist auch die im Dictionary of Slang gegebene Erklärung von Salaam als „salutation“ eine ganz wörtliche. Von dem arabischen Worte stammt zunächst das spanische Zalema, Zalama und Zalameria, alle mit der Bedeutung demüthige Höflichkeitsbezeugung. Von Salam alaikum stammt das italienische Salamalecca, Salamalecche, französisch Salamalec, tiefe Verbeugung; dieselbe Wanderung und zugleich Wandlung der Bedeutung findet sich auch bei dem Hebräischen Ausdruck, der noch jetzt unter Juden allgemein üblich ist. Bei Bernd (die deutsche Sprache in dem Großherzogthum Posen, S. 274) heißt es unter Scholem: „den Juden nachgebraucht, für Gruß, Verneigung, Diener. Mach einen Scholem! Von



Digitized by Google

der jüdischen Begrüßung Scholem alechem, Friede sei mit euch!" Scholem ist die vulgär-jüdische Aussprache des Wortes Schalom.

„Schroff, a banker, treasurer, or confidential clerk. Anglo-Indian." Es ist dieses wahrscheinlich das arabische, auch im Hindustani gebräuchliche Saråf, neugriechisch Σαράφης (aus dem Türkischen), welches Wechsler, Banquier, bedeutet.

„Soor, an abusive term. Hindostanee, a pig. Anglo-Indian." Suar, Suari — vom Sanskritwort çukara — bedeutet, nach Shakespear, im Hindustani „a hog, a sow."

„Vakeel, a barrister. Anglo-Indian." Im Hindustani hat Wakîl die Bedeutung: agent, attorney, counsellor at law u. s. w. Wakîl — Türkisch Wekil, wovon neugriechisch βεκίλης — ist ein arabisches Wort, entsprechend den im Deutschen gebrauchten Fremdwörtern: Agent, Procurator, Advocat, Deputirter, Delegirter, Vicar, Lieutenant, d. h. Statthalter, luogotenente, arabisch Kaîm makâm, wovon Kaimakam — also überhaupt Jemand, dem eine Sache übertragen und anvertraut wird. So ist auch Mutawakkil (ala Allah), der auf Gott vertrauende, Beiname eines Khalifen, wie Wakîl — gleichsam der Allverwalter, dem Alle vertrauen — einer der 99 — oder 100 — Namen Gottes ist.

Einige Analogien zu den hier angeführten Wörtern finden sich in einem vor Kurzem (1884) erschienenen Buche von C. Villate: „Parisismen, Sammlung der eigenartigen Ausdrucksweisen des Pariser Argot." In diesem Buche werden auch Ausdrücke angeführt, welche französische Soldaten aus Algier mit zurückgebracht und in gewöhnlicher Rede gebrauchen. Es sind das die Wörter: Bezef für „Viel", Caoudji für Kaffee, Chouia-chouia (schu-ia-schu-ia) für „so so, ganz gemächlich" und Smalah = Familie, Haushalt, Kind und Kegel. Bezzef ist ein speziell im Dialekte von Algier gebräuchliches Wort — eigentlich ein mit einer Präposition verbundenes Hauptwort — das sowohl „viel" wie auch „sehr" bedeutet[12]). Das arabische



Digitized by Google

Wort für Kaffee ist Kahwe, Caoudji ist wahrscheinlich das falsch verstandene Kahwedschi = Kaffeewirth. Chouia-chouia, richtiger Schuwajja-schuwajja, ist bei Berggren[13]), Humbert[14]) und Dozy[15]) die Uebersetzung von Peu à peu, tout doucement. Das einfache Schuwajja, ein Diminutiv von Schai = Sache, bedeutet „kleine Sache, wenig". Smalah, richtiger Zmalah oder Zamalah, bedeutet zunächst Umgebung, d. h. die Zelte, welche die Schutzwache eines arabischen Häuptlings bilden, das Wort wird aber auch zur Bezeichnung der Familien gebraucht, die sich an einem Orte angesiedelt haben[16]). Erwähnenswerth ist auch, was in den „Parisismen" unter „Fantasia" bemerkt wird: „Fantasia (Art Turnier der arabischen Reiter) mehr lärmende als ernstgemeinte Kundgebung." Fantasia bedeutet im Neuarabischen Glanz oder Pracht; selbst ein Familienfest, eine Soirée mit Musik und Tanz, heißt Fantasia, wie Wetzstein in seinem „Markt in Damaskus" sagt[17]). Hier ist also ein abendländisches Wort in veränderter Bedeutung aus dem Orient zurückgekehrt. Zu den aus Algier stammenden Wörtern könnte man auch das bekannte Razzia rechnen, das ebenfalls arabischen Ursprungs ist. Im Neuarabischen bedeutet Gâziah „feindlicher Angriff, Handstreich", vom Zeitwort gaza = überfallen, wovon auch das spanische und portugiesische Gazua, Gazia für Kriegszug. Die Form Razzia hat darin ihren Ursprung, daß die Aussprache des ersten Buchstabens (Gain) eine zwischen G und R schwankende ist[18]).

Welcher Art die Fremdwörter sind, die in einer Sprache Aufnahme gefunden, und ob es deren viele oder wenige sind — das hängt von der Geschichte, dem Culturzustande und der geographischen Lage eines Landes ab. So hat z. B. die russische Sprache dem Türkischen, Persischen und Arabischen, sowie aus allen europäischen Sprachen Wörter entlehnt, unter den letzteren sind viele kirchlich-religiöse Ausdrücke aus dem Neugriechischen, sowie auf die Schifffahrt bezügliche aus dem Holländischen. Eine



Digitized by Google

Sprache, die ebenfalls sehr viele fremde Wörter aufgenommen hat, ist die syrische Sprache, namentlich sind die in derselben vorkommenden griechischen Ausdrücke sehr zahlreich, wie denn sogar einzelne Partikeln — die in den anderen Sprachen gewöhnlich aus einheimischen Wörtern bestehen — griechischen Ursprungs sind.

Ein merkwürdiges Beispiel von Sprachmischung bieten die zahlreichen arabischen Wörter im Spanischen. Die meisten dieser Wörter stammen aus der Zeit her, als die Araber im Besitze des größten Theils von Andalus (wie Spanien bei den arabischen Autoren heißt) waren und auch die arabische Sprache die spanische Volkssprache — eine spanische Literatur gab es damals nicht, was eben die Aufnahme arabischer Wörter sehr begünstigte — fast ganz verdrängt hatte.

So haben sich denn auch in einzelnen spanischen Provinzen arabische Ausdrücke erhalten, die in der Schriftsprache nicht vorkommen, wie auch in den Coplas des Erzpriesters von Hita und noch im Don Quijote Maurinnen vorkommen, welche die eine und die andere arabische (magrebinische) Redensart im Munde führen, wie in letzterem Buche auch sonst auf den arabischen Ursprung einzelner spanischer Wörter hingewiesen wird; dasselbe geschieht in den Siete Partidas del Rey Don Alfonso el Sabio.

Der Einfluß des Arabischen beschränkt sich aber nicht auf einzelne Wörter; abgesehen von spanischen Sprichwörtern, die allem Anscheine nach arabischen Ursprunges sind, so läßt sich dasselbe auch von sprichwörtlichen Redensarten mit Wahrscheinlichkeit annehmen. Für das müßige Hinundhergehen hat man im Spanischen die Redeweise: Andar de ceca en meca. Ceca hieß die berühmte Moschee in Cordoba, Meca ist Mekka, der berühmte Wallfahrtsort — die Redensart ist also arabischen Ursprunges. Derselbe Gleichklang zweier Wörter zeigt sich in der Redensart Fulano y zutano, in demselben Sinne gebraucht, wie



Digitized by Google

das deutsche Herr So und so (un tel). Fulano ist das arabische Fulân, das dasselbe ausdrückt. Aehnlich dem Fulano y zutano sagt man im Persischen und Türkischen Fulân u-Behemân, wo das zweite Wort genau dieselbe Bedeutung hat wie das erstere, im Türkischen noch außerdem Fulân (filân) fislân; letzteres bedeutet Unterrock, ist also nur des Gleichklanges wegen da. Dem arabischen fulân entspricht das hebräische P'loni (wie denn Gesenius u. d. W. — Thesaurus, p. 1104 — auch das spanische Fulano anführt), aber auch bei diesem Worte findet sich ein ähnlicher Gleichklang in P'loni almoni, das gleichzeitig von Gesenius angeführt wird. Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß auch Fulano y zutano ursprünglich eine volksthümliche Redensart der Araber oder Mauren gewesen, und daß zutano das arabische scheitân (Satan, Teufel) sei, das so dem fulano in der Form assimilirt wurde.

Manche arabisch-spanische Wörter finden sich auch in anderen Sprachen, von diesen unterscheidet sich aber das spanische Wort insofern, als es der Form und Bedeutung nach dem ursprünglichen Worte näher steht, daß es mehr als eine Bedeutung desselben beibehalten oder von demselben weitere Ableitungen gebildet hat. Ein Wort dieser Art ist das spanische Mezquino — altspanisch Mesquino — welches Wort — wie Gesenius unter dem entsprechenden hebräischen Worte (Thesaurus, p. 954) bemerkt — im Italienischen als Meschino, im Französischen als mesquin vorkommt. Andere Formen und Bedeutungen werden bei Diez (Et. W.-B. II, 274, 3. Aufl.) angeführt. Es ist dieses das arabische miskin = niedrig, demüthig, arm, dürftig, im Neuarabischen bedeutet dasselbe „guter Kerl, Bonhomme". Das spanische mesquino hat die Bedeutungen arm, dürftig, elend, gering; daneben bestehen die abgeleiteten Formen: mezquindad, mezquinito, mezquinamente. Auch im Italienischen existiren mehrere Ableitungen des Wortes meschino; man darf aber wohl annehmen, daß dasselbe nicht dem Spanischen, sondern direct

dem Arabischen entlehnt sei und — ebenso wie noch manches andere Wort — aus der Zeit der Araberherrschaft in Sicilien herstamme.

Das Wort Minaret, das im Deutschen, Französischen, Englischen und Russischen nur in einer speziellen Bedeutung gebraucht wird, ist arabischen Ursprungs. Das arabische Manâr oder Manâre (vom Zeitworte nâr, leuchten) bezeichnet einen Ort wo Licht (Nûr) oder Feuer (Nâr) ist, dann Leuchter, Leuchtthurm, Thurm überhaupt, Minaret. Das türkische Minâré (neugriechisch *Μιναρὲς*) wird ausschließlich in letzterer Bedeutung gebraucht. Im Spanischen heißt nun ein Leuchtthurm, oder eine Erhöhung, auf welcher Fackeln brennen, Almenar und Almenara, welches letztere auch einen großen Leuchter (hebräisch Menorah) bezeichnet. Alminar ist das spanische Wort für Minaret und bezeichnet also — wie es in Dominguez' Diccionario nacional heißt — den Thurm an der Moschee — Torre de las mesquitas — von dessen Spitze aus der Muezzin — Almuédano, arabisch muaddin — die Gläubigen zum Gebete ruft. Mesquita oder Mezquita ist das spanische Wort für Moschee, das also, ebenso wie das italienische Meschita, dem ursprünglichen arabischen Worte — Mesdschid oder Masdschid — der Form nach näher steht als Moschee, Mosquée und Mosque.

Das Wort Alcohol hat im Spanischen neben der bekannten Bedeutung auch die von Antimonium und ist so die Benennung des pulverisirten Antimonium (Stibium), das zum Färben der Augenwimpern dient; letztereres wird durch das Zeitwort alcoholar ausgedrückt, daneben noch die Formen alcoholador und alcoholera, letzteres das zur Aufbewahrung dienende Gefäß. Wie verbreitet der Gebrauch dieser Augenschminke war, ersieht man aus einer sehr interessanten Stelle, die in Pellicer's Ausgabe des Don Quijote (Parte II, Cap. 69, Tomo IV, p. 342) in einer Note angeführt wird, welche von der Mode zur Zeit



Digitized by Google

der Reyes Catolicos handelt. Hier heißt es unter Anderem von den Frauen (Donzellas): ... Sie färben die Augen mit Alcohol und bemühen sich, schöner zu erscheinen, als Gott sie erschaffen (alcoholanse los ojos, trabajando porque parescan mejores en hermosura de lo que Dios los crió).

Dieser Alcohol entspricht dem arabischen Kohl, Collyrium, das sowohl zum Färben der Augenwimpern wie auch als Augenheilmittel dient, wie denn Kabhâl Augenarzt bedeutet. Außer dem Zeitworte kahal existiren auch davon gebildete Hauptwörter zur Benennung des dabei gebrauchten Instruments, sowie der Büchse zur Aufbewahrung.

Dem Acohol und alcoholar analog sind die spanischen Ausdrücke Alheña und alheñar. Ersteres ist Hinnâ, die arabische Bezeichnung einer Pflanze (Lawsonia inermis, Cyperblume), aus deren Blättern der unter dem Namen Henna bekannte Färbestoff bereitet wird, welcher ebenfalls als kosmetisches Mittel dient. Den häufigen Gebrauch desselben bei den Mauren in Spanien ersieht man aus einer Stelle der — 1566 erlassenen — Gesetze (Capitulos) für die Moriscos, die von Pedraza mitgetheilt werden[19]), und woselbst es heißt, daß die Frauen weder das Gesicht, noch andere Theile des Körpers mit Henna färben dürfen — que las Moriscas no se alheñen la cara ni otras partes[20]).

Auch Algebra ist bekanntlich ein arabisches Wort, der ursprüngliche Kunstausdruck ist Aldschabr w'almukâbala, d. h. Wiederherstellung und Gegenüberstellung (oder Ausgleichung). Das dazu gehörige Zeitwort dschabara (oder dschabar) bedeutet: Einen verrenkten oder gebrochenen Knochen wieder einrichten; derjenige, welcher diese Kunst versteht und ausübt, heißt Mudschabbir (Bone-setter bei E. W. Lane). Auch im Spanischen ist Algebra, neben der gewöhnlichen Bedeutung, auch die Benennung der Kunst, verrenkte Knochen wieder einzurichten; Algebrista bezeichnet sowohl denjenigen, welcher Algebra versteht



Digitized by Google

als auch den, der verrenkte Knochen einrichtet (ossium compactor).

Wie bei diesen Wörtern, so haben auch sonst arabisch-spanische Wörter den arabischen Artikel beibehalten — man könnte sagen, aus Dankbarkeit gegen diejenigen, von denen das Wort und zugleich die damit bezeichnete Sache herstammt. Das ist z. B. der Fall bei dem Worte Açequia, das einen zur Bewässerung der Felder dienenden Canal bezeichnet, vom arabischen As-sâkijah, das dieselbe Bedeutung hat, aber auch jede zu diesem Zwecke dienende hydraulische Maschine bezeichnet[21]. Aehnlich in Bedeutung und Ursprung ist das spanische Anoria — im Französischen und Englischen Noria — Schöpfrad, hydraulische Maschine zur Bewässerung der Felder und der dazu gehörige Brunnen, vom Arabischen An-na'ura, das dieselbe Bedeutung hat. Im Neuarabischen[22]) — das bei diesen Vergleichungen besonders in Betracht kommt — wird sowohl das Hauptwort wie auch das davon gebildete Adjectiv figürlich auch im Sinne von Schelmenstreich, schlau, gebraucht. In ähnlicher Uebertragung wird im Spanischen Noria (Covarruvias hat die ursprünglichere Form Anoria) gebraucht, zur Bezeichnung einer langweiligen Arbeit, bei der wenig herauskommt. Bei Covarruvias (Tesoro de la l. Toscana) wird unter Anoria eine darauf bezügliche sprichwörtliche Redensart angeführt. Alles das beweist die häufige Anwendung dieser Maschinen. Beide Wörter — die zuweilen neben einander vorkommen[23]) — erinnern jedenfalls an die großen Verdienste, welche sich die Araber um die spanische Agricultur erworben haben.

Denselben Ursprung wie Açequia hat — wie Amari bemerkt — das sicilianische sicchia, italienisch secchio, secchia, für Eimer, wie auch eine Quelle in der Nähe Palermos, Sicchiaria genannt, nach Amari's Vermuthung ihren Namen von früher dort befindlichen hydraulischen Maschinen hat[24]). In Palermo heißt ferner das Schöpfrad senia, welches Wort nach



Digitized by Google

Amari ebenfalls arabischen Ursprungs ist — das arabische sania = großer Schöpfeimer, vom Zeitwort sanâ, bewässern.

Auch bei denjenigen Wörtern, die nicht ursprünglich arabisch sind, insofern als die Araber das Wort zugleich mit der Sache von Anderen erhielten, haben die Spanier, die Wort und Sache von den Arabern empfingen, die arabische Form und den arabischen Artikel beibehalten. So heißt z. B. derjenige, welcher den Theriak zubereitet, sowie der Apotheker überhaupt Atriaquero, von dem Worte Atriaca, welche Form bei Covarruvias, sowie bei einem jüdisch-spanischen Lexicographen[25]) angeführt wird, statt des jetzt üblichen Triaca. Atriaca ist das arabische attirjâk, welches Wort von den arabischen Lexicographen als ein ursprünglich griechisches erklärt wird[26]). Ebenso heißt der Zucker Azucar, vom arabischen as-sukkar — das arabisirte persische (ursprünglich indische) schakar oder schakkar. Die arabische Form des spanischen Wortes erinnert jedenfalls daran, daß zumeist den Arabern die Verbreitung, sowie die Zubereitung des Zuckers zuzuschreiben ist, wie das von Carl Ritter[27]) dargelegt wird. Auch Albeitar, das spanische Wort für Thierarzt, ist nach Covarruvias das arabische Albeitâr, letzteres ist aber das griechische Hippiatros[28]).

Das eine und das andere arabische Wort hat in der spanischen Volkssprache eine Veränderung der Form erlitten. Das ist z. B. der Fall bei dem spanischen Albricias, portugiesisch Alviçaras, welches Wort sowohl „frohe Botschaft" bedeutet, wie auch Belohnung für die Ueberbringung einer solchen. Das spanische Wort wird von Covarruvias, das portugiesische von Sousa[29]) für das arabische Bischâra erklärt, welches ebenfalls beide Bedeutungen vereinigt. Dominguez, welcher die beiden Bedeutungen des spanischen Wortes angiebt (im Diccionario der Akademie wird nur eine angegeben), führt zugleich mehrere Sprichwörter an, in denen Albricias als Ausruf gebraucht wird. Die doppelte Bedeutung des Wortes erinnert übrigens an das



Digitized by Google

deutsche Botenbrod, das ebenfalls — wie aus Frisch (I, 122c) und Schmeller (I, 308) zu ersehen — beide Bedeutungen hat.

Andere spanische Wörter scheinen Nachbildungen arabischer Wörter zu sein, so z. B. Estancia — italienisch Stanza — das zunächst Wohnung, Haus, dann aber auch Strophe, Stanze (Gstanzel bei Schmeller II, 772) bedeutet. Diese Wörter scheinen Uebersetzung des arabischen Bait zu sein, das ebenfalls Wohnung, Haus, Zimmer, dann auch Vers, Strophe, Couplet bedeutet.

Wie die erwähnten, so gehören noch zahlreiche andere arabisch-spanische Wörter dem Culturleben an. Alle diese Ausdrücke aber finden sich auch auf der westlichen Hemisphäre, im spanischen Amerika, wieder.

Ob bei einer Sprache der Ausdruck „Sprachmischung" oder „Mischsprache" anzuwenden sei, hängt von dem Mischungsverhältnisse ab; ist das fremde Element besonders stark vertreten, so paßt wohl der Ausdruck „Mischsprache". Das Beispiel einer solchen bietet die Sprache, welche Schmeller in der Abhandlung „Ueber die sogenannten Cimbern der VII. und XIII. Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache"[30]) besprochen hat; in Verbindung damit steht ein von Schmeller verfaßtes, von Bergmann herausgegebenes „Cimbrisches Wörterbuch", wie auch ein Specimen dieses Idioms in Firmenich's „Völkerstimmen" (III, 433), ebenfalls von Schmeller mitgetheilt.

Die Durchdringung der beiden Sprachelemente — des Italienischen und des Deutschen — zeigt sich namentlich in der Amalgamirung derselben in e i n e m Worte, in dem das italienische Wort eine deutsche Endung erhält, sowie in der Uebersetzung italienischer Ausdrücke. Ein Beispiel des ersteren ist die Redensart der ma creschert — der ma calart — für der Mond nimmt zu — nimmt ab (Cimbr. W.-B., S. 134). So kommen in der von Schmeller (S. 134) mitgetheilten Parabel vom verlorenen Sohne, neben parabola, degno, dalungo, compassiun, anca, noch mehrere Mischwörter vor: z. B. partiart, risolvárt, pen-



Digitized by Google

sart u. m. a. Aehnliche Sprachmischungen finden sich übrigens auch in einigen der 26 Uebersetzungen derselben Parabel, in Stalder's „Landessprachen der Schweiz". Eine Nachbildung des Italienischen findet sich in dem — in der Einleitung zum cimbrischen W.-B. angeführten — Sprichwort: Bear ghêt leise, ghêt bait, iede dink bil de sain zait — Wer geht leise, geht weit, jedes Ding will (die) seine Zeit. Der erste Satz ist das (abgekürzte) italienische Sprichwort: Chi va piano, va sano e chi va sano, va lontano. „Leise" ist die Uebersetzung von piano, wie auch der Artikel im zweiten Satze dem il suo tempo entspricht; ebenso heißt es in der erwähnten Parabel: „der sain vater" (il suo padre), wie diese Ausdrucksweise auch sonst vorkommt (Abhandl., S. 678). Dem Italienischen nachgebildet sind ferner die Ausdrücke: ich pin mich gapaichtet — mi sono confessato — ich han zo machen, italienisch farò, aus ho mit dem Infinitiv fare (das., S. 694), siget sich, si vede für man sieht u. a. m. Bemerkenswerth ist namentlich die Uebersetzung der Interjection lasso! mit Müdar! (das., S. 702, W.-B. s. v.) Das italienische lasso, müde, unglücklich, wird interjectionell gebraucht in der Redensart Me lasso! und Ahi lasso! Letzteres ist in mehrere Sprachen übergegangen: französisch Hélas (altfr. ha las, prov. ai las), englisch alas und alack, holländisch helaas; man hätte also im Cimbrischen ebenfalls eine Herübernahme des italienischen Wortes erwarten sollen, statt einer — nicht ganz zutreffenden — Uebersetzung desselben.

Viele der im cimbrischen Wörterbuche angeführten Wörter italienischen Ursprungs, die aber zumeist germanisirt sind, gehören nicht der italienischen Schriftsprache, sondern einzelnen Dialekten an; manche berühren sich mit deutschen Wörtern. Dahin gehören: Becker für Metzger, Fondeg Kaufladen, vom paduanischen Beccaro, Fondego; Stivál, Stivél für Stiefel; Rost, Gebratenes, brescianisch für arrosto, Kalamar, Dintenfaß (auch bei Frisch I, 162c). In Zingerle's lucernischem Wörterbuche



Digitized by Google

werden u. A. angeführt: Mostaz Gesicht, von Mostaccio, Matz Blumenstrauß, von Mazzetto u. a. m.

Die bei fremden Wörtern so häufig vorkommenden Abschleifungen und Verkürzungen haben oft zur Folge, daß ursprünglich ganz verschiedene Wörter ähnlich lauten. Viele der englischen Puns und der französischen Calembourgs beruhen auf diesem lautlichen Gleichklang etymologisch verschiedener Wörter [31]) und so findet sich auch ein Wortspiel, das auf der doppelten Bedeutung von schainen, scheinen und „nachtmahlen" (wie man in Oesterreich sagt), cenare, beruht, in folgender Stelle in Schmeller's Abhandlung (S. 625):

„Soliloquium eines, vom Abendschmaus heimkehrenden, Sleghers, während er über einen Steg ging, mit dem Vollmonde:

Du mano, schainst; anch' ich han gaschaint,
Du mano, pist vol; anch' ich pin vol,
Du mano, ghêst; ich ôch ghèa —
Un interdeme ist ar gavallet in 'z bazzar, umrumme ár ist gabéest trunkhen."

Die Amalgamirung verschiedener Sprachelemente findet namentlich da statt, wo die Sprachen in einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu einander stehen. Das ist nun der Fall in Amerika, woselbst in der That sowohl Sprachmischungen als auch Mischsprachen vorkommen, so daß aus der englischen Sprache — an und für sich eine Mischsprache — neue Mischungen hervorgehen. Es liegt in der Natur der Sache, daß in der in Nordamerika gesprochenen Sprache Wörter indianischen, spanischen und französischen Ursprungs vorkommen — wenn auch vorherrschend nur in einzelnen Staaten der Union. Charakteristisch sind aber namentlich die Wörter holländischen und deutschen Ursprungs, die zugleich mit der Sache, die sie bezeichnen, in der Sprache Aufnahme gefunden. Zu den ersteren gehören: Knicker oder Nicker, Schnellkügelchen — auch oft Marbles genannt, zu Deutsch: Klicker, Klucker, Schusser, auch Märbel; Cruller, eine Art zu-



Digitized by Google

sammengerolltes Backwerk; Noodles, Noodlejees, Nudeln; Olycook, Oelkuchen; Paaseggs, Ostereier; Pinxter, Pfingsten, oder vielmehr Whitsunday; Pinky (holl. pink), der Kleinfinger, besonders in der Kindersprache vorkommend; Stoops (holl. stoep), Stufen zur Hausthüre, an Sommerabenden zuweilen als Sitze dienend. Dazu kommt noch das Zeitwort to snoop (holl. snoep, Schnupp, bei Schmeller II, 578) für naschen. Zu diesen — vorherrschend gemüthlichen — Ausdrücken, gesellen sich die deutschen Wörter und Dinge: Meerschaum für Tabakspfeife (auch in England gebräuchlich), Kindergarten; Kriss-Kringle, Christkindl; Santaklaus für St. Nicolaus[32]); Kool-Slaa, Kohlsalat, Sauerkraut, und Lager, d. h. Lagerbier, ein Wort, das mit der Sache selbst von Tag zu Tag größere Verbreitung findet, wie übrigens auch Schenk-beer in Webster's Dictionary angeführt wird.

Ohne allen Vergleich zahlreicher sind aber die englischen Ausdrücke, welche die in Amerika lebenden Deutschen auch in deutscher Rede gebrauchen. Es ist natürlich, daß man Alles, was im täglichen Leben unzählige Mal vorkommt, auch mit dem einheimischen Namen benennt, namentlich Dinge, die spezifisch amerikanisch sind, wie Bar-keeper, Basement (das englische oder engländische Down stairs), Mantel-piece, Dry-good-store (Store ist das amerikanische Wort für das englische Shop), wozu dann viele juristische und politische Ausdrücke kommen, wie Mortgage, Plate-form, Quorum und unzählige andere Wörter. In derselben Weise gebrauchen nicht nur die in Frankreich lebenden Deutschen französische Ausdrücke, sondern auch in Deutschland gebraucht man für dieselben Dinge französische Wörter, mit denen die in Amerika gebräuchlichen mehr oder weniger übereinstimmen, wie Season für Saison, Retail für Detail, Committee für Comité, Merchant-Taylor für Marchand-tailleur, während andere etwas verschieden sind; so sagt man in Amerika Editor für Redacteur, Office für Bureau, Bureau (statt des engländischen Chest of drawers) für Commode. Andere

dort gebräuchliche Ausdrücke sind germanischen Ursprunges, wie Whole-sale statt En gros, Boarding-house statt Pension, Sidewalk statt Trottoir, Waiter statt Marqueur, welches Wort noch zudem an To wait, also daran erinnert, daß man trotz des „Right away, Sir! — All right, Sir!“ doch noch lange warten muß, bis das Verlangte kommt[**]).

Mit besonderer Vorliebe werden aber in deutscher Rede emphatische Wörter gebraucht, wie das — eigentlich unübersetzbare — Loafer für Vagabund, Blower für Blagueur, Show für Parade oder Étalage, Upstart und Shoddy für Parvenu. Zu den emphatischen Ausdrücken gehört auch Baas (oder Boos) für Herr, Meister. Dieses Wort gehört blos der amerikanischen Umgangssprache an, kommt aber — Boss geschrieben — auch zuweilen in den Zeitungen vor, daneben auch ein Zeitwort to boss. Es ist dieses das holländische — auch in deutschen Volkssprachen vorkommende — Wort Baas, das ebenfalls emphatisch gebraucht wird, wie z. B. in den Redensarten: Den Baas spelen, den Herrn spielen, Hij is een baas in het zingen, er ist ein Meister im Singen.

Besonders aber sind es zwei Lieblingsausdrücke, die in deutscher Rede sehr oft vorkommen — die einander entgegengesetzten Adjective smart und green (grün). Smart wird in der Umgangssprache statt des englischen clever gebraucht, also auch für „geschickt, gelehrt, talentvoll“, vorherrschend aber bedeutet es klug, gewitzigt, erfahren und bildet so den Gegensatz zu green, dessen Synonym, verdant, mehr in der Schriftsprache vorkommt. So hört man denn auch in deutscher Rede: „Ja, damals war ich noch grün,“ d. h. damals hatte ich noch keine Erfahrung, jetzt freilich bin ich smart. „Ach, wie sind Sie noch so grün!“ wird in demselben Sinne gebraucht. Das von green gebildete Hauptwort ist Greenhorn; im englischen Slang Greenlander, im Holländischen Groentje (oe = u auszusprechen), wie auch im Niederdeutschen — bei Dähnert, Richey und



Digitized by Google

Schambach — Groenschnabel dem deutschen Gelbschnabel entspricht. Greenhorn ist im englisch-amerikanischen Sprachgebrauch ein Epitheton ornans des Deutschen, der deutsche Eingewanderte ist eo ipso ein Greenhorn. Denn Amerika, speziell New-York, ist die Hochschule der Smartness, und so blickt der eingeborene Yankee mit derselben souveränen Geringschätzung auf den „Dutchman“ herab, wie ein bemoostes Haupt auf den Fuchs, oder vielmehr wie ein alter Fuchs auf Einen, der es erst werden will; denn der Yankee ist eo ipso smart oder wide-awake, welches letztere ebenfalls ein oft gehörter Lieblingsausdruck ist.

Das holländische Groentje bezeichnet auch den eben erst Ausgeschifften; in diesem Sinne wird auch „grün“ gebraucht, und drückt so eine gute Eigenschaft aus — namentlich mit Bezug auf Dienstmädchen. Amerikanerinnen treten nie in einen Dienst, bei dem häusliche Arbeit verlangt wird, jedes Dienstmädchen ist also entweder eine Deutsche oder eine „Eirische“ (d. h. Irländerin — Irish); „grün“ ist nun eine solche, die man frisch bei ihrer Ankunft, nachdem sie kaum das Land betreten, in Dienst genommen, wenn also die erstere direct aus Deutschland, die letztere von Green Erin, der Smaragd-Insel (Esmerald Isle), kommt. Aber, ach! dieses hoffnungsvolle Grün verwelkt sehr rasch. Schon nach wenigen Wochen klagt die deutsche Hausfrau: „Ach, ich bin so excited, ich ärgere mich fortwährend über diese chamber-maid — oder nurse, oder laundress — (da im Hause selbst gewaschen wird); als sie in's Haus kam, war sie ganz grün, jetzt aber ist sie independent,“ d. h. sie ist nicht mehr so dienstwillig wie früher.

Außer unzähligen Wörtern werden aber auch englische Redensarten — namentlich in humoristischem Sinne — in deutscher Rede angewandt, wie z. B. I second the motion, ich bin mit dem Vorgeschlagenen einverstanden; Help yourself, Bitte, bedienen Sie sich! (bei Tische gebraucht); Go ahead im Sinne des süddeutschen „Schick' Dich!“ (das genau dem franz.



Digitized by Google

Depèche-toi entspricht, übrigens auch im „Gang nach dem Eisenhammer“ im Sinne von „Sich anschicken“ vorkommt); First rate and a half, um eine Sache als eine vorzügliche zu bezeichnen, oder — in gleichem Sinne — A number One; letzteres ist eine von der Classification der Schiffe hergenommene Ausdrucksweise, die auch in England gebraucht wird, zuweilen mit dem — scherzhaften — Zusatze copper-bottomed.

Aehnlich wie in der Sprache der Cimbern, kommen hier sowohl Nachbildungen, wie auch Germanisirungen englischer Ausdrücke vor, indem das englische Wort wie ein deutsches flectirt wird. So hört man sehr oft: Kommen Sie einige Zeit (any time), halb nach 9 (half past nine), 10 Jahre zurück (ten years ago), er fühlt besser (he feels better), ich hab' meinen Meind aufgemacht (I made up my mind), ich kann's nicht helfen (I can't help it), er ist gut ab (well off, in guten Vermögensumständen), er ist eine Million Dollar werth, er eignet fünf Häuser (er besitzt, he owns), er belangt zur Benevolent Society (he belongs). Die Nachbildung wie die Germanisirung findet namentlich da statt, wo der englische Ausdruck an einen deutschen anklingt, so sagt man Gleichniß für Likeness (Bild, besonders von Photographien gebraucht), dasselbe geschieht mit den Zeitwörtern. To fix (ein spezifisch amerikanischer Ausdruck für „in Ordnung bringen“ — in der Schriftsprache: to put in order, to adjust, to prepare), to mix, to settle (die Sache ist gesettelt, auch: er hat sich angesettelt), to prize (sich nach dem Preis einer Waare erkundigen), to rent, auch das Hauptwort rent, für miethen und Miethe, to beat im Sinne von überwinden, übertreffen, to treat, traktiren — dasselbe findet aber auch bei vielen anderen Wörtern statt. So hört man also: Er hat ihn geboten (übertroffen, besiegt), sie war schön gedreßt (to dress), er hat ein Kalt gekets̈cht (he has caught a cold), er hat mich geräst (gesteigert — to raise) und viele ähnliche Ausdrücke. Manche derselben berühren sich mit mundartlichen oder



Digitized by Google

älteren deutschen Ausdrücken, so wird z. B. im Mhd. „eigen“ (ahd. eigan) für „haben, besitzen“ gebraucht, Gleichniß wird von Frisch (I, 352) mit Simulacrum übersetzt, „ein Häusle gefixt“ findet sich bei Tobler (S. 177), auch „werth“ im Sinne von worth, kommt in einer Urkunde bei v. Schmid (Schwäbisches W.-B., 528) vor: Jeder soll versteuern, was er werth ist.

Diese „gemixte“ Sprache gehört vorherrschend der Volkssprache an, oder vielmehr, sie ist die Sprache derjenigen, die weder die deutsche, noch die englische Literatur kennen, und die jedenfalls erstere Sprache immer nur gehört, nie gelesen haben. Der Gebrauch dieser Fusionssprache steht also im umgekehrten Verhältniß zur Sprach- und Literaturkenntniß, von Leuten, die von der englischen Sprache sehr wenig verstehen, hört man auch: Millnerin für Milliner (Putzmacherin), schmale Bilder für small bills, Lumpenzucker für Lump-sugar, Altermann für Alderman, sanft für soft, langsam für lonesome, partiklich für particular, Mietung für Meeting, er kann's erfordern für he can afford it und Aehnliches.

Nachbildungen des Englischen in französischer Sprache kommen in Canada vor, wie z. B. als Inschrift an einem Hause: Boissons de toute description, also das englische Drinks of every description — wofür man übrigens in Amerika sagt: All kinds (sorts) of drink.

Die Mischung englischer und deutscher Sprachelemente findet sich in besonders entschiedener, durchgreifender und allgemeiner Weise in dem Idiom, das man Pennsylvania-Dutch nennt, d. h. in der Sprache der in Pennsylvanien lebenden Deutschen. Daß dieses Idiom mehr Einheit, Prägnanz und Geschlossenheit darbietet, als die anderswo vorkommende Sprachmischung, hat darin seinen Grund, daß dasselbe innerhalb großer Masseneinwanderungen entstand. Es waren Tausende von Pfälzern, die sich gegen Ende des 17. und zu Anfang des 18. Jahunderts in Pennsylvanien ansiedelten, denen dann Einwanderer aus dem



Digitized by Google

Elsaß, Würtemberg, Baden, Hessen und Westphalen folgten. Es waren das zumeist Landleute, die also die süddeutschen Dialekte sprachen, wie denn auch das Pennsylvania-Dutch Spuren der Einwirkung der verschiedenen Mundarten trägt.

Auch diese Sprache ist eine bloß gesprochene; da wo sie als Schriftsprache auftritt, geschieht es in humoristischer — also in bewußter und absichtlicher Weise. Ich gebe in der Beilage ein Specimen derselben aus einer pennsylvanischen Zeitung, d. h. aus dem Feuilleton und den Annoncen derselben.

Beispiele von Sprachmischungen sowie einer Mischsprache bietet auch die hebräische Sprache und die jüdische Literatur. Das Nomadenleben des Patriarchen Jakob war die Veranlassung, daß schon in der Genesis (31, 47) ein zweisprachiger Ortsname vorkommt; dasselbe wiederholt sich nun bei seinen Nachkommen und so finden sich schon im Alten Testament aramäische, phönizische, assyrische, ägyptische, indische, persische und griechische Wörter und Eigennamen. Das Leben des jüdischen Volkes ist ein Nomaden- und Wanderleben und zu vielen Abschnitten der jüdischen Geschichte würde als Ueberschrift die Benennung passen, welche das zweite Buch Mosis hat — „Exodus." Auf allen — zumeist erzwungenen — Wanderungen aber war es die Thora, die Sprache derselben, die heilige Sprache und die Erinnerung an das heilige Land, welche die Juden überall hin begleiteten. Die Juden lebten in allen Ländern zerstreut, aber die hebräische Sprache, zugleich die Sprache der Liturgie, bildete das Band der Einheit, sie war auch die Schriftsprache — und das um so mehr, als die jüdische Literatur eine vorherrschend religiöse ist — während die Sprache des Landes, in dem man lebte, die Umgangssprache war. Im Talmud kommen viele hebräische Wörter in anderen Formen und in anderen Bedeutungen vor, als im Alten Testament, daneben aber auch Wörter aus dem Aramäischen, das einen Hauptbestandtheil des talmudischen Idioms bildet, und das selbst eine große Anzahl



Digitized by Google

fremder Wörter aufgenommen, außerdem aber griechische, lateinische, persische und arabische Ausdrücke.

Größeren Umfang hat aber noch die Sprachmischung in den Commentaren und Wörterbüchern zur Bibel und zum Talmud. Da die Commentatoren und Lexicographen in den verschiedensten Ländern lebten, alle aber die in Bibel und Talmud vorkommenden Wörter in die der Landessprache übersetzten, um die beigefügte hebräische Erklärung verständlicher zu machen; so finden sich hier arabische, persische, türkische, neugriechische, französische, italienische, spanische, provenzalische und slavische Wörter, und so enthalten diese jüdischen Schriften gar manches sonst verschollene Wort der Volkssprache oder früherer Jahrhunderte. Andere im Mittelalter von Juden verfaßte Schriften sind in arabischer Sprache, aber in hebräischer Schrift geschrieben; zuweilen vereinigt Ein Wort beide Elemente, indem dem hebräischen Worte der arabische Artikel vorgesetzt wird, ebenso werden im arabischen Texte Stellen aus der Bibel und dem Talmud in der hebräischen Originalsprache angeführt. Dazu kommt, daß die arabische Sprache viele griechische Kunstausdrücke aufgenommen hat; diese griechischen Wörter finden sich sowohl in den arabisch-jüdischen Schriften wie in den späteren hebräischen Uebersetzungen derselben.

Die deutsche Sprache ist in allen diesen Schriften nur schwach vertreten[34]), dagegen hat sich aus der Amalgamirung des Hebräischen mit dem Deutschen eine eigenthümliche Mischsprache gebildet, gewissermaßen ein westöstliches Idiom — die jüdischdeutsche Sprache. Einen Hauptbestandtheil dieses Idioms bildet das Hebräische, und zwar sind es zumeist die hebräischen Worte in der Bedeutung wie sie im Talmud vorkommen, daneben viele im Talmud vorkommende aramäische Wörter. Es sind das keine fremden Wörter, es sind vielmehr traute und liebe Bekannte, erinnerungsreich wie Klänge aus der Kinderzeit, es sind uralte, ureigene, heimische und anheimelnde Klänge, be-



Digitized by Google

deutungsvolle Losungsworte. Hebräisch sind nun alle emphatischen Ausdrücke und ganz besonders diejenigen, die der Religion und dem inneren, dem Gefühlsleben, angehören. Das jüdische Leben früherer Zeit war ein tiefgemüthliches, weil zugleich ein beschränktes. Die Außenwelt stand dem Juden feindlich gegenüber, seine Welt war die Religion mit ihren, zum Theil sehr sinnigen, Ceremonien, das Studium der hebräischen Schriften, die vorherrschend tröstlichen, erbaulichen und erhebenden Inhalts waren, das Familienleben, das selbst wiederum mit der Religion in innigem Zusammenhange stand. Die Erzählungen Leopold Komperts und insbesondere die A. Bernstein's, die das jüdische Leben getreulich abspiegeln, reflectiren zugleich das Gemüthliche desselben, und denselben Charakter hat auch die jüdischdeutsche Sprache und Literatur. So sind es denn auch die dem Gemüthsleben angehörenden hebräischen Wörter, die in dieser Sprache und Literatur besonders häufig vorkommen.

In diese Kategorie gehören nun auch die von Dr. Abel in einem Vortrage dieser Sammlung (VII, 158. 159) angeführten hebräischen Wörter ahav, chesed, racham, chen. Diese Ausdrücke kommen, wie im Alten Testament so auch im Talmud und in der jüdischen Liturgie sehr häufig vor und so auch im Jüdischdeutschen. Der von Dr. Abel (S. 58) angeführte Vers Deut. 6, 5 ist der zweite Vers in dem dreimal täglich wiederholten Hauptgebete, also ein sehr bekannter. Andere daselbst angeführte Bibelverse gehören zu den in der jüdischdeutschen Umgangssprache cursirenden Redensarten, was man jetzt „geflügelte Worte" nennt. Diese geflügelten Worte kommen in der jüdischen Sprache und Literatur häufiger vor als in irgend einer anderen; schon aus den zwei Erzählungen A. Bernstein's ist zu ersehen, wie bei jeder Gelegenheit allbekannte biblische oder talmudische Sätze in die Rede eingeflochten werden. Außer den angeführten Wörtern kommen aber im Jüdischdeutschen weitere Bildungen und Modificationen vor, zumeist nach talmudischem Sprach-



Digitized by Google

gebrauch, so namentlich bei dem in vielen Ableitungen vorkommenden racham. Ein von diesem racham gebildetes Hauptwort ist das talmudische Rachmanuth, von Buxtorf (col. 2239) mit misericordia, benignitas übersetzt; dieses Wort, Rachmonus ausgesprochen, wird in der Bedeutung Mitleid, Erbarmen, zum Erbarmen im Jüdischdeutschen sehr häufig gebraucht und kommt so auch in den Erzählungen Bernstein's[35]) mehrmals vor. Ein anderes Wort desselben Namens ist das chaldäische Rachmana, der Allerbarmer, Erbarmungsvolle, die im Talmud gewöhnliche Benennung Gottes, die als Rachmân auch im Arabischen Aufnahme gefunden und neben dem synonymen Rachîm in der Eingangsformel aller Korankapitel sowie aller arabischen Bücher (auch im Namen Abd-er-Rahman) vorkommt. Im Jüdischdeutschen figurirt dieses Wort in einer aus dem Talmud stammenden Redeweise für „Gott behüte!", wie racham auch in anderen emphatischen Ausrufungen vorkommt, so z. B. in „Gott soll sich merachem sein!" d. h. Gott soll sich erbarmen oder „derbarmen", wie man im Jüdischdeutschen — nach mittelhochd. und mundartlichem Sprachgebrauch — sagt. Das häufige Vorkommen dieser und vieler anderen Ableitungen des Wortes racham gehört mit zur Leidensgeschichte des jüdischen Volkes.

Die Wörter Chesed und chanan, das zu Chen gehörige Zeitwort, sind ebenfalls sehr bekannt und kommen so auch bei Bernstein vor, in den Sätzen: Es ist ein Chesed (Gnade) von Gott, wenn Gott mich chonen ist (mich begnadet) und ähnlichen. Das ebenfalls sehr bekannte Hauptwort Chen kommt, wie in der Redensart „der Chen von Jossef", d. h. die Anmuth Josephs, sprichwörtlich, so auch in dem Sprichworte vor: „Chen geht über Schön", d. h. Anmuth ist mehr als Schönheit, wie davon auch als vox hybrida das Adjectiv chentig — anmuthig, lieblich, graziös — gebraucht wird. Auch das eigentliche Wort für Lieben, Liebe, ahav, ahavah ist ein oft gebrauchtes in den verschiedensten Verbindungen vorkommendes. Ein anderes he-

bräisches Wort für lieben, begehren, Lust haben, nämlich chaschak und das davon gebildete Hauptwort Cheschek kommen ebenfalls im Jüdischdeutschen vor; für „Ich habe keine Lust dazu" sagt man Ich hab' kein Cheschek und ebenso wird Chaschuka (gewissermaßen als Part. pass. des Zeitwortes) im Sinne von Allerliebste, Geliebte — aber mit geringschätziger Nebenbedeutung — gebraucht.[36])

Mehrere der erwähnten hebräischen Wörter kommen in Sätzen vor, die in die Sphäre der Religion gehören; im Jüdischdeutschen werden nun alle zu diesem Gebiete gehörenden Begriffe, die in den europäischen Sprachen zumeist durch griechische und lateinische Wörter bezeichnet werden, durch die ursprünglichen hebräischen Wörter ausgedrückt, so z. B. die Ausdrücke für Religion, Engel, Satan, Teufel, Paradies, Gehenna, Sabbath, Pfingsten, Opfer, Priester, Altar, Messias, Proselyt — für diese und andere Ausdrücke gebraucht das Jüdischdeutsche das ursprüngliche hebräische Wort, von welchem das griechisch-lateinische seinen Ursprung hat.

Andere in das religiöse Gebiet gehörige Begriffe werden durch deutsche Wörter ausgedrückt, das ist z. B. der Fall bei der „Judenschule." Das griechische Synagoge im Neuen Testament (Matth. 4, 23. 6, 2. 5 und oft), das auch die syrische Version mit Versammlungsort wiedergiebt, wird von Luther mit „Schule" übersetzt und letzteres ist auch das im Jüdischdeutschen gebräuchliche Wort für Synagoge. „Schule" ist die Uebersetzung des hebräisch-talmudischen Kneseth, Versammlung, wovon das arabische Kanis, Kanise in der Bedeutung Synagoge, letzteres auch für Kirche. Das mhd. Schuole wird in Ziemann's WB. mit „Zusammenkunft" erklärt. Im Holländischen bedeutet Scholen sich truppweise versammeln, wie School auch die Bedeutung Schaar, Haufe, Trupp hat. In demselben Sinne ist School of fishes ein in England, provinziell in America allgemein gebrauchter Ausdruck, wie wahrscheinlich auch Shoal, to shoal,



Digitized by Google

Versammlung, sich versammeln hierher gehört. Scuola ist auch das in Italien für Synagoge gebräuchliche Wort, und in demselben Sinne gebrauchten schon in alter Zeit die französischen Juden das Wort école (escole), wie aus Du Cange zu ersehen (III, 120 ed. Henschel), woselbst noch Urkunden aus dem 12. und 13. Jahrhundert angeführt werden, in denen Schola in der Bedeutung Synagoge vorkommt. Daß nun auch im Polnischen die Judenschule szkola zydowska heißt, stammt wahrscheinlich vom Sprachgebrauch der dortigen Juden her.

„Er ißt die Schul' mit sammt dem Almemor auf" ist eine jüdischdeutsche Redensart. Letzteres Wort kommt auch in Heine's Romanzero (Prinzessin Sabbath) vor:

Stolz aufflackern auch die Kerzen
Auf der Brüstung des Almemor.

Es ist dieses das arabische Almimbar (Minbar), Kanzel, das als Benennung einer Erhöhung inmitten der Synagoge bei den spanischen und französischen Juden im Gebrauch war, wie aus der Stelle eines Talmudcommentars aus dem 12. Jahrhundert [37]) ersichtlich ist. Das Wort ist aus den romanischen Ländern in das Jüdischdeutsche übergegangen, welche Wanderung auch bei anderen Wörtern vorkommt, so z. B. benschen für segnen (franz. benir, provenzalisch benezir, spanisch bendecir, altspan. bendicir, portugiesisch benzer); Milgram für Granatapfel, altspanisch und prov. Milgrana; Barjen geschickt, Virtuos vom altspanischen Barragan, Held, tapferer, starker Mann u. a. m.

In das Gebiet der Religion gehört auch das Lernen, worunter man im Jüdischdeutschen das Studium der Bibel und der talmudischen Schriften versteht. Welche wichtige Rolle dieses „Lernen" spielt, ist wiederum aus den Erzählungen Bernstein's ersichtlich, in denen auch mehrere hierher gehörige Ausdrücke vorkommen. Die Kinderschule wird mit einem hebräischen Worte Cheder, d. h. Zimmer, Stube, genannt. Die höhere, d. h. die Talmudschule, heißt mit einem talmudischen Ausdruck Bes (Beth)



Digitized by Google

hamid-rasch, das arabisch-türkische Medrese, Schule; der Schüler heißt Talmid (vom hebr. lamad, Lernen), das arabisch-türkische Telmid, wie denn überhaupt viele der im Jüdischdeutschen gebräuchlichen Wörter auch im Arabischen vorkommen. Auf diese Weise berührt sich auch das eine und das andere jüdischdeutsche Wort mit dem Neugriechischen. Der Metzger, Fleischhauer heißt im Talmud Kazzab, vom hebräischen Kazab hauen, zerschneiden, dasselbe Wort (nur etwas verschieden ausgesprochen) existirt auch im Jüdischdeutschen für Metzger. Es entspricht dieses dem neugriechischen Worte für Metzger, Χασάπης vom arabisch-türkischen Kassâb.

Die zum „Lernen" gehörigen Zeitwörter sind, wie das Wort lernen selbst, deutsch oder romanisch; so z. B. Knellen im Sinne von Einpauken, das als jüdischdeutsches Wort auch in Grimm's Wörterbuch angeführt wird, tornen für wiederholen und so mehrere.

Ueberhaupt finden sich im Jüdischdeutschen sehr viele Fremdwörter aus der deutschen Sprache, d. h. jetzt fremd gewordene Wörter des Altdeutschen[38]) und zwar ist es wiederum die Pietät und Gemüthlichkeit, welcher das Fortbestehen dieser Ausdrücke zuzuschreiben ist, von denen viele an und für sich den Charakter des Gemüthlichen haben. Während das orientalische Salâm alaikum die gewöhnliche Bewillkommnungsformel der Männer ist, begrüßt man die Frauen mit dem altdeutschen Gottwillkomm (Schmeller I, 961) wie sie selbst auch mit diesem Worte den Ankommenden begrüßen[39]). So waren noch zu Anfang dieses Jahrhunderts auch die altdeutschen Verwandtennamen im Gebrauch; statt Vater, Mutter, Tante, Großvater, Großmutter sagte man Aetti, Memme, Mümele, Harrle, Frahle, Ausdrücke, die jetzt nur noch in der deutschen Volkssprache vorkommen (Schmeller I, 171, 1599, 1153, 804); daneben bestanden die altdeutschen Personen-, namentlich Frauennamen, darunter mehrere derjenigen, die von Weinhold[40]) als Namen von Jüdinnen aus dem 13.



Digitized by Google

und 14. Jahrhunderte angeführt werden. Es geschah also aus Pietät gegen die Vorfahren, daß man die von ihnen gebrauchten Ausdrücke und Namen beibehielt, welches Fortleben des Alten allerdings auch durch das Abgeschlossensein von der Außenwelt sehr begünstigt ward.

So wie durch die aus Spanien vertriebenen Juden die spanische Sprache nach dem Orient verpflanzt wurde, wo sie noch jetzt von den dortigen Juden gesprochen wird, so ist in gleicher Weise das Jüdischdeutsche die Sprache der Juden in den slavischen Ländern und in Ungarn. In diesem Idiome haben sich sogar manche altdeutsche Wörter erhalten, die das in Deutschland gesprochene Jüdischdeutsche nicht kennt, während andere derartige Wörter beiden Idiomen gemeinschaftlich sind.

Hierher gehört auch das, was Dr. Abel (S. 42, N.) mit Bezug auf das englische like, das nhd. lichen, gelichen sagt, daß es im Neuhochdeutschen sich nur mundartlich erhalten (wie z. B. auch bei Schmeller I, 1423 „gleichen" im Sinne von to like angeführt wird), und daß man auch im Polnischjudendeutsch — das viele Züge des Altfränkischen bewahrt — sage: das ist sehr gleich für „das ist wahr und treffend und gefällt mir." Dieses „gleich" kommt nun aber im Jüdischdeutschen überhaupt — auch in Deutschland — sehr häufig vor, wie auch der Gegensatz desselben „ungleich" und dessen Synonyme „krumm, umgewendt." „Gleich" bedeutet „ähnlich, passend, angemessen", wovon „ungleich" das Gegentheil ausdrückt.[41]) So wird auch bei Schmeller (S. 1422) „gleich" für „eben, gerade" und „ungleich" in der Bedeutung „unpassend, ungeziemend, unangemessen" angeführt. „Gleichreden" bedeutet im Jüdischdeutschen Etwas Witziges sagen, ein „Gleichredner" ist Einer, der stets einen passenden Witz bei der Hand hat[42]). Ein „gleich Wörtche" — welcher Ausdruck auch bei Bernstein vorkommt[43]) — ist die witzige und zutreffende Auslegung und Anwendung einer Bibelstelle. Witz beruht auf Aehnlichkeit und so wird „gleich" für



Digitized by Google

„witzig" gebraucht, wie ja „gleich" und „ähnlich" auch sonst verwandte Begriffe sind.

Daß dieses „gleich" ein Lieblingsausdruck ist, mag wohl auch darin seinen Grund haben, daß, wie in der biblischen, so auch ganz besonders in der talmudischen Literatur das Maschal oder Gleichniß eine sehr hervorragende Rolle spielt. „Womit ist dieses zu vergleichen?" ist eine stehende Redensart der talmudischen Homiletik oder Hagada, was in den jüdischdeutschen Uebersetzungen derselben mit „Zu was ist das gleich?" wiedergegeben wird.

Die Aehnlichkeit zwischen dem englischen like, to like und dem deutschen „gleich, gleichen" hat übrigens, wie bei anderen Wörtern, so auch hier eine Amalgamirung in der amerikanisch-deutschen Sprachweise bewirkt, indem „gleichen" im Sinne von „gefallen" gebraucht wird. Sehr häufig hört man „Wie gleichen Sie die Country?" für „Wie gefällt Ihnen das Land?", „Ich gleiche das nicht" für „das gefällt mir nicht", „ich gleiche nicht zu tanzen" für „ich tanze nicht gerne" und ähnliche Redensarten.

Noch im vorigen Jahrhundert war Deutschland ein Wanderziel vieler polnischer Juden; diesem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß auch in dem in Deutschland gesprochenen Jüdischdeutsch einzelne Wörter polnischen Ursprunges vorkommen. So z. B. Schubez für Schaube, Kaftan der polnischen Juden, polnisch Szuba; chodsche für „obschon", polnisch choć, das auch in der Zigeunersprache vorkommt (Pott's Zig. I, 315); prost in der Redensart „ein proster (d. h. einfacher, gerader, aufrichtiger) Mann"; Parrach für Grind, Krätze, chappen für erhaschen, schnell wegnehmen (polnisch chapa ). Die beiden letzten Wörter werden auch in einem Aufsatze in Aufrecht-Kuhn's Zeitschrift (I, 416. 421) als in deutschen, namentlich westpreußischen, Mundarten gebräuchlich angeführt.

Im Talmud kommen, wie bemerkt, viele griechische Wörter



Digitized by Google

vor; einige derselben haben sich — aus dem Talmud herstammend — auch im Jüdischdeutschen erhalten, wie z. B. Epitropos für Vormund, Epicur als Appellativum für Freidenker und Katégoros, Katégor in der aramäischen Form des griechischen Wortes. Letzteres, das im Neuen Testament im Sinne von Ankläger öfter vorkommt, lautet in der syrischen Version Kategrono und Katregóno, das dazu gehörige Zeitwort ist Katreg. In demselben Sinne sagt man im Jüdischdeutschen — nach talmudischem Sprachgebrauch — „mekatreg sein" = Jemanden anklagen, zu seinen Ungunsten sprechen. Ein griechisch-aramäisches Wort ist auch in der jüdischdeutschen Redensart enthalten „a Parzef wie a Schunre", d. h. ein Gesicht wie eine Katze, von einem häßlichen Menschen gebraucht. Parzef ist das aramäische Parzufo, und dieses ist das griechische Prósopon, Gesicht. Außerdem kommen im Jüdisch-deutschen viele — wiederum aus dem Talmud stammende — syrische Wörter vor. Die syrische Bibelübersetzung heißt bekanntlich Peschito; dasselbe Wort — peschite ausgesprochen[44]) — ist ein im Jüdischdeutschen — nach talmudischem Sprachgebrauch — sehr oft vorkommender Ausdruck in der Bedeutung: Das ist einfach, klar, das versteht sich von selbst. Persischen Ursprungs ist die Benennung des s. g. Paradiesapfels mit Ethrog, das Esrog ausgesprochen wird.

Es ließen sich noch mehrere andere Beispiele von Mischsprachen und Sprachmischungen anführen, allein ich fürchte, allbereits die Grenzen eines Vortrags überschritten zu haben.

---

Das Folgende ist einer Zeitung entnommen, die in Doylestaun, Penn. (d. h. Doylestown in Pennsylvanien) erscheint, oder vielmehr erschien, denn wahrscheinlich hat sie jetzt zu erscheinen aufgehört; der Titel derselben lautet: „Der Morgenstern, und Bucks- und Montgommery Cauntries Berichter." Hier heißt es also Caunties statt Counties und Taun statt Town — die Wörter also so geschrieben, wie sie ausgesprochen werden; ebenso:

Waschington, Taunschip, Hilltaun (für Washington, Township, Hilltown) und viele ähnliche Germanisirungen der Schreibweise. Davon aber abgesehen ist die Zeitung in gutem Hochdeutsch geschrieben; nur zuweilen entschlüpft dem Redacteur ein Anglicismus, wie z. B. „Wir denken viel von Neutaun (we think a great deal of Newton wir halten große Stücke auf N.) oder Riegelweg statt Eisenbahn; wo aber eine vox hybrida vorkommt, wird sie mit Gänsefüßchen bezeichnet, wie z. B.: Wie die Lädy Snizwizzel „gedreßt" ist, so möchte auch Mrs. Zimpel gedreßt sein — wobei aber natürlich absichtlich dieses Mischwort gebraucht wird.

In den Annoncen — oder Advertisements — kommen natürlich unzählige englische Wörter vor, auch Sätze wie „die Proverty ist gefenzt." Dasselbe ist nun auch bei den außerhalb Pennsylvanien erscheinenden deutschen Zeitungen der Fall, nur werden in diesen die englischen Wörter nach englischer Orthographie geschrieben, während im „Morgenstern" wie die geographischen Benennungen so auch die Haupt- und Zeitwörter der Aussprache gemäß geschrieben sind, also: Hupps für Hoops, Schtorkieper für Storekeeper, Buchstohr für Bookstore, geschartert für chartered. Uebrigens ist, je nach der Individualität der Advertisers oder Annoncirenden, die Schreibweise sehr wechselnd. Dieselbe Ausdrucks- und Schreibweise finden sich übrigens auch in der zu Harrisburg erscheinenden „Pennsylvanischen Staatszeitung" und in anderen Blättern.

Bei den Advertisements im „Morgenstern" kommt es aber oft vor, daß der Ankündigende am Schlusse der Annonce plötzlich — als humoristische Captatio benevolentiae — in das Pennsylvania-Dutch übergeht, also gleichzeitig auch einen Sprung aus dem Hochdeutschen in die Volkssprache macht, wie z. B.: „..... man glaubt gar nicht, daß so gute und prachtvolle Kleider so wohlfeil verkauft werden können. Sagt der Pit (Peter) am anderen Tage: „Wann sei Lebtag Leut mich geplihst han (von to please, mir gefallen haben, mich zufrieden gestellt), warens die zweh Deutsche, ich mehn der Blum und Tau in der Marktstrohs, No. 202. Do hab ich mir von denne a Suht (suite) kaft, un nau (now) fühl ich so stolz wie a General." „Wu war's?" schreit der Däv (David). „Ei, No. 202, Marktstrohs, Philadelphia". „Well, leß der Stiem raus (let the steam out), do muß ich anne, un das heut noch. Halloh, verkahft numme nit Alles. Ich will ah noch a Bissel eppes." Ein anderer Schluß lautet: „So ruft denn bei uns an (call on us), wir stehen da mit aufgerollten Hemdärmeln und sind determt (determined, entschlossen), Bissnes zu thun." Darauf folgt ein Verslein: „Drum kommt und seht unsre Sachen, So schön, so neu, so billig und



Digitized by Google

gut, Kommt, wir wollen einen Bärgen (bargain) machen, der euch of kohrs am Besten suht (which, of course, will suit you the best.)" So wird ferner erzählt, wie Jemand mit Bezug auf einen Wein-, Brändi- und Liquörstohr gesagt habe: „Do will ich die Krummenoth kriege, wenn do nit Trinke verkahft wert, daß ehm das Herz im Leib lacht. Do hab ich a halb Gläsel voll zu mir geschafft, das is nunter geritscht wie Oel, un ich bin ufgeschumpt (to jump, gumpen bei Schmeller I, 914) wie a junger Hersch. Noch Geld frogen sie do gar nit, gebt ihne numme a kleh Bissel un' sie sen gesätisfeit" (satisfied). Ein anderer Schluß ist: „Ich geb nix ums Geld mache (to make money), Alles was ich will is: Bißneß thun. So kommt anihau (anyhow), ich triht (treat) wie a Gentleman." Die Ueberschrift lautet: Alleweil kumm ich. Eine andere Annonce mit der Ueberschrift: „Guten Morgen, meine Freunde!" und mit der Anpreisung eines „Flintenstohr" schließt mit den Versen: „Un hot dei Flint nit recht geschosse, dann geh zum Wurflein, loß sie fikse (to fix), Ja bei dem kannst du sie mache losse, Er ist e Mehschter vun die Bikse."

Wie die americanisch-englischen, so haben auch die deutschen Zeitungen kein besonderes Feuilleton „unter dem Strich", und so steht auch in dieser Zeitung auf einer Spalte neben den politischen Nachrichten, also neben dem Hochdeutschen, in pennsylvanischer Mundart, der folgende Brief:

Ein Leben gerettet durch die Lieb in der Wildniß.

Rausender Dingerich vunem a Löb[45]): Ich kenn dich net persönlich, aber deine Zeitung lees ich schon von Kind uf, und unser ganze Nochbarschaft steht alle Mittwoch[46]) uf den großen Zehen und wart mit großen Schmerzen uf der Morgenstern. Ich hab schon so viel gelesen von annern Leut un nau[47]) heut mögen annere Leut ah mol Eppes[48]) lesen von mir.

Fors allererst dät ich gern die Mäd wisse losse daß ich als noch[49]) ledig bin und im Sinn hab bald wieder mich mit sie einzulosse.... Ich bin just in meine beste Jahre, hab mein wilder Hafer gesäet[50]) und mei nächste Soht[51]) soll sauber Stoff sein. Sechsmal war ich versprochen zu heiraspeln — viermol bin ich wieder ausgebäckt[52]) un zwei Mol sin mein Mäd ausgebäckt. Ehne von den Mäd ist ausgebäckt, weil ein Buchpedler[53]) der Weg kumma is un versproche hot sie zwei Tag eher zu heirathen daß ich[54]), die anner is ausgebäckt weil sie gestorbe ist, sell[55]) war ihr nit zu verdenken. In Illinois war ich inem a Insching sein Tochter[56]) in Lieb geborzelt[57]). Nau die Mäd vun der Inschenkrick[58]), vom Helsekop[59]) un vum Krubsberg lachen vielleicht über mich, aber loß mich euch sagen ihr Mäd, ich will euch verzähle wie so. Ich hab mich in der Wildniß verlore gehatt und mein schöner brauchbarer

Körper hät bald zum Supper for Wildkatzen un Bären herhalte müsse — es war schon dunkelschwarze Nacht — über meim Kopf hen die Eule ihre Nachtlieder gebrummt, die Geier hen in den Bäume geflattert, uf einer Seite hen die Wölf uf der anner Seit hen die Pänter gebrüllt un hinner mir hen die Rasselschlangen[60]) getanzt un die Muskieters hen prowirt[61]) an Campmieting zu starten[62]) uf meiner Nahs. Des werd mei letzte Nacht sei in der hölzerne Welt, hab ich gedenkt, un war just räddy[63]) zu verzweiflen, do hab ich vun Weitem an Licht erblickt. Ich bin druf zu, un find, daß es ein Inschiug Hütt war[64]). Ein alter Inschiug un sein Tochter waren just dran ein Passum zu broten[65]) for ihr Supper. Wie der Alt mich erblickt, hot er mir an paar falsche feurige Auge hingeworfe[66]) un geht noch[67]) seine Instrumente for mich zu skalpire. Wie der Alt mir der Buckel gedreht hat, hab ich der Tochter mein freundlichste Blick hingeschmisse, sie gebt mir der Wink, ich reich ihr die Hand, un eh der Alt mit dem Tomahawk zurückkumme is, ware mir zweh[68]) schun so bekannt, wie zweh Zwilling in der Schockel[69]); die Tochter springt uf der Alt zu un wispert ihm Eppes ins Ohr, der Alt hot dann gleich der Kopp genuckt[70]), loßt sein Tomahawk falle un reicht mir die Hand. Nau waren mir drei bald die beste Freund. Ich hab mit Supper gessen un geplaudert daß wann[71]) der alt Inschiug mein Onkel wär. Darnach hab ich ihm mei Bottel gewe[72]), er hot fleißig getrunke un is bald eingeschlohfe un ich hab zu der Tochter getänd[73]) mit aller Plesihr. Do wor mir net getruwelt[74]) mit Lichter, Schockelstühl[75]) un Carpets im Parlor, net gebattert[76]) von Hupps[77]) oder 17 Unterröck, Teitläcing[78]) un seidne Dresses[79]). Die Inschiug Tochter hot a ganz annere Dreß angehat un dort hen mir im hinnerste Eck von der Hutt unser Platz genumme uf e'me Haufen Bären- Büffel- un Passum-Häut, un sell hot mein Leben geret.[80])

Nau Mäd, paßt uf, ich hab seit sellemol nix gehat, aber sobald daß mei neue Hosse fertig sin kum ich. Eddy.

---

## Anmerkungen.

1) Das persische Schâl ist eines der vielen Wörter, deren ursprüngliche Bedeutung eine viel umfassendere ist, als die des entlehnten Wortes (Shawl), wie auch im Orient der Gebrauch des Kaschemirshawls sich auf weitere Kreise erstreckt als im Abendlande. In einem persischen Gedichte zum Lobe Kaschemir's (bei Wilken, Institut. ad fund. l. pers. p. 211) heißt es: Fröhlich scherzend sitzen die Bewohner Kaschemir's auf seidnen Teppichen. Alle sind in Schâls gekleidet, die Vornehmen wie die Geringen.



Digitized by Google

2) Bei Firmenich (Germanien's Völkerstämmen III, 407) findet sich „Maschandmodladen". Bei Schmeller (I, 1035. 1654 2. A.) heißt es, daß Marchande des modes nicht selten wie Méchante mode ausgesprochen werde.

3) Die heiligen Schriften der Parsen, II, LXIX.

4) Auch „Beefsteak" — dessen zweites Wort ebenfalls ein germanisches ist — heißt französisch Bifteck, bei Cherubini (Vocab. Milanese-Italiano) Biffstecch und Bistecch, neuarabisch (bei M. Hartmann, Arabischer Sprachführer S. 124) Biftek und Biftak.

5) Statt Autumn gebraucht man in America das Wort „Fall". Dieser poetische, vom Fallen der Blätter hergenommene, Ausdruck, der übrigens auch einen hübschen Gegensatz zum „Spring" bildet, ist nun ebenfalls germanischen Ursprungs.

6) Ursprung der Sprache, Sonderabdruck S. 50, kleinere Schriften I, 293.

7) Vor Kurzem hieß es in einem Reiseberichte der Münchener Allgemeinen Zeitung: Die Maschine wurde gestoppt. So hört man auch oft von den Deutschen in America: Die Inschein (Engine, Maschine) ist gestoppt. Wie bei vielen anderen Wörtern begünstigte wohl auch hier die Aehnlichkeit mit dem deutschen „Stopfen" den Gebrauch des englischen Wortes. Uebrigens wird auch bei Littré stopper und „Stop!" angeführt, letzteres auch in den russischen Wörterbüchern.

8) Driver ist das in America gebräuchliche Wort statt Coachman, eben so sagt man Stage (Abkürzung von Stage-coach) statt des in England gebrauchten Bus (Omnibus), Car statt Waggon oder Wagon, Depot statt Station-house, Railroad statt Railway. Die Deutschen in Pennsylvanien sagen — in Uebersetzung des letzteren Wortes — „Riegelweg" statt Eisenbahn.

9) So z. B. im Journal asiatique, 1843, Nov. p. 365 ff.

10) As-salâm ist — mit vorgesetzter Verbindungspartikel — die gewöhnliche Schlußformel der Briefe. Dieses W'as-salâm wird nun auch in der Umgangssprache im Sinne von „Genug davon! Und damit basta!" gebraucht, ebenso Assalâm alaikum in ironischem Sinne für „Bedanke mich recht schön", ähnlich dem französischen ironischen Je vous baise les mains, oder je suis votre serviteur.

11) Angeführt bei Kriegk, Schriften zur allgemeinen Erdkunde, S. 263.

12) Caussin de Perceval, Grammaire arabe vulgaire, 3. ed. p. 128, Humbert Guide de la convers. arabe p. 262, Delaporte, Guide de la conversation fr. arabe 3. ed. p. 41. 56. 79 ff., Dozy, Supplément aux dictionn. arabes I, 614b.



Digitized by Google

13) Guide français-arabe vulgaire, p. 627.
14) Guide de la convers. arabe, p. 266.
15) Supplément I, 807b.
16) Dozy l. c. I, 603b.
17) Zeitschrift der D. M. G. XI, 484, auch bei Dozy II, 283a.
18) Im Journal asiatique findet sich irgendwo — ich erinnere mich nicht in welchem Jahrgange — eine längere Abhandlung über die Aussprache dieses Gain (von G. de Tassy, wenn ich nicht irre). Die gewöhnliche Ansicht ist, daß dasselbe wie ein R grasseyé auszusprechen sei; in Shakespear's Hindustani-Dictionary heißt es (p. 1233), dasselbe werde ähnlich wie das R in Northumberland ausgesprochen, was wohl dasselbe ist.
19) Historia eccles. de la gran ciudad de Granada, pt. IV, cap. 84, fol. 239a.
20) In einer Beschreibung Palermo's bei einem arabischen Autor aus dem 12. Jahrhundert, die Amari (Journ. asiat. 1845, Dec. p. 519 ff.) mittheilt, erzählt derselbe (p. 522), daß die christlichen Damen, welche während seiner Anwesenheit in Palermo am Weihnachtsfeste die Hauptkirche besuchten, in ihrer Toilette durchaus die Mode der Moslemischen Frauen nachahmten. Neben den Schmuckgegenständen und Parfums wird nun auch der Gebrauch des Henna erwähnt.
21) Das zum arabischen Sakijah gehörige Zeitwort ist sakâ, Tränken, in gleicher Weise ist vom hebräischen Zeitwort schakah, Tränken, das Hauptwort Schoketh, Tränkrinne, gebildet, und dieses wird in den betreffenden Bibelstellen (Gen. 24, 20. 30, 38) von einem jüdisch-arabischen Uebersetzer (dem s. g. Arabs Erpen.) mit Sakijah übersetzt. (Ebenso im Wörterbuche Abûlwâlid's p. 743, Z. 17).
22) Cherbonneau im Journal asiat. 1855, Dec. p. 552.
23) So z. B. in einer Stelle des Buches über Agricultur von Ibn Awwam in De Sacy's Chrestomathie arabe (I, 226), woselbst in der Note auch der arabische Ursprung von Açequia und Anoria erwähnt wird.
24) Journal asiatique 1845, Janvier p. 114.
25) Nämlich in dem hebräisch-(talmudisch-)spanischen Glossar des David Cohen de Lara.
26) Dschawâlîkî ed. Sachau p. 63, Lane WB. s. v. I, 1, 304b.
27) „Ueber die geographische Verbreitung des Zuckerrohrs" in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1839, S. 359. 376.
28) Sachau zu Dschawâlîkî, Anmerkungen p. 15 zu S. 29 des Textes. Nach E. W. Lane s. v. (I, 217c) ist Baitar ein echt arabisches Wort vom Zeitw. batara, schneiden.
29) Vestigios da lingua arabica em Portugal p. 54.
30) In den Abhandlungen der I. Classe der Akad. der Wissensch. II. Th. III. Abth.
31) Auch im Italienischen begünstigt die Abschleifung und Verkürzung der ursprünglichen Wörter manches Bisticcio oder Wortspiel, so z. B. 87, 77, 22, d. i. „O tanta sete!" „Se tanta sete, vin' ti do" (vintido venezianisch für venti due).
32) So auch bei Schmeller I, 5722 und in Grimm's WB. V, 1035 (u. Klaus).



Digitized by Google

33) Im Londoner Punch war ein Mal als Grabschrift eines Waiters zu lesen: „Coming, Sir, coming!“

34) In einem bei Brockhaus (1882) erschienenen Buche „Jüdischdeutsche Chrestomathie“ habe ich aus einigen Schriften lexicalischen und exegetischen Inhalts — darunter zwei ganz unbekannte Handschriften — Auszüge gegeben, in denen sehr viele, jetzt verschollene, mittelhochdeutsche Wörter und Wortformen vorkommen, sowie auch aus den romanischen Sprachen.

35) Vögele der Maggid (ed. 1870) p. 21, Mendel Gibbor p. 37 und an anderen Stellen.

36) Das Zeitwort chaschak, so wie das Hauptwort Cheschek kommt — wie aus Gesen. Thes. p. 536 zu ersehen — öfter in der Bibel vor, die Participialform Chaschuka ist eine spezifisch jüdischdeutsche, die weder in der Bibel noch im Talmud vorkommt. Ein im Talmud sehr oft vorkommender Ausdruck ist Chibbah für Liebe, Wohlwollen, Chabib für Geliebter, Freund, von dem hebräischen, nur ein Mal vorkommenden, Zeitwort chabab, im Arabischen (chabba) das gewöhnliche Wort für „lieben“ (cf. Ges. thes. p. 437). Dieses Chibbah kommt nun auch in den jüdischdeuschen Schriften häufig vor.

37) Cf. Wagenseil Sotah p. 1133.

38) In der erwähnten Chrestomathie kommen sehr viele dieser Wörter vor, darunter auch, in den Bibelübersetzungen (S. 98. 99), das oben erwähnte „Botenbrod“, als Uebersetzung des hebräischen basser, besura, das dem oben angeführten arabischen Bischara, vom Zeitwort baschara, entspricht.

39) s' Gott's Willkumm in L. Komperts „Dorfgeher“ (Ed. 1866, S. 7. 9. 11) und in anderen Erzählungen desselben, in Mosenthal's „Jephtha's Tochter“ (in der Sammlung von Paul Heyse und Leistner S. 32) „Godelkum“; dieses entspricht dem „Gotikum“ in Schöpf's tirolischem Idiotikon (unter „Gott“, S. 202).

40) Die deutschen Frauen in dem Mittelalter, 2. A. I, 27.

41) „Ungleich“ für „unpassend, ungeziemend“ kommt auch in der erwähnten Chrestomathie (S. 564) vor, und zwar in einer Stelle des „Jüdischen Theriak“, einer Gegenschrift gegen den „Abgestreiften Schlangenbalg“ von S. Brenz.

42) Zu einem solchen „Gleichredner“ sagte ein Mal Jemand, er möge doch Etwas „gleich reden“, worauf Jener: „Krieg' die Kränk!“ (eine in Frankfurt und Umgegend sehr gewöhnliche Verwünschung). „Soll das gleich sein?“ „Nein, es braucht nicht gleich zu sein, meinetwegen erst in einem Jahr.“

43) Mendel Gibbor, S. 13. 14. 17. 22 und sonst noch.

44) Bei Mosenthal (a. a. O. S. 18) „pschide“; Mosenthal kannte dieses jüdischdeutsche Wort — wie noch viele andere jüdischdeutsche Ausdrücke — nur vom Hörensagen; er wußte nur, in welchem Sinne ohngefähr dasselbe in der Rede gebraucht wird, der Ursprung und die eigentliche Bedeutung desselben war ihm unbekannt.

45) Löb ist der Name des Redacteurs; Dingerich ist nach Kehrein dasselbe, was „der Ding“ bei Schmeller (I, 520), Weinhold (Beitrag zu einem schles. WB.) führt die Redensart an: a Dingrich is a Lögesäck (Lügensack?). „Rausen“ habe ich nirgends gefunden.



Google

46) Der „Morgenstern" ist — oder war — ein Weekly, ein wöchentlich ein Mal erscheinendes Blatt.
47) now. 48) Etwas. 49) immer noch.
50) I have sowed my wild oats, ich habe die wilden Jugendjahre ausgetobt.
51) Saat. 52) to back out, zurücktreten.
53) Bookpeddler. 54) als ich (than I).
55) Selbiges (Schmeller II, 259. 263).
56) in die Tochter eines Indianers (Indian).
57) fallen in love.
58) Indian creek, eine Ortsbenennung.
59) Hexenkopf, wahrscheinlich die Uebersetzung eines Ortsnamens.
60) Klapperschlange — rattle-snake.
61) Die Moskitos haben probirt.
62) to start a Camp-meeting, letzteres ist der bekannte Name für die unter freiem Himmel gehaltene Versammlung zu religiösen Zwecken, bei den Mormonen: Wood-meeting.
63) I was just ready. 64) an Indian hut.
65) ein Possum zu braten. Possum ist die in America übliche Abkürzung von Opossum (Beutelthier).
66) ... Augen (Blicke) zugeworfen.
67) nach. 68) wir zwei. 69) Wiege, Schaukel.
70) den Kopf genickt. 71) als wenn, als ob.
72) meine Flasche (Bouteille, Bottle) gegeben.
73) to tend.
74) troubled.
75) Schaukelstühle, Rocking-chairs.
76) not bothered.
77) Hoops.
78) tight lacing.
79) seidene Kleider (Dress).
80) gerettet.

Wer den pfälzer Dialekt kennt, wird in dem Obigen viele Wortformen und Redewendungen als alte Bekannte begrüßen; nur zuweilen entschlüpft dem Schreiber des Briefes — dem auch die Schriftsprache nicht fremd ist — eine hochdeutsche Form oder Schreibweise. Neben der pfälzer macht sich aber auch der Einfluß der schweizer (alemanischen) Mundart bemerkbar; dahin gehört „daß" für „als" (Tobler S. 131, Hunziker Aargauer Wörterbuch S. 46), „der" als Accusativ statt „den" (Stalder, die Landessprachen der Schweiz, S. 80); „hen" für „haben" (Stalder das. S. 123).

Das Specimen des Pennsylvania-Dutch bei Firmenich (III, 445 ff.) giebt durchaus kein getreues Bild dieses Idioms, auch kommen allzuviel hochdeutsche Wörter darin vor, wie auch einzelne Wörter unrichtig erklärt werden.

(660)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

In demselben Verlage sind erschienen:

# Der Kindergarten.

Handbuch
der Fröbel'schen Erziehungsmethode, Spielgaben und Beschäftigungen.

Nach Fröbel's Schriften und den Schriften der Frau B. v. Marenholtz-Bülow
bearbeitet von
**Hermann Goldammer.**

Mit Beiträgen von B. v. Marenholtz-Bülow.

**Mit 120 Tafeln Abbildungen.**

I. Theil: **Die Fröbel'schen Spielgaben.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 5 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 7 M.

II. Theil: **Die Beschäftigungen des Kindergartens.** (Mit 60 Tafeln Abbild.) Vierte Auflage 4 M. 20 Pf., geb. in Orig.-Band 5 M. 60 Pf.

III. Theil: **Gymnastische Spiele und Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

IV. Theil: **Die sprachlichen Bildungsmittel** für Kinder von 3—8 Jahren. Für Haus und Kindergarten. 3 M. 60 Pf., geb. in Orig.-Band 4 M. 80 Pf.

Jeder Theil bildet ein abgeschlossenes Ganzes und ist einzeln käuflich.

Dasselbe französische Ausgabe: **Méthode Froebel. Le Jardin d'enfants** etc. 2e Edition. 2 Bände in 1 Band broch. 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

Dasselbe englische Ausgabe: **The Kindergarten** etc. 2 Bände in 1 Band broch 10 M.; in Orig. engl. Leinen geb. 11 M. 50 Pf.

## Friedrich Froebel

der Begründer der
Kindergarten-Erziehung.

Sein Leben und Wirken
dargestellt von
**Hermann Goldammer.**

Preis 2 M.; geb. in engl. Leinen 3 M.

## Kinderlieder

von
**Hermann Kletke.**

Gesamt-Ausgabe
mit dem Bildnis des Dichters.

4. Eleg. cart. 4 M.

## Das Buch vom Kinde.

Das Kind in den drei ersten Lebensjahren.

Seine Entwickelung, Pflege und Erziehung.

Ein Buch für Frauen und Mütter
von
**Hermann Goldammer.**

Preis broch. 6 M.; elegant in Original-Leinen gebunden 7 M. 50 Pf.

Digitized by Google

Ferner erschien in demselben Verlage:

# Praktisch-theoretische Elementar-Violinschule

von

## Heinrich Urban,

**Preis 4,50 Mark,**

und im Anschluß daran:

# Melodien für Anfänger im Violinspiel,

gesammelt und eingerichtet, sowie zum Theil frei bearbeitet

von

## Heinrich Urban.

Heft I und II.

Jedes Heft: a) Für 1 Violine. Preis à Heft 1 M.
b) Für 2 Violinen. Preis à Heft 2 M.
c) Für Violine mit Begleitung des Pianoforte. Preis à Heft 3 M.

**Das Werk ist bereits in der „Neuen Kullak'schen Akademie der Tonkunst“ und im „Stern'schen Conservatorium“ zu Berlin als Lehrstoff eingeführt.**

---

In den früheren Serien der „Sammlung“ erschienen:

## Sprachwissenschaft.

**(15 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 7,50 Mark.)**

**Abel,** Ueber d. Begriff der Liebe in einigen alten u. neuen Sprachen. 158/159) 1.20
**Bezold,** Ueber Keilinschriften. (425) . . . . . . . . . . . . . . 60
**Brugsch,** Ueb. Bildung u. Entwickl. d. Schrift. M. e. Taf. i. Steindr. 2. Abz. (64) 75
**Dannehl,** Ueber niederdeutsche Sprache und Literatur. (219/220). . . . 1.20
**Devantier,** Ueber die Lautverschiebung und das Verhältniß des Hochdeutschen zum Niederdeutschen. Mit einem Holzschnitt. (376) . . . . . . . . 1.—
**Ebers,** Ueber d. hieroglyph. Schriftsystem. Mit vielen Holzschn. 2. Aufl. (131) 80
**Kohl,** Ueber Klangmalerei in der deutschen Sprache. (175). . . . . . . 1.—
**Lefmann,** Ueber deutsche Rechtschreibung. (129) . . . . . . . . . . 60
**Meyer, G. Herm.,** Stimm- und Sprachbildung. 2. Aufl. (128) . . . 60
**Osthoff,** Das physiologische und psychologische Moment in der sprachlichen Formenbildung. (327) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 1.—
—, Schriftsprache und Volksmundart. (411) . . . . . . . . . . . . 80
**Roesch,** Ueber das Wesen und die Geschichte der Sprache. (172). . . . 60
**Schrader,** Thier- und Pflanzengeographie im Lichte der Sprachforschung. (427) 60

Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.

(Heft 457—480 umfassend.)

5 1886

Heft 474.

# Die Liebe der Blumen.

Von

Dr. A. Nagel.

Mit 10 Holzschnitten.

Berlin SW., 1886.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die **Goldene Medaille** zuerkannt.

Von der **XX. Serie** (Jahrgang 1885) der

## Sammlung gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

## Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.

**Heft 457—480 umfassend (im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige)** sind erschienen:

Heft 457. **Wasmansdorff** (Berlin), Die Trauer um die Todten bei den verschiedenen Völkern.
„ 458. **Pilgrim** (Ravensburg), Galilei.
„ 459. **Goetz** (Waldenburg b. Basel), Die Njalssaga, ein Epos und das germanische Heidenthum in seinen Ausklängen im Norden.
„ 460. **Schumann** (Berlin), Marco Polo, ein Weltreisender des XIII. Jahrhunderts.
„ 461. **Hetzel** (Heinersdorf), Die Stellung Friedrichs des Großen zur Humanität im Kriege.
„ 462. **Engelhorn** (Maulbronn), Die Pflege der Irren sonst und jetzt.
„ 463. **Rösch** (Heilbronn), Der Dichter Horatius und seine Zeit.
„ 464. **Hoffmann** (Gera), Der Einfluß der Natur auf die Kulturentwicklung der Menschen.
„ 465. **Czekelius** (Hermannstadt), Ein Bild aus der Zeit der Gegenreformation in Siebenbürgen.
„ 466. **Frensberg** (Saargemünd), Schlaf und Traum.
„ 467. **Zschech** (Hamburg), Giacomo Leopardi.
„ 468. **v. Zittel** (München), Das Wunderland am Yellowstone.
„ 469. **Eyssenhardt** (Hamburg), Aus dem geselligen Leben des XVII. Jahrhunderts.
„ 470. **Gerland** (Kassel), Das Thermometer.
„ 471. **Trede** (Neapel), Das geistliche Schauspiel in Süditalien.
„ 472. **Hofmann** (Graz), Das Blei bei den Völkern des Alterthums.
„ 473. **Grünbaum** (München), Mischsprachen und Sprachmischungen.
„ 474. **Nagel** (Berlin), Die Liebe der Blumen. Mit 10 Holzschnitten.

Vorbehaltlich etwaiger Abänderungen werden sodann nach und nach ausgegeben werden:

**Kronecker** (Berlin), Die Arbeit des Herzens und deren Quellen.
**Dames** (Berlin), Geologie der norddeutschen Ebene.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderots.
**Virchow** (Berlin), Ueber Städtereinigung.
**Treichler** (Zürich), Politische Wandlungen der Stadt Zürich.
**Sommer** (Blankenburg), Die positive Philosophie von A. Comte.
**Alsberg** (Kassel), Die Anfänge der Eisenkultur.
**ndorff** (Berlin), Kaiser Otto III.

Digitized by Google

18.

# Die Liebe der Blumen.

Von

Albrecht (Eduard)

Dr. A. Nagel.

Mit 10 Holzschnitten.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Wie Alles sich zum Ganzen webt! . .

Seit Jahrtausenden erfreut sich die Menschheit am Anblick der farbenprangenden Kinder Floras, hat sie dieser Zuneigung im Liede den innigsten Ausdruck verliehen; bot doch das Entfalten, Blühen und Vergehen der Blumen ein sprechendes Abbild des eigenen menschlichen Lebens. Bezeichnen nicht die frischen Kränze, mit denen die glückliche Sakuntala sich schmückt und die welkenden Veilchen der armen Ophelia besser als Worte die Endpunkte auf der großen Skala unserer Empfindungen? — Bei aller Verehrung für den jährlich sich erneuenden Schmuck der Erde indes kam das Alterthum wie das Mittelalter über das bloße Anschauen der blühenden Gewächse kaum hinaus. Soweit sie nutzbringend waren oder schienen, wurden sie beachtet, im Uebrigen ließ man sich an ihrer Schönheit genügen. Eine botanische Wissenschaft datirt erst aus dem Beginn der Neuzeit; speziell das Kapitel, welches den Gegenstand dieser Skizze bildet, und das noch weit davon entfernt ist, ausgebaut zu sein, gehört erst den letzten zwanzig Jahren an. Es behandelt, kurz ausgedrückt: die Befruchtung der Blüthen durch Beihilfe der Insekten. Ich hätte also diesen oder einen ähnlichen Titel als Aufschrift wählen können, zog es aber vor, dem Beispiel Dodel-Port's („Illustrirtes Pflanzenleben") folgend, dafür den

Ausdruck „Liebe der Blumen“ zu setzen, der den Kern der Sache vollkommen trifft.

Zwar ist es ohne Zweifel ein ungeheurer Weg von den ersten Spuren der Entwickelung der beiden Geschlechter, vom Verschmelzen zweier einfachen Algenfäden bis zu Romeo's und Julia's Umarmung, aber er ist stetig und keine Kluft unterbricht ihn. Hier wie dort im Grunde:

Nothing but love,
Take it for all in all

eine bekannte Stelle „Hamlet's“ variirend.

Eine ausführliche Rechtfertigung des gewählten Titels würde hier zu weit abführen, ich verweise in dieser Beziehung auf das oben genannte Werk. Noch bemerke ich, daß der Ausdruck „Blumen“ hier im landläufigen Sinne gebraucht ist, also alle mehr oder weniger durch Farbe, Duft u. s. w. ausgezeichnete Blüthen begreift; die Blüthen der Nadel-, der meisten Laubhölzer, der Gräser sind ganz ausgeschlossen. Bevor wir unserm Thema näher treten, haben wir uns über einige allgemeine botanische Ausdrücke zu verständigen, selbstredend uns auf das Nothwendigste dabei beschränkend.

Zerlegen wir z. B. eine der leicht erreichbaren Blüthen einer Hahnenfußart (etwa Ranunculus Ficaria), so zeigt die gelbe aus 5—10 Blumenblättern bestehende Blüthe, umgeben von dem grün gefärbten dreiblättrigen Kelche im Innern einen Kreis zahlreicher fadenförmiger Gebilde am obern Ende kolbig verdickt, die Staubfäden mit den Staubbeuteln (Antheren), welche den die Befruchtung bewirkenden Blüthenstaub oder Pollen erzeugen.

Die Mitte nimmt eine Gruppe dichtgedrängt aufgewachsener andersgestalteter Organe, die Griffel, ein, an ihren Spitzen mit der Narbe (Stigma) versehen, welche zur Aufnahme des



Digitized by Google

Pollens bestimmt ist. Das untere Ende der Griffel wird von den Fruchtknoten gebildet, worin, nach erfolgter Bestäubung der Narbe durch den Pollen, die im Innern angewachsenen Samenknospen befruchtet werden und sich zum Samen ausbilden. Am Grunde jedes Blüthenblattes finden wir hier eine kleine Schuppe angeheftet, welche ein honigführendes Grübchen, das Nectarium, bedeckt; derartige Honigbehälter finden sich in den mannigfachsten Formen bei den verschiedensten blühenden

Figur 1.

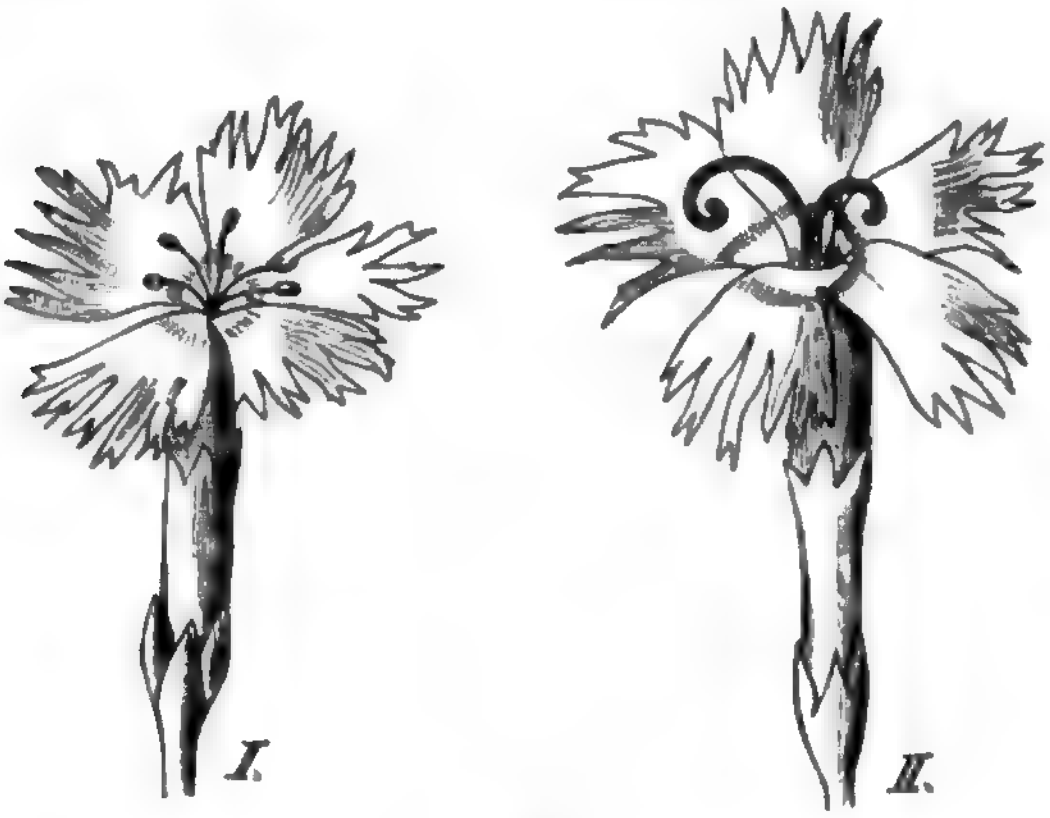
Gewächsen ausgebildet, ihre Bedeutung für dieselben wird weiter unten erörtert. — Eine wie die obige zusammengesetzte Blüthe nennt man eine Zwitterblüthe, die Staubgefäße repräsentiren die männlichen, die Griffel mit den Narben die weiblichen Organe. Blüthen, welche nur die eine Art der genannten Gebilde enthalten, sind also rein männlich oder weiblich. Sehr verschieden in ihrer Form sind bei den einzelnen Pflanzenfamilien namentlich die Narben ausgebildet; Fig. 1 zeigt vier verschieden gestaltete (vergr.), I ist die der Erle, II des Weizens, III der Weide und IV der Teichrose. Wie man sieht, sind I und II



Digitized by Google

trotz bedeutender Unterschiede in der allgemeinen Anlage noch miteinander vergleichbar, ebenso III gegen IV. Dagegen ist der Abstand des ersten vom zweiten Paar ein außerordentlicher. Wir kommen hierauf noch einmal zurück.

Einer höchst wichtigen Erscheinung im Leben der Blüthe müssen wir hier erwähnen, der Dichogamie. Man begreift unter diesem Namen die Thatsache, daß bei Zwitterblüthen die Entwickelung von Antheren und Narben nicht gleichzeitig,



Figur 2.

vielmehr in zwei Perioden erfolgt, und zwar reifen bei den meisten Blüthen zuerst die Staubbeutel, später die Narben. Da eine solche Blume im frühesten Stadium einer rein männlichen, gar nicht mit Narben versehenen Blüthe gleicht, so bezeichnet man diesen Fall der Entwickelung als Proterandrie; der seltenere, das frühere Reifen der Narbe wird Proterogynie genannt. Die Fig. 2 stellt eine proterandrische Blume, eine Nelke, dar, in I ist sie rein männlich, in II rein weiblich. Die Erklärung dieser Einrichtung ist erst von Darwin gegeben worden, der als der Begründer der Lehre von der Befruchtung der



Digitized by Google

Blüthen durch Insektenvermittelung angesehen werden muß, trotz der weit früheren Beobachtungen eines deutschen Botanikers Konrad Sprengel. Darwin folgerte aus zahlreichen sorgfältig angestellten Versuchen: „daß kein organisches Wesen sich eine unbegrenzte Zahl von Generationen hindurch durch Selbstbefruchtung zu erhalten vermag, sondern daß gelegentliche, wenn auch oft erst nach langen Zeiträumen erfolgende Kreuzung mit getrennten Individuen unerläßliche Bedingung für dauernde Forterhaltung ist." (Ueber den Ursprung der Arten ꝛc.) Bei gleichzeitig sich entwickelnden Antheren und Narben — sofern nicht, wie bei der unten zu beschreibenden Veronica Chamaedrys, die gegenseitige Stellung der Organe eine Selbstbefruchtung verhindert — liegt die Gefahr nahe, daß der Pollen die Narbe derselben Blüthe befruchtet. Bei einer Einrichtung aber, wo die Narben noch nicht empfängnißfähig sind, wenn die Antheren bereits ihre Reife erlangt haben, schadet Bestäubung nicht, da der Pollen in diesem Falle unwirksam bleibt. In dem spätern Stadium der Narbenreife sind dann die Antheren bereits verwelkt und unwirksam, die Narbe dagegen bereit, den von besuchenden, nach Honig spürenden Insekten aus jüngern, noch männlichen Blüthen derselben Gattung verschleppten Pollenstaub aufzunehmen. Entsprechend erklärt sich der Nutzen der Dichogamie, Begünstigung der Kreuzung, bei proterogynen Pflanzen. — Alle diejenigen blühenden Gewächse, welche, zum Zwecke der Bestäubung ihrer Narben mit Blüthenstaub eines andern Individuums derselben Gattung, der Vermittelung der Insekten als unbewußter Verschlepper und Ueberträger des Pollens bedürfen, werden als Insektenblüthler oder entomophile Pflanzen zusammengefaßt; die, welche, wie die Nadelhölzer, viele Laubbäume, die Gräser, ihren Pollen durch den Wind fortführen und auf die Narben anderer Individuen verstäuben lassen, heißen

Windblüthler oder anemophile Pflanzen. Ich verweise noch einmal auf Fig. 1, I und II (Erle und Weizen) sind die Narben von Wind-, III und IV (Weide, Teichrose) von Insektenblüthlern. Es ist jetzt verständlich, warum I und II, namentlich das letztere, eine verzweigte, federartige Narbe besitzen, diese Form bietet offenbar dem stäubenden Pollen zahlreiche Anhafteplätze dar, die Narbenäste des Weizens wirken geradezu als ein feines Sieb, das die Luft durchläßt, die Pollenkörner zurückhält. Bei III und IV dagegen, die darauf eingerichtet sind, daß der haarige Körper von Insekten mitgebrachten Pollen darauf abstreift, würde eine derartige Verzweigung der Narbe nicht am Platze sein. Auch der Blüthenstaub ist in seiner physikalischen Beschaffenheit verschieden, je nachdem er wind- oder insektenblüthigen Pflanzen entstammt: während die ersteren stets trocknen, leicht verstäubenden Pollen führen, den schon ein mäßiger Wind fortzuführen im Stande ist, besitzen die andern meistens einen etwas klebrigen Pollen, der zwar durch das Haarkleid eines Insektes von den Antheren abgestreift, aber nicht vom Winde transportirt werden kann.

Mikroskopisch untersucht erweist sich der Blüthenstaub verschiedenster Pflanzen als ein Haufwerk mehr oder weniger runder Körner — bei der einen Art glatte Kugeln bildend, bei andern mit Stacheln besetzt. Eins aber haben sie in ihrem Wesen gemein: jedes Pollenkorn stellt eine sogenannte Zelle, d. h. das einfachst gebaute Lebewesen, ein organisches Individuum dar. Aus Zellen, in Form, Größe und physikalischer Beschaffenheit höchst mannigfach variirend, bauen die Pflanzen ihren Leib auf, vom niedern Moose bis zur königlichen Eiche. Gelangt eine solche Pollen-Zelle (-Korn) einer bestimmten Pflanze auf die reife Narbe einer Blüthe eben derselben Pflanzengattung, so gestaltet sich der weitere Verlauf bis zur Befruchtung im Großen



Digitized by Google

und Ganzen folgendermaßen. Die empfängnißfähige Narbe sondert auf ihrer aus zahlreichen zarten Zellen (Papillen) bestehenden Oberfläche eine klebrige Feuchtigkeit ab, die einmal die Pollenkörner festzuhalten dient, dann aber auch deren Entwickelung beschleunigt. Dieselbe äußert sich darin, daß das Plasma, der eigentliche lebendige Leib des Pollenkorns — wie aller andern Zellformen — an besondern, oft bestimmt gekennzeichneten Stellen der Wandung des Kornes einen, zuweilen mehrere Pollenschläuche hervortreibt, die, durch den Körper des Griffels wurzelartig hinabwachsend, in der Tiefe zu den Samenknospen (-Eichen) gelangen und in diesen auf eine noch ziemlich dunkle Art und Weise die als Befruchtung bezeichnete Veränderung bewirken, bestimmt, die erste Anlage einer neuen Pflanze zu bilden. Es ist kaum nöthig, zu bemerken, daß, bei der Kleinheit der in Rede stehenden Objekte, diese Thatsachen erst erkannt werden konnten, als die Botanik, aus der niedern Sphäre einer bloß klassificirenden Disciplin — zu welcher die blinden Nachbeter Linné's sie gemacht hatten — durch die ausgedehntere Anwendung mikroskopischer Untersuchungen zu dem Range einer wirklichen Wissenschaft sich erhob.

Die Befruchtung ist der Schlußakt im Blumenleben; zu zeigen, wie der in den oben angeführten Worten Darwin's betonte Nutzen der Kreuzung verschiedener Individuen derselben Gattung durch besondere, oft complicirte und so zu sagen „sinnreiche" Einrichtungen der Blüthen auf der einen Seite und der Anpassung von sie besuchenden, den Pollen übertragenden Insekten auf der andern zu Stande kommt, ist der Zweck der unten folgenden Schilderungen. — Ich habe oben neben Darwin's Namen, des größten Forschers auf diesem Gebiete — in Deutschland nimmt den ersten Platz der vor nicht langer Zeit verstorbene Herm. Müller, in Italien Delpino ein — eines Landsmanns Konrad Sprengel Erwähnung gethan. Die

Beobachtungen dieses merkwürdigen Mannes sind niedergelegt in seinem jetzt ziemlich selten gewordenen Werke „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Baue und der Befruchtung der Blumen“, Berlin 1793. Die dürftigen Nachrichten über Sprengel's Persönlichkeit zeigen ihn uns als einen Mann von Scharfsinn, grüblerisch veranlagt, dabei strenggläubig in religiösen Dingen. Sein Werk, eine so große Menge interessanten Materials es auch bot, blieb fast gänzlich unbeachtet und gerieth bald in völlige Vergessenheit. Erst Darwin entriß es dem Dunkel und ließ ihm die gebührende Würdigung angedeihen, sicherlich nicht das kleinste Blatt in dem Kranze, der das Haupt des großen britischen Gelehrten ziert! Dem ausgesprochenen Spürsinne unseres Sprengel konnte die innige Wechselbeziehung zwischen Blüthen und Insekten auf die Dauer nicht entgehen. Er unternimmt es auf Grund seiner Beobachtungen, die Einrichtung vieler Blüthen als mit dem regelmäßigen Besuche bestimmter Insekten zusammenhängend zu erklären. So das Auftreten süßen Saftes in vielen Blumen und das Bestehen besonderer Vorrichtungen zum Schutze desselben vor Regen durch Härchen, Schuppen ꝛc., „damit die Insekten denselben rein und unverdorben genießen können“. Sprengel findet auch, daß die zum Honigsaft leitenden Stellen der Blüthe durch besondere Färbung von dem übrigen Theil derselben sich abheben — „Saftmale“ — und schließt so ganz richtig, daß, wenn ein Theil einer Blüthe durch abweichende Farbe den auf der Blume befindlichen Insekten als Wegweiser zum Honigbehälter diene, so müsse die Farbe der gesammten Blüthe überhaupt den Zweck haben, Insekten herbeizulocken. Wie man bemerkt, faßte bis hierher Sprengel die Blumen nur als zum Nutzen der Insekten bestehende Schöpfungen auf, später gelangt er zu der Einsicht, daß vielen Blumenarten der befruchtende Blüthenstaub nur durch Vermittelung von In-



Digitized by Google

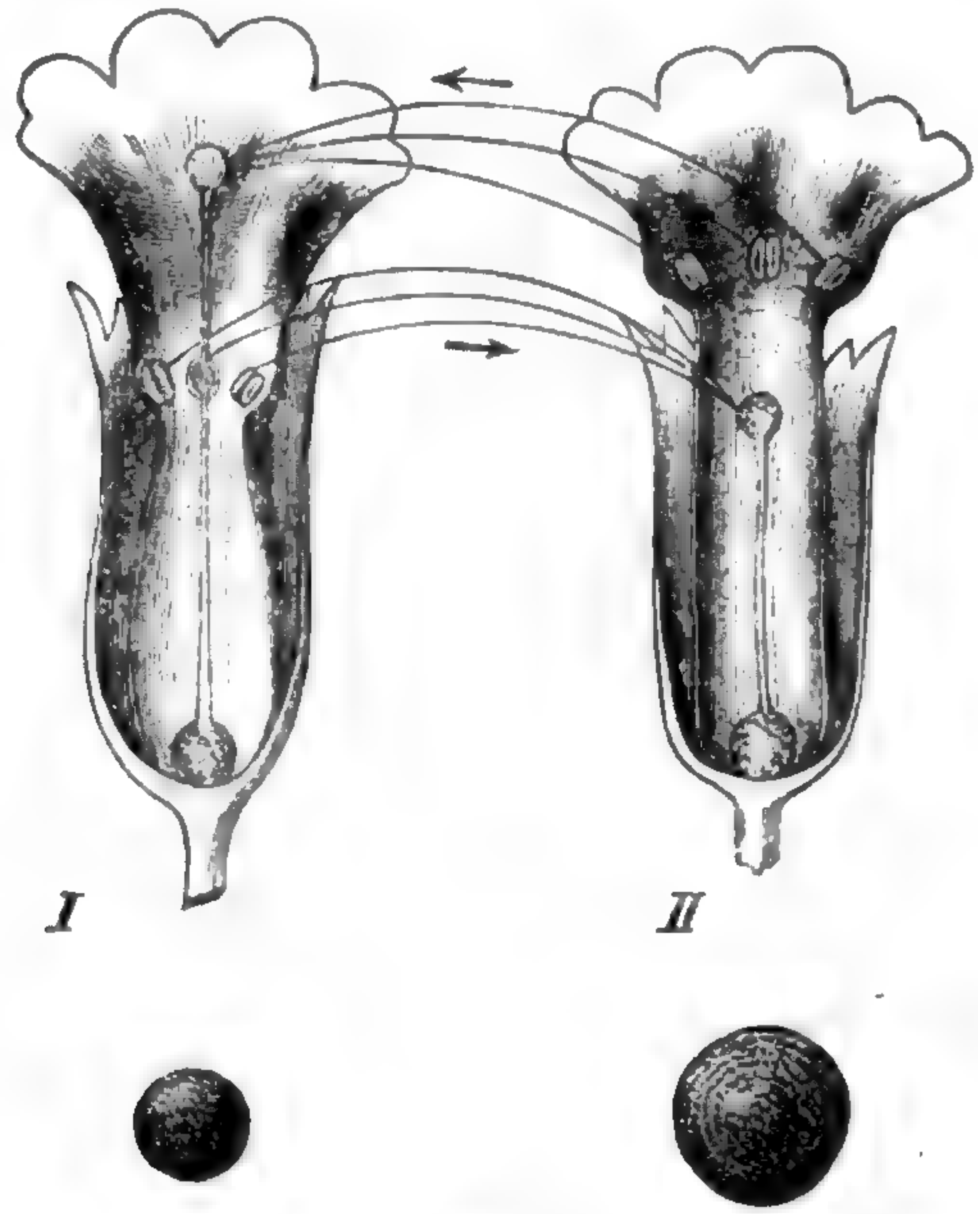
sekten mitgetheilt werden kann, daß also die betreffenden Blumen aus dem Besuche einen entschiedenen Nutzen ziehen. Auch kannte Sprengel bereits die Erscheinung der Dichogamie. Zur völligen Klarheit hinsichtlich der Deutung seiner Beobachtungen kam er indeß nicht, es hinderten ihn daran zwei Umstände. Einmal die von ihm, wie von den Botanikern jener Zeit überhaupt gemachte falsche Voraussetzung, daß jede Pflanze, so wie wir sie sehen, von Anfang her „erschaffen" sei, also eine absolute Unveränderlichkeit der Art, eine Annahme, die den Begriff der Anpassung von Blume und besuchendem Insekt natürlich garnicht aufkommen läßt, sodann das Uebersehen der Vortheile, welche die Kreuzung für die Pflanze hat. Zwar bemerkt er einmal, „daß die Natur es nicht zu wollen scheine, daß Pflanzen mit eigenen Pollen sich befruchten," im Grunde aber huldigte er der Ansicht, daß Selbstbefruchtung die Regel sei. Daß in diesem Falle die Besuche der Insekten für die Blumen nutzlos sein würden, letztere nur als Nahrungslieferer der ersteren in Betracht kämen, liegt auf der Hand. Hier war die schwache Stelle in Sprengel's Lehre und sie war wohl die Ursache, daß mit der faschen Deutung seiner schönen Beobachtungen unverdienter Weise auch diese selbst in Vergessenheit geriethen. Soviel über Konrad Sprengel. Indem wir nun zur Betrachtung einiger interessanten und leicht zugänglichen Blumenarten übergehen, nehmen wir als Geleitspruch die im Eingange citirten Worte Darwin's über die Kreuzung mit auf den Weg, alles sonst Nöthige an Ort und Stelle erläuternd.

Unser erstes Untersuchungsobjekt soll die Schlüsselblume (Primula officinalis), der lieblichste unter den Boten des Frühlings, sein. Jedermann ist die zierliche, man möchte sagen elegante Pflanze bekannt, ihrem äußern Ansehen nach; nur wenig verbreitet indeß ist die Kenntniß — wenigstens in Deutsch-



Digitized by Google

land —, daß die Primel in zwei sich wesentlich unterscheidenden Blüthenformen vorkommt. Die Differenz ist diese: die eine Form, Fig. 3 I, besitzt einen bis nahe an die Oeffnung der Blumenkrone reichenden Griffel, während ihre fünf Antheren etwa in der halben Höhe des Griffels an der engsten Stelle der Blüthenröhre angeheftet sind; dagegen hat II einen sehr




Figur 3.

kurzen Griffel und die Staubbeutel um etwa die halbe Höhe des Griffels über demselben angewachsen, ein, wie sich zeigen wird, sehr bedeutsamer Unterschied, der in England auch dem Auge des gemeinen Mannes nicht entgangen ist: die beiden Blüthenformen werden dort, nach Darwin, volksthümlich als thrum-eyed und pin-eyed unterschieden. Man pflegt beide Formen als lang- und kurzgrifflige zu bezeichnen. Außer-



Digitized by Google

dem zeigt sich eine Differenz in der Größe der Pollenkörner; die Fig. 3 stellt zwei zu I und II gehörige Pollenkörner in dreihundertfacher Vergrößerung dar; wir sehen, daß die zur langgriffligen Form gehörigen einen etwa nur $\frac{2}{3}$ vom Durchmesser des zur kurzgriffligen Form gehörenden langen Durchmesser besitzen. Wir wollen nun sehen, wie die beschriebene Einrichtung dem Zwecke der Kreuzung dient, der, von Darwin als legitim bezeichneten Art der Befruchtung, durch welche der meiste und kräftigste Same erzeugt wird.

Sorgfältig angestellte zahlreiche Versuche haben dargethan, daß für unsere Primel die beste Art der Bestäubung diejenige ist, welche durch Uebertragung des Pollens der langgriffligen Blüthenform auf die Narbe einer kurzgriffligen Blüthe und umgekehrt zu Stande kommt. In Fig. 3 deuten die von I nach II und II nach I gezogenen Linien den Vorgang an. Welches sind nun in der Natur die Vermittler dieses Aktes? Zur Uebertragung durch den Wind eignet sich der Pollen der Primel nicht, auch wäre es schwer, sich zu denken, daß auf diese Weise, welche dem Zufall freies Spiel läßt, in der genannten Art eine Kreuzung der mit langgriffligen Blüthen besetzten Exemplare mit kurzgriffligen Blüthenstöcken erfolgen sollte. Vielmehr sehen wir mit Nothwendigkeit uns auf die Vermittelung fliegender Insekten angewiesen. Bienen, Hummeln und Schmetterlinge gehören in der That zu den eifrigsten Besuchern unserer Blume. Ihre langen Saugrüssel befähigen sie, den im Grunde der Blüthe verborgenen Nectar sich anzueignen. Da auf einem mit Primeln bestandenen Terrain Stöcke beider Blüthenformen sich in nahezu gleicher Anzahl finden, so werden die genannten Besucher in der Regel die legitime Bestäubung zu Stande bringen. Man kann thatsächlich bei ihnen an zwei verschieden hoch gelegenen Stellen ihres Rüssels vorwiegend viel Pollenstaub bemerken, an den



Digitized by Google

Punkten nämlich, welche den Sitzen der Antheren in beiden Blüthenformen entsprechen. Kommt also eine Hummel von einem Stocke kurzgriffliger Blüthen, und die ihr zunächst gelegene Primel ist von der langgriffligen Art, so streift sie beim Honigsuchen in letzterer bei der Enge des Blumenschlundes nothwendigerweise einen Theil des an ihr haftenden Pollens auf der herausragenden langgriffligen Narbe ab und erzeugt so legitime Befruchtung. Natürlich wird es sich auch oft genug ereignen, daß Insekten Blüthen *gleicher* Form *nacheinander* besuchen oder daß die Narben der *kurzgriffligen* Blüthen durch Herabfallen des *eigenen* Pollens aus den höher gelegenen Antheren bestäubt werden, also in *illegitimer* Weise — aber dies wird dadurch unschädlich gemacht, daß in diesem Falle der Pollen weit weniger energisch und so viel langsamer wirkt, daß es seltsam zugehen müßte, wenn nicht inzwischen erneute Insektenbesuche fremden, wirksameren Pollen auf die Narbe brächten. Der Concurrenz mit diesem ist aber der eigene Blüthenstaub nicht gewachsen und die vortheilhafte Fremdbefruchtung kommt auch in diesem Falle zu Stande. Die verschiedene *Größe* der Pollenkörner in beiden Formen ist ebenfalls von Bedeutung. Es leuchtet ein, daß, um den *langen* Griffel mit seinem Keimschlauche zu durchwachsen, ein Pollenkorn mehr Inhalt und demnach auch ein *größeres* Volumen besitzen muß als ein solches, dessen Schlauch nur die Länge des *kurzen* Griffels zu durchmessen hat, um zum Fruchtknoten zu gelangen. Daher sind die in *kurzgriffligen* Blüthen erzeugten Pollenkörner, als für die Narbe der *lang*griffligen Form bestimmt, die *größern*, die andern die *kleinern*.

Primula officinalis ist nicht die einzige Pflanze, welche die besprochene Einrichtung zeigt, das *Lungenkraut* (Pulmonaria off.), der *großblüthige Lein* (Linum grandiflorum) weisen sie ebenfalls auf, man kennzeichnet sie kurz als *Dimorphie*.



Digitized by Google

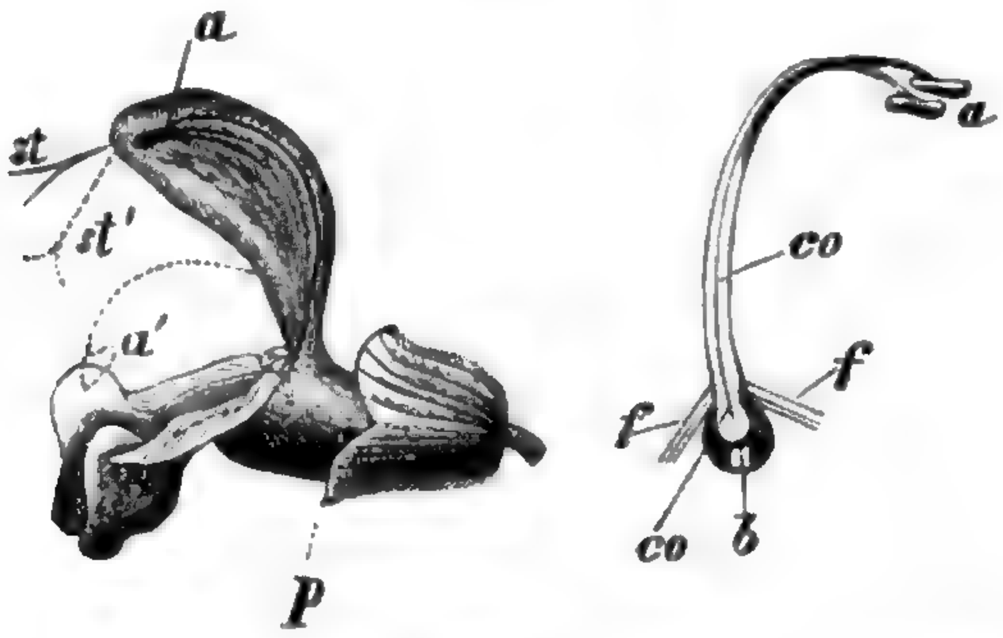
Auch begnügt sich die Natur nicht hiermit, sie schreitet bei verschiedenen Pflanzen bis zur Trimorphie vor. So zeigen der gemeine Weiderich (Lythrum salicaria), der zierliche Sauerklee (Oxalis gracilis) drei verschiedene Blüthenformen: eine langgriffige, in welcher die Narbe die höchste Stelle einnimmt, die Staubbeutel zur Hälfte eine mittlere, zur andern Hälfte die niederste Stellung innehaben, eine mittlere, bei der die Narbe die Mittel-, die Antheren die höchste und tiefste Lage behaupten und endlich eine kurzgriffige, die Narbe also am tiefsten, die Antheren in mittlerer und höchster Höhe gelegen. Auch hier hat sich gezeigt, daß die wirksamste Befruchtung erfolgt, wenn nicht Blüthen derselben Form, auch selbst von verschiedenen Stöcken sich befruchten; vielmehr bringt diejenige Art der Bestäubung den kräftigsten Samen hervor, welche mit Antheren und Narben vorgenommen werden, die in den drei Blüthenformen die gleiche Höhe einnehmen: Belegung einer langgriffligen Narbe mit Pollen, der den obern Antheren entweder der kurz- oder mittelgriffligen Form entstammt, zweitens Bestäubung einer mittelgriffligen Narbe mit Pollen aus den Antheren der Mittelstellung in lang- oder kurzgriffeligen Blüthen, drittens Bestäubung der kurzgriffeligen Narbe mit dem Blüthenstaub der zu unterst sitzenden Staubbeutel aus der mittel- oder langgriffeligen Blüthe. Man pflegt diese Art von Pflanzen nach Darwin als heterostyle zu bezeichnen. Die Erscheinung ward bereits 1794 von Persoon entdeckt, aber erst von Darwin richtig gedeutet.

Wir wenden uns einer andern Wiesenblume zu, der schön dunkelblau, zuweilen auch rosa oder weiß blühenden Salbei (Salvia pratensis). Sie gehört der Familie der Lippenblüthler (Labiaten) an, deren Aussehen im Großen und Ganzen ja aus zahlreichen Beispielen (Taubnessel, Brunelle,



Digitized by Google

Thymian u. a. m.) Jedem bekannt ist. Charakteristisch ist die Differenzirung der Blumenkrone in einen obern helmartig gewölbten Theil, die Oberlippe und einen untern, mehr horizontal gestreckten, die Unterlippe (Fig. 4). Die erstere verbirgt bei Salbei den größten Theil des Befruchtungsapparates, der das Leben dieser Blume so anziehend für uns macht. Wie die Zeichnung angiebt, befindet sich in der Oberlippe, deren Krümmung genau angepaßt, der Griffel, sein hervorragendes Ende mit der Narbe ist mit st bezeichnet. Um die im Innern ver-




Figur 4.

borgenen Staubgefäße sichtbar zu machen, ist die Blüthe als durchsichtig gedacht gezeichnet. Die Staubgefäße, das für uns Wichtigste, sind in einer zweiten Abbildung noch einmal vergrößert, besonders gezeichnet, und zwar etwas schräg von vorn her betrachtet. Sie bestehen aus zwei langen, vorne gekrümmten fadenartigen Gebilden, den Connectiven co, an deren Spitzen die Antheren a befestigt sind. Zwei Stützen, die hier sehr kurzen Staubfäden oder Filamente f, f, dienen zur Befestigung der Vorrichtung an zwei symmetrisch gelegenen Stellen der Innenwand der Blumenkrone (ungefähr bei p). Der untere Theil co der Connective trägt 2 bei b verwachsene Gebilde, die als im Laufe der Zeiten überflüssig und daher steril ge-



Digitized by Google

wordene Antheren betrachtet werden; bei andern Labiaten sind sie dagegen vollkommen funktionsfähig. Diese untere Partie hat die Gestalt einer kleinen Platte, welche den honigsuchenden Insekten den Eintritt in den Schlund der Blumenkrone verwehrt. Das Ganze ist, wie man sieht, eine Hebelvorrichtung und zwar eine doppelarmige, die beiden Drehpunkte sind die Verwachsungsstellen der Filamente mit den Connectiven. Wird der untere Theil des Apparates b zurückgestoßen (in die Ebene der Zeichnung hinein), so schnellen natürlich die langen Hebelarme mit den Antheren heftig hervor. Denken wir uns ein kräftiges rüsselbewehrtes Insekt, etwa eine Hummel, auf der, einen bequemen Ankerplatz bietenden Unterlippe angeflogen sitzend. Sie steckt, nach Honig suchend, den Rüssel in den Eingang des Blumenschlundes und trifft dabei unvermeidlich auf den geschilderten plattenförmigen Theil b der Hebelanlage. Dadurch bewirkt sie nothwendig ein Hervorschnellen der Connective, welche durch ihre Krümmung im Stande sind, mit den Staubbeuteln bis auf den dicht bepelzten Rücken der Hummel zu reichen und dort einen Theil ihres Pollens abzustreifen, der in den Haaren des Insekts haften bleibt. Erinnern wir uns nun an das Eingangs über die Dichogamie Gesagte, an die Bedeutung der Worte Proterandrie und Proterogynie. Die Salvien sind ausgesprochen proterandrisch, ihre Antheren reifen vor der Narbe. Fig. 4 zeigt die Blüthe im männlichen Zustand; wie man sieht, befindet sich in diesem ersten Stadium die gabelig gestaltete Narbe in einer solchen Höhe, daß nicht daran zu denken ist, sie werde etwa von dem Rücken eines auf derselben Blüthe mit Pollen eingestäubten Insekts berührt und so mit eignem Blüthenstaub belegt werden. Sollte aber durch einen Zufall eigner Pollen auf die Narbe gelangen, so bleibt dieser bei der Unreife des letztern Organes wirkungslos, wird jeden-



Digitized by Google

falls durch später hinzukommenden **fremden** Pollen unschädlich gemacht, die Kreuzung getrennter Blüthen ist also gesichert. Die punktirte Linie st' zeigt nun, welche Lage der Griffel mit der Narbe im **zweiten** (weiblichen) Stadium der Blüthe einnimmt, wenn die Antheren derselben bereits verwelkt sind. Es ist klar, daß eine solche **reife** Narbe unvermeidlich den behaarten Rücken eines größeren Insektes, das auf den noch jüngeren Blüthen eines anderen Salviastockes mit Pollen ein-

Figur 5.*)

gestäubt worden, förmlich durchpflügen und sich dadurch mit **fremden** Pollen behaften muß. Das Anhaften der Pollenkörner ist noch durch die um diese Zeit sich absondernde Narbenfeuchtigkeit gesichert.

Es ist noch hervorzuheben, daß die Proterandrie bei

*) Figur 5 zeigt (nach Dobel-Port) den besprochenen Vorgang bei Salvia Sclarea (Muskateller Salbei), einer nahen bei uns nicht einheimischen Verwandten von S. pratensis. Das besuchende Insekt ist die violette Holzbiene (Xylocopa violacea). In Figur 4 ist die Senkung der Connective durch die punktirte Linie a' angedeutet. Sie läßt sich durch Einführen eines spitzen Bleistiftes in die Blüthe nachahmen.



Digitized by Google

Salvia nicht nur die Selbstbefruchtung einer einzelnen Blüthe, sondern auch in sehr wirksamer Weise die Befruchtung der Blüthen eines und desselben Stockes untereinander verhindert. Die untersten Blüthen eines Stockes befinden sich naturgemäß als die ältesten im weiblichen Zustande und werden von Hummeln und Bienen, den hauptsächlichen Besuchern, stets zuerst aufgesucht. Dabei hinterlassen sie den etwa mitgebrachten Pollen dort. Sie steigen nun dem Honig nachgehend zu immer jüngeren, noch männlichen Blüthen auf, die ihnen neuen Pollen aufheften, der beim nächsten Stocke zur Verwendung kommt. Der Hebelapparat springt übrigens nach dem Aufhören des durch den Insektenrüssel ausgeübten Druckes in seine erste Lage zurück und kann so öfter seinem Zwecke dienen.

Noch sei bemerkt, daß in den, neben der großblumigen Wiesensalbei sich findenden kleinblumigen Pflanzen derselben Gattung die Hebelvorrichtung verkümmert ist und kein Blüthenstaub erzeugt wird; sie werden von denselben Insekten wie die großblumigen aufgesucht und mit deren Pollen befruchtet. — Ich habe oben die Bienen- und Hummelarten als die vorwiegenden Besucher resp. Befruchter der Salvia genannt; analoge Beobachtungen für andere Blumen resp. andere Insekten haben zu dem allgemeinen Begriffe der Anpassung geführt. Anpassung — im Darwin'schen Sinne — bezeichnet eine Summe von zweckmäßigen Abänderungen früherer Zustände, wie sie im Laufe einer außerordentlich großen Zahl von Generationen Platz greifen konnten. Ungeheuere Zeiträume und sehr kleine, sich allmählich summirende Veränderungen — darin liegt der Schlüssel zu der wunderbaren gegenseitigen Anpassung bestimmter Insekten an bestimmte Blumen. Denken wir uns in eine um viele Jahrhunderttausende zurückliegende Zeit versetzt, so müßte uns der Anblick der damals existirenden blühenden



Digitized by Google

Gewächse höchst fremdartig anmuthen. Zur Umgestaltung in den heutigen Zustand haben nun — von klimatischen und sonstigen Ursachen abgesehen — die Insekten auf's Wirksamste beigetragen. Es fällt nicht schwer dies einzusehen, sobald man sich nur immer vor Augen führt, daß auch die unscheinbarsten Variationen im unendlichen Laufe der Zeiten zu merkbaren, endlichen, und für die verhältnißmäßig erst kurze Zeit bestehende Existenz des Menschengeschlechtes auch dauernd scheinenden Umbildungen führen mußten. Darwin's Selectionstheorie stützt sich auf die, seit lange an zahllosen Beispielen erhärtete Thatsache, daß unter einer gewissen Anzahl von Geschöpfen — Thieren oder Pflanzen — nicht zwei völlig einander gleichen. Diese Abweichungen können höchst gering sein, aber vorhanden sind sie immer. Die genannte Lehre führt nun aus, daß unter den gleichzeitig lebenden Individuen einer Gattung diejenigen die meiste Aussicht haben am Leben erhalten zu bleiben, die Concurrenz ihrer Mitbewerber zu ertragen und sich fortzupflanzen, welche den widrigen Einflüssen am energischesten zu widerstehn, die günstigen am besten auszunützen vermögen. Diejenigen Blumen irgend einer Art, welche durch etwas augenfälligere Färbung oder Größe, oder durch einen reichlicheren Gehalt an Honig oder Pollen auf eine oder mehrere Insektenarten besonders einzuwirken vermochten, mußten auch am reichlichsten besucht werden und hatten durch den Vortheil der Kreuzung die größten Chancen, ihre vortheilhaften Eigenthümlichkeiten einer zahlreichen Nachkommenschaft zu vererben. Unter dieser mußte die gesteigerte Concurrenz in der Anlockung von Kreuzungsvermittlern die nützlichen noch geringen Abänderungen weiter vervollkommnen und so fort, bis nach ungezählten Generationen eine bedeutende Umgestaltung des Urtypus resultirte. So ist in der Ausbildung des nützlichen Hebelapparates der Fortschritt



Digitized by Google

bei Salvia Sclarea gegen die andern Salvien unverkennbar. Bienen und Hummeln sind die **unbewußten Züchter** der Salvia-Arten gewesen; der Größe ihres Kopfes, der Länge ihres Rüssels entsprechen die Dimensionen der Blüthen.

Und nun das Gegenstück der Sache. Die einmal von langrüsseligen Insekten zu deren Gunsten hervorgebrachte Form der Salviablüthen hat nicht verfehlt, ihrerseits allmählich umzüchtend auf die Gestalt ihrer Besucher zu wirken, insofern, als unter Hummel- und Bienenarten die größten und mit den längsten und zugleich kräftigsten Saugorganen bewaffneten durch reichlichere Nahrung vorzugsweise befähigt waren, sich fortzupflanzen.

Das hier über Anpassung Gesagte gilt — mutatis mutandis — für alle Insektenblüthler.

Das **Ehrenpreis**, auch **Männertreu** genannt, (Veronica Chamaedrys) eine, namentlich auf Grasplätzen sehr häufig wachsende, kleine, schön blaue Blume erscheint auf den ersten Blick viel zu einfach gebaut, um einer bestimmten Insektenart angepaßt zu sein, und doch ist Dem so. Die Fig. 6 zeigt die Blüthe (vergr.) annähernd in der Stellung, die sie an der Pflanze einnimmt, nahezu senkrecht, das unterste Blumenblatt um ein Geringes nach vorne geneigt. Die Staubfäden sind am Grunde verdünnt, während sie nach den Staubbeuteln a, a zu sich keulenartig verdicken, und stark nach beiden Seiten hin auseinander gespreizt sind. Der Griffel liegt in der Mittellinie der Blüthe, etwas nach außen gekrümmt (st.).

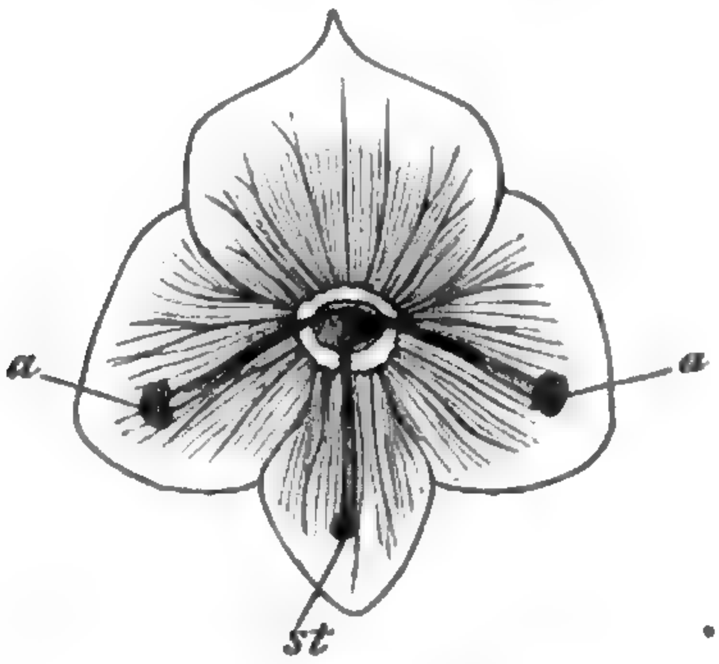
Narbe und Antheren reifen hier **gleichzeitig**, daher erscheint eine möglichst große Entfernung zwischen denselben zur Verhütung der Selbstbefruchtung geboten. Der Besucher, dem das Ehrenpreis sich nun ganz vortrefflich angepaßt hat, ist eine kleine **Schwebfliege** (Ascia podagrica), bekannt durch ihren



Digitized by Google

zierlichen, wespenähnlichen Bau und die auffallende Gewohnheit, sekundenlang auf einem Flecke schwirrend zu verharren, um dann plötzlich eine Strecke weit fortzuschießen und wieder still zu stehn. Ich wüßte keine bessere Beschreibung der hübschen Wechselbeziehung zwischen Insekt und Blume, als die eines so ausgezeichneten Beobachters wie Herm. Müller. Seine Schilderung sei daher hier wörtlich aufgeführt.

„Selbst schön gefärbt und mit ausgesprochenem Farbensinne versehen, schwebt eine solche Schwebfliege vor der farbenpräch-




Figur 6.

tigen Blume sekundenlang an einer und derselben Stelle, anscheinend am Anblick derselben sich weidend, schießt dann plötzlich vorwärts und setzt sich auf das unterste Blumenblatt, wobei sie den über die Mittellinie desselben frei hervorstehenden Griffel, der seinem Hintergrunde gleich gefärbt, völlig übersieht und die Narbe mit der Bauchseite ihres Hinterleibes trifft, rückt dann mit ein paar Schritten bis zu der (durch den weißen Ring inmitten der himmelblauen Fläche und der noch dunkler blauen nach der Mitte zusammenlaufenden Linien) so scharf sich abhebenden Blüthenmitte vor und versucht, mit den Vorderbeinen am Blütheneingang selbst Halt zu gewinnen, um den kurzen



Digitized by Google

Rüssel in das kurze honighaltige Blumenröhrchen zu stecken. Wie der Griffel, so sind auch die Staubgefäße, die rechts und links über den beiden seitlichen Blumenblättern divergirend hervorstehen, so weit sie über dem weißen Ringe liegen weiß, so weit sie über der himmelblauen Fläche liegen, himmelblau gefärbt und dadurch der Wahrnehmung der Schwebfliege entzogen. Indem dieselbe nun mit den beiden Vorderbeinen im Blütheneingange selbst festen Halt sucht, schlägt sie sich die beiden Staubgefäße, die aus verdünnter, auswärts gebogener Basis sich allmählich keulig verdicken, ohne es zu wissen und zu wollen unter der Bauchseite ihres Hinterleibes zusammen, die sich dadurch reichlich mit Blüthenstaub behaftet. Auf jeder folgenden Blüthe wird daher von dieser kleinen Schwebfliege sowohl Belegung mit dem von vorher besuchten Blüthen mitgebrachten Pollen, als Behaftung der Bauchseite mit neuem Pollen bewirkt".

Außer dieser Schwebfliege besuchen noch größere Fliegen- und Bienenarten die Veronica Chamaedrys, sowohl des Honigs als des Pollens wegen, die von diesen bewirkte Kreuzung ist aber eine unregelmäßigere, zufälligere; nur der Schwebfliege erscheint der Bestäubungsmechanismus völlig angepaßt. Ein ähnlicher findet sich übrigens noch bei dem bekannten Hexenkraut (Circaea lutetiana).

Wir haben, namentlich im letzten Beispiel, das Anziehende der Farben auf bestimmte Insekten, ein gewisses Wohlgefallen derselben an der bunten Färbung der Blüthen betont und wollen einen Augenblick bei dieser Seite unseres Gegenstandes verweilen. Die farbenfreudigsten unter den Insekten sind Bienen, Hummeln, Schwebfliegen und Schmetterlinge, und es ist interessant zu sehen, in welchem Grade die einzelnen Farben anziehend auf diese Blüthenbesucher einwirken. Am meisten scheint,

Digitized by Google

Bienen und Hummeln wenigstens, Gelb und Weiß zu behagen, die Schmetterlinge lieben außerdem noch das intensive Roth mancher Orchis- und Dianthus-Arten. Blau und Violett dagegen, so leuchtend sie unsern Augen erscheinen mögen, ziehen die Aufmerksamkeit der Insekten weit weniger auf sich. Sir J. Lubbock hat dies für Bienen durch direkte Versuche bewiesen, in denen er Honig auf Glasplatten ausgebreitet den Bienen von verschiedenfarbigen Papierunterlagen bot. Doch wird die geringere Tauglichkeit von Blau und Violett auf verschiedene Weise durch die Pflanze erhöht. Das Leberblümchen (Hepatica triloba) treibt seine blauen Blüthenkelche bevor es Laubblätter entwickelt, und zu einer Jahreszeit (April), wo nur wenige andersblühende Pflanzen die Insekten anlocken. Oder die Blüthen werden durch ihre Größe auffallender gemacht (Salvia, Campanula), oder endlich, sie stehen zu Trauben vereinigt wie bei Veronica und wirken durch massenhaftes Auftreten an einer Stelle. Wie sehr das Entstehen recht zahlreicher, wenn auch an sich unscheinbarer Blüthen auf den Insektenbesuch von Einfluß ist, zeigen recht schön die Weiden, welche an sonnigen Frühlingstagen von Honig- und Pollensuchern wimmeln.

Daß übrigens der Satz „Gelb und Weiß behagen den Insekten mehr als Blau und Violett" nicht so zu deuten ist, als brächten diese Farben bei den Insekten die von uns mit jenen Namen belegten Gesichtsempfindungen hervor — braucht wohl kaum ausdrücklich hervorgehoben zu werden. Welcher Art aber auch Farbe sein mag, die in der Vorstellung dieser Wesen zu Stande kommt, sie muß ihnen angenehm sein, da sie ein so ausgezeichnetes Anlockungsmittel abgiebt.

Orchis mascula (männl. Knabenkraut), im Mai und Juni die leuchtende Zierde der idyllischen Waldwiesen Mittel-

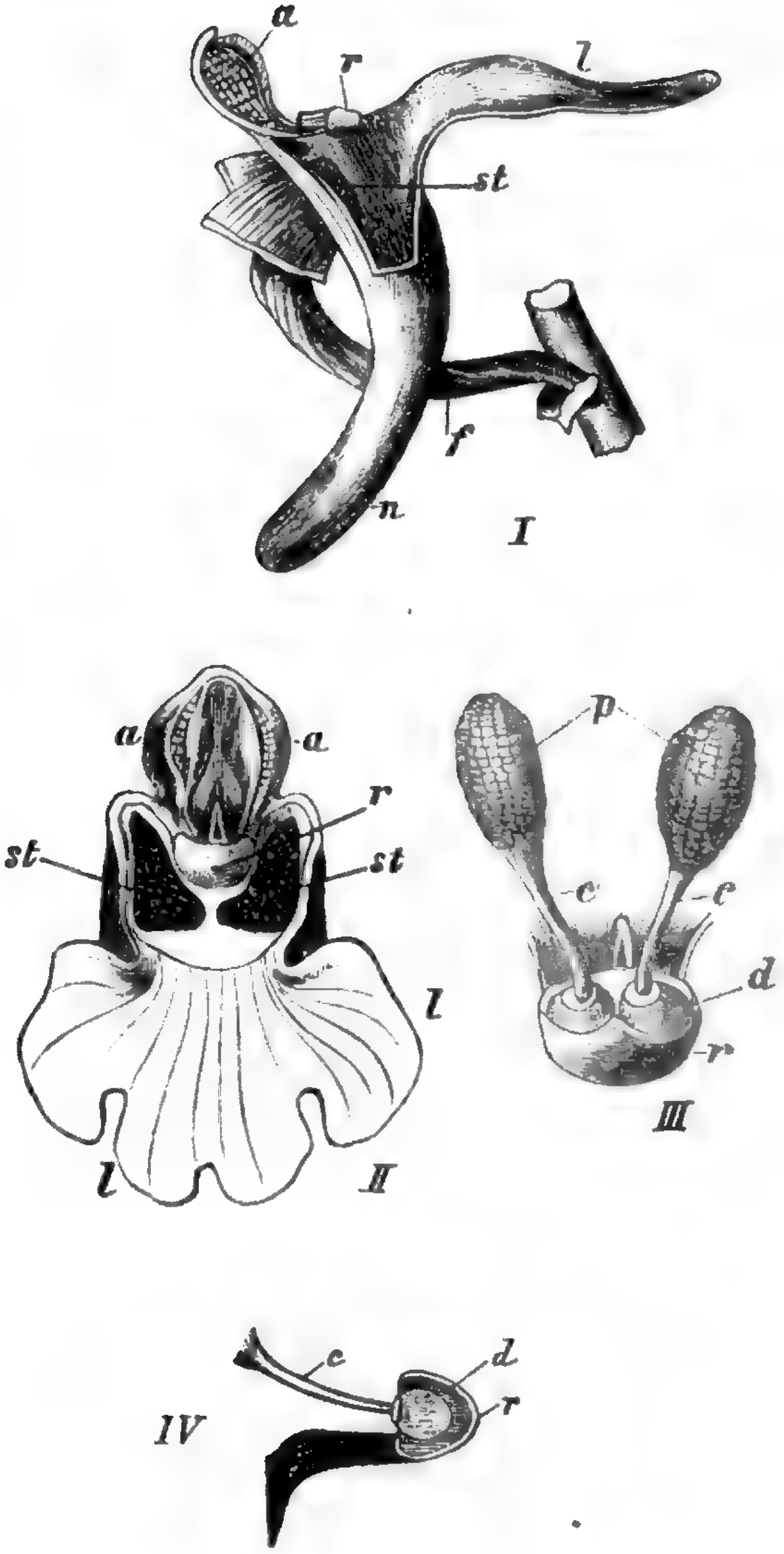


Digitized by Google

deutschlands, ist eins der schönsten Beispiele für die Bestäubung durch Insekten und eine, seit Darwin's berühmten Untersuchungen, geradezu „klassische" Pflanze. Sie gehört den Orchideen, einer der größten Pflanzenfamilien an, von welcher bereits über 3000 Arten beschrieben sind. Ihr Verbreitungskreis umfaßt, mit Ausnahme der kälteren Zonen, die ganze Erde. Im Gebiete des deutschen Reiches werden 21 Arten aufgezählt, zu den bekanntesten gehören Orchis, Gymnadenia und Cypripedium (Frauenschuh), das letzte ist schon seltner, am häufigsten noch auf den Waldwiesen Thüringens. O. mascula trägt ihre purpurrothen Blüthen, wie die übrigen, zu Aehren auf einem Schafte vereinigt, d. h. die Blüthen sitzen ohne den vermittelnden Blüthenstiel unmittelbar am Stengel. Was auf den ersten Blick einem Stielchen ähnelt ist der, hier eigenthümlich schraubig gedrehte Fruchtknoten (f in Fig. 7 I). Machen wir uns jetzt mit dem Baue der Orchisblüthe näher bekannt. Er ist gegen den der bisherigen Beispiele gehalten sehr complicirt und am besten durch eigene Zergliederung der frischen Blüthe oder einer ihr ähnlichen, wie der von O. maculata, kennen zu lernen. Ich will an der Hand der Zeichnung Fig. 7 — Darwin's Werk über die Orchideen entnommen — das Nothwendigste zu erläutern versuchen. I stellt die vergrößerte Blüthe von der Seite her betrachtet dar; sie ist etwas schräg gegen die Symmetrieebene, deren Lage aus der Vorderansicht II der Blüthe klar ist, aufgeschnitten, um die Lage der Narbe st und der Antheren a zeigen zu können; die Kronen- und Kelchblätter sind ebenfalls entfernt. Man sieht, daß das vordere Blumenblatt in eine breite, dreifach gelappte Fläche sich verbreitert (II l) die den Besuchern als Anflugplatz dient; dieser Theil l wird Lippe oder Labellum genannt. I zeigt dasselbe in der Mitte durchschnitten. Nach unten zu ist das



Digitized by Google



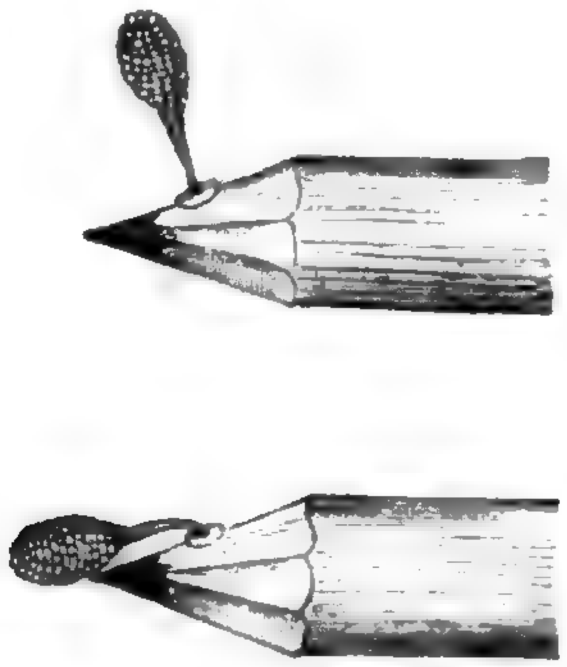

Figur 7.

Labellum in den hornartig gekrümmten, hohlen Theil ausgezogen (n), der als Sporn oder Nektarium bezeichnet wird, in Uebereinstimmung mit der Benennung dieses Theils bei andern Orchisarten, wo er Honig absondert. O. mascula führt dagegen keinen freien Nektar, wie Herm. Müller nachgewiesen hat, die besuchenden Insekten bohren aber die zarte innere saftreiche Membran des Sporns an, und so ist die Benennung Nektarium hier ebenfalls ganz am Platze. Die Lage der beiden, in der Mitte fast zusammenfließenden Narben erhellt aus I und II st deutlich, ebenso Stellung und Befestigungsweise des die Pollenmassen oder Pollinien tragenden Apparates ar. Dieselben liegen (II) in zwei ziemlich weit auseinander gestellten Fächern, die der Länge nach geöffnet sind. III zeigt die Pollenmassen (p) frei von ihren Behältern bedeutend vergrößert. Es sind keulenförmige Gebilde aus Pollenmasse, die dadurch zu Stande kommen, daß eine große Anzahl keilförmiger, durch sehr elastische feine Fäden untereinander verbundener Päckchen von Pollenkörnern aneinander gefügt sind; die zusammenfließenden Fädchen bilden in ihrer Gesammtheit den elastischen Stiel oder das Stöckchen c. Am untern Ende trägt dasselbe ein, für den zu beschreibenden Befruchtungsvorgang sehr wichtiges Gebilde, den Klebballen d, der aus einem kleinen ovalen Hautscheibchen und einer unter demselben angehefteten runden klebrigen Masse besteht. Jedes der beiden Pollinien besitzt seinen eignen Klebballen. Fassen wir das, dieselben umhüllende taschenartige Gebilde, das Rostellum oder Schnäbelchen r näher in's Auge. I und II zeigen das Rostellum als einen rundlichen, vorne etwas zugespitzten, über die beiden Narben hinwegragenden Fortsatz, der die Klebmassen vollkommen einhüllt; IV giebt die Anordnung im Durchschnitt. Beide Ballen stehn mit der äußern Haut des Rostellums nur an ihrer hintern Seite durch eine dünne Membran



Digitized by Google

in Zusammenhang; im Uebrigen liegen sie völlig frei, von einer das Rostellum erfüllenden Flüssigkeit umgeben. Die Bestimmung der letztern wird unten erklärt werden. Das Rostell zeigt nun die Eigenthümlichkeit, sobald die Pollinien ihre Reife erlangt haben, bei der leisesten Berührung längs einer bestimmten Linie der Quere nach aufzureißen, sodaß beim Niederdrücken der dadurch entstandenen Lippe oder Tasche die Klebballen frei zu liegen kommen. Man kann diesen Versuch leicht an einer reifen Blüthe in der Art anstellen, daß man einen zugespitzten



Figur 8.

Bleistift in den Eingang des Nektariums drückt, es klebt dann beim Herausziehen ein Pollinium oder auch beide in der Weise fest, wie Fig. 8, obere Zeichnung dies versinnlicht. Ein Experiment wie dieses ahmt die Funktion eines rüsselbewehrten Insektenkopfes sehr gut nach. Wir könnten nun weiter versuchen, mit diesem aufrechtstehenden festsitzenden Pollinium die Befruchtung der Narbe einer zweiten Blüthe vorzunehmen, aber man sieht ein, daß, bliebe das Pollininum in seiner ursprünglichen aufrechten Stellung, es keineswegs die tiefer sitzenden Narben, sondern die polliniehaltigen Taschen der andern Blüthe berühren würde, eine Befruchtung sonach nicht möglich wäre.



Digitized by Google

Hier greift nun eine überraschende Eigenthümlichkeit — a beautiful contrivance nennt es Darwin — der Pollinien hülfreich ein. Beobachten wir nämlich das auf die Bleistiftspitze gebrachte Pollinium, so bemerken wir, daß es nur einen Augenblick lang seine senkrechte Stellung behält, bald aber mehr und mehr sich nach vorne krümmt, bis es, nach ca. 30 Sekunden, die in der untern Figur gezeichnete Lage angenommen hat. Bei dieser Lage trifft das Pollinium, wie man sich leicht überzeugt, eine zweite Narbe mit Sicherheit. Es kommt, nach Darwin, dieser seltsame Vorgang höchst wahrscheinlich hauptsächlich zu Stande durch eine Zusammenziehung des kleinen, bereits aufgeführten Hautscheibchens über den Klebmassen. Noch müssen einige wichtige Punkte in der Einrichtung des Rostellums hervorgehoben werden. Macht man den beschriebenen Versuch, so kann man sich von dem außerordentlich festen Anhaften des Polliniums am eingeführten Gegenstande leicht überzeugen. In der That hat Darwin gezeigt, daß der Klebstoff der Ballen, an die Luft gebracht, wie ein schnell erhärtender Kitt wirkt; der Nutzen davon ist klar: ein langsames Erhärten könnte sehr leicht ein Abfallen des Polliniums vom Insektenkopfe, oder eine Verschiebung in eine falsche Lage zur Folge haben, so daß die Narbe verfehlt werden müßte. Jetzt leuchtet auch ein, daß die oben erwähnte Umspülung der Klebballen im Rostellum durch eine Flüssigkeit eine unumgänglich nothwendige Einrichtung ist, ohne welche die Pollinien nach kurzer Zeit schon nicht mehr sich anzuheften vermöchten, also nutzlos sein würden. Dies hieße aber auf die Dauer die Existenz der gesammten Gattung in Frage stellen. Ein weiteres Mittel zur Erhaltung der Klebkraft der Ballen ist die Elasticität der durch den Querriß des Rostellums geschaffenen Lippe: sobald der Druck des Rüssels resp. der Bleistiftspitze aufhört, springt sie in die erste Lage



Digitized by Google

zurück und deckt die Ballen wieder. Endlich fällt noch die Zusammensetzung der Pollenmasse aus vielen Päckchen von Pollenkörnern, verbunden durch elastische Fädchen sehr in's Gewicht. Da nämlich die Narben nicht in einem solchen Grade klebrig sind, der das Abreißen der gesammten Pollenmasse vom Stöckchen gestatten würde, so trennen sich immer nur einige Päckchen vom Gros los, die aber zur Befruchtung hinreichen. Dadurch wird erreicht, daß ein und dasselbe Pollinium zahlreichen Narben dienen kann. Infolge dieses allmählichen Verbrauches trifft man zuweilen Insekten an, welchen zum Theil ganz, zum Theil halb geleerte Stöckchen anhaften. Auch die, oben auf 30 Sekunden angegebene Zeit, welche zur Krümmung des Stöckchens c erforderlich ist, hat Bedeutung. Sie entspricht durchschnittlich der Minimaldauer des Aufenthaltes auf einem Blüthenstocke plus der Dauer des Fluges, der das Insekt nach einer neuen Pflanze führt, so daß es dort mit schon gekrümmten Pollinien anlangt. Direkte Beobachtungen hierüber hat der schon mehrfach genannte ausgezeichnete Botaniker Herm. Müller an mehreren Hummelarten angestellt, welche neben Schmetterlingen verschiedener Gattungen, sowie einer Schnepfenfliege (Empis livida) zu den eifrigsten Besuchern der Orchis gehören.

Der Befruchtungsvorgang ist nach dem oben Gesagten klar. Das anfliegende Insekt läßt sich auf dem, einen bequemen Ruheplatz bietenden Labellum nieder und steckt seinen Rüssel in das Nektarium. Hierbei drückt es mit dem Kopfe auf das gereifte Rostellum, welches, wie schon beschrieben, der Quere nach aufreißt, und heftet sich die Klebballen mit ihren Pollinien an, entweder direkt auf den Kopf oder, wie bei der Schnepfenfliege z. B. auf die großen kugeligen Augen. Es tritt die Beugung



Digitized by Google

der Pollinienstöckchen ein und beim Besuch neuer Blüthen hinterlassen diese ein Theil ihres Pollens auf den Narben.

Der gegebenen Beschreibung entsprechen auch die Vorgänge bei Orchis maculata, O. Morio, O. fusca und O. latifolia. Dagegen hat O. pyramidalis sich ganz ausschließlich Schmetterlingen angepaßt; die beiden Pollinien stehn hier auf einer, sattelförmig gestalteten Klebscheibe, welche, den dünnen Rüssel umfassend, sich daran festkittet und darauf eine ähnliche Krümmung ihrer Pollinien ausführt wie die obige. Fig. 9 stellt den

Figur 9.

(vergr.) Kopf eines Schmetterlings dar, dessen Rüssel mit sieben Pollinienpaaren behaftet ist.

Wie wichtig für fast alle Orchisarten die Kreuzung und, als sie vermittelnd, der Besuch der Insekten ist, erhellt aus der Thatsache, daß der eigene Pollen eine Blüthe nicht nur unbefruchtet läßt, sondern gradezu als Gift auf dieselbe wirkt. So behandelte Narben schrumpfen, welken und fallen schließlich ab, wie dies Fritz Müller durch eingehende Versuche bewies, während andere, nicht so behandelte Narben desselben Stockes vollkommen gesund blieben. Wer über die Orchideen sich eingehend zu unterrichten wünscht, sei auf Darwin's klassisches Werk über diese Pflanzenfamilie verwiesen.



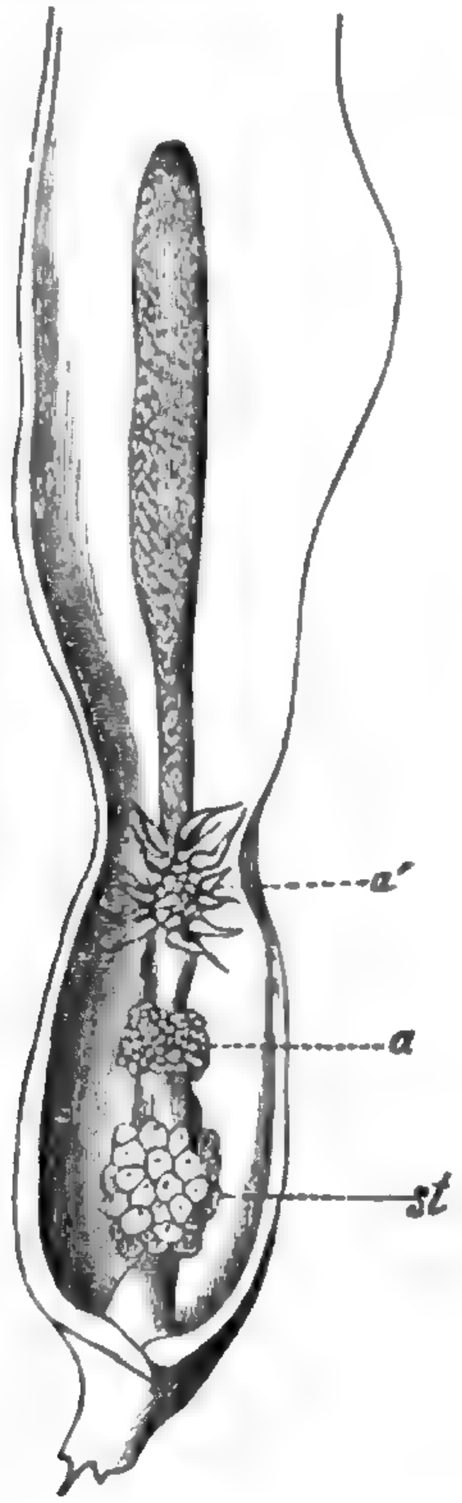
Digitized by Google

Ein sehr seltsames, weniger schön als bizarr zu nennendes Gewächs mag die Reihe unserer Beispiele abschließen. Es ist der gefleckte Aronsstab (Arum maculatum), eine Giftpflanze, der Araceen-Familie angehörend, die in den Tropen gigantische Vertreter besitzt. Sie kann uns als ein gutes Beispiel der von Herm. Müller als Kesselfallblumen bezeichneten Blütheneinrichtungen dienen. Was auf den ersten Blick man als Blüthe zu bezeichnen geneigt sein wird, eine tütenförmige, weißlich gefärbte Hülle, unten geschlossen, oben offen und in eine Spitze ausgezogen, stellt sich bei näherer Untersuchung als ein umgewandeltes, auffallend vergrößertes Hochblatt heraus d. h. als jener Gattung von Laubblättern angehörig, welche in der Blüthenregion des Stengels als Tragblätter der blüthentragenden Zweige auftreten. Die Zeichnung Fig. 10 stellt diese Hülle oder Spatha aufgeschnitten dar. Der untere Theil bis etwa zum Punkte K ist durch Uebereinandergreifen der Blattränder fest geschlossen, von da ab aufwärts ist die Spatha fahnenartig ausgebreitet und versieht durch ihre helle Färbung physiologisch den Dienst einer echten Blüthenkrone. Auffallend hebt sich von der hellen Hülle ein seltsames dunkel schwarzrothes keuliges Gebilde ab, das der Pflanze den Namen verschaffte, es ist die, die Blüthen tragende Verlängerung des Stengels, kurz als Kolben bezeichnet. Demselben abwärts folgend stoßen wir zuerst auf eine Gruppe von Fäden a′, die von der tragenden Axe nach allen Seiten sich bis zur Spatha hin erstrecken und eine Art von Netz- oder Gitterwerk repräsentiren; sie werden als verkümmerte funktionsunfähige Antheren betrachtet. Etwas weiter unten sitzen dicht aneinander gedrängt die zahlreichen Staubgefäße a, dem Grunde zunächst schließlich die nicht minder zahlreichen Narben st. Die Staubbeutel befinden sich also über den Narben, der von ihnen erzeugte Pollen ist ein lockeres



Digitized by Google

mehliges Pulver, und es scheint bei einer solchen Anordnung Selbstbefruchtung unvermeidlich durch den herabfallenden Pollen erfolgen zu müssen. Allein dem ist nicht so. Arum ist proterogyn, die Narben sind empfängnißfähig, wenn die Antheren desselben Exemplars noch unreif sind. Der lockere trockene Pollen ruht nach dem Herausfallen aus den Antheren auf dem




Figur 10.

Grunde der dicht geschlossenen Tüte so geschützt, daß nur ein äußerst heftiger Wind vielleicht ihn entführen könnte, anemophil ist demnach Arum maculatum nicht. Welches sind



Digitized by Google

nun hier die Narbenbestäuber? Eine Art winziger Mücken (Psychoda phalaenoides) wird durch die helle Spatha, sowie den, für menschliche Riechorgane sehr widerlichen Geruch der Pflanze herbeigelockt. Einen bequemen Anflugplatz bietet ihnen das freiherausragende Kolbenende, an dem sie, dem Geruche folgend, abwärts kriechen. So gelangen sie zwischen den Fäden a' hindurch über Antheren und Narben hinweg auf den Grund der Hülle, der ihnen einen willkommenen warmen Schlupfwinkel bietet, und lassen dabei, wenn sie schon von anderen Arumblüthen kommen, den Pollen derselben auf den Narben. Nach Mückenart versuchen die Psychoden nun dem einfallenden Lichte entgegen wieder aufwärts zu fliegen, stoßen aber dabei unvermeidlich gegen die strahlig ausgebreiteten Fäden a', die zwar den abwärts kriechenden Thieren kein Hinderniß waren, den empor fliegenden aber sich als höchst wirksames Kerkergitter entgegenstellen. So hat die Pflanze ihre kleinen Gäste eingekerkert; eine Entschädigung für die unwillkommene Haft wird den Mücken indeß geboten: in der zweiten Periode der Blüthenentwickelung lassen die befruchteten Narben aus ihrer Mitte je ein Honigtröpfchen austreten. Endlich sind die Antheren gereift und streuen ihren Pollen in den Grund der Spatha, den „Kessel"; die kleinen Gefangenen, darin umherkriechend, bepudern sich über und über damit. Bisher waren die den Verschluß bildenden Fäden steif, in der letzten Periode jedoch erschlaffen sie mehr und mehr, senken sich am Kolben herab und öffnen dadurch den Mücken den Ausweg aus ihrem Gefängniß. Die Entlassenen verschleppen den ihnen anhaftenden Blüthenstaub auf ein anderes Exemplar und es spielt sich der Vorgang auf's Neue ab.

Wir haben in dem Bestäubungsvorgange bei der letztgenannten Pflanze einen bemerkenswerthen Gegensatz zu den



Digitized by Google

vorhergehenden Beispielen zu konstatiren. Dort sahen wir einen in jeder Beziehung feinsinnigen und intelligenten Besucherkreis bei den Pflanzen das Liebeswerk der Bestäubung vermitteln — hier werden die dazu tauglichen sehr niedrig stehenden Insekten durch für die höheren abstoßende Düfte angezogen. Auch steht der ganze Bestäubungsmechanismus augenscheinlich hier auf einer weit tieferen Stufe. Der Eindruck, den wir von Arum maculatum und seinem Liebes-Leben empfangen, wirkt nicht frei und erhebend, wie es bei der Orchis der Fall war; bizarr für das Auge, abstoßend für die Nase, von unangenehmen Thieren aufgesucht — es ist kein Wunder, daß die Pflanze in der mystischen Botanik des Mittelalters eine so große Rolle spielte!

Wir kommen zum Schlusse. Einige allgemeinere Bemerkungen mögen hier noch Platz finden. Wenn den Botanikern vergangener Jahrhunderte die Blumen, ihre Farben, ihr Duft nur als Gebilde eines nach Willkür gestaltenden Blumenschöpfers erschienen, so treten sie uns jetzt als durchaus nothwendige Einrichtungen entgegen, deren Verschwinden bei einer bestimmten Pflanzenart, ebenso wie das dauernde Ausbleiben der angepaßten Insekten, das Aussterben eben dieser Art zur Folge haben müßte.

Armuth an Insekten fordert in gebirgigen Gegenden mit Nothwendigkeit größeren Aufwand in der Intensität der Farben bei den Blüthen, um desto sicherer Besucher anzulocken, und die leuchtenden, schon von Weitem bemerkbaren Blüthen der Alpenblumen bestätigen die Richtigkeit dieses Schlusses. Für windblüthige Pflanzen ist eine ins Auge fallende Blüthenhülle nutzlos, und in der That finden farbenprächtige Corollen sich hier niemals.

Warum beginnt das Geisblatt erst nach Einbruch der



Digitized by Google

Dämmerung seine süßen Düfte zu verhauchen, weshalb duftet es nicht auch im Sonnenschein? Nun, seinen langröhrigen Blüthen hat eine mit ausgesprochenem Geruchssinne begabte große Nachtfalterart vorzugsweise sich angepaßt, ihr langer Rüssel sichert ihren Vertretern eine reichliche Ausbeute an Honig, während ihr Leib und die Flügel, mit Pollen behaftet, unbewußt die Bestäubung der Narbe vollbringen.

Man hat wohl versucht, einen durchgreifenden Unterschied zwischen Anorganischem und Organischem in dem Umstande zu finden, daß in dem Reiche des ersteren niemals ein Luxus Platz greife, der in der organischen Natur doch offenbar so vielfach herrsche. In Göthe's Gesprächen mit Eckermann finden sich manche, eine solche Auffassung vertretende Stellen. Seit Darwin wissen wir, und ich glaube dies in meiner Skizze gezeigt zu haben, daß eine solche Ansicht durchaus irrig ist, der Farbenschmelz der Blumen wie der prächtige Federschmuck tropischer Vogelarten sie repräsentiren nur Einrichtungen, unentbehrlich für das Bestehen der Gattung.

Die Zeichnungen der zehn Holzschnitte sind den Werken von Darwin, Dodel-Port, Herm. Müller und Reinke entnommen.

(696)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

Von dem neuen **XIV. Jahrgange** (1885) von:

# Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

## Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. v. **Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

## Franz von Holtzendorff.

(Heft 209—224 umfassend, im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige)

sind ausgegeben:

Heft 209. **Preuß** (Berlin), Deutschland und sein Reichskanzler gegenüber dem Geiste unserer Zeit.
„ 210. **Zittel** (Karlsruhe), Die Revision der Lutherbibel.
„ 211. **Thun** (Freiburg i. Baden), Bilder aus der russischen Revolution (Fürst Krapotkin, Stephanowitsch, Scheljäbow).
„ 212. **Sartorius v. Waltershausen** (Göttingen), Die Zukunft des Deutschthums in den Vereinigten Staaten von Amerika.
„ 214/15. **Staudinger** (Worms), Die evangelische Freiheit wider den Materialismus des Bekenntnißglaubens.
„ 215. **Eggers** (Berlin), Klaus Groth und die plattdeutsche Dichtung.
„ 216. **Schönborn** (Breslau), Das höhere Unterrichtswesen in der Gegenwart.
„ 217. **Herzog** (Wettingen), Das Referendum in der Schweiz.
„ 218. **Haushofer** (München), Das Deutsche Kleingewerbe in seinem Existenzkampfe gegen die Großindustrie.
„ 219. **Pohl** (Mödling), Justus von Liebig und die landwirthschaftliche Lehre.
„ 220. **Fuld** (Mainz), Das rückfällige Verbrecherthum.
„ 221. **v. d. Lage**, Das höhere Mädchenschulwesen Frankreichs seit der Republik.

Ferner werden nach und nach, vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen, folgende Beiträge veröffentlicht werden:

**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handelsgeographie.
**v. Juraschek, F.**, Nationalitäten und Sprachenverhältnisse in Oesterreich.
**Finkelnburg** (Bonn), Die Cholera-Quarantaine.
**v. Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Jodl** (München), Volkswirthschaftslehre und Ethik.
**v. Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Kirchner** (Berlin), Ueber den Zufall.
**van Swinderen** (Groningen), Prostitution und Mädchenhandel.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.
**Jende** (Gera), Schule und Volkswirthschaft.
**Meyer, J. B.** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.
**Weil** (München), Die Zahnheilkunde und der Werth der Zähne für die Volksgesundheitspflege.

In demselben Verlage erschienen:

## Klippenmoos.

Aus den frühesten Tagen deutscher Erhebung.

Roman von **August Hesse.**

Drei Bände, eleg. brosch. 15 Mark, eleg. geb. in Orig.-Leinen 18 Mark.

---

## Um den Kaiserstuhl.

Ein Roman aus dem dreißigjährigen Kriege

von

**Wilhelm Jensen.**

Zwei Bände eleg. brosch. 12 Mark, eleg. geb. in Leinen 14 Mark 40 Pfennige.

---

## Novellen aus der romanischen Schweiz.

Von

**Robert Schweichel.**

I., II., III. Sammlung.

Zusammen broch. 10 Mark.

Erste Sammlung: **In Gebirg und Thal.** Drei Novellen. Broch. 5 Mk. 40 Pf., geb. in Leinen 6 Mk. 60 Pf.

Zweite Sammlung: **Jura und Genfersee.** Zwei Novellen. Broch. 4 Mk. 60 Pf. geb. in Leinen 5 Mk. 80 Pf.

Dritte Sammlung: **Im Hochland.** Drei Novellen. Broch. 4 Mark 60 Pf., geb. in Leinen 5 Mk. 80 Pf.

---

## Luise, Königin von Preußen.

Zur Erinnerung an ihren hundertjährigen Geburtstag (10. März 1876)

von

**August Kluckhohn.**

A. Ausgabe auf gewöhnlichem Papier mit dem Bildniß der Königin, hergestellt in dem neuen Druckverfahren von J. Albert in München; broch. 1 Mark 80 Pf.; geb. in Leinen 2 Mark 80 Pf.

B. Pracht-Ausgabe in gr. 8° auf Velinpapier mit der Original-Photographie der Königin; broch. 4 Mark 50 Pf.; eleg. in Leinen geb. 6 M. 50 Pf.

---

## Gedichte

von

**Hermann Kletke.**

Dritte, reich vermehrte,

mit dem Bildniß des Dichters versehene Gesammt-Ausgabe.

Eleg. geb. in Orig.-Band mit reicher Goldverzierung und Goldschnitt 8 Mark.

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.

(Heft 457 – 480 umfassend.)

APR 5 1886

Heft 475.

# Politische Wandlungen der Stadt Zürich.

Von

Dr. J. J. Treichler,
ord. Professor des Rechtes an der zürcherischen Hochschule.

Berlin SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

# Handbuch des Völkerrechts.

## Auf Grundlage Europäischer Staatspraxis

unter Mitwirkung von

Geh. Rath Prof. Dr. **v. Bulmerincq**, Dr. **E. Caratheodory**, Geh. Rath Prof. Dr. **Dambach**, Prof. Dr. **Gareis**, Geh. Rath Prof. Dr. **Geffcken**, Leg.-Rath Dr. **Geßner**, Prof. Dr. **Lammasch**, Prof. Dr. **Lueder**, Prof. Dr. **Meili**, Dr. **W. v. Melle**, Prof. Dr. **Rivier**, Prof. Dr. **Störk**

herausgegeben von

Dr. **Franz v. Holtzendorff**,

Professor der Rechte.

**Erster Band. Eleg. brosch. 16 Mk., eleg. geb. 18 Mk.**

---

# Handbuch des deutschen Strafrechts.

In Einzelbeiträgen von

Geh. Ober-Postrath und Prof. Dr. **Dambach**, Prof. Dr. **Dochow**, Strafanstalts-Director **Ekert**, Prof. Dr. **Engelmann**, Prof. Dr. **Geyer**, Prof. Dr. **Heinze**, Prof. Dr. **Paul Hinschius**, Prof. Dr. **v. Holtzendorff**, Prof. Dr. **John**, Amtsrichter Dr. **Paul Kayser**, Prof. Dr. **v. Krafft-Ebing**, Prof. Dr. **Liman**, Prof. Dr. **Merkel**, Oberlandesger.-Rath **Meves**, Kammerger.-Rath **Schaper**, General-Staatsanwalt Dr. **v. Schwarze**, Prof. Dr. **Skrzeczka**, Prof. Dr. **Teichmann**, Prof. Dr. **Wahlberg**,

herausgegeben von

Dr. **Fr. v. Holtzendorff**,

Band I. 1871. broch. 5,50 Mk.; geb. 7,50 Mk.

Band II. 1871. broch. 9 Mk.; geb. 11 Mk.

Band III. 1. Halbband. 1872. broch. 4 Mk.; 2. Halbband 1874. broch. 16 Mk.; in 1 Band geb. 22 Mk.

**Alphabetisches Sachregister**

nebst einem Congruenzregister zu den 3 Bänden von Bezirksgerichtsrath Dr. **Ernst Bezold**.

1874. broch. 2 Mk., geb. 3,60 Mk.

Band IV. **Ergänzungen zum deutschen Strafrecht.**

1877. broch. 17 Mk., geb. 19 Mk.

---

# Handbuch des deutschen Strafprozeßrechts.

In Einzelbeiträgen von

Prof. Dr. **Dochow**, Staatsanwalt Prof. Dr. **Fuchs**, Prof. Dr. **A. Geyer**, Dr. **Julius Glaser**, Prof. Dr. **Fr. v. Holtzendorff**, Prof. Dr. **Hugo Meyer**, Oberlandesgerichts-Rath **Meves**, General-Staatsanwalt Dr. **v. Schwarze**, Prof. Dr. **Ullmann**,

herausgegeben von

Dr. **Fr. v. Holtzendorff**.

1. Band. 1879. broch. 12,60 Mk.; geb. 14,60 Mk.

2. Band. 1879. broch. 16 Mk.; geb. 18 Mk.

Digitized by Google

# Politische Wandlungen

der

# Stadt Zürich.

Vortrag,

gehalten auf dem Rathhause in Zürich den 10. Januar 1884

von

Dr. J. J. Treichler,

ordentlichem Professor des Rechtes an der zürcherischen Hochschule.

Berlin SW., 1885.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Groß und mannigfach sind die Wandlungen, welche die Stadt Zürich seit einem Jahrhundert in ihrem Aeußern durchgemacht hat. Noch vor fünfzig Jahren war sie mit Mauern, Wällen und Gräben umgeben und in stolzer Abgeschlossenheit vom Lande lag sie da; heute bezeichnet keine Mauer, kein Thurm, kein Thor mehr den Umkreis der Stadt; bis weit in das Land hinaus scheint sie jetzt ihr Gebiet vergrößert zu haben.

Aber größer noch und überraschender sind die Wandlungen, welche die Stadt innerhalb desselben Zeitraums in politischer Beziehung durchgemacht. Noch im Jahre 1798 war die Stadt souverän und die Landschaft ihr unterthan; jetzt ist die Stadt zwar noch Hauptstadt des Kantons, aber im Uebrigen eine einfache Gemeinde, ohne alle und jede Vorrechte.

Wie ist das gekommen? Wie war das möglich?

Forschen wir genauer nach, so entdecken wir bald, daß die äußere Umwandlung der Stadt mit der innern auf das Genaueste zusammenhängt, ja sogar durch diese bedingt ist; wir finden im Weitern, daß die politische Wandlung der Stadt nur das Endergebniß des Kampfes ist, der seit Jahrhunderten auf diesem schönen Fleck Erde um die Macht oder Herrschaft geführt wurde.

Diesen Kampf um die Macht, soweit er sich als einen Kampf um die Rechtsgleichheit darstellt, und seinen Einfluß auf die rechtliche Stellung der Stadt wollen wir nun etwas näher betrachten. Zwar nicht im Einzelnen, sondern nur im großen Ganzen. Wir wollen uns die einzelnen Phasen dieses Kampfes in ihrem Zusammenhang vergegenwärtigen und dem rothen Faden nachgehen, der sich durch die verschiedenen Aufzüge unseres Dramas hindurchzieht.



Digitized by Google

Dabei müssen wir, wie mir scheint, vier Akte unterscheiden: im ersten kämpfen die Patrizier gegen die Aebtissin, im zweiten die Handwerker gegen die Patrizier, im dritten die Bauern gegen die „Herren und Burger" der Stadt, im vierten die Niedergelassenen gegen die Bürger in der Gemeinde.

## I. Die Aebtissin und die Geschlechter.

Als Stadt, als befestigter Ort, erscheint Zürich schon in einer Urkunde von 929. Damals stand die Stadt unter einem monarchischen Regiment. Ein Reichsvogt übte Namens des Kaisers die Reichsgewalt, namentlich den Blutbann, die Aebtissin am Frauenmünster durch ihre Beamten die örtliche oder städtische Polizeigewalt und die niedere Gerichtsbarkeit.

Die Abtei zum Frauenmünster ist bekanntlich durch einen Enkel Karl's des Großen, durch Ludwig den Deutschen gestiftet worden. Derselbe besaß in Zürich außer dem Kastrum noch ausgedehnte Liegenschaften. Auf diesen stand ein kleines Frauenkloster. Diesem Kloster schenkte der König im Jahre 853 seinen ganzen Hof in Zürich mit dem Forst am Albis und dem Ländchen Uri und verlieh ihm volle Reichsunmittelbarkeit. Dann übergab er die Stiftung seiner Tochter Hildegard. Eine Königstochter war somit die erste Aebtissin. Ihr folgte im Amte ihre Schwester Bertha. Unter diesen königlichen Vorsteherinnen nahm das Kloster rasch einen ungeahnten Aufschwung. Bald siedelten sich Handelsleute und Handwerker um dasselbe an. Schon Hildegard begann mit ihren reichen Mitteln den Bau einer Kirche und Bertha vollendete ihn.

Die Abtei bildete nun mehrere Jahrhunderte hindurch den geistigen und in gewissem Sinne auch den rechtlichen Mittelpunkt Zürichs. Ihre Rechte und ihre Besitzungen hatten sich im Laufe der Zeit noch vermehrt. Ein sehr großer Theil des städtischen Bodens gehörte ihr. Sie besaß den Zoll, das Markt- und das Münzrecht; sie sorgte für Maß und Gewichte. Die Aebtissin



Digitized by Google

ernannte den Schultheißen, den Vorsitzer des städtischen Gerichtes für Schuldsachen und Frevel. Zur Berathung und zur Handhabung ihrer Rechte versammelte die Aebtissin von Alters her ihre Ministerialen um sich. Gewiß regierte die Aebtissin milde (Frauen üben überhaupt nur milde Herrschaft), allein sie regierte immerhin in ihrem Interesse. Vom Standpunkt des historischen Rechtes war sie hierzu berechtigt. Nun waren aber die verschiedenen Elemente der Stadt im Laufe der Zeit zu Einem Gemeinwesen zusammen gewachsen und in Folge dessen fühlten sich auch die Räthe der Aebtissin immer mehr als Vertreter der Bürgerschaft, denn als Vertreter der Abtei. Schließlich, wahrscheinlich schon um die Mitte des 12. Jahrhunders, machte sich der Rath von der Aebtissin unabhängig. Der Rath wird nun von der Bürgerschaft bestellt, und die Gemeinde schwört bei dieser Gelegenheit, den Nutzen und Ehre der Stadt zu fördern und Schaden von ihr abzuwenden.

Jetzt tritt klar und bewußt dem Privat-Interesse der Aebtissin das allgemeine Interesse der neuen Bürgerschaft gegenüber; die Bürgerschaft hat zur Wahrung desselben ein eigenes Organ, den städtischen Rath.

Die erste Stufe zu einem freien Gemeinwesen ist erklommen, erklommen durch die, welche der Aebtissin im Range am nächsten standen, durch die sogenannten Geschlechter oder Patrizier. Anfänglich war die Thätigkeit des Rathes noch vielfach gehemmt durch die wohlerworbenen Rechte der Aebtissin einerseits und durch die Gewalt des Reichsvogtes anderseits. Von 1173—1218 führten die Herzoge von Zähringen mit voller kaiserlicher Autorität die Herrschaft über Zürich, selbst förmliche Gesetze erließen sie für die Stadt. Schon drohte die Reichsvogtei, sich in ihren starken Händen in Landeshoheit zu verwandeln. Zürich ist auf dem Punkte, Theil eines Zähringischen Fürstenthums zu werden. Da stirbt 1218 Herzog Berchtold V. ohne Nachkommen; nun nimmt der König die Reichsvogtei



Digitized by Google

wieder an das Reich zurück und es gelingt später dem städtischen Rathe, die urkundliche Zusicherung zu erhalten, daß dieselbe in Zukunft auch beim Reiche behalten und nicht mehr veräußert werden solle (1262). Die Reichsvögte werden jetzt nur noch für eine bestimmte Zeit gewählt und zu solchen auch in der Stadt verbürgerte Ritter ernannt.

Zürich ist nun in Wirklichkeit, nicht bloß dem Namen nach, eine freie Reichsstadt. Ein Rath von zwölf Mitgliedern, aus Rittern und Bürgern bestehend, ist ihr Mittelpunkt. Nach vier Monaten tritt derselbe ab und ist erst nach einem Jahr wieder wählbar. In wichtigen Angelegenheiten wird der Rath durch eine größere Anzahl Bürger (100—200) verstärkt. Nur Sachen von höchster Wichtigkeit, wie die Wahl eines Schirmherrn und die Entscheidung darüber, wer als rechtmäßiger König anzuerkennen sei, stehen der ganzen Gemeinde zu. Noch besitzen wir einen Zeugen jenes umsichtigen und zugleich urkräftigen freiheitlichen Geistes, mit welchem die Räthe und Burger des 12. und 13. Jahrhunderts für eine feste Rechtsordnung im Innern der Stadt und für Anerkennung und Wahrung ihrer Freiheiten nach Außen wirkten. Ich meine den alten Richtebrief, das erste Gesetzbuch der Stadt Zürich.

Der Stern der Aebtissin aber neigt sich seit 1218 abwärts. Zwar steht sie noch längere Zeit hindurch in hohen Ehren; 1234 begrüßt König Heinrich sie sogar als Fürstin. Gegen Ende des 13. Jahrhundert lauschten Grafen und Freiherren an ihrem Hofe den Sängern und Dichtern, die sie um sich versammelte. Willig läßt noch im Anfang des 14. Jahrhunderts der städtische Rath ihr den Vortritt, wenn er einem Kaiser oder König zu dessen Empfang entgegenzieht; selbst der allmächtige Bürgermeister Brun nimmt keinen Anstand, urkundlich auszusprechen, daß er seine Verfassung mit „Gunst und Willen" der Aebtissin erlassen und sie ersucht habe, zu Urkunde dessen ihr Siegel an dieselbe zu der Stadt Siegel zu hängen; und es



Digitized by Google

verletzt ihn nicht, daß die Aebtissin dies thut unter Berufung auf das „Recht ihres Fürstenamtes“, mit der Erklärung, „daß sie den ehrbaren bescheidenen Lüten, unsern lieben Burgern, dem Meister und dem Rathe und allen Burgern in Zürich, mit diesem Briefe erlaubt habe und ewiglich erlaube, alle ihre Gerichte, ihre Zünfte und Einungen zu besetzen und zu entsetzen“, — allein trotz alledem besitzt die Aebtissin längst keine wahre Macht mehr über die Stadt. Durch Genehmigung des geschworenen Briefes erlaubt sie bloß, was sie nicht verhindern kann.

Die Stadt steht faktisch bereits über der Abtei, der Rath über der Aebtissin. Längst schon gingen die freiheitsstolzen Ritter und Bürger darauf aus, die Fürstin unter ihre Herrschaft zu beugen und sie scheuten zu dem Ende auch offenbare Usurpation nicht. So schädigte der Rath 1241 das Münzrecht der Aebtissin durch Zulassung fremder Münzen, und der König mußte eine ernste Mahnung erlassen, die Aebtissin in diesem und in allen ihren übrigen Rechten und Gewohnheiten ungekränkt zu lassen.

Etwa hundert Jahre später mischt sich der Rath sogar in die innere Verwaltung der reichsunmittelbaren Abtei. 1397 setzt er die verschwenderische Aebtissin Beatrix von Wohlhusen förmlich unter Vormundschaft, zwingt sie schließlich, die Abtei zu verlassen und eidlich zu versprechen, dieselbe gegen den Willen des Bürgermeisters und Raths nicht wieder zu betreten. Früher hatte der Rath das Münzrecht von der Aebtissin gepachtet; 1417 fängt er an, auch ohne Verleihung eigene Münzen zu schlagen und der Kaiser bestätigt das Recht, als hätte es von jeher bestanden. „Als nun“, sagt der berühmte Verfasser der Geschichte der Abtei Zürich, „zum äußern Verfall mehr und mehr auch der innere, kirchliche sich gesellte, Ausgelassenheit und Ueppigkeit an die Stelle klösterlicher Eingezogenheit getreten waren, ging die alte Stiftung ihrem Untergang vollends ent-



Digitized by Google

gegen. Die Reformation fand nur noch den Schatten der einstigen fürstlichen Abtei, als sie 1524 zur Auflösung derselben schritt."

## II. Die Geschlechter und die Handwerker.

Den Geschlechtern gebührt der Ruhm, die Macht der Aebtissin über die Stadt gebrochen, die Selbstregierung in städtischen Angelegenheiten erkämpft und dadurch den Grundstein zu einem freien und blühenden Gemeinwesen gelegt zu haben.

Allein nach kaum 200 Jahren werden auch sie aus dem ausschießlichen Besitz der Gewalt von einem Niedrigeren verdrängt und gezwungen, die Herrschaft mit ihm zu theilen.

Nach dem geschworenen Brief und der Urkunde, wodurch Kaiser Ludwig denselben bestätigte, hat das damalige Regiment seinen Sturz durch argen Gewaltmißbrauch herbeigeführt. Der Kaiser legt den Bürgern, die „in der Statt der Gerichte gewaltig warend", zur Last, daß sie „arm Lüt smächlich hieltend mit iren Worten, so sy ir notturft vor inen suchtend, daß sie Edel und ander Erwürdig lüt trucktend an iren lähen und an andern iren Güetern, daß sie Nieman nit richteten, dann wenn es inen zu willen stund, daß sie der burgern ihr gülte in namend und die mit wieder reite kuntent und sich in vil stucken also hieltend, daß sy missetatend von heimlichen eide und püntnissen wegen, die sy zusammen gesworen und getan hattend."

Eine Missethat aber nennt weder der geschworene noch der kaiserliche Brief, die Missethat nämlich, daß dieses aristokratische Regiment den aufstrebenden, zahlreichen Handwerkerstand gewaltsam darnieder zu halten suchte.

Eifersüchtig wachten Räthe und Bürger darüber, daß Niemand unter den Handwerkern eine Zunft oder Meisterschaft oder Gesellschaft werbe. „Wenn aber Einer das thäte", sagt der Richtebrief, „so soll man ihm sein bestes Haus niederreißen



Digitized by Google

und soll er überdem der Stadt in 10 Mark Buße verfallen sein. Hat er aber kein Haus in der Stadt, so soll er 5 Jahre lang aus der Stadt verwiesen sein und überall nicht mehr zurückkehren, wenn er nicht vorher 50 Mark Silber Buße bezahlt hat."

Die Handwerker, ursprünglich größtentheils Hörige, galten nicht als würdig im Rathe zu sitzen oder am Gerichte des Reichsvogtes Theil zu nehmen; sie .durften auch nicht in der Gemeinde der Bürger erscheinen. Dagegen mußten sie, wie diese, an den Lasten des städtischen Gemeinwesens beitragen, an den Fehden der Stadt Theil nehmen und die nöthigen Gelder herbeischaffen helfen. Kein Zweifel, daß nunmehr die Handwerker unter dem aristokratischen Regiment der Patrizier schlimmer sich befanden, als unter dem monarchischen der Aebtissin; daß sie diesen Druck um so widerwilliger ertrugen, je mehr sich durch ihren Fleiß Bildung und Wohlstand unter ihnen mehrte und je mehr ihre Zahl zunahm. Nun hörten sie gar, wie es in einigen Städten den Handwerkern gelungen sei, sich einen Antheil an der Regierung zu erkämpfen, so 1330 zu Speyer und Magdeburg, 1331 zu Mainz und Straßburg. Jetzt warteten sie nur noch auf eine passende Gelegenheit und einen entschlossenen Führer, um aus ihrer passiven Stellung herauszutreten. Die Gelegenheit verschaffte ihnen die Mißregierung des Rathes, und der Führer fand sich in einem Mitgliede desselben, in dem Ritter Rudolf Brun. Wir kennen den Verlauf dieser Bewegung. Eine außerordentlich versammelte Gemeinde wählte Brun am 7. Juni 1336 auf Lebenszeit zum Bürgermeister; schon am 16. Juli desselben Jahres wurde die von Brun ausgearbeitete Verfassung von der Bürgerschaft, zu welcher jetzt auch die Handwerker gehörten, angenommen und feierlich beschworen.

Wir kennen auch die Grundzüge dieses ersten „geschworenen Briefes".



Digitized by Google

Was der Richtebrief noch mit schwerer Strafe bedrohte, das ist nunmehr eine konstitutionelle Einrichtung. Die Verfassung selbst theilt die Handwerker nach den einzelnen Berufsarten in 13 Korporationen oder Zünfte, damit sie in denselben ihre politischen Rechte ausüben und ihre besondern Handwerks-Angelegenheiten schlichten.

Jede Zunft wählt einen Zunftmeister auf eine Amtsdauer von 6 Monaten. Dieser ist nicht bloß erster Vorsteher der Zunft, er ist während seiner Amtsdauer auch Mitglied der Regierung.

Allein Brun wollte kein ausschließliches Handwerker-Regiment. Ist er doch selber ein Patrizier und offenbar unter Mitwirkung von Patriziern zu seinem Amte gewählt worden. Die Geschlechter sollen auch weiterhin eine bevorrechtete Stellung einnehmen. Daher vereinigt Brun sie ebenfalls zu einer Korporation, aber diese nennt er nicht Zunft, sondern Konstafel, und diese Konstafel hat für sich allein mehr zu bedeuten, als alle 13 Zünfte zusammen genommen.

Aus der Konstafel allein werden die Räthe im engern Sinne genommen, im Ganzen 13, sechs Ritter und sieben Burger, welche mit dem Bürgermeister und den 13 Zunftmeistern je ein halbes Jahr lang die Regierung bilden. Die Konstafel allein führt das Stadtbanner; die Zunft hat nur ein Zunftbanner. Der Bürgermeister selber gehört zur Konstafel und gilt als Haupt derselben. Nur aus den vier in der Verfassung zum Voraus bezeichneten Patriziern durfte beim Tode Brun's der Bürgermeister ernannt werden.

Die alten Geschlechter haben ferner vor den Handwerkern ihre einheitliche Organisation voraus. Nur in einer Beziehung steht die Konstafel hinter den Zünften zurück: jede Zunft wählt ihren Vertreter im Rathe selbst; die Räthe der Konstafel wählt der Bürgermeister in Verbindung mit zwei Rittern und vier Burgern, welche er zu diesem Zweck halbjährlich aus dem ab-



Digitized by Google

gehenden Rathe bezeichnet. Aber auch diese Einrichtung lag, einstweilen wenigstens, im Interesse der Konstafel, denn es war ihr dadurch die Möglichkeit benommen, durch reaktionäre Wahlen die neue Ordnung der Dinge und dadurch ihre eigene Stellung zu gefährden.

Die Geschlechter waren also immer noch bevorrechtet. Wußten sie sich nur einigermaßen in die Zeit zu schicken, so konnten sie noch lange einen entscheidenden Einfluß in den städtischen Angelegenheiten üben.

Anfänglich schien sich alles gut anzulassen. Die neue Verfassung wurde allseitig anerkannt. Auch die entsetzten Räthe schwuren, nichts gegen dieselbe zu unternehmen. Allein wir wissen, wie sie ihren Schwur gehalten. Unterstützt von ihren Freunden und vom benachbarten Adel, befehden sie Zürich von Rapperswyl aus Jahre lang, schließen endlich Frieden und brechen auch diesen Friedensvertrag wieder treulos; zuletzt versuchen sie sogar in blutiger Mordnacht ihr Heil (1350).

Was hat's ihnen gefrommt? Daß ihre Reihen durch die Beile der Metzger und durch die Hand des Henkers sich lichteten und daß sich Zürich auf ewig mit der jungen demokratischen Eidgenossenschaft verband.

Trotz der Mordnacht tastete Brun die Vorrechte der Konstafel nicht an; allein schon 13 Jahre nach seinem Tode wurde die Verfassung im demokratischen Sinne geändert.

Die Veranlassung hierzu gab eine Gewaltthätigkeit zweier Söhne Brun's, von denen der eine Probst am Großmünster war. Dieselben hatten den Schultheißen Gundoldingen von Luzern bei Wollishofen gefangen genommen, als er vom Markt in Zürich heimkehrte (1370). Ein Theil der Räthe, mit den beiden Brun befreundet, beobachtete eine zweideutige Haltung. Da trat am folgenden Tage die empörte Bürgergemeinde im Großmünster zusammen und forderte beförderliche Freilassung des Schultheißen und Bestrafung des Friedensbruches. Zugleich



Digitized by Google

faßte sie die allgemeine Schlußnahme: Wenn die Räthe, d. h. die von der Konstafel gewählten Mitglieder der Regierung, säumig seien, so mögen die Zunftmeister zusammentreten und mit den Räthen, die zu ihnen halten, das Nöthige verfügen und die Gemeinde verspricht, die Zunftmeister bei ihrer Schlußnahme zu schützen. Diese Bestimmung wurde dann 1373 in die Verfassung aufgenommen; zugleich wurde die Gewalt des Bürgermeisters gemindert und die Wahl der Räthe aus der Konstafel der ganzen abtretenden Regierung übertragen. Es nehmen also jetzt auch die Zunftmeister an der Wahl der Räthe im engeren Sinne Theil.

Schon 20 Jahre später (1393) wurden die Rechte der Konstafel weiter beschränkt und wieder ist ein arger Gewaltmißbrauch hierzu die Veranlassung.

Bürgermeister Schön hatte nämlich mit Zustimmung der Mehrheit des Rathes, entgegen den Abmahnungen der eidgenössischen Boten, mit Umgehung des Großen Rathes und der Gemeinde ein verrätherisches Bündniß mit Oesterreich geschlossen, „darauf berechnet, die Stadt Zürich von der Eidgenossenschaft zu trennen, sogar wieder die Eidgenossen auf Seite Oesterreich's hinüber zu ziehen".

Darüber große Aufregung in der Stadt. Auf Begehren der eidgenössischen Boten beruft der kleine Rath den großen Rath, dieser die Gemeinde ein. Bürgermeister Schön und seine Mithelfer werden verbannt und die Bestimmungen des geschwornen Briefes auf's Neue durchgesehen.

Der Große Rath ist nun nach der Verfassung von 1393 die höchste Behörde. Was er beschließt, das soll der Rath, d. h. die Regierung, nicht mehr ändern. Diese besteht wie bisher aus 27 Mitgliedern, dem Bürgermeister, den 13 Räthen im engeren Sinne (beide nunmehr vom Großen Rathe gewählt) und aus den 13 Zunftmeistern. Die Konstafel hat zwar bei der Bestellung des Rathes Anspruch auf Vertretung; aber eine



Digitized by Google

bestimmte Zahl Räthe ist ihr nicht mehr garantirt. Es können und sollen jetzt, nach dem Wortlaut der Verfassung, Räthe im engeren Sinne auch aus den Zünften und den Handwerkern gewählt werden. Damit ist den Handwerkern die Mehrheit in der Regierung gesichert und zugleich der Zutritt zur höchsten Würde eröffnet.

Schon 1415 besteigt ein Zunftmeister, Jakob Glentner, den Bürgermeisterstuhl. Von den 17 Bürgermeistern des 15. Jahrhunderts gehören nur noch 8 der Konstafel an. Nach der Verfassung von 1393 hing es ganz vom Großen Rathe ab, ob die Konstafel im Kleinen Rathe stark oder schwach vertreten sein solle. Kein Wunder, daß jetzt die Patrizier anfingen, sich um die Gunst der Handwerker zu bewerben, und einzelne sich sogar in die Zünfte aufnehmen ließen, um dadurch in denselben zu Einfluß, vielleicht gar zur Zunftmeisterstelle zu gelangen.

Aber es treten nun auch die Zunftmeister immer entschlossener und fester auf und suchen den Einfluß der Konstafel mehr und mehr zurückzudrängen. In Folge dessen entspinnt sich zwischen Beiden ein heftiger Kampf, der fast ein Jahrhundert hindurch dauert und schließlich zu blutiger Katastrophe führt.

1415 beschließen die Zunftmeister, „daß die von der Konstafel inen nie in ihr Zunft langind oder Jemand darus zühind; wenn es geschehen sollte, so wollen sie einander schirmen".

1424 verordnen die Zunftmeister, daß zu dem, was sie vor die Räthe und Burger, d. h. den Großen Rath bringen, und worüber sie sich vorher geeinigt, ein Jeder der Ihrigen unbedingt stehen solle; wenn Einer das nicht thue, so wollen sie ihn so strafen, daß sich Andere in Zukunft davor hüten.

1441 erkennt der Große Rath auf Anregung der Zunftmeister, daß inskünftig Keiner von der Konstafel oder den Zünften in den Großen Rath gewählt werden solle, bevor die Zunftmeister sich darüber unterredet hätten.

Ja sogar über die Räthe suchten sich jetzt die Zunftmeister



Digitized by Google

allmälig zu erheben, indem sie den Artikel der Verfassung, wonach sie, wenn die Räthe säumig sind, auch allein gültig beschließen können, ganz ungebührlich anwenden. Besonders schroff wurde der Gegensatz zwischen der Konstafel und den Zunftmeistern unter Waldmann. Auf seinen Antrag einigte sich das Zunftmeisterkollegium dahin, daß die Konstafel nicht mehr als sechs Räthe im Kleinen und nicht mehr als 18 Mitglieder im Großen Rathe haben solle. Die übrigen Räthe sollen aus den Zünften genommen werden. Ferner soll kein Glied der Konstafel in eine Zunft aufgenommen oder zum Zunftmeister gewählt werden. Beides ward ihm vom „hörnenen Rathe" als todeswürdiges Verbrechen angerechnet. Davon, daß Waldmann die Rechte des Landvolkes angetastet, ist im Todesurtheil keine Rede.

So fällt denn der Held von Murten durch das Schwert des Henkers als ein Opfer des Kampfes zwischen der Konstafel und der Zunftpartei. Ihm folgen noch sechs Zunftmeister in den Tod; vier, darunter der 80jährige Obristzunftmeister Widmer, wurden enthauptet, zwei eingemauert, andere an Ehre und Gut bestraft.

„Das den Konstafelherren verhaßte Institut der Zunftmeister", sagt Bluntschli in seiner Geschichte der Republik Zürich II. 77, „sollte für immer gedemüthigt und der ganze Körper, auf den vornehmlich Waldmann sich gestützt hatte, vernichtet werden."

Und welches, frage ich auch hier wieder, war der Erfolg dieser blutigen Politik?

Gelangen jetzt die alten Geschlechter der Konstafel wieder zur Herrschaft?

Nein! Schon wenige Wochen nach der Hinrichtung Waldmann's wurde die durch Aufruhr gestürzte Zunftverfassung wieder hergestellt. Durch den Geschwornen-Brief von 1498 wurde die Gewalt der Zunftmeister noch mehr verstärkt. Ein besonderes



Digitized by Google

Kollegium von drei Obristzunftmeistern soll die Zünfte bei ihren Rechten und Gewohnheiten schirmen, Stadt und Land vor Gewalt und Beschwerde behüten und darüber wachen, daß Arm und Reich gleiches Recht gehalten werde. Die drei Obristzunftmeister bilden mit den beiden Bürgermeistern einen geheimen Rath, der bei plötzlicher Gefahr von sich aus die nöthigen Anstalten trifft, dann aber an den Großen Rath berichten soll. Der erste Obristzunftmeister ist von Amtswegen der Stellvertreter des Bürgermeisters.

Und die Konstafel? Ein Vorrecht ist ihr geblieben. Während jede andere Zunft bloß drei Mitglieder im Kleinen und zwölf im Großen Rathe hat, hat die Konstafel sechs Mitglieder im Kleinen und achtzehn im Großen Rathe; genau so viel, als ihr die Zunftmeister schon unter Waldmann zugestanden hatten.

Umsonst hatten ein Göldli und Andere ihre Hände mit Blut befleckt.

Auch dieses Vorrecht wurde der Konstafel bald nachher für kurze Zeit entzogen. Von Räthen der Konstafel ging hauptsächlich die Opposition gegen die Politik Zwingli's aus; im Interesse seines Reformationswerkes glaubte Zwingli, diesen Widerstand möglichst brechen zu sollen. Am 28. Juni 1529 beschloß der Große Rath „us etwas Ursachen", daß die Konstafel in Besetzung der Räthe und Zwölfer gehalten werden solle, wie jede andere Zunft. „Sie mögen auch jetzt," sagt der Beschluß wörtlich, „wie eine andere Zunft ihre Räth und Zunftmeister besetzen".

Jetzt blieb der Konstafel als einzige Auszeichnung nur noch das Stadtbanner! Mit welcher Begeisterung mögen da die Konstafelherren nach dieser Demüthigung im Oktober 1531 mit Zwingli nach Kappel gezogen sein! —

Kurz nach Zwingli's Tode wurde der Beschluß vom 28. Juni 1529 wieder aufgehoben. „Ungern nur", sagt Hottinger, „hatten dazu die entschiedenen Reformfreunde ihre Ein-



Digitized by Google

willigung gegeben und sie mußten bisweilen die spöttelnde Aeußerung hören: „„Dem Rüden"" sei sein Halsband nun wieder abgenommen".

Von da an blieb die Konstafel bis 1798 im ungeschmälerten Besitze ihrer geringen Vorrechte; auch der geschworne Brief von 1713 minderte dieselben nicht.

## III. Die „Herren und Burger" von Zürich und die Bauern.

Nach vier Richtungen namentlich hat das Eintreten des Handwerkerstandes in das Regiment der Stadt entscheidend und rühmlich gewirkt.

Die Handwerker haben erstens die Macht der Patrizier gebrochen und dem Sonderinteresse der letzteren gegenüber das allgemeine Interesse des gesammten städtischen Gemeinwesens zur Geltung und Anerkennung gebracht.

Im Handwerkerstande besonders hatte zweitens der Bund Zürichs mit den Eidgenossen seine Wurzel und seine Kraft. Die Konstafel dagegen neigte sich längere Zeit hindurch mehr Oesterreich zu.

Im Handwerker- und Bürgerstande fand drittens das Reformationswerk Zwingli's seinen fruchtbaren Boden und seine festeste Stütze; die Konstafel in ihrer Mehrheit folgte der Neuerung nur unwillig, und ungescheut wurde nach dem Tode Zwingli's in den Zusammenkünften auf der Konstafel von Wiederherstellung der alten Zustände gesprochen.

Endlich ist viertens auch die Erwerbung der Landschaft zu einem nicht geringen Theile dem Fleiße und der Sparsamkeit der Handwerker und der Umsicht ihrer Führer zu verdanken.

Aber auch dem bürgerlichen Regimente erwächst frühzeitig ein Gegner. Noch ist der Kampf der Handwerker mit den Patriziern nicht beendigt, so beginnt schon der Kampf der Bauern gegen die „Herren und Burger" der Stadt.



Digitized by Google

Geschickt hatte die Stadt im Jahre 1400 — es waren damals bereits die Handwerker in der Regierung in der Mehrheit, — die schlechte Finanzlage des Königs Wenzel benutzt, um für ihren Rath das Recht zu erwerben, den Reichsvogt aus ihrer Mitte zu bestellen. Locker nur hing sie noch mit dem Reiche zusammen und bereits fühlte sich die Stadt als souveräner Staat.

Noch besaß sie außerhalb ihrer Mauern nur ein kleines Gebiet. Nun aber fängt die Stadt an, dasselbe rasch zu vermehren, nicht durch Waffengewalt, denn dadurch wären Handel und Gewerbe gestört worden, sondern auf privatrechtlichem Wege, indem sie verschuldeten Landesherren ihre Herrschaftsrechte entweder geradezu abkauft, oder sich dieselben gegen ein Darlehen verpfänden läßt. Dadurch kam sie in den Besitz der Herrschaft und da der Borger das Pfand in der Regel nicht mehr lösen konnte, so blieb die Stadt im Besitze. Den so erworbenen Herrschaften setzte sie einen Vogt und ließ sich von denselben huldigen. So eifrig wurden die Erwerbungen betrieben, daß die Herrschaft der Stadt sich schon zu Waldmann's Zeiten über den größten Theil des Kantons erstreckte.

Unter sich standen diese Herrschaften und Vogteien in keiner rechtlichen Verbindung; jede hatte ihre besonderen Rechte und Freiheiten und die Stadt hatte bei der Erwerbung versprechen müssen, die Leute dabei zu schützen; allein kein Theil wurde von der Stadt als freies und gleichberechtigtes Glied angenommen.

Die Stadt machte eben alle diese Gebietserwerbungen nur in ihrem Interesse; ihre Sicherheit, ihre Macht und ihr Einfluß sollten dadurch erhöht und ihr Wohlstand gehoben werden. Diesen Zweck glaubte die Stadt am besten dadurch zu erreichen, daß sie die Landschaft als Unterthanenland behandelte.

An ihrer Berechtigung hierzu zweifelten die „Herren und Burger" von Zürich nicht im Geringsten; sie hatten ja, wie sie den Bauern wiederholt sagten, ihre Herrschaften und Vogteien



Digitized by Google

nicht mit Gewalt erworben, sondern treu und redlich erkauft. Aber war denn ihr Titel besser als der der Aebtissin, die Land und Leute direkt aus des Königs Hand empfangen hatte? Und indem die Stadt sich ein Unterthanenland schuf, verleugnete sie nicht das Prinzip der Freiheit, durch das sie groß geworden? Versuchte sie nicht etwas, was auf die Dauer unmöglich Bestand haben konnte? Hatten die Patrizier die Herrschaft der Aebtissin, die Handwerker die Herrschaft der Patrizier abgeworfen, warum sollten die Bauern nicht auch die Herrschaft der Städter abwerfen, sobald sie sich hierzu stark genug fühlten?

Und wie gefährlich für die Stadt, wenn ein solcher Versuch in einem Momente gemacht wurde, wo ihr auch von Außen Gefahr drohte! Wie stark und mächtig mußte dagegen die Stadt werden, wenn sie sich mit den neuen Landestheilen zu einem einheitlichen, freien Gemeinwesen verband!

Allein solche Betrachtungen lagen nicht im Geiste der damaligen Zeit. Nicht nur Zürich, sondern auch andere Städte hatten Unterthanenländer. Nicht nur Waldmann, sondern auch Zwingli sah in der Stadt den natürlichen und rechtmäßigen Herrn der Landschaft; stand doch die letztere an Bildung und Wohlstand tief unter der Stadt.

Und in der That, was der Aebtissin und den Patriziern mißlungen war, die Herstellung eines bleibenden Unterthanenverhältnisses — das schien lange Zeit den Handwerkern vollständig gelingen zu wollen.

Noch vor hundert Jahren schien das Regiment der Stadt felsenfest zu stehen. Nicht nur war es der Landschaft nicht gelungen, der Stadt auf die Dauer neue Rechte abzuringen; sie hatte auch vielfach alte Rechte und Freiheiten eingebüßt und war jetzt ökonomisch fast vollständig abhängig von der Stadt.

Einst genoß jeder Theil der Landschaft, bevor er an die Stadt kam, in größerem oder geringerem Umfange Handels- und Gewerbefreiheit; jetzt ist der Handel ein ausschließliches



Digitized by Google

Vorrecht der Stadtbürger. Der Fabrikant auf dem Lande muß den Rohstoff von Bürgern in der Stadt kaufen und sein Arbeitsprodukt wieder an Stadtbürger verkaufen, natürlich zu dem Preise, den dieser kleine Kreis von Käufern zu zahlen für gut findet. Alles bei empfindlicher Strafe und Verlust des Gewerbes.

Gewisse Handwerke und Gewerbe, wie z. B. das Handwerk der Buchbinder, der Gold-, Silber- und Kupferschmiede dürfen auf der Landschaft entweder gar nicht oder nur an gewissen Orten ausgeübt werden. Selbst dem vielfach begünstigten Winterthur gegenüber erklärte der Rath rundweg, daß er die Seidenfabrikation als ein ausschließliches Privilegium für die Stadt Zürich in Anspruch nehme. Mit Mühe nur errang Winterthur das Recht zur Errichtung einer eigenen Buchdruckerei.

Kein Handwerker oder Krämer vom Lande darf in der Stadt seinen Beruf ausüben oder seine Waare daselbst verkaufen; sonst wird er bestraft und seine Waare unter Umständen konfiszirt.

Einst war jede Vogtei unter ihren eigenen Führern ausgezogen und noch im Kappelerkriege hörte man auf sie auch im Kriegsrathe; jetzt befinden sich alle höheren Offiziersstellen in den Händen von Stadtbürgern.

Einst bestand ein großer Theil der Geistlichen aus Bürgern der Landschaft; ja die Reformation, sagt Hottinger, wurde hauptsächlich mit Beihülfe solcher durchgesetzt; jetzt ist der Zutritt zu geistlichen Aemtern den Landbürgern wenigstens faktisch unmöglich gemacht.

Einst, und zwar ebenfalls noch zur Reformationszeit, konnte jeder Landbürger, der sich in der Stadt niederließ, gegen eine Gebühr von drei Gulden das städtische Bürgerrecht erwerben; jetzt ist auch dieses seit mehr als hundert Jahren den Landleuten absolut verschlossen.

Indeß hatte es die Stadt nicht ohne Widerstand von Seiten



Digitized by Google

der Landschaft so weit gebracht. Ich erinnere bloß an die Erhebung der letztern im Jahre 1489, an die Unruhen in Töß und in der Herrschaft Grüningen im Jahre 1525; an die Forderungen der Landschaft nach dem unglücklichen Ausgange des Kappelerkrieges; an die Steuerverweigerung der Herrschaft Wädensweil im Jahre 1646; aber seit die Stadt die letztere mit Kriegsmacht überzogen, dieselbe wichtiger Freiheitsrechte zur Strafe beraubt und sieben Rädelsführer auf's Schaffot geschickt hatte, herrschte im ganzen Lande vollkommene Ruhe und selbst der Ausbruch der französischen Revolution vermochte nicht dieselbe zu stören.

Uebrigens hatte bis jetzt noch kein Theil der Landschaft auf Rechtsgleichheit mit der Stadt Anspruch zu machen gewagt. Um so größer war daher das Erstaunen meiner „gnädigen Herren", als sie vernahmen, daß am 19. November 1794 Ausschüsse aus verschiedenen Gemeinden in Meilen eine Denkschrift an die Regierung beschlossen hätten, betitelt „ein Wort zur Beherzigung an die theuern Landesväter", eine Denkschrift, in welcher verlangt wurde: Erwerbsfreiheit, Studienfreiheit, Zutritt zu allen Militärstellen, gerechtere Vertheilung der Steuern, Ablösbarkeit der Grundzinse und Zehnten, Beseitigung der letzten Spuren der Leibeigenschaft, endlich die Erlassung einer einheitlichen Verfassung für Stadt und Land, mit voller Rechtsgleichheit.

„Väter des Vaterlandes", ruft das Memorial, „schließt doch Freiheit und Gleichheit nicht in düstre Mauern, sondern verpflanzt sie uneigennützig und großmüthig bis an die äußersten Grenzen Eures Gebietes, damit Friede, Ruhe und Eintracht ewig auf Eurem Lande wohnen".

Und zur Unterstützung ihrer Begehren wagen die Bittsteller sich auf das unveräußerliche Menschenrecht zu berufen und sogar von Verdiensten der Landschaft um die Stadt zu sprechen. „Wer half, fragen sie, im 14. und 15. Jahrhundert der Stadt



Digitized by Google

Zürich so muthig ihre Freiheit vertheidigen, die von der Rachsucht des gekränkten Adels, den Intriguen des Hauses Oesterreich und der Macht Karls von Burgund zernichtet werden sollte? Woher kam der schnelle Sukkurs, der den Ritter Maneß und sein kleines Heer bei Tätwyl rettete, als der feige Brun die Flucht nahm? Gründete sich nicht auf diesen glücklichen Sieg die schwankende bedrohte Freiheit der Stadt? Wer schlug ferner mit Waldmann für Zürich in den burgundischen Kriegen? Und wie treu hielt sich die Landschaft in den Fehden der Eidgenossen an Zürich!"

Noch war der Wortlaut des Memorials nicht definitiv festgestellt, so ließ der geheime Rath die Verfasser desselben, den Hafner Neeracher und den Arzt Pfenninger in Stäfa, verhaften. Der Rath der Zweihundert verbannte sodann „in Gnaden", wie das Urtheil sagt, den Neeracher auf 6, den Pfenninger auf 4 Jahre aus der Eidgenossenschaft, verurtheilte ferner über 50 Personen wegen Verbreitung des Memorials zu größern oder geringern Strafen. Das Memorial aber ward vernichtet.

Im Exil, fern von der Heimat, starb der, der die Enkel jener Handwerker, welche die Patrizier aus ihrer ausschließlichen Herrschaft verdrängt, zum ersten Mal um Rechtsgleichheit zu bitten wagte.

Mit ihrer Berufung auf das unveräußerliche Menschenrecht abgewiesen, suchen nun die Stäfner ihr Heil im historischen Rechte.

Sie forschen in den Gemeindearchiven der Landschaft nach alten Dokumenten für ihre verlorenen Rechte und Freiheiten und finden sie.

Da ist erstens der Spruchbrief der sieben Orte der Eidgenossenschaft vom Jahr 1489 (9. Mai) zwischen der ganzen Gemeinde in der Stadt und der ganzen Gemeinde vor der Stadt Zürich, d. h. der Landschaft, „wonach jeder das Seinige



Digitized by Google

zu Markte fahren, treiben, tragen, kaufen und verkaufen kann, wo und wie er es für gut findet"; wonach die Stadt kein Salzmonopol einführen und von den Bürgern der Landschaft eine Kopf- und Vermögenssteuer bloß erheben darf, wenn auch die Bürger der Stadt in gleicher Weise besteuert werden; wonach am Zürichsee zwei oder drei Kirchgemeinden zur Berathung gemeinsamer Angelegenheiten sich zusammenthun und dieselben den Eidgenossen in Zürich durch Ausschüsse vortragen dürfen.

Da ist zweitens der sog. Kappelerbrief vom 9. Dezember 1531, wodurch die Stadt der Landschaft zusichert, daß sie keinen Krieg mehr anfangen und kein Bündniß mehr eingehen wolle ohne deren Wissen und Willen und daß sie dieselbe auch in anderen besonders wichtigen Angelegenheiten berathen werde.

In regelrecht versammelter Hofgemeinde beschlossen nun die Stäfner am 16. Mai 1795 nach Verlesung dieser Urkunden: es solle ein Ausschuß der angesehensten Männer vor M. G. Herren treten und, es sind das die eigenen Worte des Beschlusses, „mit Hochachtung und gebührendem Respekt Aufschluß über die Gültigkeit oder Ungültigkeit der Urkunden verlangen"; im Uebrigen wollen sie Alle für Einen und Einer für Alle stehen; ohne Einwilligung der Gemeinde soll Keiner einer Vorladung Folge leisten; denn man gedachte nöthigenfalls die sieben Orte, die Garanten des Spruchbriefes, als unparteiischen Richter zwischen sich und der Stadt anzurufen.

Der weitere Verlauf der Bewegung ist bekannt. Der Rath behandelte ein solches Vorgehen als Versuch zur Empörung und mahnte Bern sofort zum eidgenössischen Aufsehen. Als die Vorgeladenen ihr Erscheinen unter Berufung auf einen unparteiischen Richter ablehnten, die Gemeinde Stäfa auf die Aufforderung, von ihren Beschlüssen abzustehen, einmüthig antwortete: „Wir bleiben bei Brief und Siegeln und weichen nicht von unsern Hofbeschlüssen", schritt die Regierung zu Gewalt.



Digitized by Google

„In einer Zeit, wo ohnehin Mangel stattfand", sagt J. J. Hottinger, „wurde der Gemeinde Stäfa alle Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten, alle Armenunterstützung entzogen, der Spital verschlossen, ihre in der Stadt niedergelassenen Bürger, Dienstboten, zum Theil sogar Kranke zurückgeschickt, auch Winterthur und Stein aufgefordert, ebenso allen Verkehr mit ihr abzubrechen".

Sonntags den 5. Juli 1795 während des Morgengottesdienstes besetzte sodann General Steiner mit 1700 Mann Truppen die Gemeinde und entwaffnete sie. An Gegenwehr dachte Niemand. Hatten doch Führer der Bewegung noch vor zwei Tagen in einem Memorial an die sieben Orte erklärt: „Alle und jede Waffen, die wir zu gebrauchen gedenken, sind unsere Dokumente".

Jetzt fand der Rath der Zweihundert auch den Zeitpunkt für geeignet, um sich in einer Proklamation über die Bedeutung dieser Dokumente zu erklären.

Der Waldmannische Spruchbrief, sagt der Rath, sei zur Zeit eines offenbaren Aufruhrs zu Stadt und Land mit einer unordentlichen Gemeindegewalt errichtet, von den eidgenössischen Gesandten im Drange der Umstände, um ärgeres Uebel zu verhüten, vermittelt und in nächster Zeitfolge von den redlichen, auf ihre Freiheit nicht weniger aufmerksamen Vorvätern selbst so beschaffen gefunden worden, daß sie sich scheuten, das Andenken an jene Zeit aufzufrischen.

Und doch hatte der Große Rath den Seegemeinden noch im Jahr 1525 eine amtliche Abschrift dieses Briefes vertheilt und doch hatte die Regierung denselben noch im Jahr 1549 der Gemeinde Horgen vorlesen lassen, um von ihr zu vernehmen, in welchen Punkten sie nach Ansicht der Gemeinde dem Briefe zuwider gehandelt haben sollte.

Der Kappelerbrief, behauptet die Proklamation weiter, sei eigentlich nur auf die damaligen Zeiten, Personen, Sitten und



Digitized by Google

Umstände gerichtet gewesen und habe mit seiner Ausübung und treuen Erstattung von beiden Seiten wirklich seine Endschaft erreicht.

Und doch hatte der Brief nur deshalb sein Ende erreicht, weil meine „gnädigen Herren und Oberen", wie aus einem amtlichen Aktenstück hervorgeht, allmählig fanden, „es sei wider die Freiheiten der Stadt, erkauften Unterthanen Rechenschaft zu geben". (1614).

Während das Recht hier im Saale bei Berathung dieser Proklamation durch Eigennutz verdunkelt war, strahlte es um so heller in den sonst düstern Kerkermauern des Wellenberg.

In jenem Thurme saß der greise Seckelmeister Bodmer von Stäfa wegen seiner Theilnahme an der Bewegung und die Geistlichen am Großmünster bereiteten ihn in hohem Auftrage zum Tode vor. Allein es will ihnen nicht gelingen, den Gefangenen von irgend welcher Schuld zu überzeugen.

„Er sei", sagte Bodmer, „es der Gemeinde schuldig gewesen, sich der Sache anzunehmen bei der Ueberzeugung, die er von der Rechtmäßigkeit ihres Begehrens gehabt; eine Ueberzeugung, die ihm noch von Niemandem umgestoßen worden sei".

Die Geistlichen eröffnen ihm, daß er wahrscheinlich in Bälde sterben müsse; aber auch damit erschüttern sie ihn nicht. „Er äußert", fährt der Bericht der Geistlichen fort, „seine Gesinnung mit steigender Wärme und dringt auf's Stärkste in uns, daß wir es einmal für bekannt annehmen, er sei seiner Sache gewiß; auch wenn er sterben müsse, werde er mit dem vollen Bewußtsein, das Schicksal nicht verdient zu haben, in den Tod gehen und es dem ewigen Richter anheimstellen, sein Recht auszuführen".

Aber noch ist es Bodmer unmöglich, an seine Hinrichtung zu glauben. „Wenn er auch bisweilen den Todesgedanken Raum gibt", so berichten die Geistlichen an die Regierung, „so unterbricht er sich doch bald wieder und pflegt auszurufen:



Digitized by Google

„Nein ich hoffe, ich hoffe doch, es werde nicht geschehen, es werde in Zürich, wo man selbst den strafbarsten Missethäter nicht ohne schweres Bedenken hinrichtet, da werde kein unschuldiges Blut vergossen werden".

Und in der That, es wurde auch kein unschuldig Blut vergossen, Dank der Fürsprache des edlen Joh. Caspar Lavater. Zwar erklärte der Rath der Zweihundert einstimmig, Bodmer habe durch sein Verbrechen den Tod verdient; „dennoch aber", sagt das Urtheil wörtlich, „soll er aus besonderer Gnade dahin verurtheilt sein, daß er Morgens um 8 Uhr (nach vorangegangenem Läuten der drei Zeichen) auf dem Fischmarkt sein Urtheil anhören, hernach vorwärts gebunden auf den Richtplatz geführt, daselbst auf den Rabenstein knien, durch den Scharfrichter das Schwert über ihn geschwungen und er nach Anzeige seiner Begnadigung durch den Herrn Reichsvogt zu lebenslänglicher Gefangenschaft in das Zuchthaus gebracht werden solle; in der bestimmten Meinung, daß niemals eine Bittschrift für seine Loslassung angenommen und sein Hab und Gut an die Kriegskosten auf Gnade hin konfiszirt werde".

Noch folgten über 200 weitere Strafurtheile; auch die Gemeinde Stäfa als solche wurde um 60 000 fl. gebüßt.

Jetzt wähnte man die Ruhe auf der Landschaft für lange Zeit befestigt zu haben; man rühmte sich sogar in amtlichen Aktenstücken des wohlthätigen Erfolges der angewendeten Strenge.

Da urplötzlich ändert sich die Szene. Eine französische Kriegsmacht nähert sich der Schweiz. Französische Truppen besetzen Ende Dezember 1797 das Bisthum Basel. Am 13. Januar 1798 verlangt Baselland Vereinigung der Landbürger mit den Stadtbürgern mit gleichen Rechten und Freiheiten. Am 20. Januar erklärt der Große Rath von Baselstadt, daß er diese Forderung einhellig angenommen habe. Am 24. Januar bricht die Revolution im Waadtlande aus; am 27. Januar rücken die Franzosen auch dort ein; im Thurgau und Toggenburg er-



Digitized by Google

richtet man Freiheitsbäume. — Es beginnt überall, es beginnt auch im Kanton Zürich wieder unruhig zu werden. Am See finden neue Versammlungen statt; es werden auf's Neue Ausschüsse bestellt.

Jetzt — am 29. Januar 1798 — proklamirt der Rath der Zweihundert der Stadt Zürich einstimmig eine vollkommene Amnestie, beschließt Rückerstattung der Bußen und Kriegskosten und der konfiszirten Güter; er anerbietet sich ferner zur Beförderung der so nöthigen Eintracht zwischen Stadt und Land allen Herrschaften oder Gemeinden der Landschaft auf Verlangen auch die Waldmannischen und Kappelerbriefe zurückzugeben; ja er beauftragt jetzt sogar den geheimen Rath, schleunigst zu berathen, „auf was für Art und Weise die genossenen alten Rechte und Freiheiten der Landschaft neuerdings befestigt und derselben auch neue Rechte und Freiheiten ertheilt werden können". Noch mehr: M. G. Herren und Oberen erklären sich schon jetzt bereit, „diese neuen Rechte zu Handen der sämmtlichen Herrschaften und Vogteien durch besondere Instrumente feierlich zu verbriefen und deren genaue Befolgung bei der jedesmaligen Huldigung durch die Ober- und Landvögte eidlich zuzusichern".

Zu spät; ihr Wort findet kein Vertrauen mehr; denn wer bürgt der Landschaft dafür, daß der Rath nicht später, sobald die Gefahr vorüber, die Berufung auf diese Briefe ebenfalls als todeswürdiges Verbrechen verfolgen werde?

Mit Mühe nur, durch Bitten und Flehen, bringt die Regierung im ganzen Lande zwei Bataillone zusammen, um dem von den Franzosen bedrohten Bern Hülfe zu leisten.

Dagegen versammeln sich am 3. Februar 1798 in der Kirche zu Wädensweil die Ausschüsse von 70 Gemeinden und verlangen:

„Enge Vereinigung der Stadtbürger mit den Landbürgern zu Einem Körper mit gleichen Rechten und gleichen Freiheiten".



Digitized by Google

In dieser höchst bedenklichen Lage des Vaterlandes entschließt sich der Rath der Zweihundert auch zu diesem Zugeständniß.

Unterm 5. Februar 1798 proklamirt er mit ausdrücklicher Zustimmmung seiner „guten löblichen Bürgerschaft“ förmlich und feierlich: „daß eine durchaus vollkommene Freiheit und Gleichheit aller und jeder politischen und bürgerlichen Rechte zwischen den Einwohnern der Stadt und des Landes und der Munizipalstädte festgesetzt sein solle“.

Schon am 21. Februar tagt auf dem Rüden ein Landesausschuß von 176 Abgeordneten, zu ⅔ aus Landbürgern, zu ⅓ aus Stadtbürgern bestehend, zur Berathung einer neuen Verfassung.

An der Stelle der souveränen Stadt steht nunmehr der souveräne Kanton.

Aber kaum erstanden, geht derselbe für kurze Zeit unter in der einen und untheilbaren helvetischen Republik, und es beginnt nun die Stadt ihr Leben als bloße Gemeinde.

Auch nach dem Sturze der Helvetik erlangt sie ihre verlorene Souveränität nicht wieder; diese ist für immer dahin.

Dagegen gelangte die Stadt durch die Napoleonische Mediationsverfassung wenigstens in eine bevorrechtete Stellung gegenüber der Landschaft.

Zwar erklärt diese Verfassung ausdrücklich, es gebe in der Schweiz keine Vorrechte des Ortes und der Geburt; allein nichtsdestoweniger garantirt sie der Stadt ⅓ sämmtlicher Mitglieder des großen Rathes und begünstigt dieselbe auch durch das indirekte Wahlsystem. Schon in der ersten Sitzung des Großen Rathes zeigte es sich, daß die Aristokraten über mindestens 100 entschlossene Stimmen, ihre Gegner bloß über 80 bis 90 verfügten.

Natürlich waren die Aristokraten ihren Gegnern auch an Geschäftstüchtigkeit, Reichthum und Ansehen weit überlegen; natürlich scheuten sich diese Aristokraten auch nicht, ihr Ueber-



Digitized by Google

gewicht im Interesse der Stadt rücksichtslos auszubeuten. So besetzten sie den Regierungsrath mit 20 Stadtbürgern und 5 Landbürgern (4 Landbürger mußten nach der Verfassung gewählt werden).

Und mit welch' gewaltiger Macht hatte die Verfassung diese zu $^4/_5$ aus Stadtbürgern bestehende Regierung ausgerüstet! Nicht nur waren alle wichtigen Wahlen in ihren Händen; auch alle Vorschläge zu Gesetzen, Verordnungen und andern Souveränitätsrechten gingen einzig und allein von ihr aus. Der Große Rath hatte blos das Recht der unbedingten Annahme oder unbedingten Verwerfung; nicht das Geringste konnte er ändern.

Auf der Landschaft waren Tausende erbittert, daß die vor fünf Jahren feierlich proklamirte Rechtsgleichheit nicht mehr gelten sollte. Als nun gleich beim ersten Auftreten des neuen Regimentes den Gemeinden noch das Recht versagt wurde, ihre Zunftrichter, Lehrer und Geistlichen zu wählen; als man ihnen für die letzteren nicht einmal ein Vorschlagsrecht gestattete; als die verfassungsmäßig zugesicherte Loskäuflichkeit des Zehnten durch drückende Bestimmungen fast unmöglich gemacht wurde und ehrerbietige Vorstellungen kein Gehör fanden, verweigerten viele Gemeinden, manche tumultuarisch, den Huldigungseid.

Doch wäre die Ruhe durch Milderung des harten Zehntenloskaufsgesetzes leicht herzustellen gewesen. Allein die Regierung fand es nicht für nöthig, dem Großen Rathe von den Beschwerden der Landschaft Kenntniß zu geben; sie zog vor, sich vorerst des Beistandes des Landammanns der Schweiz zu versichern und dann von sich aus sofort zur Gewalt zu schreiten.

So kam es denn am 28. März 1804 auf der Bocken zum blutigen Kampf. Wieder füllen sich die Gefängnisse; noch einmal raucht das Blut von drei Landbürgern auf dem Schaffot und einer stirbt durch Pulver und Blei.

Mannhaft gehen alle in den Tod. „Ich muß sterben, aber



Digitized by Google

unschuldig; der Feind hat mich gerichtet", sagte Schneebeli beim Abschied von den Seinigen.

Nun Stille auf der Landschaft; Stille sogar, als nach dem Sturze Napoleons der Große Rath die Mediationsverfassung von sich aus durch eine andere ersetzte, welche der Stadt noch größere Vorrechte einräumte.

Zwar stellte die Verfassung von 1814 das Unterthanenverhältniß nicht wieder her (an der Festigkeit einiger damaliger Staatslenker scheiterten diesfallsige Gelüste eines Theils der städtischen Bürgerschaft); zwar sicherte dieselbe allen Bürgern des Kantons auch für die Zukunft die gleiche Freiheit mit Bezug auf Gewinn und Erwerb zu; allein sie garantirt jetzt der Stadt 130 Stellen im Großen Rathe, den Landbürgern blos 80. Es kommt also in der Stadt schon auf ungefähr 100 Seelen ein Kantonsrath, auf der Landschaft erst auf ungefähr 2200. Somit ist die höchste Gewalt und damit auch die Regierung durchaus wieder in Händen der Stadt.

Ich öffne den Staatskalender von 1825 und sehe, daß das Verhältniß der Stadtbürger zu den Landbürgern ist im Regierungsrathe wie 20 : 5; im Obergericht wie 12 : 2; im Erziehungsrathe wie 14 : 1; im Kirchenrathe wie 18 : 0; im Stabspersonal wie 20 : 2; bei den Oberamtmännern wie 8 : 3. Von den bezeichneten 105 Stellen haben also die Stadtbürger 92; die Landbürger blos 13 inne.

Nun finden wir unter jenen 92 Stadtbürgern auch einige entschieden fortschrittlich gesinnte Männer, so einen Paulus Usteri, einen L. Meyer von Knonau, einen J. J. Hottinger; allein in wichtigen und entscheidenden Fragen vermögen sie nicht durchzudringen. Die große Mehrheit der Behörden glaubt ihr Mandat von der Stadt und nicht vom ganzen Kanton zu haben und daher in allen Dingen vorerst das Interesse der Stadt berücksichtigen zu müssen.

Und damit der Landschaft ihr untergeordnetes Verhältniß



Digitized by Google

zur Stadt wieder recht klar werde, so hausen jetzt in den ehemals landvögtlichen Schlössern die von der Regierung fast ausschließlich aus Stadtbürgern bestellten Oberamtmänner mit beinahe unbeschränkter Gewalt in Verwaltungs- und Rechtssachen.

Dennoch murrt die Landschaft nicht, obgleich sie weder die alten Landvögte noch die Zusicherung vollkommener Rechtsgleichheit vom 5. Februar 1798 vergessen hat.

Doch hört sie mit steigendem Interesse, wie in der Stadt selbst ein Häuflein jüngerer, wissenschaftlich gebildeter Männer der Regierung eine immer rücksichtslosere Opposition macht; wie diese Männer, zwar nicht auf Gleichstellung der Landschaft mit der Stadt, aber doch auf Freiheit der Presse, Trennung der Gewalten, Reform der Verwaltung und Rechtspflege, Hebung der Volksbildung dringen und selbst an den Personen einzelner Regenten so scharfe Kritik üben, daß diese bereits ein unheimliches Grauen beschleicht.

Da stürzt in Paris im Juli 1830 das absolute Regiment Karls X., des Unterdrückers der freien Presse. Auf's Neue geht eine freiheitliche Bewegung elektrisch durch die Völker. Es erhebt sich auch die Landschaft des Kantons Zürich. Aus allen Theilen derselben, selbst aus dem bisher so ruhigen Winterthur, strömen sie am 22. November 1830 nach Uster und verlangen da in imposanter, selbstbewußter Volksversammlung Anerkennung der Grundsätze der Rechtsgleichheit und Volkssouveränität, Revision der Verfassung durch einen neu zu wählenden Großen Rath zu ⅔ aus Landbürgern, zu ⅓ aus Stadtbürgern bestehend.

Schon drei Tage später entspricht der Große Rath dem Begehren und zwar einstimmig; so allgemein ist jetzt das Gefühl der Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände.

Bereits im März 1831 tritt die neue Verfassung in Kraft, in Kraft durch den Willen des gesammten Zürcherischen Volkes. Mit dem erdrückenden Mehr von 40 503 Stimmen gegen 1702



igitized by Google

hatte sie die Aktivbürgerschaft, mit 1791 gegen blos 138 Stimmen selbst die Stadt angenommen.

Allseitig anerkannt ist jetzt der Grundsatz der Volkssouveränität und der Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetze; getrennt sind nunmehr die Gewalten und gewährleistet das Petitionsrecht, die persönliche Freiheit, die Preßfreiheit, die Niederlassungsfreiheit, und im Princip auch die Handels- und Gewerbefreiheit.

Zwar gewährt die Verfassung den Stadtbürgern noch einen Drittheil sämmtlicher Stellen im Großen Rathe, aber schon im Jahr 1838 wird auch dieses Vorrecht ohne irgend welchen ernstlichen Widerstand von Seiten der Stadtbürger aufgehoben! Im Jahr 1798 besetzte die Stadt diesen Rathsaal noch ganz; von 1814—1831 zu $\frac{2}{3}$; von 1831—1838 zu $\frac{1}{3}$; jetzt blos noch im Verhältniß ihrer Bevölkerung, vielleicht zu $\frac{1}{13}$.

Der Sieg der „Bauern" ist womöglich noch vollständiger als der der Handwerker über die Konstafel.

Auch auf ihren Sieg folgt, wie auf denjenigen der Patrizier über die Aebtissin, den der Handwerker über die Patrizier, ein neuer Aufschwung in unserm Gemeinwesen; denn nun finden die Vertreter der Landschaft auch hochbegabte Führer in den Reihen der liberalen Städter.

Unter ihren wuchtigen Schlägen fallen Tortur, Pranger und Galgen, diese Ueberbleibsel barbarischer Strafjustiz; es fallen die Thore, Mauern und Wälle der Stadt und damit auch die Versuchung der Stadtbürger, der Landschaft hinter denselben Trotz zu bieten. Es fallen die alten Zunfteinrichtungen und die Zölle; es fällt selbst das uralte Chorherrenstift zum Großmünster.

Allein diese Männer verstehen nicht blos niederzureißen, sondern auch aufzubauen. Ich erinnere blos an die gänzliche Umgestaltung der Civil- und Strafrechtspflege; an das klare Strafgesetzbuch, durch welches sie der Willkür des Richters eine Schranke gesetzt; an das schöne Straßennetz, womit sie die



Digitized by Google

verschiedenen Gegenden des Kantons verbanden; an den Kranz von Bildungsanstalten, von der allgemeinen Volksschule bis zur Hochschule, mit welcher sie in unglaublich kurzer Zeit das Land geschmückt; an die Reform des Finanz-, des Gesundheits-, und Armenwesens.

Selbst die Kirche glaubten sie reformiren zu sollen.

Aber man versucht nicht ungestraft, das Werk eines Jahrhunderts in einem Jahrzehnt zu thun.

Jene schöpferische Regierung fiel, wie einst diejenige Waldmanns, durch einen allgemeinen Volksaufstand; allein ihre Werke blieben bestehen und an die Grundsäulen der Verfassung wagte Niemand Hand anzulegen.

## IV. Die Niedergelassenen und die Bürger.

Noch bleibt mir übrig, mit ein paar Worten den vierten Akt unseres Dramas zu charakterisiren: den Kampf der Niedergelassenen gegen die Bürger. Dieser Kampf spielt in allen Gemeinden des Kantons, aber in der Stadt nimmt er ein eigenthümliches Gepräge an.

Im Anfang der dreißiger Jahre glich Zürich fast einer von der Landschaft eroberten Stadt. Mit Unwillen nur sah der größte Theil der Stadtbürger, wie das Bauernregiment in wilder Hast Thore, Mauern und Wälle niederriß und wie von Tag zu Tag sich das Aeußere Zürichs änderte. Sie fürchteten, ihre altehrwürdige Stadt werde zum bloßen Dorfe herabsinken.

Nun strömten gar noch von allen Seiten die Angehörigen der Landschaft nach Zürich, um sich in der Stadt oder vor der Stadt niederzulassen und den Bürgern auf allen Gebieten, namentlich aber in Handel und Gewerbe eine mörderische Konkurrenz zu machen. Das war für manchen ehrenwerthen Städter eine schwere Zeit.

Aber man glaubte sich in der Stadt wenigstens mit Einem trösten zu können: Die ganze Gemeindeverwaltung lag



Digitized by Google

noch ganz und ausschließlich, sowohl rechtlich als faktisch in den Händen der Stadtbürger; auf dem Stadthause wenigstens flatterte die Stadtfahne noch intakt. Die Niedergelassenen waren von jeder Theilnahme an der Gemeindeverwaltung ausgeschlossen.

Zwar war das unter der Helvetik und theilweise auch unter der Mediationsverfassung anders gewesen; 1814 aber hatte man den Niedergelassenen ihre Rechte wieder entzogen und die Verfassung von 1831 sanktionirte einfach das Bestehende.

Allein war das nicht eine arge Inkonsequenz? Sind denn die Gemeindeangelegenheiten eine Privatangelegenheit ihrer Bürger? Ruht nicht auf den Gemeinden der Staat? Haben nicht die Niedergelassenen an guten Schulen, guten Straßen, an einer guten Gemeindepolizei dasselbe Interesse wie die Bürger? Müssen sie nicht wie diese alle Gemeindelasten mittragen? Beruht nicht der Wohlstand vieler Gemeinden auf dem Zuzuge der Niedergelassenen? Und wenn, was Niemand leugnen wird, die Theilnahme an der Gemeindeverwaltung eine vortreffliche politische Schule ist, wie kann denn die Verfassung die Niedergelassenen von derselben ausschließen? Kann man da Angesichts solcher Beschränkungen noch von wahrer Niederlassungsfreiheit sprechen?

Nein, es ist ganz klar:

Nach demselben Prinzipe, nach welchem die Aebtissin den Geschlechtern die Selbstverwaltung ihrer städtischen Angelegenheiten nicht verwehren konnte, nach demselben Prinzipe, nach welchem die Geschlechter ihre Herrschaft mit den Handwerkern, die Städter die Herrschaft mit den Landbürgern theilen mußten, nach demselben Prinzipe müssen jetzt die Bürger — diese alten Geschlechter in den Gemeinden — ihre Herrschaft mit den Niedergelassenen theilen.

Und so geschah es auch. Gegenwärtig sind die schweizerischen Niedergelassenen den Bürgern in Gemeindesachen fast durchweg gleichgestellt.



Digitized by Google

Zuerst brach sich das Prinzip Bahn auf dem Gebiet der Schule; etwas früher auf dem Lande, etwas später in der Stadt, die in dieser Beziehung in Folge eines besonderen Gesetzes noch eine bevorzugte Stellung hatte.

Noch in den fünfziger Jahren hatten die Niedergelassenen zum städtischen Schulwesen rein nichts zu sagen. Die städtischen Schulen waren ihren Kindern zwar nicht verschlossen, aber wenn sie das hohe Schulgeld von 12 bis 20 Franken für einen Primarschüler nicht bezahlen konnten oder bezahlen wollten, so mochten sie ihre Kinder in die von mildthätiger Hand gestiftete Armenschule zum Brunnenthurm schicken. Eine Knabensekundarschule gab es nicht.

Endlich verlangten die Niedergelassenen, im Schulwesen in der Stadt nicht schlechtern Rechtes zu sein, als in jeder Landgemeinde.

Die Forderung war selbstverständlich nicht abzuweisen, zumal die Niedergelassenen bereits in der Stadt die Mehrheit bildeten. Aber gerade das war der Stein des Anstoßes bei einem Theile der Bürgerschaft. Wie, die Bürgerschaft sollte durch Herstellung einer einheitlichen Schulgemeinde in die Minderheit sich begeben?

Unmöglich!

„War es da," sagte man allen Ernstes und tiefbekümmert, „nicht eine Pflicht der Behörde gegen die vorangegangene und die kommende Generation, wenigstens die hergebrachten bürgerlichen Schulen gegen die Fluktuationen einer so zahlreichen, allen Zufälligkeiten preisgegebenen Gemeindeversamlung sicher zu stellen?"

Daher verlangten die, welche so sprachen, einen doppelten Schulorganismus für die Stadt Zürich: Bürgerliche Schulen unter einer bürgerlichen Behörde, Gemeindeschulen unter einer besonderen Gemeindeschulpflege.

Doch siegt auch hier und zwar unter der Bürgerschaft elbst schließlich der Einheits- und Solidaritätsgedanke: Nur Eine städtische Schulgemeinde; nur Eine Stadtschul-

pflege; nur Ein Schulfond. Ja die neue, nunmehr aus Bürgern und Niedergelassenen bestehende Schulgemeinde geht noch einen Schritt weiter: Einstimmig beschließt sie 1860 auf Antrag der neuen Stadtschulpflege, daß in Zukunft in Zürich wie in allen andern Gemeinden des Kantons nur noch Eine, die Kinder aller Volksklassen umfassende Primarschule bestehen soll; daher seien die beiden Schulanstalten, in welche die Primarschule der Stadt Zürich bis anhin zerfiel, nämlich die städtische Knaben- und Mädchenschule und die sogenannte Gemeindeschule im Brunnenthurm in Eine Primarschule verschmolzen!

Jetzt ist die letzte Position, welche die Stadtbürger noch inne gehabt, genommen. Die rein bürgerliche Fahne auf dem Stadthause ist verschwunden. In der Gemeindeversammlung sind die Niedergelassenen mit mehr als tausend Stimmen in der Mehrheit, obgleich gegenwärtig jeder aufrecht stehende Schweizerbürger nach zehnjähriger Niederlassung in der Stadt sogar ohne Einkauf das Stadtbürgerrecht erwerben kann. Die städtischen Behörden fühlen sich nun als Vertreter der gesammten schweizerischen Einwohnerschaft Zürichs.

Beginnt nun der Niedergang der Stadt?

Geht jetzt des Dichters Spruch in Erfüllung?

„Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten:
Wo sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n."

Nein. Auch diesmal wieder bezeichnet das Eintreten eines neuen Voksfreises in das öffentliche Leben die Zeit eines neuen Aufschwunges. Jetzt reißen die Bürger — noch sind sie in den städtischen Behörden in der Mehrheit und werden es wohl noch lange sein, — im fröhlichen Verein mit den Niedergelassenen das letzte Thor, den letzten Thurm noch ein, und Zürich erhebt sich im Glanze der Neuzeit, wie eine Rose unter den Schweizerstädten.



Digitized by Google

Jetzt gilt ein anderer Spruch desselben Dichters, das Wort, das der Freiherr von Attinghausen sprach, als er von Stauffacher hörte, im Rütli habe der Landmann nur geschworen:

„Hat sich der Landmann solcher That verwogen,
Aus eignem Mittel, ohne Hilf' der Edlen,
Hat er der eignen Kraft soviel vertraut —
Ja, dann bedarf es unserer nicht mehr,
Getröstet können wir zu Grabe steigen,
Es lebt nach uns — durch andre Kräfte will
Das Herrliche der Menschheit sich erhalten.
Aus diesem Haupte, wo der Apfel lag,
Wird Euch die neue beß're Freiheit grünen;
Das Alte stürzt; es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

(782)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen:

## Lehrbuch des internationalen Privatrechts,
mit besonderer Berücksichtigung der englischen Gerichtspraxis
von
**John Westlake.**
Deutsche Ausgabe, nach der zweiten englischen Ausgabe besorgt von
**Fr. v. Holtzendorff.**
Eleg. broch. 8 Mk.; gebunden in Original-Leinen 9,50 Mk.

---

## Lehrbuch der Römischen Rechtsgeschichte
von
**Guido Padelletti,**
weiland Professor des römischen Rechts in Rom.
Deutsche Ausgabe.
Mit Rücksichtnahme auf das deutsche Universitätsstudium besorgt von
**Fr. v. Holtzendorff.**
Eleg. broch 10 Mk.; gebunden in Original-Leinen 11,50 Mk.

---

## Das Verbrechen des Mordes und die Todesstrafe.
Kriminalpolitische und psychologische Untersuchungen.
Herausgegeben auf Grundlage öffentlicher in Berlin und in München gehaltener Universitäts-Vorträge von
**Fr. v. Holtzendorff.**
Elegant broch. 8 Mk.; gebunden in Halbfranzband 10 Mk.

---

## Die Principien der Politik.
Einleitung in die staatswissenschaftliche Betrachtung der Gegenwart.
Von
Dr. **Fr. v. Holtzendorff.**
Zweite durchgehends verbesserte und ergänzte Auflage.
Elegant broch. 7 Mk.; gebunden in Leinen 8,40 Mk.

---

## Englische Verfassungszustände.
Von
**Walter Bagehot.**
Mi Genehmigung d. Verf. in's Deutsche übertragen. Mit einem Vorwort versehen von
**Fr. v. Holtzendorff.**
Elegant brochirt 4,60 Mk.

---

## Der Jesuitenorden
nach seiner Verfassung, Doctrin, Wirksamkeit und Geschichte charakterisirt von
**Johannes Huber,**
weiland Professor und Doctor der Philosophie an der Universität zu München.
Elegant broch. 9 Mk.; elegant gebunden in Halbfranzband 11 Mk.

---

## Materialien der deutschen Reichsverfassung.
Sammlung sämmtlicher auf die Reichsverfassung, ihre Entstehung und Geltung bezüglichen Urkunden und Verhandlungen, einschließlich insbesondere derjenigen des constituirenden norddeutschen Reichstages 1867.
Auf Veranlassung und Plangebung von Prof. Dr. **Fr. v. Holtzendorff** herausgegeben von
Dr. **E. Bezold.**

gr. Lex.-8. Bd. I. 10 Mk.; geb. in Halbfranz 12 Mk. Bd. II. 10 Mk.; geb. in Halbfranz 12 Mk. Bd. III. 16 Mk.; geb. in Halbfranz 18 Mk. Alphab. Sprech- und Sachregister zu Bd. I/III. 4 Mk.; geb. in Halbfranz 5,60 Mk.

Digitized by Google

In den früheren Jahrgängen der „**Zeitfragen**" erschienen:

## Rechts- und Staatswissenschaft.

(16 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 75 Pf. = 12 Mark.)

**v. Bar**, Das Deutsche Reichsgericht. (60) . . . . . . . . . . M. 1.40
**Baron**, Angriffe auf das Erbrecht. (85) . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Baumgarten**, Der Kampf um das Reichscivilstandsgesetz in der deutschen protestantischen Kirche. (75) . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.20
**Eck**, Die neue deutsche Civilprozeß-Ordnung. (26) . . . . . . . M. 1.—
**Francke**, Die Nachfolge in Braunschweig als Frage des Rechtes. (207) M. 1.40
**Gareis**, Der Sklavenhandel, das Völkerrecht u. d. deutsche Recht. (208) M. 1.—
**Geyer**, Ueber die den unschuldig Angeklagten oder Verurtheilten gebührende Entschädigung. (169) . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Hergenhahn**, Das Antragsrecht im deutschen Strafrecht. (105) . . M. 1.—
**v. Holtzendorff**, J. C. Bluntschli und seine Verdienste um die Staatswissenschaften. Mit dem Bildniß Bluntschli's. (161) . . . . . . M. 1.50
**Kayser**, Der Zeugnißzwang im Strafverfahren in geschichtlicher Entwickelung. (117) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Lammers**, Bekämpfung der Trunksucht. (149) . . . . . . . . . . 80
**Osenbrüggen**, Eine Metamorphose im deutschen Strafrecht. (102) . . . 80
**v. Scheel**, Eigenthum und Erbrecht. (96) . . . . . . . . . . . 80
**Schröder**, Das eheliche Güterrecht Deutschlands in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. (59) . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
**Stammler**, Das römische Recht in Deutschland. (138) . . . . . . M. 1.40
**Zachariae**, Das moderne Schöffengericht. (12) . . . . . . . . M. 1.20

---

In den früheren Serien der „**Sammlung**" erschienen:

## Rechts- und Staatswissenschaft.

(28 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 14 Mark.)
Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

**Bamberger**, Zur deutschen Münzgesetzgebung. (161) . . . . . . . . 60
**Baron**, Das Heirathen in alten und neuen Gesetzen. (211) . . . . . . 75
**Baumeister**, Ueber Injurien. (343) . . . . . . . . . . . . . . 60
**Bluntschli**, Die Bedeutung und die Fortschritte des modernen Völkerrechts. 2. Aufl. (2) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.—
—, Die nationale Staatenbildung und der moderne deutsche Staat. 2. Aufl. (105) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Cramer**, Despotismus und Volkskraft. Eine Goethe'sche Confession. (207) 75
**Friedberg**, Die Geschichte der Civilehe. 2. Aufl. (116) . . . . . . 75
**Gneist**, Die Stadtverwaltung der City von London. (25) . . . . . M. 1.—
**v. Groß**, Eine Wanderung durch Irländische Gefängnisse. 2. Aufl. (60) . 60
**v. Holtzendorff**, Die britischen Colonien. (119) . . . . . . . . . 60
—, Eroberungen und Eroberungsrecht. (144) . . . . . . . . . . . 75
—, Die Psychologie des Mordes. (232) . . . . . . . . . . . . M. 1.—
—, Die Auslieferung der Verbrecher und das Asylrecht. (366/67) . . M. 1.40
—, Die Idee des ewigen Völkerfriedens. (403/404) . . . . . . . M. 1.20
**John**, Ueber die Todesstrafe. 2. Aufl. (36) . . . . . . . . . M. 1.—
**Kühns**, Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus. (71) . . . 75
**Mittermaier**, Das Volksgericht in Gestalt der Schwur- und Schöffengerichte. 2. Aufl. (18) 75
**Oncken**, Aristoteles und seine Lehre vom Staat. (103) . . . . . . 60
**Osenbrüggen**, Die Ehre im Spiegel der Zeit. (152) . . . . . . . . 60
**Schultze-Delitzsch**, Sociale Rechte und Pflichten. (8) . . . . . . . 75
**Seuffert**, Das Autorrecht an literarischen Erzeugnissen. (186) . . . . . 80
**Stammler**, Ueber die Stellung der Frauen im alten deutschen Recht. (268) 75
**Wilutzky**, Der Sachsenspiegel. (356) . . . . . . . . . . . . . 60
**Wirth**, Die sociale Frage. (156) . . . . . . . . . . . . . . . 80
**Zelle**, Waisenkinder und Waisenpflege in Berlin. 2. Aufl. (29) . . . . 75
—, Reform der Vormundschaftsgesetzgebung. Staats- oder Selbsthülfe. (101) 60

☛ Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen. ☚

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.

XX. Serie.
(Heft 457—480 umfassend.)

Heft 476/477.

# Die Anfänge der Eisenkultur.

Von

Moritz Alsberg.

Berlin SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten.

Digitized by Google

In demselben Verlage ist soeben erschienen:

# Die chemische Natur der Mineralien.

Systematisch zusammengestellt

von

**C. F. Rammelsberg,**

Doctor und Professor, Director des II. Chemischen Instituts, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin.

Eleg. broch. 3 Mark ord.

Die Kenntniß der chemischen Natur der Mineralien ist nicht bloß für den **Mineralogen** und **Geologen**, sondern auch für den **Chemiker** eine **Nothwendigkeit.** Diese, gleich Allen, welche heut zu Tage sich mit **Chemie** und **Mineralogie** beschäftigen, haben das Bedürfniß, sich zunächst eine Uebersicht über die chemische Natur der wichtigsten Mineralien zu verschaffen und Ihnen vorzugsweise soll das vorliegende Werk gewidmet sein.

---

In demselben Verlage erschienen ferner:

## Grundriß der Chemie

gemäß den neueren Ansichten.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Fünfte verbesserte Auflage.**

Eleg. broch. 6 Mk. 60 Pf.; geb. in Halbfranz 8 Mk. 60 Pf.; geb. in Schulband 7 Mk. 10 Pf.

---

Leitfaden

## für die quantitative chemische Analyse

besonders der Mineralien und Hüttenprodukte,

durch Beispiele erläutert von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Dritte umgearbeitete Auflage.**

Eleg. broch. 5 Mk.; geb. 5 Mk. 40 Pf.

---

Leitfaden

## für die qualitative chemische Analyse

für Anfänger bearbeitet von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Siebente Auflage.**

Eleg. broch. 3 Mk.; geb. 3 Mk. 30 Pf.

---

## Elemente der Krystallographie

für Chemiker.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin 2c.

**Mit 151 Holzschnitten.**

Eleg. broch. 5 Mk.; geb. in Schulband 5 Mk. 30 Pf.

# Die Anfänge der Eisenkultur.

Von

Moritz Alsberg.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Wenn es wahr ist, was Niemand bezweifelt, daß die Benutzung von Werkzeugen und mechanischen Hilfsmitteln eines der hauptsächlichsten Merkmale darstellt, wodurch sich der Mensch vom Thier unterscheidet, so muß die erste Verwendung von Metallen zur Herstellung von Geräthen und Waffen als eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte der menschlichen Kulturentwickelung betrachtet werden. Im Gegensatz zu jenem ungezählte Jahrtausende umfassenden Zeitraum, während dessen durch die Unvollkommenheit der aus Stein, Knochen, Horn und Holz bestehenden Werkzeuge und Geräthschaften dem auf niederer Bildungsstufe befindlichen Menschen der Kampf um's Dasein außerordentlich erschwert wurde — im Gegentheil hierzu hat die Benutzung von Metallen zu den besagten Zwecken die Ueberlegenheit des Menschen über die Thierwelt erst völlig gesichert. Dieselbe bezeichnet auch insofern einen Wendepunkt in der Geschichte der Menschheit, als die aus dem Metallgebrauch hervorgehende größere Freiheit und Selbstständigkeit des Menschengeschlechts allmählig politisches Bewußtsein heranreifen ließ und auf diese Weise den Anstoß gab zur Errichtung von Denkmälern — dazu bestimmt, die Erinnerung an bedeutsame Ereignisse auf kommende Generationen zu vererben — sowie zu jenen Aufzeichnungen, welche für die historische Forschung von größter Wichtigkeit sind. Da aber die soeben erwähnten Hülfsmittel der Geschichtsschreibung einem Kulturzustande ihre Ent-



Digitized by Google

stehung verdanken, welcher erst nach der Einführung der Metalle sich allmählig entwickelte, so darf es nicht verwundern, daß wir über Ursprung und Verbreitung der metallurgischen Kenntnisse nur wenige und sehr unvollständige historische Zeugnisse besitzen. Trotzdem erscheint es wohl möglich über die Umstände, unter denen sich die Einführung der Metalle bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern vollzogen hat, Genaueres zu erfahren — letzteres um so mehr, als Sagen und dichterische Ueberlieferungen, ferner die aus sprachlichen Bezeichnungen zu ziehenden Schlüsse, sowie vor Allem die in den Gräbern und Trümmerstätten der Vorzeit erhaltenen Metallobjekte, die Reste uralter Bergwerke und Industrieanlagen u. s. w. dem Urgeschichtsforscher behufs Lösung des in Rede stehenden Problems wichtiges Material bieten. — Im Nachfolgenden wollen wir versuchen, den Einfluß, welchen speziell das Eisen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit auf den Entwicklungsgang der Menschheit ausgeübt hat, in seinen Hauptumrissen darzulegen.

Daß von allen Metallen das in der Natur hier und da in gediegenem Zustande vorkommende und nicht selten im Sande der Flüsse auftretende Gold wohl zuerst die Aufmerksamkeit des vorgeschichtlichen Menschen auf sich lenkte, ist in hohem Grade wahrscheinlich. Andererseits unterliegt es aber keinem Zweifel, daß nicht die wegen ihrer Schönheit und ihres seltenen Vorkommens schon in frühester Zeit geschätzten Edelmetalle, sondern vielmehr die Hartmetalle — insbesondere Eisen und Kupfer, sowie die Legirung des letztgenannten Metalls mit Zinn: die Bronze — vermöge jener Eigenschaften, welche sie zu schneidenden Werkzeugen geeignet machen und indem sie den Anforderungen kriegerischer und friedlicher Beschäftigungen entsprachen, im Leben des vorgeschichtlichen Menschen eine hervorragende Rolle gespielt haben. Mit der Bezwingung des Eisens



Digitized by Google

— jener Substanz, welche als Material für Schienenwege, Wagen, Schiffe, zahllose Maschinen und Utensilien noch heute die Grundlage unserer gesammten modernen Kultur bildet — sowie mit der Erfindung der Bronze war es möglich geworden, den Widerstand der Festigkeit zu brechen, war die Aufgabe massive Bauten zu errichten, zur Erleichterung des Verkehrs Straßen herzustellen und den Betrieb zahlreicher Gewerbe und Industrien durch Herstellung geeigneter Werkzeuge und Geräthe zu fördern, außerordentlich erleichtert. — Was ferner die Frage anlangt, welchem von den beiden soeben erwähnten Nutzmetallen, dem Kupfer resp. der Bronze — oder dem Eisen in der Geschichte der menschlichen Kultur das Anciennetätsrecht zukomme, so waren es skandinavische Forscher, welche sich stützend auf die Thatsache, daß in Gräbern aus vorgeschichtlicher Zeit Bronze häufig, Eisen dagegen relativ selten angetroffen wird und daß an Fundstätten, deren hohes Alter durch anderweitige Umstände bezeugt wird, die Bronzeartikel in der Regel vorherrschen, zuerst die Ansicht aussprachen, daß dem Gebrauche des Eisens derjenige der Bronze vorausgegangen sei und daß dementsprechend von den ersten Kulturanfängen des Menschengeschlechts zur geschichtlichen Epoche vorwärtsschreitend Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit unterschieden werden müsse. Wenn nun auch freilich gegen die soeben erwähnten Anschauungen während der letzten Jahre vielfach Einwände erhoben wurden und obwohl von deutschen Forschern wiederholt darauf hingewiesen wurde, daß in solchen Ländern in welchen Kupfer selten oder gar nicht, dagegen Eisenerze in allgemeiner Verbreitung angetroffen werden, von den Bewohnern wohl zuerst Eisen hergestellt worden sei — trotz dieser Einwände zählt die Lehre von der Bronzezeit d. h. einer besonderen Kulturepoche, innerhalb deren die Legirung von Kupfer und Zinn als einziges Nutzmetall im Gebrauche gewesen



Digitized by Google

sein soll, in den Kreisen der Urgeschichtsforscher und Archäologen immer noch zahlreiche Anhänger. Bei der Beurtheilung dieser Verhältnisse wird aber häufig übersehen, daß Eisenfunde sich hier und da — wenn auch nur in vereinzelten Fällen — erhalten haben aus Zeiten, in welcher die Bronze noch nicht nachgewiesen werden kann und daß auch in solchen Fällen, wo in Gräbern, Trümmerstätten und an sonstigen Fundorten Eisen fehlt, Bronze dagegen angetroffen wird, die ursprüngliche Abwesenheit des zuerst genannten Metalls in den betr. Lokalitäten keineswegs ohne Weiteres angenommen werden darf, daß vielmehr nur unter besonders günstigen Umständen das leicht oxydirbare Eisen der Zerstörung durch Rost und Bodenfeuchtigkeit entgehen konnte. Zu erwägen ist ferner, daß auch da, wo das Eisen in Gräbern von vornherein gefehlt hat, dieser Umstand für den Nichtgebrauch dieses Metalles in der betr. Kulturepoche an und für sich keinen Beweis liefert, daß vielmehr die größere Kostspieligkeit und Werthschätzung der Bronze in vor- und frühgeschichtlicher Zeit in vielen Fällen dazu geführt haben mag, dieselbe mit Ausschluß von Eisenobjekten den Todten mit in's Grab zu geben. Endlich sind es — und dies ist ein Punkt, der nicht genug hervorgehoben werden kann — vor Allem metallurgische Gründe, welche die obenerwähnte Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit in hohem Grade zweifelhaft erscheinen lassen. Fragen wir nämlich, wie wir uns die erste Darstellung der Bronze vorzustellen haben, so ist zwar die Möglichkeit, daß ein zufälliges Zusammenschmelzen von Kupfer- und Zinnerzen zur Erfindung der Bronze geführt habe, nicht ausgeschlossen; andererseits deutet aber das Innehalten eines bestimmten Mischungsverhältnisses, wie es sich bei der überwiegenden Mehrzahl der prähistorischen Bronzen mit Sicherheit nachweisen



Digitized by Google

läßt, darauf hin, daß die Kenntniß und Ausschmelzung des metallischen Kupfers und Zinnes der Herstellung der Legirung vorausgegangen ist. Praktisch läuft also die Entscheidung der Frage, ob Bronze oder Eisen zuerst zur Herstellung von Geräthschaften und Waffen benutzt wurde, darauf hinaus, ob Kupfer oder Eisen am Früheſten bekannt war. Was letzteren Punkt anlangt, welcher, wie oben bemerkt, durch historische Beweismittel nicht entschieden werden kann, so hebt Beck[1]) hervor, daß keineswegs, wie man irrthümlicherweise häufig annimmt, technische Gründe für die Priorität des Kupfers sprechen. Allerdings wird dieses Metall häufig in gediegenem Zustande angetroffen, aber doch nur an wenigen Orten (wie z. B. am Oberen See in Nordamerika) in solchen Massen, daß man dasselbe direkt zu Werkzeugen verarbeiten kann. Für die Gewinnung im Großen kam vielmehr, wie dies noch heutzutage der Fall ist, auch in vor- und frühgeschichtlicher Zeit lediglich die Darstellung des Metalles aus seinen Erzen in Betracht, wobei wir mit ziemlicher Sicherheit voraussetzen dürfen, daß sowohl Kupfer wie Eisen in der Vorzeit aus ihren oxydischen Erzen (die heutzutage vielfach Verwendung findenden Schwefelerze stellen der Bearbeitung größere Schwierigkeiten entgegen als die Oxyderze) dargestellt wurden. — Dies nur beiläufig. Um auf die Frage zurückzukommen, ob die Darstellung des Kupfers oder diejenige des Eisens älteren Ursprungs ist, so sind 2 Punkte in dieser Streitfrage von hervorragender Wichtigkeit, nämlich 1. die Thatsache, daß Kupfererze weit weniger verbreitet sind als Eisenerze (ein Umstand der durch die auffallendere Färbung der zuerst erwähnten Substanzen keineswegs ausgeglichen wird) sowie 2. die Thatsache, daß die Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen aus sogleich zu erwähnenden Gründen für den vorgeschichtlichen Menschen eine weniger schwierige Aufgabe war als diejenige

des Kupfers aus den Kupfererzen. Während man nämlich, um das zuletzt erwähnte Metall aus seinen Erzen abzuscheiden, letztere bis über den Schmelzpunkt des Kupfers (1100° C.) hinaus erhitzen muß, besitzt das Eisen, dessen Schmelzpunkt allerdings noch etwas höher als derjenige des Kupfers gelegen ist, die wichtige Eigenschaft, schon vor dem Schmelzen in einen wachsartigen Zustand überzugehen, in welchem die einzelnen Theilchen leicht zu einem Klumpen zusammenkleben, und wird es auf diese Weise möglich, schon bei verhältnißmäßig niedriger Temperatur (ca. 700° C.) das Eisen als eine lose zusammenhängende, schwammartige Masse, die sich aber durch wiederholtes Glühen und Ausschmieden wie unser Stabeisen zu jedem beliebigen Zwecke verarbeiten läßt, aus seinen Erzen abzuscheiden. Daß aber gerade der soeben erwähnte Punkt, nämlich die Gewinnung des Eisens bei niedriger Temperatur für die Entscheidung der Prioritätsfrage von höchster Bedeutung ist, unterliegt wie schon bemerkt, keinem Zweifel. Speziell in der Erreichung hoher Schmelztemperaturen lag für die in ihren Hülfsmitteln beschränkten Metallurgen des Alterthums und der vorgeschichtlichen Zeit die größte Schwierigkeit — eine Schwierigkeit, die heutzutage nur durch zweckentsprechende Konstruktion des Schmelzapparats, gute Qualität des Brennmaterials und geeignete Windzuführung überwunden wird.

Aus dem Gesagten dürfte wohl zur Genüge hervorgehen, daß die metallurgischen Thatsachen der Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit keineswegs das Wort reden. Während einerseits angenommen werden muß, daß in jenen vereinzelten Lokalitäten, wo gediegenes Kupfer in größerer Menge sich vorfand, dieses Material als erstes Nutzmetall verwendet wurde, so ist es andererseits doch wahrscheinlich — wir sagen: wahrscheinlich; denn eine endgültige Ent-



Digitized by Google

scheidung dieser Frage muß der Zukunft vorbehalten bleiben — daß der vorgeschichtliche Mensch Eisen im Allgemeinen früher als Bronze darstellte. Zu letzterem Schlusse führt auch die Erwägung, daß die Herstellung von Bronzegeräthen und Waffen, insofern als sie die Kenntniß des Kupferausbringens, des Zinnschmelzens und der Kunst zu formen und zu gießen bedingt, einen Kulturzustand voraussetzt, höher als derjenige, welchen die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens erheischt, und daß die Erfindung der Legirung bereits einen bedeutenden Fortschritt in der Metallurgie darstellt. Auch liegt es auf der Hand, daß wegen des seltenen Vorkommens der Zinnerze, resp. der Entfernung der Bezugsquellen von den Kulturcentren der alten Welt die Bronze erst zu einer Zeit, wo bereits ein ausgedehnter Handelsverkehr existirte, eine allgemeine Verbreitung und Verwendung finden konnte. — Um auf die Gewinnung des Eisens zurückzukommen, so darf nicht übersehen werden, daß dieses Metall, wie es mit den beschränkten Hülfsmitteln des vor- und frühgeschichtlichen Menschen durch einfache Reduktion des Eisensteines hergestellt wurde, im Anfang noch unrein und unvollkommen war, daß, ob ein härteres (stahlartiges) oder weicheres (unserm Schmiedeeisen ähnliches) Produkt fiel, zum Theil von der Natur der Erze, zum Theil auch von Zufälligkeiten abhängig war und daß die Technik des Eisengusses — bei allen Metallen ist die Kunst des Schmiedens als der einfachere Prozeß derjenigen des Gießens vorausgegangen — nicht nur in prähistorischer Zeit, sondern, wie es scheint, während des ganzen Alterthums, ja bis gegen den Schluß des Mittelalters unbekannt geblieben ist. — Bezeugt wird das hohe Alter der Eisenindustrie durch eine Anzahl anderer Umstände, die mir bei Betrachtung der Verwendung des Eisens bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Ländern zu er-



Digitized by Google

wähnen Gelegenheit haben werden. Für den Augenblick sei hier nur bemerkt, daß die meisten alten Völkern den Ursprung oder die Entdeckung des Metalles einem Gott oder einem göttlichen Wesen — die Egypter dem Osiris, die Römer dem Vulkan, die Germanen dem Odin, die Griechen dem Kadmos, dem Prometheus, den Kabiren u. s. w. — zuschrieben und daß auch diejenigen Angaben, welche in das Gewand der Geschichte gekleidet erscheinen, wie z. B. diejenige der parischen Marmorchronik — wonach phrygische Daktylen das Eisen im Jahre 1432 v. Chr. entdeckt hätten — und die Mittheilung der chinesischen Annalen — derzufolge das Eisen in China um 2940 v. Chr. erfunden wäre — in das Gebiet der Sage zu verweisen sind.

Eine Frage, die wir nicht unerörtert lassen dürfen, ist die, ob nicht die Eisenindustrie in vor- und frühgeschichtlicher Zeit von der Verarbeitung des Meteoreisens ihren Ausgang genommen hat. Was diesen Punkt anlangt, so liegt es nahe daran zu denken, daß jene Meteoreisenklumpen, welche von Zeit zu Zeit aus dem Weltenraum auf unsere Erde niederfallen, zuerst die Aufmerksamkeit des prähistorischen Menschen erregten und von demselben zu technischen Zwecken benutzt worden seien — eine Vermuthung zu deren Gunsten die Thatsache angeführt worden ist, daß Meteoreisen sich zu einer harten, allerdings zugleich spröden Masse ausschmieden läßt, sowie der Umstand, daß dasselbe noch jetzt von einzelnen Völkern (so z. B. von den Bewohnern des Tolukathales in Mexiko) zu Werkzeugen und Geräthen verarbeitet wird. Andererseits darf aber nicht übersehen werden, daß die Seltenheit des Meteoreisens — dessen größere, mit den dem vorgeschichtlichen Menschen zu Gebote stehenden Hülfsmitteln nicht zu zertheilende Blöcke für die Verwendung nicht in Betracht kommen — und die Mangelhaftigkeit des aus diesem Material zu gewinnenden Produktes

die Annahme von der Verarbeitung der aus dem Weltenraum stammenden Eisenmassen in fern entlegener Zeit keineswegs unterstützen. Auch wäre selbst, wenn die gelegentliche Auffindung eines Meteoriten zu dem Versuch einer Verarbeitung geführt haben sollte, doch immer noch jenes andere Verfahren — nämlich die Ausschmelzung der Eisenerze — aufzufinden gewesen, dessen Kenntniß allein zu einer metallurgischen Industrie führen konnte. Immerhin ist die wohlbeglaubigte Thatsache, daß die Natur der Meteoriten schon vor Jahrtausenden erkannt wurde, insofern von Wichtigkeit, als dieselbe zu den anderen Umständen, welche das hohe Alter der Eisenindustrie bezeugen, noch einen weiteren Beweis hinzugesellt. Wenn z. B. der Bewohner des alten Egyptens das Eisen als Baaenepe (koptisch benipe) d. i. Metall des Himmels, der Hellene dasselbe als *σιδηρος* — ein Wort, welches ursprünglich wohl die nämliche Bedeutung hatte — bezeichnet, so erhellt daraus, daß er sich der Identität des Meteoreisens und der aus den Eisenerzen gewonnenen Substanz sehr wohl bewußt war und damit ist zugleich erwiesen, daß diese Völker zur Zeit, wo die besagten Bezeichnungen gebildet wurden, mit der Gewinnung resp. Verarbeitung des Metalles bereits vertraut waeen.

Unsere Ansicht, daß nicht etwa, wie vielfach angenommen wird, der Gebrauch der Bronze demjenigen des Eisens vorausgegangen sei, sondern daß vielmehr beide Substanzen von gleich hohem Alter seien, wenn nicht gar die Darstellung und Verwendung des Eisens für älter als diejenige der Bronze gelten muß — diese Ansicht haben wir im Vorhergehenden zum Theil damit motivirt, daß wir auf die im Verhältniß zur Ausschmelzung der Kupfererze einfache Gewinnung des Eisens aus seinen Erzen aufmerksam machten. Was diesen Punkt anlangt, so sind die Erfahrungen, welche wir über die Eisenindustrie

der Neger besitzen, insofern von höchstem Interesse, als sie zeigen, wie Völker, welche im Uebrigen noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehen und in ihren technischen Hülfsmitteln außerordentlich beschränkt sind, doch bereits das Nutzen spendende Metall aus seinen Erzen zu gewinnen verstehen. Auch gestattet die bei den afrikanischen Stämmen sich gegenwärtig findende Eisenindustrie schon deshalb einen Rückschluß auf die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit fallende Entwicklung der Metallurgie bei den Völkern Europas und Asiens, weil jene Einflüsse, denen die zuletzterwähnten Erdtheile ihre kulturelle Entwicklung verdanken, auf die Bevölkerung des dunklen Continents entweder gar keine oder nur eine oberflächliche und vorübergehende Einwirkung ausgeübt haben und weil wir aus den übereinstimmenden Berichten von älteren und neueren Beobachtern und Reisenden schließen müssen, daß die Eisen-Gewinnung und -Bearbeitung, wie sie von den Anwohnern des Zambese, von Kaffern und Hottentoten, von Ashanti's und Guineanegern, von den Bambarra's und Maruzzi's, sowie von vielen anderen afrikanischen Stämmen betrieben wird, eine auf afrikanischem Boden autochthon entstandene Industrie ist und daß dieselbe in Folge der Isolirung dieses Erdtheils und der für fremde Kultureinflüsse wenig zugänglichen Natur des Negers Jahrtausende hindurch ihren ursprünglichen Charakter bewahrt hat. Ebenso wie bei den prähistorischen Völkern Asiens und Europas die Ausschmelzung der Erze als Ausgangspunkt aller metallurgischen Operationen zu betrachten ist, so beginnt nach den Schilderungen Schweinfurth's die Metallindustrie der centralafrikanischen Völker mit der Herstellung jener thönernen Schmelzöfen, in deren unterem Theil 4 sich diametral gegenüberstehende, zur Aufnahme von Düsen bestimmte Löcher sich befinden, durch welche mit Hülfe von höchst primitiven Gebläsevorrichtungen dem Boden des



Digitized by Google

Ofens ein starker Luftzug zugeführt werden kann. Der Ofen wird bis zu ⅔ mit den aus dem Holze der Mimose hergestellten Kohlen gefüllt, auf letztere wird der zerkleinerte Eisenstein geschüttet und dann das Feuer von unten angezündet. Nach Verlauf von etwa 40 Stunden beginnt die Schmelzung. Schlacke und reduzirtes, unvollständig gekohltes und halbgeschmolzenes Eisen sinken in den am Boden des Ofens befindlichen Herd hinab, wo das stahlartige Eisen sich zu einem Klumpen (Luppe) zusammenballt, der durch eines der Formlöcher herausgezogen und später durch wiederholtes Hämmern mit Steinen und Erhitzen am Feuer des Schmiedeofens von der beigemengten Schlacke gereinigt wird. Das Produkt ist ein zur weiteren Verarbeitung wohlgeeignetes Eisen. — So viel über die Technik der Eisenschmelzung, wie sie zufolge den Berichten der Afrikareisenden mit unwesentlichen Abweichungen bei den meisten eisenproduzirenden Negerstämmen Central- und Südafrikas sich wiederholt. Wir haben dieselbe eingehender beschrieben, weil dieses Verfahren auch bei anderen Völkern in vor- und frühgeschichtlicher Zeit vielfach in Anwendung kam. Auch sei hier noch darauf hingewiesen, daß während die Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung von afrikanischen Eingeborenen schon vor Jahrtausenden ausgeübt wurde — (das hohe Alter der afrikanischen Eisenindustrie wird durch gewisse im Nachfolgenden zu erwähnende bildliche Darstellungen in den egyptischen Königsgräbern bezeugt) — Kupfer im Allgemeinen in Afrika nur sehr selten verarbeitet wird und daß von den afrikanischen Naturvölkern kein Einziges bis jetzt weit genug fortgeschritten ist, um kiesiges Kupfererz verhütten zu können. — Das was wir soeben über das Alter der afrikanischen Eisengewinnung und Verarbeitung bemerkten, gilt besonders für die nordafrikanischen Gebiete, vor Allem für die Provinzen Kordofan und Darfur, welche zweifels-



Digitized by Google

ohne auf die Metallkultur des alten Egyptens einen wichtigen Einfluß ausgeübt haben. In diesen Gebieten hat z. B. Russegger auf einer Fläche von 400 bis 500 Quadratklaftern nicht weniger als 350 theils offene, theils verbrochene Schächte — die Ueberbleibsel eines Jahrtausende alten Bergbaus — angetroffen und wird daselbst noch heute fast in jedem Dorfe Eisen geschmolzen. Auch unterscheidet sich, wie wir beiläufig bemerken, die Eisenschmelzung Kordofans und Darfurs von derjenigen, wie sie in Central- und Südafrika betrieben wird, im Wesentlichen nur dadurch, daß nicht wie in den zuletzt genannten Gegenden Oefen aus Thon konstruirt werden, sondern daß die Schmelzung des im Sudan und den angrenzenden Gebieten verbreiteten Raseneisensteins, welcher zur Herstellung eines graupigen, von Schlacken mehr oder weniger durchsetzten, aber in Folge seines Gehalts an Phosphorsäure wenig kaltbrüchigen Eisens dient, daselbst in Schmelzgruben vorgenommen wird.[3])

Soviel über die Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung der Negerstämme Afrikas — eine Industrie, die, wie schon bemerkt, für die Entscheidung der uns beschäftigenden Frage in sofern von Bedeutung ist, als sie zeigt, wie Völker, welche sich noch auf sehr niedriger Kulturstufe befinden und denen die Bronze völlig fremd ist, mit Hülfe eines einfachen Schmelzverfahrens die in den von ihnen bewohnten Ländern sich findenden Eisenerze zur Herstellung des Metalles zu benutzen und Letzteres zu bearbeiten verstehen. — Werfen wir einen Blick hinüber nach dem amerikanischen Continent, wo bekanntlich von den spanischen Entdeckern in Peru und Mexiko eine alte hochentwickelte Kunst der Metall-Gewinnung und -Verarbeitung angetroffen wurde, so hat sich die Alterthumsforschung bezüglich der Frage, ob das Eisen bereits vor der europäischen Invasion in Amerika bekannt gewesen sei, bis vor Kurzem durchaus ablehnend verhalten.



Digitized by Google

Noch auf dem im September 1877 zu Constanz abgehaltenen Congreß der deutschen Anthropologen äußerte Rudolf Virchow: „Ich darf wohl daran erinnern, daß bis zu diesem Augenblicke aus ganz Amerika keine Beobachtung bekannt ist, welche darthäte, daß die amerikanischen Völker zur Zeit der Entdeckung ihres Landes Eisen bearbeitet hätten." — Gegen diese Anschauung ist jedoch neuerdings Hostmann (Vergl. Beck a. a. O.) aufgetreten, indem er einerseits zeigt, wie in Folge der durch die spanische Besitzergreifung bewirkten plötzlichen und absoluten Vernichtung der einheimischen Kultur über die Urzustände der amerikanischen Bevölkerung sich leicht irrige Ansichten verbreiten konnten und indem er andererseits aus den Beschreibungen und Berichten von Reisenden des 16. und 17. Jahrhunderts eine Anzahl von Beobachtungen zusammenstellt, welche es wahrscheinlich machen, daß von den Völkern Nord- und Südamerikas einzelne mit dem Eisen und seiner Verarbeitung vertraut waren, ehe sie noch mit europäischer Kultur in Berührung kamen. So bediente man sich, wie José de Acosta berichtet, in Paraguay zur Zeit, als die ersten Europäer dies Land betraten, an Stelle des Geldes stempelförmiger Eisenstückchen; so entdeckte Amerigo Vespucci an der La Plata-Mündung einen Stamm, welcher eiserne Pfeilspitzen verwendete, und weiter im Innern des Landes stieß der Gouverneur Jaime Rasquin in 1559 auf eine Bevölkerung, die mit Messern, Aexten und Wurfspeeren aus Eisen versehen war und auch den Griff der Holzschwerter mit Eisendraht verziert hatte. So läßt ferner auch das Buch, worin Fernando Columbus die Reisen seines berühmten Vaters nach dessen Tode schildert, ferner die Berichte von Juan Perez, Juan de la Bodega y Quadra, Cook, Behring u. A. keinen Zweifel darüber bestehen, daß in verschiedenen Gebieten Nord- und Südamerikas, sowie auch der Insel Guadeloupe

zur Zeit, als die Entdecker daselbst landeten, Eisen bereits bekannt und in Gebrauch war, womit jedoch keineswegs gesagt sein soll, daß in dem mit gediegenem Kupfer besonders reich ausgestatteten Nordamerika die Verwendung des Eisens an Häufigkeit und Bedeutung derjenigen des Kupfers gleichgekommen wäre. Als einen weiteren Beleg für seine Ansicht, daß das Eisen schon vor der Entdeckung des Columbus in der neuen Welt bekannt gewesen sei, führt Hostmann an, daß nordamerikanische Archäologen eiserne Geräthe und dergl. in alten Grabstätten, in Felsspalten, unter alten Baumwurzeln und an anderen Orten aufgefunden haben, wobei freilich entsprechend der bis vor Kurzem allgemein verbreiteten Ansicht, daß den Eingeborenen Amerikas das Eisen erst durch die eingewanderten Europäer zugeführt worden sei, das Alter dieser Funde in den meisten Fällen bestritten wurde. — Was speziell die Bewohner Mexikos und Perus anlangt, so macht es die hohe Entwicklung der Metallurgie — die große Geschicklichkeit, welche die auf hoher Kulturstufe befindliche Bevölkerung dieser Länder in der Bearbeitung des Kupfers, Goldes und Silbers an den Tag legte — von vornherein unwahrscheinlich, daß diesen Völkern die eminent praktische Bedeutung des Eisens entgangen sein sollte, und andererseits lassen die von der Inka-Bevölkerung Perus und den Azteken Mexikos hinterlassenen Architektur- und Skulpturwerke — Bauten und Kunstwerke, welche zum großen Theil aus den härtesten Gesteinen, wie: Grünstein, rothem Porphyr, Basalt, Syenit, Granit und dergl. hergestellt sind — mit Sicherheit darauf schließen, daß zur Herstellung dieser Schöpfungen, welche uns noch heute durch ihre Großartigkeit in Erstaunen setzen, stählerne Werkzeuge verwendet worden sind.[*])

Wenden wir uns, nachdem wir im Vorhergehenden den



Digitized by Google

Gebrauch des Eisens bei den afrikanischen Negerstämmen und den autochthonen Völkern Amerikas besprochen haben, zu der Eisen-Gewinnung und -Verarbeitung bei den Kulturvölkern der alten Welt, so ist es zunächst Egypten, welches in seinen Grabkammern, Tempel- und Palastbauten und in den in diesen Baulichkeiten aufgefundenen bildlichen Darstellungen und hieroglyphischen Aufzeichnungen der Nachwelt ein höchst wichtiges Material für die Beurtheilung der frühesten Kulturzustände des Pharaonenlandes, sowie insbesondere auch für die Kenntniß der daselbst in vor- und frühgeschichtlicher Zeit heimischen Metallkultur hinterlassen hat. Daß der quarzhaltige Granit, der feste Porphyr und Basalt, aus dem die wohlbehauenen und kunstvoll zusammengefügten Blöcke der soeben erwähnten Bauten zum größten Theile bestehen, nur mit Hülfe von eisernen Werkzeugen bearbeitet werden konnte — diese Thatsache würden wir auch dann als zweifellos feststehend betrachten dürfen, wenn die Verwendung des Eisens bei der Erbauung der Pyramiden von Herodot nicht ausdrücklich erwähnt würde. Wie außerordentlich alt die Eisenkultur in Egypten ist — hierauf dürfen wir wohl daraus schließen, daß bereits der sechste König nach Menes (der Regierungsantritt des zuletztgenannten Herrschers hat nach Lepsius um das Jahr 3892 v. Chr. stattgefunden) den Namen Mybempes d. h. Eisenfreund führt und daß bereits die aus der Zeit der 4. Dynastie (um 3000 v. Chr.) stammenden bildlichen Darstellungen der Gräberbauten die eiserne Pflugschar des Ackerbauers, die eiserne Säge des Holzarbeiters, den Wetzstahl des Fleischers, eiserne Werkzeuge, welche zum Schiffbau dienten und dergl. deutlich erkennen lassen. Auch sind durch eine günstige Fügung des Zufalls einzelne eiserne Geräthe aus altegyptischer Zeit bis auf den heutigen Tag erhalten worden, so z. B. jenes Bruchstück eines eisernen Werkzeugs, welches von J. R. Hill



Digitized by Google

beim Lossprengen einiger Steinlagen der Cheops-Pyramide in einer inneren Steinfuge aufgefunden wurde und von dem nicht bezweifelt werden kann, daß es beim Bau der besagten Pyramide in diese Fuge gefallen und dort verloren gegangen ist, sowie jene eiserne Sichel, die von Belzoni unter den Füßen einer Sphinx zu Kalnak ausgegraben wurde. — Was ferner die Quellen anlangt, aus denen die Bewohner des vor- und frühgeschichtlichen Egyptens ihr Eisen bezogen, so lassen die im erythräischen Gebirge, sowie auf der Sinaihalbinsel erhaltenen Reste uralter Eisenbergwerke darauf schließen, daß ein Theil des im unteren Nilthal während jener fernentlegenen Epoche Verwendung findenden Nutzmetalls von dorther importirt wurde. Die beiden Hauptquellen für das Elsen des alten Egyptens haben wir jedoch anderswo zu suchen und zwar sind in der älteren Epoche der egyptischen Geschichte, wo sich der Handel des Pharaonenlandes ausschließlich nach Süden zu bewegte, sowohl Eisen wie Gold dem unteren Nilthal vom metallreichen Sudan aus zugeführt worden. Diese im Alterthum als „Aethiopien" bezeichneten Gebiete — welche wir als einen der ältesten Sitze der Eisenkultur zu betrachten haben — haben, wie bereits angedeutet wurde, auf die früheste Metallkultur des Pharaonenlandes einen bedeutenden Einfluß ausgeübt, wie daraus hervorgeht, daß der Prozeß der Eisenschmelzung im alten Egypten, wie wir ihn aus den bildlichen Darstellungen der Grabstätten und Tempelbauten kennen, der noch heutzutage in den Provinzen Kordofan und Dafur üblichen Methode der Eisengewinnung (Vergl. oben) aufs Genaueste entspricht und daß auch zur Ausführung des Schmelzprozesses von den Egyptern äthiopische Sklaven verwendet wurden. (Auf einem den Pyramiden entnommenen gegenwärtig im Museum zu Florenz befindlichen Stein ist ein durch seinen runden Kopf und die abstehenden



Digitized by Google

Ohren als Neger charakterisirter jugendlicher Sklave dargestellt, wie er einen Blasebalg tritt, durch welchen unter Vermittelung eines Bambusrohres der Wind einer flachen Grube zugeführt wird, in welcher die Schmelzung des Eisenerzes vor sich geht.) — Andererseits lassen ebensowohl viele der soeben bezeichneten bildlichen Darstellungen, wie die archäologischen Funde des Pharaonenlandes und die in verschiedenen Theilen des altegyptischen Reiches sich findenden, auf eine uralte Ausbeutung hindeutenden Kupferbergwerke und die in der Nähe derselben befindlichen Kupferschlackenhalden erkennen, daß neben dem Eisen das Kupfer als Nutzmetall eine sehr wichtige Rolle spielte. Dagegen ist Bronze allem Anschein nach zur Zeit der 4. Dynastie in Egypten noch nicht bekannt gewesen, sondern erst unter der 12. oder gar erst unter der 18. Dynastie durch den Handel dorthin eingeführt worden. Während dieses späteren Abschnitts der Geschichte Egyptens ging auch mit der Eisenkultur in diesem Lande insofern eine Veränderung vor sich, als dieses Metall nunmehr nicht länger aus den südlich angrenzenden nordafrikanischen Gebieten, sondern vielmehr von Norden her importirt wurde, wozu die zwischen dem Pharaonenreich und den asiatischen Kulturstaaten in jener Zeit bestehenden Handelsbeziehungen, sowie die Eroberungszüge der egyptischen Herrscher erheblich beigetragen haben. Freilich scheint gerade während des späteren Abschnittes der egyptischen Geschichte die Einfuhr der Bronze diejenige des Eisens dermaßen übertroffen zu haben, daß das egyptische Reich zu einer Zeit geradezu mit asiatischen Bronzeartikeln überfluthet wurde. Trotzdem dürfen wir jedoch mit Sicherheit annehmen, daß, wenn auch unter den späteren egyptischen Dynastien der massenhafte Import von Bronzewaaren den Gebrauch des Eisens einigermaßen einschränkte, das zuletzt erwähnte Metall doch niemals völlig verdrängt wurde, sondern



Digitized by Google

vielmehr, wie die mehrfach erwähnten bildlichen Darstellungen beweisen, für gewisse Zwecke fortwährend im Gebrauche blieb.[4])

Wenden wir uns von dem alten Egypten nach Asien und zwar zunächst zu den auf dem fruchtbaren Boden des Zweistromlandes begründeten Reichen, so haben die innerhalb der letzten 40 Jahre in den Trümmerstätten Babyloniens und Assyriens gemachten Ausgrabungen und Forschungen neben ihren sonstigen Ergebnissen für die Wissenschaft auch über die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur dieser Länder wichtige Aufschlüsse geliefert. Hier im Mündungsgebiet des Euphrat und Tigris waren bereits um's Jahr 4000 der vorchristlichen Aera die Sumerier und weiter nördlich in der mesopotamischen Steppe die Akkader ansäßig — zwei Stämme, welche nach F. Hommel's linguistischen Untersuchungen über die auf den ältesten Denkmälern Chaldäa's sich findenden Inschriften der großen altaiischen Völkerfamilie zuzurechnen und ebensowohl als Erfinder der Keilschrift, wie als erste Begründer der altbabylonischen Kultur zu betrachten sind. Schon um 3000 v. Chr. sehen wir jedoch eingewanderte semitische Stämme vollständig im Besitz dieser Gebiete, und bereits unter den alten Herrschern von Elam und Babylon werden zahlreiche und großartige Bauten errichtet und kostbare Götterbilder hergestellt — ein Umstand, der auf eine schon in jener Zeit hochentwickelte Metallurgie schließen läßt. Als um's Jahr 850 v. Chr. Salmanassar II. Babylon in Abhängigkeit von Assyrien bringt, wird das assyrische Volk der Erbe jener auf sumero-akkadischer Grundlage entwickelten Kultur — einer Kultur, welche das ganze westliche Asien, Egypten und Hellas beeinflußt und es bewirkt hat, daß nicht nur die semitischen Nachbarvölker, sondern auch Perser und später Griechen das Maß und Gewicht, ja selbst das Münzsystem Babylons annahmen. — Was speziell den Gebrauch des Eisens in den baby-



Digitized by Google

lonisch-assyrischen Reichen anlangt, so wird dieses Metall in den ältesten Trümmerstätten des südlichen Mesopotamien's, wo Kupfer und Bronze sich häufig finden, im Ganzen nur selten angetroffen — eine Thatsache, für die wir den Grund einerseits in der leichten Zerstörbarkeit des Eisens, andererseits wohl darin zu suchen haben, daß letzteres als das geringere und wenig werthvolle Metall in den Palästen, deren Trümmer bisher untersucht wurden, nur wenig zur Verwendung kam. Andererseits bezeugen die uns erhaltenen Keilinschriften, daß Eisen unter der assyrischen Herrschaft allgemein im Gebrauche war und daß auch die durch Mannigfaltigkeit der Form und kunstvolle Arbeit sich auszeichnenden assyrischen Schwerter, die Streitkolben, Streitwagen und dergl. aus diesem Material hergestellt wurden. Die von dem Propheten Jesaias erwähnte kriegerische Ueberlegenheit des assyrischen Heeres beruhte im Wesentlichen auf der Güte der Eisenwaffen, womit Fußvolk, Bogenschützen und Lanzenreiter bei diesem Volk ausgerüstet waren. Während die Assyrer die zur Herstellung des Schmiedeeisens dienenden Erze wohl aus den ihr Gebiet im Nordosten begrenzenden Gebirgen bezogen, ist es wahrscheinlich, daß sie den Stahl für ihre Schwerter von den nördlich vom Taurus ansässigen Moschern, Tibarenern und Chalybern importirten. Bemerkenswerth ist ferner, daß in den aus der Zeit der ersten assyrischen Herrscher datirenden Tributlisten nur Eisen und Silber namhaft gemacht wird und daß erst, nachdem das Reich Assur sich nach Süden weiter ausgedehnt hatte und dadurch mit dem Reichthum und der hochentwickelten Metallindustrie von Babylon, Damaskus und den phönicischen Städten in Berührung gekommen war, Kupfer und Bronze öfters genannt werden. Von den auf assyrischem Gebiete unternommenen Ausgrabungen sind übrigens diejenigen, welche Victor Place in Khorsabad gemacht hat, für uns deshalb von Interesse, weil



Digitized by Google

sie darauf schließen lassen, daß die Könige von Assyrien große Vorräthe von Eisen anhäuften, um dieselben gelegentlich zu Bau- oder Kriegszwecken zu benutzen. Neben eisernen Pferdegebissen, Stangen von Eisen, eisernen Spitzen von Enterhaken oder Schifferstangen, eisernen Schuhen von Brückenpfählen und vielen anderen Eisenartikeln wurden daselbst auch Rohluppen angetroffen, welche ihrer Form nach den im westlichen Europa sich findenden, einer Doppelpyramide ähnelnden vorrömischen Eisenluppen (Funde von Monzenheim im Elsaß) entsprechen. Auch wird die oben ausgesprochene Ansicht, daß schon in den babylonisch-assyrischen Reichen Eisen das alltägliche und gewöhnliche Metall darstellte, dadurch bestätigt, daß bei der letzten Plünderung Ninive's der Feind das Eisen zurückließ und nur die übrigen Metallvorräthe fortschleppte.

Um über die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur Westasiens noch einige Angaben zu machen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß die drei Völker, die hier vorzüglich in Betracht kommen, nämlich: 1. die Israeliten, 2. die Phönicier, 3. die Hethiter — letztere ein Volk, über dessen geschichtliche und kulturhistorische Bedeutung erst neuere Forschungen uns Aufklärung verschafft haben — schon in sehr früher Zeit mit dem Gebrauche der Metalle, insbesondere mit dem des Eisens bekannt waren. Auch ist es leicht erklärlich, daß gerade in solchen Städten, die wie Karchemis (das heutige Dscherabis) und Damaskus für den die syrische Wüste durchziehenden Karawanenverkehr geeignete Rastorte darstellten, die Metallkultur schon sehr frühzeitig zu hoher Blüthe gelangte. Bezüglich der zuletzt erwähnten Stadt, welche den Ruhm ihrer Stahlindustrie durch das ganze Alterthum und Mittelalter hindurch aufrecht erhalten hat, wissen wir aus egyptischen Aufzeichnungen, daß der Pharao Thutmosis III. (1590 v. Chr.) bei der Eroberung derselben große Mengen



Digitized by Google

Metall — namentlich Eisenwaaren erbeutete. Auch muß schon vor Thutmosis und wenigstens ein halbes Jahrtausend vor der Einwanderung der Juden nach Kanaan in diesen Gegenden eine hochentwickelte Eisenkultur bestanden haben, wie daraus hervorgeht, daß nach einer egyptischen Inschrift die Retenu — ein Volk, welches nördlich von den Hethitern wahrscheinlich bis zum Libanon und bis in die Nähe von Damaskus ansäßig war — dem besagten egyptischen Könige außer rohem Eisen kunstvoll gearbeitete eiserne Rüstungen, eiserne Streitwagen, eiserne Schwerter, Helme und dergl. als Tribut entrichteten. — Was die Hethiter (auch Chititer oder Cheta genannt) selbst anlangt — welche in der heiligen Schrift als die Bewohner des südlich von Hamah gelegenen Hebron, in den egyptischen und assyrischen Inschriften als ein nicht unbedeutendes Volk, das bis zum Euphrat hin ansäßig war, bezeichnet werden — so unterliegt es keinem Zweifel, daß dieselben mehrere Jahrhunderte vor der Zerstörung Trojas und dem Einzuge der Juden in Kanaan mit ihrer bereits erwähnten Hauptstadt Karchemis im westlichen Asien eine bedeutende Rolle gespielt haben und daß ebenso wie sie als die Hauptträger jener durch ganz Vorderasien verbreiteten, auf archaistisch-babylonischer Kunst beruhenden alterthümlichen Kultur — der nämlichen Kultur, welche Dr. H. Schliemann in Ilios aufgedeckt hat — zu betrachten sind, so auch ihre hochentwickelte Metallindustrie diejenige der Phönicier und Hebräer erheblich beeinflußt hat. — Bezüglich der 12 Stämme Israels dürfen wir wohl annehmen, daß dieselben schon in ihren ursprünglichen Wohnsitzen den Gebrauch des Eisens gekannt haben; auch erhellt aus zahlreichen Stellen der heiligen Schrift, daß sie den Betrieb der schon vor ihrer Einwanderung nach Kanaan daselbst heimischen Eisenindustrie in diesem Lande auf das Eifrigste fortsetzten, [5]) daß dementsprechend das Schmiedehandwerk bei ihnen



Digitized by Google

in hohem Ansehen stand, daß die in Palästina befindlichen Eisenbergwerke von ihnen ausgebeutet wurden und daß bei ihrer Bewaffnung neben Bogen und Pfeil, Schleuder und Spieß das aus Stahl geschmiedete Schwert eine wichtige Rolle spielte. Das Material für Letzteres scheinen sie jedoch von auswärts importirt zu haben, da hier nicht näher zu erörternde Gründe es wahrscheinlich machen, daß in Tubal-Kain, „dem Meister in allerlei Erz und Eisenwerk“, der Hinweis auf ein nördliches Volk, von dem die Hebräer ihren Stahl bezogen, enthalten ist. Wahrscheinlich waren die am schwarzen Meer ansäßigen Chalyber die Stahllieferanten Israels, wenn nicht gar angenommen werden muß, daß zwischen dem zuerstgenannten Volke und den Israeliten eine Stammesverwandtschaft bestand. Was letztere Frage anlangt, so erhält die Annahme, daß in Nordarmenien eine durch Eisenindustrie hervorragende semitische Ansiedelung bestand, dadurch eine Stütze, daß von den semitischen Stämmen Kleinasiens die Lyder durch ihre Metallkultur, welche bekanntlich diejenige Griechenlands bis zu gewissem Grade beeinflußt hat, eine hohe Bedeutung erlangt haben. — Dies nur beiläufig. Wenn auch, wie zuvor bemerkt, die Hebräer im Schmieden, Treiben und Schweißen des Eisens, ferner im Schlagen und Vernieten von Eisenblech (nur die Kunst des Eisengusses ist ihnen wie überhaupt allen Völkern des Alterthums unbekannt geblieben) es zu hoher Geschicklichkeit gebracht haben, so sind sie doch in der Bearbeitung des Kupfers und der Herstellung der Bronze hinter ihren Nachbarn, den Phöniziern, weit zurückgeblieben, wie unter Anderem daraus hervorgeht, daß König Salomo die für den Tempel bestimmten Gefäße, Schaufeln, Becken und dergl. von Hiram aus Tyrus anfertigen ließ. — Was letzteres Volk anlangt, so ist es allgemein bekannt, daß die Phönicier durch ihren ausgebreiteten Handel



Digitized by Google

seinen Handel, der allein im Stande war, dem von ihnen bewohnten schmalen Küstenstreifen am Ostrande des Mittelmeeres eine weltgeschichtliche Bedeutung zu verleihen und dessen Entwicklung dadurch gefördert wurde, daß die Asien mit Egypten und Arabien verbindende Straße durch dieses Gebiet führte) auf die Kulturentwicklung der Mittelmeervölker einen ganz außerordentlichen Einfluß ausgeübt haben. Wenn sie vielleicht auch nicht als die Erfinder der Bronze zu betrachten sind — neuere Forschungen lassen vermuthen, daß der gemeinschaftliche Ausgangspunkt der egyptischen und babylonischen Bronzekultur und somit indirekt auch der Ausgangspunkt der durch egyptische und babylonische Kunst wesentlich beeinflußten phönicischen Bronzeindustrie im Südosten Asiens zu suchen ist — so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß sie durch die Förderung von Kupfererzen aus den von ihnen an geeigneten Punkten (z. B. auf der Insel Cypern) angelegten Bergwerken, ferner durch Herbeischaffung des Zinns von den fernen Cassiteriden (brittischen Inseln) und durch Errichtung zahlreicher Handelsstationen an allen Mittelmeerküsten die Haupt-Vermittler und -Verbreiter der westasiatischen und südeuropäischen Bronzekultur gewesen sind. Auch darf nicht übersehen werden, daß zur Zeit, wo die Phönicier zuerst ihren Handel über die Mittelmeerländer und bis über die Säulen des Herkules hinaus ausdehnten, die Völker Europas durchgehend noch auf niedriger Bildungsstufe — ähnlich derjenigen, die wir gegenwärtig bei den Eingeborenenstämmen Afrikas und der Südsee beobachten — sich befanden und daß sie, wenn auch bereits im Besitze eines für Zwecke des täglichen Gebrauchs sich eignenden Eisens doch die ihnen von den phönicischen Händlern zugeführte Bronze gegen die Naturprodukte ihrer resp. Länder um so lieber eintauschten, als diese Legirung durch ihren an das Gold erin-



Digitized by Google

zernden Glanz von vornherein den Sinn der Naturvölker gefangen nahm und auch vermöge ihrer Verarbeitung zu Schmuck und Zierath und der Eigenschaft, daß sie nicht durch Rost zerstört wird, vor dem Eisen Manches voraus hat. Unterliegt es aber einerseits keinem Zweifel, daß die außerordentliche Verbreitung der Bronze im Alterthum zum großen Theil dem kommerziellen Genie der Phönizier zuzuschreiben ist, so fehlt es andererseits nicht an Belegen dafür, daß dieses Volk auch Eisen zu den mannigfaltigsten Zwecken verwendete und die Wichtigkeit desselben wohl zu schätzen wußte. Hierfür sprechen z. B. phönizische Mythen, welche die Darstellung des Eisens als eine der größten Wohlthaten den Göttern zuschreiben. (Phylon von Byblos erzählt aus den Aufzeichnungen des Sanchuniaton, daß Chrysor, einer der ersten Nachkommen der Götter, die Bearbeitung des Eisens erfand und daß Gott El — der Kronos der Griechen — eine Sichel und eine Lanze aus Eisen herstellte, womit er seinen Vater angriff und aus dem Lande trieb.) So erhellt ferner auch aus Ezechiel (XXVII, 12), daß der Handel mit Eisen und Stahl — letzterer Artikel gelangte wahrscheinlich aus dem Lande der bereits erwähnten Chalyber, aus Westarabien, vielleicht auch aus Indien auf die phönizischen Märkte — zu Tyrus ein sehr bedeutender war.

Wir haben im Vorhergehenden die Eisenkultur bei den Völkern von hamo-semitischer Abstammung — (nur von den Hethitern lassen die uns überlieferten Eigennamen ihrer Fürsten darauf schließen, daß ihre Abstammung eine von derjenigen der zuvorerwähnten Völker wesentlich verschiedene war) — in ihren Hauptumrissen dargelegt und wollen, ehe wir die Verwendung des Eisens im vor- und frühgeschichtlichen Europa ins Auge fassen, den Gebrauch dieses Metalles bei den arischen und turanischen Völkern Asiens einer Betrachtung unterziehen. — Was



Digitized by Google

zunächst den indischen Zweig der arischen Völkerfamilie anlangt, so gestatten die Hymnen des Rigveda — das älteste uns erhaltene Religonsbuch der Inder — und das einer spätern Periode angehörende Heldengedicht Mahabharata — in welchem die Kämpfe der Arier um den Besitz des Pendschab geschildert werden — neben ihrer hervorragenden Bedeutung für das Studium der indogermanischen Sprachen wichtige Schlüsse bezüglich der Metallkultur in den von den Ariern Asiens bewohnten Ländern. Auch würde, wenn es sich bestätigen sollte, daß das Sanskritwort ayas (stammverwandt mit dem gothischen aiz, dem lateinischen aes u. s. w.) von vornherein als Bezeichnung für Eisen gebraucht wurde — eine Ansicht, welche allerdings von hervorragenden Sprachgelehrten bestritten wird — hieraus zu folgern sein, daß dieses Metall den Ariern bereits in ihren ursprünglichen Wohnsitzen und ehe noch die Spaltung der arischen Völkerfamilie in ihre verschiedenen Zweige sich vollzogen hatte, bekannt gewesen ist. Wie dem auch sei, der Umstand, daß Eisen in den Veden häufig und wie ein ganz gewöhnlicher Gegenstand erwähnt wird, daß in denselben von Panzern aus Eisen, von eisernen Lanzen- und Pfeilspitzen, eisernen Keulen u. dergl. die Rede ist, zusammengehalten mit der allgemeineren Verbreitung der Eisenerze in Indien läßt mit Sicherheit darauf schließen, daß die arischen Inder zur Zeit der Abfassung der soeben erwähnten Gesänge schon im Besitze einer hochentwickelten Eisenkultur waren. Und selbst wenn auch, wie O. Schrader behauptet, die bisherige Vorstellung von dem hohen Alter der Veden — sowie überhaupt des Sanskrit und Zend — eine irrthümliche wäre, so fehlt es doch nicht an anderweitigen Thatsachen, welche den uralten Gebrauch des Eisens in Indien — dieses Metall war wahrscheinlich schon der dravidischen Urbevölkerung bekannt — über allen Zweifel erheben. So muß vor



Digitized by Google

Allem hervorgehoben werden, daß in den zahlreich vorhandenen megalithischen Steindenkmälern und Grabhügeln Indiens, die zum Theil Zeichen hohen Alters aufweisen, nach Pearse und Elliot vorzugsweise Eisen (dasselbe konnte sich in den bei der prähistorischen Bevölkerung Indiens vielfach zur Todtenbestattung verwendeten Steinkisten besser erhalten als unter anderen Umständen) und nur selten Bronze angetroffen wird, daß nach den Zeugnissen griechischer und römischer Schriftsteller indisches Eisen und indischer Stahl schon in sehr früher Zeit nach Westasien ausgeführt wurden und daß die Mittheilungen des Periplus[6]) auf einen schon in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zwischen Indien einerseits, den Küsten Arabiens und des rothen Meeres andererseits betriebenen Handel hindeuten, bei dem die Insel Dioscorides (Socotra) und der Hafen Adula (Aden) die Hauptstapelplätze und indischer Stahl einen der wichtigsten Handelsartikel bildete. Zu bemerken ist ferner, daß auch das Vorhandensein alterthümlicher eiserner Denkmäler in Indien (massive Eisensäule zu Lâht bei Delhi) und alter indischer Legenden, in denen das Eisen eine wichtige Rolle spielt (so ist z. B. die bekannte Erzählung vom Magnetberg aus der indischen Legende in die Märchen von 1001 Nacht übergegangen), sowie das Vorkommen ausgedehnter prähistorischer Eisenschlackenhalden in verschiedenen Gegenden Indiens ebenfalls zu Gunsten des hohen Alters der indischen Eisenkultur spricht. Andererseits darf nicht übersehen werden, daß das im Vergleich zu der soeben erwähnten Verbreitung der Eisenerze in Indien verhältnißmäßig seltene Vorkommen von Kupfer in diesem Lande und die durch die Schriftsteller des Alterthums wohlbeglaubigte Thatsache, daß die Inder dieses Metall ebensowohl wie das ihnen gänzlich fehlende Zinn (das Banka-Zinn Hinterindiens war im Alterthume völlig unbekannt) von arabischen und phönizischen Kaufleuten bezogen haben,



Digitized by Google

die Annahme einer der Eisenkultur Indiens vorangehenden Kupfer- oder gar Bronzeperiode im höchsten Grade unwahrscheinlich machen. Um hier sogleich einige Bemerkungen über die Eisenkultur bei den übrigen arischen Völkern Asiens anzuknüpfen, so scheint dieselbe in den nördlich von Indien gelegenen Bergländern ebenfalls schon in sehr früher Zeit heimisch gewesen zu sein. Der von Plinius wegen seiner Vorzüglichkeit gepriesene „serische Stahl“ kam wahrscheinlich aus dem Berglande Ferghana (dem heutigen Khokand), über dessen Eisenreichthum und Eisenindustrie der Grieche Nearchos und die alten arabischen Geographen berichten; auch werden die Bewohner des benachbarten Khotan in den chinesischen Annalen als tüchtige Eisenarbeiter geschildert. — Ebenso wie wir im Vorhergehenden die Rigveda-Hymnen und das Buch Mahabharata als eine wichtige Quelle für die Erforschung der altindischen Metallurgie bezeichneten, liefert uns die bekannte Zend-Avesta — diese Sammlung der heiligen Schriften der Perser, deren hohes Alter allerdings in der jüngsten Zeit vielfach angezweifelt wird — interessante Aufschlüsse über die bei letzterem Volke in vor- und frühgeschichtlicher Zeit sich findende Metallkultur. Hiernach unterliegt es keinem Zweifel, daß Eisen bei dem alten Zend-Volke das verbreitetste und wichtigste Metall war und daß andererseits „Erz“ (Bronze) — die Legirung wird im Vendidad, dem ersten und wichtigsten Buche der Zend-Avesta nur ein einziges Mal erwähnt, Eisen und Blei dagegen sehr häufig angeführt und an einer Stelle geradezu als die „geringsten Metalle“ bezeichnet — von der arischen Bevölkerung des iranischen Plateaus nicht selbst dargestellt, sondern nur als fertiges Produkt durch den Handel bezogen wurde. Auch dürfen wir wohl mit Bestimmtheit annehmen, daß die hohe Stellung, welche die Perser als die Verfertiger vorzüglicher Stahlschwerter



Digitized by Google

während des ganzen Alterthums behauptet haben (noch bis auf den heutigen Tag hat sich im ostiranischen Hochlande eine alterthümliche Eisenindustrie erhalten und erfreuen sich die Schwertfeger von Khorassan eines bedeutenden Rufs) einerseits der großen Verbreitung von Eisenerzen in diesen Gebieten zuzuschreiben ist, andererseits dem Umstande, daß die ehedem Indien mit Babylon verbindende Handelsstraße quer durch das persische Hochland führte und daß somit der berühmte indische Stahl seinen Weg leicht nach Persien finden konnte, wo er dann auch vielfach verarbeitet wurde. — Bezüglich der das westliche Asien bewohnenden Arier, welche im Norden Kleinasiens allerdings mehr oder weniger mit semitischen Elementen durchsetzt sind oder doch wenigstens in unmittelbarer Nachbarschaft semitischer Stämme angetroffen werden, sei hier noch bemerkt, daß diejenigen arischen Völker, welche zwischen dem hohen Taurus, der Bergwand des Kaukasus und dem Pontus Euxinus (Schwarzes Meer) sich niederließen, nämlich: Baktrier, Parther, Meder (Kurthen) und Armenier entweder die Kunst der Eisen-Gewinnung und -Bearbeitung aus ihrer Urheimath in diese Wohnsitze mitgebracht oder dieselbe bei ihrer Ansiedelung daselbst vorgefunden und sich angeeignet haben. Für das hohe Alter der Eisenindustrie in den bezeichneten Gebieten besitzen wir nämlich direkte Beweise. So hat nach den chinesischen Annalen der König von Kanghiu (Samarkand) im Jahre 713 v. Chr. Tribut von Eisenarbeiten — vorzugsweise bestehend aus Eisenpanzern und eisernen Schlössern — entrichtet; so wird ferner auch in den Tributlisten der assyrischen Könige das Eisen der Meder aufgeführt. — Als ein geradezu klassisches Gebiet für Metallurgie ist aber Armenien zu bezeichnen, da innerhalb desselben die im Alterthum durch ihre Eisenindustrie berühmten, schon zuvor erwähnten Moscher, Tibarener und Chalyber ansäßig waren.



Digitized by Google

Was speziell das zuletzt erwähnte Volk anlangt, von dem es allerdings nicht unwahrscheinlich ist, daß es einem nach Armenien versprengten semitischen Stamm darstellt, so bezeichnet Aeschylos die Heimath der Chalyber als das „Mutterland des Eisens“; Xenophon berichtet, daß der ganze Stamm von Eisenbereitung lebte. Auch bedarf es nur eines Hinweises auf das Wort χαλυψ (die griechische Bezeichnung für Stahl), um sofort zu erkennen, welchen Einfluß dieses Volk auf die Metallkultur von Hellas ausgeübt haben muß.

Was die Turanischen Völker Asiens anlangt, denen Sprachforscher und Ethnologen ein ganz besonders hohes Alter zuzuschreiben geneigt sind — (vergl. das, was oben über die Sumero-Akkader als Urbevölkerung Babyloniens gesagt wurde) — so bildet der Kultus der unterirdischen metallspendenden Götter, sowie ein hohes Interesse für die Gewinnung und Verarbeitung der Metalle einen Grundzug aller Stämme turanischer Abstammung, was zum Theil wohl darauf beruht, daß die gemeinschaftliche Heimath der Turanier — das Altaigebirge — das reichste Erzgebiet der ganzen alten Welt ist. Charakteristisch für die Bedeutung der Metallgewinnung bei diesen Völkern ist auch der Umstand, daß sowohl Türken wie Mongolen ihre Wiege und ihr Paradies in ein unbekanntes Thal im Altai versetzen, das rings von eisenreichen Bergen umschlossen war und aus dem sie sich nur mit Hülfe eines Schmiedefeuers einen Ausweg bahnen konnten und daß das Fest der Entdeckung des Eisens noch jetzt alljährlich bei den Mongolen gefeiert wird. Bei Finnen, Livländern und Esthen, sowie bei allen Völkern des Uralgebirges, welche dieser auch als Ural-Altaische Völkerfamilie bezeichneten ethnischen Gruppe angehören, treffen wir Schmiedekunst und Weberei als die ersten Gewerbe. Auch erwähnen die Sagen des zuerst bezeichneten Volkes wieder-

holt Gold und Eisen, während Kupfer nicht genannt wird. Griechische Schriftsteller berichten ausdrücklich, daß die Skythen (unter diesem Namen wurden von den Hellenen die zahlreichen Stämme von theils mongolischer, theils tartarischer Abkunft, sowie auch die Mischvölker von Mongolen und Tartaren zusammengefaßt) sich das Eisen selbst darstellten; nach Herodot beteten sie sogar ein altes eisernes Schwert als Gott an. — Für das hohe Alter der Eisengewinnung in Nordasien sprechen auch die „Tschudenschürfe“ — jene primitiven Eisenbergwerke, welche von den Russen den Vorfahren der Tartaren zugeschrieben werden und deren Bearbeitung nach der Verkieselung der in ihnen aufgefundenen Knochen (Reste verunglückter Arbeiter) und Leitersprossen zu urtheilen, um Jahrtausende zurückdatirt. Andererseits ist das seltene Vorkommen des Eisens in den „Tschudengräbern“ — welche im Ganzen eine überraschende Aehnlichkeit mit den prähistorischen Gräbern Norddeutschlands aufweisen — zum Theil der Zerstörung durch Rost, zum Theil dem Umstande zuzuschreiben, daß Eisen als das gewöhnliche und wenig geschätzte Metall den Todten in der Regel nicht mit in's Grab gegeben wurde. Erwähnt sei hier auch, daß jene Tartaren, welche die zwischen Jenisei und Irtisch ansäßige tschudische Bevölkerung verdrängten, zur Zeit ihres Einfalles in diese Länder ebenfalls schon mit der Eisengewinnung vertraut waren und daher von den Russen als Kusnetzli Tatari d. h. „Schmiedetartaren“ bezeichnet werden. Bestätigt wird die im Vorhergehenden aufgestellte Behauptung von der allgemeinen Verbreitung der Eisenkultur bei der turanischen Völkerfamilie in vor- und frühgeschichtlicher Zeit endlich noch durch Betrachtung der heutigen Metallindustrie bei den dieser Gruppe angehörenden Stämmen und Völkern. Wenn wir bei vielen dieser Stämme eine ähnliche primitive Methode der Eisengewinnung finden,

wie wir sie bei den Negern Darfurs und Kordofans (vergl. oben) kennen gelernt haben, wenn wir wissen, daß seit Menschengedenken die Bauern Dauriens sich selbst ihr Eisen schmelzen und daß noch heutzutage jeder Jakute sein großes Messer aus Stahl selbst zu fertigen versteht, wenn wir ferner sehen, daß Völker, die im Uebrigen noch auf sehr niedriger Kulturstufe stehen, wie Tungusen und Buräten, es in der Herstellung von Tauschirungen bereits zu einer hohen Geschicklichkeit gebracht haben — wenn wir alles dieses in Erwägung ziehen, so liegt gewiß der Schluß nahe, daß die in Central- und Nordasien hochgeschätzte Eisenkultur von sehr hohem Alter ist und daß dieselbe als eine autochthone (an Ort und Stelle entstandene) Industrie bezeichnet werden muß.

## II.

Wir haben im Vorhergehenden die Verwendung des Eisens bei den wichtigsten Völkern Afrikas, Amerikas und Asiens kennen gelernt und wenden uns nunmehr zu der vor- und frühgeschichtlichen Eisenkultur unseres eigenen Erdtheils, wobei wir entsprechend der Reihenfolge, in welcher die Völker Europas in die Geschichte eintreten, zunächst den Gebrauch dieses Nutzmetalls bei der Bevölkerung des alten Griechenlands einer Betrachtung unterziehen.

Ueber die früheste Metallkultur von Hellas haben die von Dr. H. Schliemann zu Mykenae gemachten Ausgrabungen wichtige Aufschlüsse geliefert und zwar beruht nach Johannes Ranke (vergl. Correspondenzblatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Jahrgang 1884 No. 9 p. 84) die Bedeutung der daselbst gemachten Funde vor Allem darauf, daß sie erkennen lassen, wie eine hohe asiatische Kultur den damals noch uncivilisirten grie-



Digitized by Google

chischen Stämmen zugeführt wurde und wie letztere „von Anfang an aus der Steinzeit in eine Metallzeit eintraten, die sowohl Bronze (Kupfer) als Eisen kannte.“ Letzterem Schluß werden wir unsere Zustimmung nicht versagen dürfen, wenn wir bedenken, daß einerseits unter den von Schliemann zu Mykenae ausgegrabenen Objekten Eisenartikel nicht gänzlich fehlen (der verdienstvolle Forscher erwähnt ausdrücklich eiserne Messer, sowie einige eiserne Schlüssel von sonderbarer Form) und daß andererseits das seltene Vorkommen des Eisens unter den besagten Fundobjekten zum Theil auf die mehrfach erwähnte Zerstörung dieses Metalles durch Rost zurückzuführen, zum Theil auch dem Umstande zuzuschreiben sein mag, daß dasselbe wegen seiner niedrigen Werthschätzung wohl für zu gering gehalten wurde, um es in den Schatzkammern der Fürsten aufzubewahren oder es den Todten mit in's Grab zu geben. Auch darf bei der Beurtheilung der frühesten Metallkultur Griechenlands nicht unberücksichtigt bleiben, daß bei den zu Olympia unternommenen Ausgrabungen selbst in den tiefsten der untersuchten Schichten Eisensachen sich fanden[7]) und daß zugleich das Zusammenvorkommen dieser Objekte mit den Gebilden einer archaistischen, nicht von außen eingeführten griechischen Kunst — mit jenen rohe Thierfiguren und Menschenbilder aufweisenden Thongefäßen, welche neben Altären ringsum und zum Theil unter den Tempeln ausgehoben wurden und die nach Sophus Müller[8]) „hinsichtlich des Formensinnes, der künstlerischen Begabung und Geschicklichkeit in keiner Weise über den ältesten figürlichen Gebilden barbarischer Völker stehen“ — wohl ebenfalls einen Schluß auf das hohe Alter der Eisenkultur in Hellas gestattet. — Um auf jene archäologischen Forschungen zurückzukommen, die wie die Mykenaefunde das Vorhandensein einer aus Asien eingeführten, auf babylonisch-



Digitized by Google

egyptischer Kunstrichtung basirten, vorhomerischen Kultur in Griechenland erkennen lassen, so unterliegt es keinem Zweifel, daß im Wesentlichen die Phönizier die Vermittler dieser Kultur gewesen sind und daß der Handelsverkehr dieses Volkes und die von demselben zuerst auf den aegaeischen Inseln, später in Hellas selbst gegründeten Kolonien auf die Religion und civilisatorische Entwickelung der Griechen einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Ebenso wie wir den in Hellas als Erfinder vieler technischer Künste verehrten Kadmos als die personifizirte Darstellung des von dem asiatischen Handelsvolke auf Griechenland ausgeübten Kultureinflusses betrachten müssen — ebenso erkennen wir in der auf dem Stier nach Westen reitenden Europa die phönizische Göttin Astarte und in zahlreichen griechischen Göttern und Heroen Gestalten der phönizischen Sage wieder. — Fassen wir ferner jene Schlüsse in's Auge, die sich aus den in der griechischen Litteratur enthaltenen Mittheilungen über die vor- und frühgeschichtliche Metallkultur Griechenlands ergeben, so bilden Homer's Dichtungen eine der wichtigsten Quellen für die Erforschung dieser Verhältnisse. Hier ist zunächst zu bemerken, daß nach der Ansicht derer, welche die Frage nach den im vor- und frühgeschichtlichen Hellas verwendeten Metallen bisher vom technischen Standpunkte aus geprüft haben, unter dem *χάλκος* der Ilias und Odyssee in der Regel nicht Erz (Bronze), sondern Kupfer zu verstehen ist, wobei noch besonders hervorgehoben werden muß, daß die Griechen ebensowenig wie die Egypter, Babylonier, Phönizier und Juden einen besonderen Ausdruck für Bronze im Gegensatz zum Kupfer besessen haben. Auch sei hier eingeschaltet, daß die in der griechischen Litteratur enthaltenen Beschreibungen metallurgischer Prozeduren es über allen Zweifel erheben, daß in Griechenland ebenso wie anderwärts der Prozeß des Metall-



Digitized by Google

treibens (Schmiedens) demjenigen des Metallgießens vorausgegangen ist und daß die in den homerischen Dichtungen beschriebenen Metallkunstwerke wie z. B. der berühmte Schild des Achilles Produkte der Schmiedekunst — der Metallguß war wahrscheinlich zu Homer's Zeit in Griechenland noch nicht bekannt — gewesen sind. — Wenn ferner aus dem Umstand, daß Eisen (σιδήρος) in den Dichtungen Homer's bei Weitem nicht so häufig genannt wird, wie Kupfer oder Bronze (χάλκος), hier und da der Schluß gezogen wurde, daß während der homerischen Zeit Kupfer und Bronze allgemein verbreitet gewesen seien, Eisen dagegen nur selten Verwendung gefunden habe, so ist diese Anschauung als eine durchaus irrthümliche zu bezeichnen. Eine genauere Prüfung der homerischen Gesänge läßt vielmehr keinen Zweifel darüber bestehen, daß Eisen zu Homer's Zeit weder etwas Seltenes noch etwas Ungewöhnliches, sondern vielmehr das an Werth hinter Kupfer und Bronze weit zurückstehende, gemeinste und verbreitetste Metall, welches von jedem Landmann für sein Ackergeräth benutzt wurde, gewesen ist. So wird z. B. von dem Eisenklumpen, welchen Achilles als Kampfpreis aussetzt (vergl. Ilias XXIII., 833 ff.), besonders bemerkt, daß er dem Manne, der ihn gewinnt, wenn sein Besitzthum an Land auch noch so groß sei, zu seinem Eisenbedarf für Hirten- und Ackergeräthe auf 5 Jahre ausreichen würde. Auch ergiebt sich aus der an die soeben bezeichnete Stelle sich anknüpfenden Bemerkung, „daß der glückliche Gewinner dieses Eisenklumpens nicht zur Stadt zu gehen brauche, um dort Eisengeräth einzukaufen" die weitere Folgerung, daß er auf dem Lande die Gelegenheit hatte, sich sein Eisengeräth herstellen zu lassen resp. selbst herzustellen, daß also in den Ortschaften und auf den Gütern und Stammsitzen der Vornehmen



Digitized by Google

und Fürsten — von einer zu dem Palaste des Odysseus gehörigen Schmiede ist in der Odyssee die Rede — sich besondere Eisenschmieden befinden mußten. Nehmen wir ferner noch hinzu, daß in den homerischen Gesängen das blauschimmernde Eisen (unter *κύανος* ist nicht wie Gladstone annimmt, Bronze, sondern blauer Stahl zu verstehen), kleinere Handbeile und Aexte aus Eisen mehrfach erwähnt werden, daß sprichwörtliche Ausdrücke wie: „Das Eisen zieht den Mann an" öfter wiederkehren und ziehen wir ferner noch in Erwägung, daß Homer, wie Ernst Curtius bemerkt, als Jonier für Pracht und Glanz wohl eine besondere Vorliebe besaß, daß er als Dichter überhaupt mit reichen Farben malte und dementsprechend die werthvolleren Kupfer- und Bronzegeräthschaften und Waffen häufiger als das unscheinbare, im Werthe niedrig stehende Eisen zu erwähnen sich veranlaßt sehen mußte — wenn wir alles dieses in Betracht ziehen, so dürfte die im Vorhergehenden ausgesprochene Ansicht von der allgemeinen Verbreitung und Verwendung des Eisens im homerischen Griechenland wohl als hinlänglich motivirt erscheinen. Was ferner eine weitere Quelle für unsere Kenntniß der vor- und frühgeschichtlichen hellenischen Eisenkultur — nämlich die Gedichte Hesiod's — anlangt, so dürfen wir dieselben hier schon aus dem Grunde nicht unerwähnt lassen, weil die Anhänger der Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzeperiode sich häufig auf die in der Theogonie dieses Dichters enthaltene Erzählung von den verschiedenen Weltzeitaltern berufen. Wenn jedoch Hesiod dem Eisen das Erz (Bronze) vorausgehen läßt, so beruht dies auf der größeren Werthschätzung der Bronze (man ist im Allgemeinen geneigt einem besonders geschätzten Gegenstande ein höheres Alter zuzuschreiben) sowie darauf, daß ebenso wie während der homerischen Aera auch noch zu der Zeit, wo



Digitized by Google

Hesiod lebte, Kupfer und Bronze als die Metalle der Heroen betrachtet wurden. Auch trägt die von Hesiod gegebene Darstellung der Weltzeitalter einen so unverkennbaren theologisch-spekulativen Charakter, daß es ganz und gar unzulässig ist, auf dieselbe eine Eintheilung der Metallzeit in verschiedene Perioden zu begründen. Im Uebrigen werden die Schlüsse, die wir im Vorhergehenden aus den homerischen Gesängen bezüglich der Eisenkultur des vor- und frühgeschichtlichen Hellas gezogen haben, auch durch die Dichtungen Hesiod's bestätigt, wie daraus hervorgeht, daß der besagte Dichter das Schmelzen des Eisens aus den Erzen kennt, daß er die allgemeine Verwendung dieses Metalles beim Ackerbau, die eiserne Sichel und Sense, das eiserne Schwert und die in oder vor der Ortschaft gelegene Eisenschmiede — die zur Winterszeit, wenn die Feldarbeit ruht, auch als Herberge benutzt wird — schildert und daß er mit dem Stahl, der von ihm als ἄδαμας d. h. das Unbezwingliche bezeichnet wird, wohl vertraut ist. Während die Griechen etwa bis zum 7. Jahrhundert der vorchristlichen Aera insofern noch von fremden Völkern abhängig waren, als einerseits der Bergbau und die Gewinnung der Edelmetalle im eigenen Lande bis dahin in den Händen fremder — vorwiegend phönizischer — Kolonisten sich befanden und als sie andererseits ihren Bedarf an Gold, Silber, Kupfer und Erz meist in Form fertiger Geräthe aus dem Ausland bezogen — im Gegensatz hierzu lassen die Dichtungen Homers und Hesiods sowie die Mittheilungen später lebender Schriftsteller keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Griechen der homerischen Zeit und der auf Homer folgenden Kulturepoche den Stahl nicht allein kannten, sondern ihn auch als ein Produkt einheimischer Industrie ansehen. Auch erleidet die im Vorhergehenden enthaltene Anschauung nur insofern eine Ein-



Digitized by Google

schränkung, als gewisse, durch gute Qualität sich auszeichnende Stahlsorten und Eisenwaaren — unter diesen vor Allem das zuvorerwähnte chalybische Fabrikat, durch welches die gewöhnliche Bezeichnung für Stahl (χάλυψ) in die griechische Sprache eingeführt wurde, ferner auch in Lydien und Miletos gefertigte Eisenartikel, sowie wahrscheinlich auch gewisse thracische Eisenwaaren — von auswärts importirt wurden, was um so begreiflicher ist, als gerade die zur Herstellung der feineren Stahl- und Eisensorten geeigneten Erze in Griechenland selbst nicht vorkommen. Auch wollen wir bei Besprechung des in das vor- und frühgeschichtliche Hellas eingeführten Eisens nicht unerwähnt lassen, daß speziell das nordwestliche Kleinasien auf die althellenische Eisenkultur einen bedeutenden Einfluß ausgeübt zu haben scheint. Verschiedene Umstände — so vor Allem die auffallende Uebereinstimmung zwischen den geographischen Bezeichnungen Nordphrygiens und denjenigen der Insel Creta (sowohl in Phrygien wie auf Creta findet sich ein Berg Ida; auch wiederholen sich die Namen verschiedener Ortschaften in den besagten Gebieten) — diese und andere Umstände machen es nämlich wahrscheinlich, daß die bezeichnete Insel in sehr früher Zeit vom nordwestlichen Kleinasien aus durch ein metallkundiges Volk kolonisirt wurde und daß auf diese Weise der Dienst der mythischen Daktylen und Kureten — welche ursprünglich vielleicht nichts anderes waren als Genossenschaften von Metallarbeitern — und die an diesen Dienst sich knüpfenden religiösen Gebräuche nach Creta gebracht wurden. Auch bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzung, daß durch eine derartige Einwanderung eines eisenschmiedenden Volkes, dessen Einfluß sich zweifelsohne auch auf das griechische Festland erstreckte, die in Griechenland autochthone Eisenindustrie einen mächtigen Anstoß erhalten mußte. — Um über die Sitze der Eisenkultur im vor-



Digitized by Google

und frühgeschichtlichen Hellas noch ein paar Worte zu sagen, so sind auf der von Homer als Ort der Eisengewinnung bezeichneten kleinen Insel Taphos — der Dichter läßt den Taphierkönig Menthes nach Cypern ziehen, um daselbst Eisen gegen Kupfer einzutauschen — so viel bekannt bis jetzt noch keine Spuren von ehemaliger Eisenerz-Förderung oder -Verhüttung nachgewiesen worden; dagegen läßt die gegenüberliegende Küste von Akarnanien allerdings erkennen, daß daselbst schon in sehr früher Zeit Eisen gewonnen und verarbeitet wurde. Als einer der wichtigsten Mittelpunkte der altgriechischen Eisenindustrie ist ferner die Insel Euboea zu bezeichnen, welche der Metallgewinnung ihren ursprünglichen Namen: „Chalkis" verdankt. Auch Boeotien war, wie aus den Hesiodischen Dichtungen hervorgeht, im Besitz einer sehr alten Eisenindustrie und einer Schmiedekunst, die freilich später in Verfall gerieth, so daß in späthellenischer Zeit böotische Arbeit mit plumper geschmackloser Arbeit fast identisch war. Uralt und einheimisch war jedenfalls auch die Eisengewinnung in Arkadien, wo im Taygetosgebirge Eisenerze reichlich vorhanden sind, und ebenso fehlte es in Lakonien nicht an Erzen, welche wahrscheinlich schon in sehr früher Zeit zur Gewinnung des Nutzmetalles verwendet wurden. Für letztere Annahme spricht einerseits die uralte Sitte der Lakedämonier, eiserne Ringe zu tragen, andererseits der Umstand, daß bereits im 9. Jahrhundert v. Chr. Lykurg Eisengeld als gesetzliches Zahlungmittel einführte. Was Attika anlangt, wo — beiläufig bemerkt — die berühmten Laurion-Silberbergwerke wahrscheinlich schon in frühgeschichtlicher Zeit von phönicischen Unternehmern ausgebeutet wurden, so trat Athen mit seiner steigenden Entwickelung etwa seit dem 6. Jahrhundert an die Stelle von Chalkis (Euboea), wobei jedoch zu bemerken ist, daß die eigentliche Metallarbeit von Metöken und



Digitized by Google

Sklaven verrichtet wurde. Letzteres beruht darauf, daß die freien Athener die Handwerksarbeit verachteten und daher höchstens als Großunternehmer (sowohl der Vater des Sophokles wie derjenige des Demosthenes soll eine Messerfabrik besessen haben) auftraten. — Was endlich die Technik der Eisendarstellung im vor- und frühgeschichtlichen Hellas anlangt, so ist unsere Kenntniß in dieser Beziehung mangelhaft, da die griechischen Schriftsteller hierüber wenig berichten, was wiederum seinen Grund darin hat, daß, wie überall im Alterthum, so auch in Griechenland der Schmelz- und Schmiedeproceß fern von den größeren Städten vorgenommen wurde und, wie soeben erwähnt, ein wenig geachtetes Gewerbe war. Indessen wissen wir doch aus einer Schrift von Theophrast, daß die Griechen — wenn auch nicht gerade im frühesten Stadium ihrer Geschichte — bereits die Steinkohlen kannten und nicht nur bei der Schmiedearbeit benutzten, sondern sogar zu verkoaken verstanden.[9]) Auch geht aus einer anderen Stelle des nämlichen Werkes hervor, daß die athenischen Eisenschmiede sogar schon verzinntes Eisen (Weißblech) darstellten. — Um hier endlich noch einige für die griechische Eisen-Industrie bedeutungsvolle Erfindungen zu erwähnen, so hat, wie Pausanias berichtet, Glaukos von Chios um 600 v. Chr. das Löthen des Eisens — durch Schliemann's Ausgrabungen zu Mykenae wurde festgestellt, daß in ältester Zeit die Verbindung der Metalle nur durch Vernietung mittelst Stiften bewerkstelligt wurde — erfunden. Von Wichtigkeit für die besagte Industrie waren wohl auch die von Theodoros von Samos auf technischem Gebiete gemachten Erfindungen — welcher letztere zuerst Wasserwage und Winkelmaß construirt und den Drehstahl, sowie die ersten Thürschlösser hergestellt haben soll — sowie ferner die durch



Digitized by Google

**Artemon** eingeführte Verwendung des Eisens zur Konstruktion von Belagerungs- und Wurfmaschinen.

Nachdem wir im Vorhergehenden die Gewinnung und Verwendung des Eisens im alten Hellas kennen gelernt haben, wenden wir uns nach Italien, um die in vor- und frühgeschichtlicher Zeit auf der Appeninenhalbinsel sich findende Eisenkultur — eine Kultur, die später mit der römischen Weltherrschaft über einen großen Theil Europas sich verbreitet hat — einer Betrachtung zu unterziehen. Was zunächst die ethnischen Verhältnisse im prähistorischen Italien anlangt — die wir zum besseren Verständniß des Nachfolgenden hier kurz erläutern wollen — so waren es die von Norden her eingewanderten Italiker, die Begründer der ober-italienischen Pfahlbauten und der in der Emilia aufgedeckten Terramaren, welche lange vor dem Beginn der geschichtlichen Epoche die Urbevölkerung verdrängten. An die Stelle dieser Italiker, welche uns von **Helbig** (vergl. die Italiker in der Poebene, Leipzig 1879) als ein von Viehzucht und Ackerbau sich nährendes, im Wesentlichen noch in der Steinzeit befindliches Bauernvolk geschildert werden, traten dann später die Etrusker, ein ebenfalls von Norden her eingewandertes Volk, welches sich selbst Rasena nannte, von den benachbarten Völkern als Tyrrhener oder Tusker bezeichnet wurde und von dem es wahrscheinlich ist, daß es mit den die östlichen Alpengebiete bewohnenden Raetiern, sowie mit den Euganeern der Poebene stammverwandt war. Diese Etrusker nun waren bekanntlich mehrere Jahrhunderte vor der Gründung Roms das herrschende Volk Italiens; sie wohnten in blühenden Städten und wußten, nachdem ein Theil ihres Gebietes durch die in Italien eingedrungenen Gallier erobert worden war, sich in den zwischen Tiber und Arno gelegenen Gegenden noch lange Zeit zu behaupten, bis sie schließlich von den Römern unterworfen wur-



Digitized by Google

den. Auch ist es in hohem Grade wahrscheinlich, daß ehe noch das von phokäischen Griechen an der Rhonemündung gegründete Massilia blühte und ehe noch die Phönicier den durch die Säulen des Herkules (Straße von Gibraltar) nach Norden führenden Seeweg entdeckt hatten, der vorgeschichtliche Handel mit Zinn und Bernstein dem Thale des Eridanus (Po) folgte und daß demnach die in jener frühen Epoche an den Pomündungen ansäßigen Etrusker hier, wo Land- und Seehandel mit einander in Verbindung traten mit den durch die Phönicier vermittelten Kultureinflüssen des Orients in Berührung kamen. Letzterem Umstande ist es denn wohl auch zuzuschreiben, daß die Etrusker, obwohl rings umgeben von wenig entwickelten Stämmen bereits in vorgeschichtlicher Zeit als ein Industrievolk ersten Ranges erscheinen — als ein Volk, dessen Leistungen auf kunstgewerblichem Gebiete noch heutzutage Staunen erregen. Wenn dieselben jedoch, wie aus dem Vorhergehenden ersichtlich, unter den verschiedenen Stämmen und Völkern der Appeninen-Halbinsel auf metallurgischem Gebiete auch die hervorragendsten Leistungen aufzuweisen haben, so deuten andererseits doch gewisse von italienischen Archäologen gemachte Ausgrabungen darauf hin, daß schon, ehe dieses Volk zur Oberherrschaft gelangte, ein Theil der Bevölkerung Italiens die Metalle und deren Verwendung gekannt hat. So deckte — um hier nur einige der wichtigsten diesbezüglichen Forschungen namhaft zu machen — Graf Gozzadini bei Villanova 200 Gräber auf, in welchen neben anderen Gegenständen viele metallene Beigaben von Bronze und Eisen (die Schmucksachen bestehen vorwiegend aus ersterem, die Angriffswaffen dagegen größtentheils aus letzterem Metall) sich befanden; so wurden auch in den Grabstätten von Marzobotto und La Certosa neben Bronze-Waffen und Geräthen Schwerter, Dolche, Lanzenspitzen u. dergl. aus Eisen angetroffen. So wurden ferner auch in



Digitized by Google

der Nähe der altetruskischen Städte Veji und Präneste von Pater Garucci neben Bronzeobjekten eiserne Gegenstände — darunter Waffen, die durch die an Griff und Scheide angebrachten Elfenbein- und Bernsteinverzierungen an die im Folgenden zu erwähnenden Funde von Hallstadt erinnern, ferner ein Wagen, dessen eiserne Radschienen mit Kupfernägeln befestigt waren u. dergl. — ausgegraben. Wenn nun freilich auch die Ansichten hervorragender italienischer Archäologen, welche die Epoche, aus der diese Funde stammen, als „älteste Eisenzeit" bezeichnen und dieselben für „voretruskisch" halten, zur Zeit noch nicht als sicher erwiesen gelten dürfen, so liefern diese Funde doch einen Beweis für das hohe Alter der Eisenkultur auf italienischem Boden — einen Beweis, welcher durch das Fehlen des Eisens in den zuvor erwähnten oberitalischen Pfahlbauten und in den Terramaren keineswegs entkräftet wird, da es wohl denkbar ist, daß die noch in der Steinzeit befindlichen Bewohner dieser Ansiedlungen unter den von auswärts importirten Metallgegenständen der goldschimmernden, als Schmuck besonders beliebten Bronze vor dem Eisen den Vorzug gaben. — Was speciell die Eisenkultur der Etrusker anlangt, so waren es vorwiegend die auf der Insel Elba befindlichen Eisenbergwerke — deren hohes Alter von Diodor und Aristoteles ausdrücklich hervorgehoben wird — aus welchen dieselben das Rohmaterial für ihre Arbeiten bezogen; auch deutet der Name: Aithalia, wie die Insel von den Griechen benannt wurde (*Αἴθαλος* = Feuerruß), auf die dort schon in früher Zeit vorgenommenen Verhüttungsprocesse. Im Uebrigen spielte neben Elba der dieser Insel gegenüberliegende Hafen Populonia — auf dessen metallurgische Bedeutung die Schmiedezange und Hammer als Stempel tragenden alten populonischen Münzen hinweisen — insofern eine wichtige Rolle als die auf der Insel hergestellten Eisenluppen dorthin, wo Feuerungsmaterial



Digitized by Google

leichter und billiger zu beschaffen war, als auf dem holzarmen Elba, zu Schiffe versandt und daselbst weiter verarbeitet wurden. Wie schon bemerkt, waren es vorzüglich die Angriffswaffen, welche von den Etruskern aus Eisen hergestellt wurden, von denen aber freilich viele in so stark oxydirtem Zustande aufgefunden wurden, daß sie häufig bei der ersten Berührung gänzlich zerfielen. Wie sehr Rom während der ersten Jahrhunderte seines Bestehens in Bezug auf den Eisenimport von Etrurien abhängig war, geht unter Anderem daraus hervor, daß unter den von Porsenna den Römern vorgeschriebenen Friedensbedingungen eine Bestimmung enthalten war, derzufolge Letztere nicht mehr Eisen, als zur Herstellung der nothwendigsten Ackerbaugeräthe und der Handwerkszeuge unbedingt erforderlich war, von dort einführen durften. — Was ferner das frühgeschichtliche Rom selbst anlangt — einem Staat, der sich bekanntlich unter etruskischen und griechischen Einflüssen (letztere vermittelt durch die im Süden der Appeninenhalbinsel begründeten griechischen Kolonien) auf altitalischer Grundlage entwickelt hat — so hat derselbe als geschlossenes Gemeinwesen in metallarmem Gebiete und Jahrhunderte lang mit Krieg und Fehde beschäftigt, anfangs keinen nennenswerthen Einfluß auf die Entwickelung der Metallurgie ausüben können und selbst in späteren Jahrhunderten nach Begründung der römischen Weltherrschaft einen solchen nur als Eroberer und Erbe der Reichthümer und technischen Errungenschaften anderer Staaten und Völker bethätigt. Auch steht die vielfach aufgestellte Behauptung, daß die Römer sich früher der Bronze resp. des Kupfers als des Eisens bedient hätten, insofern auf schwachen Füßen, als die Thatsachen, die man zu Gunsten dieser Ansicht angeführt hat, eine völlig verschiedene Deutung zulassen. Wenn man z. B den Umstand, daß man zu Rom noch in späterer Zeit bei ge-



Digitized by Google

wissen feierlichen Handlungen die Bronze statt des gebräuchlichen Eisens in Anwendung zog, daß man sich bei rituellen Feierlichkeiten das Haar von dem Priester mit dem ehernen Scheermesser abschneiden ließ, daß die Grenzen neuer Ansiedelungen mit der ehernen Pflugschar gezogen wurden u. dergl. — wenn man aus diesen Gebräuchen einen Schluß auf das höhere Alter des Bronzegebrauchs gezogen hat, so ist die Richtigkeit dieser Auffassung keineswegs erwiesen. Es kann vielmehr aus den besagten Handlungen mit größerer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden, daß man wegen des höheren Werthes der Bronze gegenüber dem Eisen, um dem vorzunehmenden Akt eine höhere Weihe zu verleihen, den aus ersterer Substanz bestehenden Geräthen bei solchen feierlichen Gelegenheiten den Vorzug gab. Wenn ferner auch der Umstand, daß unter den römischen Zünften während der Regierung Numa's die Schmiede als aerarii aufgeführt werden, zu Gunsten der vorwiegenden Bronze- und Kupferverwendung während der ersten Zeit des Bestehens des römischen Staatswesens herangezogen wird, so ist auch diese Motivirung unhaltbar; die Bezeichnung: aerarius ist vielmehr lediglich als eine Uebersetzung des griechischen χαλκεύς — worunter ebensowohl Eisen- wie Erzschmiede inbegriffen waren — aufzufassen. — Wenn auch die früheste Existenz des römischen Staates mit jener Epoche zusammenfällt, wo die Bronzeindustrie Westasiens und Griechenlands in höchster Blüthe stand und wenn es dementsprechend für wahrscheinlich gelten muß, daß außer von Etrurien auch von jenen Ländern den Römern des Königthums und der ersten Zeitabschnitts der Republik damals Bronzegegenstände durch den Handel massenhaft zugeführt wurden — selbst wenn wir dieses zugestehen, so ist damit keineswegs der Beweis erbracht, daß Bronze im römischen Gemeinwesen früher in Anwendung kam als Eisen. Es giebt vielmehr außer den bereits angeführ-



Digitized by Google

ten noch eine ganze Anzahl von Umständen, welche zu Gunsten der gegentheiligen Ansicht sprechen. So finden wir z. B. die bei Assyrern und Spartanern einheimische Sitte eiserne Ringe zu tragen auch bei den Römern schon in ältester Zeit wieder; so läßt auch die zuvor erwähnte Bestimmung des Vertrags mit Porsenna darauf schließen, daß um das 5. Jahrhundert v. Chr. Eisen als Material zu Angriffswaffen in Rom allgemeine Verwendung faud; so spricht auch die Art und Weise, wie von den Römern schon während der frühesten Epoche ihrer Geschichte der Krieg erklärt wurde (es geschah dies, indem ein Herold ausgeschickt wurde, welcher eine eiserne Lanze in das feindliche Gebiet hineinwarf) zu Gunsten der zuletzt erwähnten Anschauung. —

Soviel über die Verwendung des Eisens bei den vor- und frühgeschichtlichen Völkern Italiens und bei der Bevölkerung Roms zur Zeit des Königthums und während des ersten Zeitabschnittes der römischen Republik. — Was die späteren Stadien der römischen Geschichte anlangt, so dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen, daß während derselben das Eisen neben der Bronze, die allerdings zu Schmuck und Zierrath, sowie zu Schutzwaffen (Helm, Panzer und dergl.) immer noch ausgedehnte Verwendung fand, in allgemeinem Gebrauche war und daß außer dem in Italien selbst gewonnenen Eisen auch solches, welches von fernher — z. B. aus Indien — importirt wurde, zur Verarbeitung kam. Auch verstanden es die Römer vortrefflich, die in den von ihnen unterworfenen Ländern einheimische Eisenindustrie, wie sie in den Provinzen Illyrien, Pannonien, Mösien, Gallien, Hispanien, sowie vor Allem in Noricum sich fand, ihren Bedürfnissen dienstbar zu machen Einen interessanten Beleg für die zuletzt erwähnte Thatsache liefert uns z. B. jene vor einigen Jahren in nächster Nähe des berühmten römischen Pfahlgrabenkastels der Saalburg (bei Homburg v. d. Höhe) von Beck und von Co-



Digitized by Google

hausen aufgedeckte alte Schmelzstätte, von der wir annehmen müssen, daß es eingeborene Schmiede waren, die schon vor der Anlegung des besagten römischen Festungswerkes (11 v. Chr.) hier ihrem Gewerbe nachgingen. Letztere traten später zu den Römern in ein Schutzverhältniß und lieferten nicht nur der Besatzung des Castrums das zur Herstellung von Waffen, für Fuhrwerke und dergl. erforderliche Metall (auf der Saalburg selbst wurden mächtige Eisenblöcke und Eisengeräthe von größter Mannigfaltigkeit angetroffen), sondern versahen auch die daselbst angesiedelte Civilbevölkerung mit den für den Ackerbau erforderlichen Eisenutensilien. Auch sind Schmelz- und Schmiedestätten, von denen wir annehmen müssen, daß sie ursprünglich von gallischen Waldschmieden eingerichtet waren, später aber dem römischen Eroberer dienstbar gemacht wurden, in verschiedenen Theilen Frankreichs, so z. B. bei Lustin (in der Nähe von Namur), zu Libourt (bei Chenonceaux) und anderwärts nachgewiesen worden.

Werfen wir nach Betrachtung der altitalischen, römischen und unter römischem Einflusse stehenden Eisenkultur einen Blick auf die Verwendung des Eisens im vor- und frühgeschichtlichen Nord- und Mitteleuropa, so ist es bekannt, daß im Gegentheil zu Griechenland und Italien, wo der Gebrauch von Metallen bis ins zweite Jahrtausend vor Christus zurückverfolgt werden kann, die Kultur in diesen Gebieten erst verhältnißmäßig spät ihren Einzug gehalten hat und daß, während bei Egyptern, Babyloniern, Assyrern, Phöniziern und Juden der Gebrauch der Metalle die Anwendung von Steinwerkzeugen schon Jahrtausende vor dem Beginne der christlichen Aera verdrängt hat, die Steinperiode sich in einzelnen Gegenden von Nord- und Mitteleuropa noch bis zum Schlusse des ersten Jahrtausends nach Christus erhalten hat. — Was ferner die Frage nach der Existenz einer



Digitized by Google

besonderen Bronzekultur in den besagten Gebieten anlangt — eine Frage, die wir nicht unerörtert lassen dürfen, da sie mit dem Gegenstande unserer Betrachtungen in engstem Zusammenhange steht — so bedürfen solche Behauptungen, wie sie z. B. Wibel aufgestellt hat, (derselbe betrachtet die Bronzezeit als eine in Nord- und Mitteleuropa durchaus einheimische Kultur und führt dieselbe ihrem ersten Ursprung nach auf Großbrittannien zurück) insofern keine Widerlegung, als es auf der Hand liegt, daß ein barbarisches Land, wie die brittischen Inseln damals noch waren, nicht den Ausgangspunkt einer Weltkultur bilden konnte und als auch nicht der geringste Anhaltepunkt gegeben ist, der dazu führen könnte, in Großbrittannien eine bereits zu Cäsars Zeiten untergegangene höhere Kultur anzunehmen. — Was Skandinavien anbetrifft, dessen Gelehrte die Theorie einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit mit besonderem Eifer vertreten haben, so wird von der Mehrzahl der dänischen, schwedischen und norwegischen Forscher behauptet, daß zwar die ersten Bronzegeräthe vom Auslande dorthin importirt worden seien, daß aber auf diese Anregung hin im Norden — und zwar speziell in Skandinavien — sich alsbald eine Bronzetechnik von solcher Bedeutung entwickelt habe, daß dieselbe etwa vom 6. Jahrhundert v. Chr. bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. einen großen Theil Europas beherrschte. Hier drängen sich nun sofort die Fragen auf: Ist es wahrscheinlich, daß in Ländern, über deren Kupfergewinnung in prähistorischer Zeit nichts bekannt ist und in denen Zinnerze nachgewiesenermaßen gänzlich fehlen, eine einheimische Bronzeindustrie, welche also das Material für ihre Arbeiten von auswärts hätte einführen müssen, sich entwickeln konnte, und wenn eine solche hochentwickelte Technik damals wirklich bestanden hätte, wäre es möglich gewesen, daß dieselbe spurlos verschwand? Müßten wir, vorausgesetzt,



Digitized by Google

daß die nordischen Völker in der Metallkultur damals bereits so weit vorgeschritten waren, nicht auch erwarten, daß sie auch in anderer Beziehung Kulturfortschritte gemacht hätten, daß sie massive Häuser gebaut haben würden und dergl. mehr? Von alledem ist aber nichts nachzuweisen; wir finden keine Städtegründungen im Norden zu einer Zeit, wo das stolze Ninive längst in Trümmern lag; wir finden daselbst keine schriftlichen Ueberlieferungen zu einer Zeit, wo die Veden, der hebräische Kanon und die unsterblichen Gesänge Homers längst niedergeschrieben waren. Auch darf bei der Beurtheilung der soeben erwähnten Theorie der skandinavischen Gelehrten nicht außer Acht gelassen werden, daß in Nord- und Mitteleuropa ebenso wie anderwärts unmittelbar neben den in der Regel weit besser erhaltenen und kunstvoll gearbeiteten Bronzeartikeln gar nicht selten eiserne Gegenstände gefunden werden und daß solche Eisenfunde sogar bekannt sind aus Zeiten, die der angeblichen Bronzeperiode vorausgehen. So wurde z. B. bei Vanzelwitz auf Rügen geschliffenes Eisen in einer langen Feuersteinärte enthaltenden Steinkiste und in einem großen Steingrabe bei Stubnitz (ebenfalls auf Rügen) Eisenschlacken aufgefunden; so hat ferner Schaaffhausen in einem bei Beckum (Westfalen) aufgedeckten Gangbau neben Feuersteingeräthen eine eiserne Kugel und ein eisernes Messer angetroffen und ebenso wurden in Mecklenburg, Schweden und Dänemark (in einem Grabhügel bei Jägerspriis auf Seeland fand Worsaae einen großen zusammengerollten Eisenklumpen neben Feuersteinwaffen) ähnliche Funde gemacht. Auch muß der Umstand, daß nach Hostmann[10]) viele nordische Bronzen eine Bearbeitung ihrer Oberfäche mit Stahlinstrumenten erkennen lassen, ebenfalls als ein gewichtiger Einwand gegen die obenerwähnte Ansicht der skandinavischen Gelehrten — der



Digitized by Google

Ansicht, daß der Eisenkultur Nordeuropas eine Bronzeperiode vorangegangen sei — gelten. Ziehen wir alle diese Umstände in Betracht und bedenken wir ferner, daß die im Norden sich findenden Bronzen uns dort von Anfang an in künstlerischer Ausführung entgegentreten, daß also von einer allmählich sich entwickelnden Bronzeindustrie daselbst nicht die Rede sein kann und daß auch der hier und da versuchten Erklärung; ein bronzekundiges Volk habe das Steinvolk unterworfen und auf dasselbe seine Kultur übertragen, der Umstand entgegensteht, daß der Uebergang von der Steinzeit zur Metallzeit in den besagten Gebieten ein allmählicher gewesen ist und daß überhaupt keinerlei Gründe vorliegen, welche zu einer derartigen Annahme berechtigen — wenn wir alles dieses in Erwägung ziehen, so kommen wir zu dem Schluß, daß die Annahme einer im Norden unseres Erdtheils zur selbständigen Entwicklung gekommenen Bronzekultur keineswegs durch die Thatsachen unterstützt wird, daß vielmehr die Anschauung solcher Forscher, welche die im Norden unseres Erdtheils aufgefundenen Bronzeobjekte im Wesentlichen als aus den Mittelmeerländern stammende Exportartikel betrachten, durch die soeben erwähnten Umstände einen hahen Grad von Wahrscheinlichkeit erhält.[11]) — Was speziell die uns beschäftigende Frage nach der Verwendung des Eisens im Norden anlangt, so folgert Beck aus den oben erwähnten Funden und aus gewissen im Nachfolgenden zu erwähnenden Umständen, daß Eisen das erste Metall war, welches von den Bewohnern Nordeuropas selbstständig bearbeitet wurde, daß freilich seine Anwendung anfangs wahrscheinlich beschränkt und seine Qualität eine geringe war, daß es aber im Lande selbst aus den Erzen gewonnen wurde und daß im Gegensatz zu der Bronze, welche mehr die Rolle eines Luxusartikels spielte, die für den Alltagsgebrauch bestimmten Geräthe, wie

die Holzaxt, das Zimmermannsbeil, die Hacke und Schippe des Landmannes und dergl. aus diesem Material bestanden. Was letzteren Punkt anlangt, so dürfte allerdings der Umstand, daß unter den in den nordischen Museen gesammelten Bronzeobjekten Handwerkszeuge nur in geringer Anzahl vorkommen und Ackerbaugeräthe gänzlich fehlen, für die Annahme sprechen, daß gerade diese Utensilien aus Eisen hergestellt wurden. Auch müssen wir, wenn unter den älteren prähistorischen Funden Nordeuropas das Eisen in sehr vielen Fällen vermißt wird, hier abermals darauf verweisen, daß einerseits die Zerstörung dieses Metalles durch Rost — (wenn letztere schon in südlichen Ländern sich bemerkbar macht, um wie viel mehr muß dieselbe in dem von atmosphärischen Niederschlägen durchfeuchteten, niemals völlig austrocknenden Erdboden nordischer Gebiete zur Geltung kommen) — andererseits der Umstand, daß, im Gegensatz zu der von fernher importirten goldschimmernden Bronze, das im Lande selbst gewonnene Metall für zu gering gehalten wurde, um es den Todten mit ins Grab zu geben, das häufige Fehlen des Eisens an den besagten Fundstätten wohl zu erklären geeignet ist. Im Uebrigen muß, wenn wir auch die Eisenindustrie des europäischen Nordens als eine in ihren Anfängen autochthone Kunst betrachten, doch zugestanden werden, daß in ganz analoger Weise, wie das im Besitze einer nationalen Eisenindustrie befindliche Hellas die besseren Eisen- und Stahlsorten aus dem Lande der Chalyber und aus anderen Gegenden Kleinasiens importirt hat, so auch kurz vor Beginn der historischen Periode durch gute Qualität sich auszeichnendes Eisen und Stahl resp. die aus diesen Materialien gefertigten Geräthschaften und Waffen aus Südeuropa nach dem Norden unseres Erdtheils ausgeführt wurden und daß gerade durch diesen Import die unvollkommene Technik der letzteren Gebiete einen mächtigen Anstoß erhielt. Während wir

also, wie schon bemerkt, an dem Vorhandensein einer autochthonen, wenig entwickelten vorgeschichtlichen Eisenindustrie im nördlichen Europa festhalten, können wir uns im Uebrigen mit den Ausführungen des hervorragenden norwegischen Archäologen Ingvald Undset[12]) einverstanden erklären, demzufolge es im Wesentlichen der La Tène-Kultur, dieser jüngeren mitteleuropäischen vorrömischen Eisenkulturgruppe, vorbehalten war, durch ihre Einwirkungen die Eisenzeit in Norddeutschland zu begründen und ins Leben zu rufen."

Das, was wir im Vorhergehenden über das Verhältniß des Eisens zur Bronze in Nordeuropa — insbesondere im vor- und frühgeschichtlichen Skandinavien — gesagt haben, gilt im Allgemeinen auch für diejenigen Gebiete unseres Erdtheils, deren Eisenkultur von uns noch nicht erörtert wurde. So ist es z. B. auch auf die Schweiz anwendbar, über deren Prähistorie bekanntlich die Pfahlbautenuntersuchungen wichtige Aufschlüsse geliefert haben. Letztere scheinen allerdings auf den ersten Blick die Theorie von einer dem Gebrauche des Eisens vorangehenden Bronzezeit dadurch zu bestätigen, daß in einer Anzahl von Seeansiedelungen der Westschweiz neben Geräthschaften und Waffen aus Stein solche aus Kupfer und Bronze angetroffen wurden und daß gerade die soeben erwähnte Station La Tène (bei Marin im Neuenburger See gelegen), die man gewöhnlich als eine der jüngsten Pfahlbautenansiedelungen betrachtet, durch das Vorherrschen des Eisens charakterisirt wird. Andererseits ist es aber im höchsten Grade wahrscheinlich, daß die Herstellung der Bronze keine Erfindung der barbarischen Protohelveten — von denen vermuthet werden muß, daß sie außer in den Seedörfern auch auf dem festen Lande ansäßig waren — gewesen ist; vielmehr weist schon die Nachbarschaft Italiens, sowie der Umstand, daß gerade in den Pfahlbaudörfern der Westschweiz, durch welche der Handel



Digitized by Google

Italiens mit Frankreich und Deutschland sich vorzugsweise bewegte, Bronzeobjekte angetroffen werden, darauf hin, daß das Pfahlbautenvolk seine Bronze von auswärts — ursprünglich wohl von den schon in früher Zeit am Po ansässigen Phöniziern und später von den Etruskern — bezog.[13]) Auch scheint das Auffinden der Reste von Silene Cretica in den Pfahlbauten, eines südeuropäischen Unkrauts, welches in der heutigen Schweiz sich nicht mehr findet, insofern, als es auf einen ehemals zwischen diesem Lande und den Mittelmeergebieten bestehenden Verkehr deutet, die im Vorhergehenden ausgesprochene Vermuthung von dem südlichen Ursprung der Pfahlbautenbronzen zu bestätigen. Aus den besagten Ländern mögen wohl auch jene Gußformen in die Schweiz eingeführt sein, welche der verdienstvolle Pfahlbautenforscher Dr. V. Groß[14]) aus den Stationen Morges am Neuenburger- und Möhringen am Bieler See zu Tage förderte und welche darauf hindeuten, daß das Pfahlbautenvolk die Kunst, Bronze zu gießen, resp. gewisse Bronzeobjekte selbst herzustellen, von den Fremden erlernt hatte. — Was ferner die Verwendung des Eisens in den schweizerischen Seeansiedelungen anlangt, so müssen wir hier wiederum daran erinnern, daß das Eisen, wie Johannes Ranke[15]) bemerkt, „sich an den Fundstellen, die der Erhaltung der Bronze und der organischen Gebilde, wie Knochen und Horn, so günstig waren, viel weniger leicht erhalten konnte." — Andererseits hat angesichts der Thatsache, daß eiserne Objekte außer zu La Tène in den Seedörfern von Niedau-Steinberg, ferner am Bieler See: in den Stationen von Lutz, Latringen, Hageneck, Neustadt, Wingels, sowie zu Möhringen aufgefunden wurden, die Annahme, daß es in jener prähistorischen Epoche, während deren die Pfahlbauten bestanden, eine getrennte Bronze- und Eisenzeit gegeben habe, wenig Wahrscheinlichkeit für sich, und noch unwahrschein-

licher ist die Ansicht, daß erst nach einer Bronzezeit von langer Dauer, wie z. B. Morlot solche für die Pfahlbauten berechnet, in der Schweiz die Erfindung des Eisens gemacht worden sei. Ohne zu solchen Theorien unsere Zuflucht zu nehmen, haben wir vielmehr in dem Umstand, daß der Handel den damaligen Bewohnern der Schweiz Bronzewaffen und -Geräthe leicht und bequem darbot und daß in Folge dessen der Gebrauch des Eisens in den Hintergrund gedrängt wurde, eine ungezwungene Erklärung für die relative Seltenheit des zuletzt erwähnten Metalles in den Westschweizerischen Seedörfern. (Die Pfahlbauten der Ostschweiz sind bekanntlich noch vor dem Beginne der Metallzeit verlassen resp. zerstört worden.) Da wir aber trotzdem das Eisen in Anwendung finden und zwar theilweise für Gegenstände von geringem Werthe, wie: Schuhe von Schifferstangen, Ringe zum Befestigen der Fischerboote und dergl., so dürfen wir hieraus schließen, daß dieses Metall dem damals die Westschweiz bewohnenden Volke bekannt war und daß es billiger war als Bronze, woraus dann weiter zu folgern ist, daß es im Lande selbst gewonnen wurde. Der zuletzt erwähnte Schluß hat denn auch durch die Untersuchungen von Quiquerez — denen zufolge in der Schweiz nicht weniger als 400 prähistorische Eisenschmelzen nachgewiesen werden können, von denen 61 mit Bestimmtheit in die vorrömische Periode verlegt werden müssen — seine Bestätigung gefunden und kann nach dem, was der besagte Forscher über die uralte Eisengewinnung im Berner Jura, über die Einrichtung der Schmelzöfen, über die in der Nähe der Letzteren befindlichen Meiler (welche zur Erzeugung der beim Schmelzprozeß Verwendung findenden Holzkohlen dienten), über die ausgedehnten prähistorischen Schlackenhalden des Schweizerlandes, sowie endlich über die zwischen den Namen schweizerischer Ortschaften und dem in den betreffenden Gegenden



Digitized by Google

seit uralter Zeit betriebenen Schmiedehandwerk bestehenden Beziehungen festgestellt hat — nach alledem kann nicht bezweifelt werden, daß die Eisenindustrie der Schweiz bis in einen frühen Abschnitt der Prähistorie zurückreicht; auch ist es wahrscheinlich, daß die besagten Eisenwerke schon zur Zeit der Pfahlbautenansiedelungen in Betrieb waren und daß das Eisen den Bewohnern der Letzteren schon vor der Einführung der Bronze durch fremde Händler bekannt war.

Wenden wir uns von den Untersuchungen, welche die früheste Eisenkultur der Schweiz betreffen, zu den östlichen Alpengebieten, so ist das berühmte Grabfeld von Hallstadt (im Salzkammergut) ebenfalls bis zu gewissem Grade geeignet, die Theorie von einer zeitlich streng geschiedenen Bronze- und Eisenzeit, wie solche von den nordischen Forschern immer noch vertheidigt wird, zu widerlegen, da wir unter den klassischen Funden, welche daselbst gemacht wurden, sowohl Bronze wie Eisen in außerordentlicher Reichhaltigkeit antreffen, und da viele aus den dort aufgedeckten Gräbern stammende Objekte zum Theil aus Bronze, zum Theil aus Eisen bestehen und da Eisenschwerter und Bronzeschwerter, Eisenbeile und Bronzebeile (Palstäbe) bezüglich der Form in vielen Fällen aufs Genaueste übereinstimmen. Entsprechend dem soeben Gesagten betont von Sacken, dem wir die eingehendsten Untersuchungen über die Funde von Hallstadt verdanken, daß die Trennung nach dem Material eine mißliche sei, daß vielmehr das Wichtigste bei der Unterscheidung der beiden Metallperioden das geistige Moment in der Formgebung, d. h. der Styl sei. Dem durch ein eigenthümliches System der Ornamentik charakterisirten „Bronzestyl", welcher dem Grundtypus nach den Kulturvölkern des Mittelmeeres entstammt, der sich besonders in Etrurien lange gehalten



Digitized by Google

und specifisch entwickelt hat, zugleich aber auch nach von Sacken's Anschauung an den germanisch-skandinavischen Nordküsten eine lokalgefärbte Ausbildung erfahren hat — dieser wegen der ihr eigenthümlichen Ornamentik als „geometrischer Bronzestyl" bezeichneten Formgebung stellt der besagte Forscher eine andere Gruppe gegenüber, welche ein durchaus verschiedenes Prinzip in Form und Verzierung aufweist, im Wesentlichen aus Eisenobjekten mit wenig Bronze sich zusammensetzt und deren Formen nach Johannes Ranke (a. a. O. p. 281) mit dem Styl des „germanischen Eisenalters" aus der Periode der fränkisch-allemannischen Reihengräber identisch sind. Auch soll sich aus der besagten Eintheilung insofern eine ethnographische und zeitliche Gruppirung ergeben, als der „geometrische Bronzestyl" sich, wie schon bemerkt, auf den Einfluß der Mittelmeervölker zurückführen läßt und für Mitteleuropa in die Mitte und zweite Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends (Periode der Handelsbeziehungen der südlichen Kulturstaaten zu den keltischen und germanischen Stämmen) zu verlegen ist, während andererseits der soeben erwähnte Eisenalterstyl vorzugsweise von nordgermanischen Bevölkerungselementen getragen wird und erst in nachchristlicher Zeit eine weite Verbreitung erlangt. Im Uebrigen deutet, wenn auch die Hallstädter Funde im Wesentlichen wohl einem späten Abschnitt der Prähistorie Mitteleuropas [16]) angehören, die hohe Vollkommenheit der aus den besagten Gräbern zu Tage geförderten Eisen-Geräthe und -Waffen darauf hin, daß der Herstellung derselben eine Eisenindustrie von langer Dauer vorausgegangen ist, daß also in diesem von dem (wahrscheinlich keltischen) Stamme der Taurisker bewohnten Alpengebiete, welches später einen Theil der römischen Provinz Norikum bildete, das Eisen schon in früher prähistorischer Zeit bekannt war — eine Annahme, welche durch die Auffindung von alten Eisenschlackenhalden und prähistori-



Digitized by Google

schen Schmelzstätten im östlichen Alpenlande (Eisenschmelzen von Hüttenberg in Steiermark) bestätigt wird. — Um an die Besprechung des Grabfeldes von Hallstadt einige Bemerkungen über die in anderen österreichischen Gebieten gemachten vorgeschichtlichen Eisenfunde zu knüpfen, so hat H. Wankel in dem von den Römern als Luna Silva bezeichneten eisenerzreichen böhmisch-mährischen Scheidegebirge ebensowohl uralte Schlackenhalden, wie die in den dortigen Eisensteingruben sich findenden alten Strecken — welche von den Bergleuten „der alte Mann“ genannt werden — sowie eine Anzahl von prähistorischen Schmelzstätten nachgewiesen. Letztere sind insofern von besonderem Interesse, als wir hier einem von dem in prähistorischer Zeit in Europa ziemlich allgemein verbreiteten Verfahren (Schmelzung der Eisenerze in cylinder- oder kegelförmigen thönernen Oefen) abweichenden Schmelzprozeß — nämlich dem Schmelzen des Eisenerzes in einer Anzahl von topfartigen Tiegeln begegnen — einem Verfahren, welches im Wesentlichen darin bestand, daß die Eisenschmelzer mehrere Tiegel zu einer Gruppe vereint auf den Boden stellten, sie mit dem Schmelzgut füllten und über und um dieselben ein starkes Feuer anzündeten, in welches sie wahrscheinlich durch eine einfache Gebläsevorrichtung so lange bliesen, bis sich das geschmolzene Eisen am Grunde des Tiegels angesammelt hatte, das dann herausgenommen und als Eisenluppe in den Handel gebracht wurde. —

Werfen wir, nachdem wir die vor- und frühgeschichtliche Eisenkultur im übrigen Europa einer Betrachtung unterzogen haben, noch einen Blick auf die früheste Eisengewinnung und -Verarbeitung bei unserem eigenen Volke, so hat man, wie oben bemerkt, die Stammverwandschaft des Sanskritwortes ayas, des gothischen aiz, des lateinischen aes, des deutschen „Eisen“ als einen Beweis dafür angeführt, daß die indogermanischen

Stämme bereits, ehe sie aus ihren gemeinschaftlichen Ursitzen in die heutzutage von ihnen besetzten Gebiete auswanderten, mit dem Eisen bekannt gewesen seien. Was diese Frage anlangt, so muß jedoch darauf hingewiesen werden, daß die Sprachforscher bezüglich dessen, was die Veden der Inder und die Zend-Avesta der Perser mit „ayas" bezeichnen, verschiedener Meinung sind. (Nach Max Müller bedeutete ayas ursprünglich vielleicht blos: Metall; nach O. Schrader — Vergl. das wichtige Werk: Sprachvergleichung und Urgeschichte. Jena 1883 — wäre damit Kupfer gemeint gewesen.) Andererseits bedarf es bloß eines Hinweises auf die wichtige Rolle, welche das Eisen in der germanischen Mythologie spielt, auf den Werth, welchen die Helden der germanischen Sagen auf gute Eisenschwerter legen und auf die Mythen, welche sich an die Herstellung und Geschichte dieser Waffen knüpfen, um sofort zu erkennen, daß das werthvollste aller Metalle den Völkern germanischen Stammes schon in sehr früher Zeit bekannt gewesen ist. Auch könnte nach Beck wohl in Frage kommen, ob nicht die Zwerge, welche die germanische Mythe mit dem Schmiedehandwerk in Verbindung bringt, als Reste einer älteren im Vergleich zu den Germanen schwächlichen Urbevölkerung aufzufassen sind, welche in technischen Fertigkeiten einen gewissen Kulturgrad erlangt hatte. — Abgesehen von den dem Gebiete der germanischen Mythologie entlehnten Wahrscheinlichkeitsgründen besitzen wir übrigens direkte Beweise dafür, daß unsern Vorfahren schon sehr frühzeitig auf die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens sich verstanden. Als ein solcher Beweis sind z. B. die im Lüderich bei Bensberg nachgewiesenen Spuren eines uralten Bergbau's — es wurden aus diesen Eisenerzgruben Geräthe, welche ein sehr hohes Alter des dortigen Bergwerkbetriebes bekunden wie: Steinlampen, hölzerne mit kupfernen und eisernen Spitzen versehene Brechwerkzeuge, hölzerne Schaufeln und der-



Digitized by Google

gleichen zu Tage gefördert — zu betrachten und ebenso sprechen die in gewissen Theilen Norddeutschlands sich findenden prähistorischen Schlackenhalden zu Gunsten dieser Annahme. Was letzteren Punkt anlangt, so macht Ch. Hostmann in einer unlängst veröffentlichten Arbeit (die ältesten Eisenschlacken in der Provinz Hannover von Ch. Hostmann in Celle) darauf aufmerksam, daß an den Abhängen der dünenartigen Alluvialbildungen, welche die Ufer der unteren Leine einfassen — insbesondere auf den von kleinen Zuflüssen der Leine halbinselartig eingeschlossenen Höhen in einer Tiefe von 0,3 bis 1 Meter unter der Erdoberfläche eine durch das ganze, oft mehrere Hektare umfassende Terrain sich hinziehende Ablagerung von Artefakten — eine Art Kulturschicht — nachgewiesen werden kann, welche vorwiegend aus einer fast unglaublichen Menge kleiner Topfscherben, untermischt mit Eisenschlacken, Kohlenresten, Thierknochen, vegetabilischen Abfällen, sowie mit einzelnen eisernen Gegenständen, Steingeräthen und Feuersteinsplittern besteht. Auch ist daraus, daß in den betr. Gegenden angestellte Nachgrabungen in vielen Fällen nicht nur jene soeben erwähnten Objekte, sondern auch Fundamentirungen aus Feldsteinen, Herdstellen aus Granitblöcken, sowie die Ueberreste kleiner Schmelzgruben ergeben haben, wohl mit Sicherheit zu schließen, daß wir es nicht etwa mit den Trümmern von durch den Pflug aufgewühlten und zerstörten Urnenfeldern (Begräbnißstätten), sondern mit den Rückständen uralter zum Zwecke der Eisengewinnung gegründeten Ansiedelungen daselbst zu thun haben. Als ein Umstand, welcher den soeben erwähnten Untersuchungen eine besondere Beweiskraft verleiht, muß ferner noch bemerkt werden, daß die besagten Anhäufungen von Eisenschlacken, — welche, beiläufig bemerkt, nicht nur an den Ufern der Leine sich finden, sondern auch von diesem Fluß bis zur Hunte und von



Digitized by Google

dort weiter westlich bis zur Ems und zur Zuider-See sowie in südlicher Richtung bis zum Rheinthal sich fortsetzen — hier meistens in Gegenden angetroffen werden, in denen der moderne Betrieb von Schmelzhütten — soweit bekannt — niemals bestanden hat und daß ebensowohl die primitive Beschaffenheit der mit den Eisenschlacken vermischten, mäßig gebrannten und wenig verzierten Topfscherben, wie der bedeutende Eisengehalt der Schlacken selbst zu Gunsten der Annahme einer sehr frühen und noch sehr unvollkommenen Eisengewinnung durch Verhüttung der Erze spricht. Auch hebt Hostmann hervor, daß neben den erwähnten Eisenschlacken in der ganzen Provinz Hannover keinerlei andere prähistorische Schlacken bis jetzt nachgewiesen wurden und daß es demnach als unwahrscheinlich gelten muß, daß außer Eisenerzen auch Kupfer- und Silbererze schon während der prähistorischen Zeit in den besagten Gegenden eingeschmolzen wurden.

So viel über die Untersuchungen Hostmann's, welche dazu aufmuntern auch in anderen Theilen Deutschlands nach prähistorischer Erzgewinnung und Verhüttung Forschungen anzustellen und auf diese Weise behufs genauerer Kenntniß der vor- und frühgeschichtlichen Metallkultur weitere Anhaltepunkte zu gewinnen. — Um hier noch einige andere Forschungen auf anthropologisch-archäologischem Gebiete zu besprechen, welche ebenfalls das hohe Alter der germanischen Eisenkultur bezeugen, so wurde der von Beck und Cohausen am Südhange der Saalburg (unweit Homburg v. d. Höhe) aufgefundenen Eisenschmelzstätte bereits gedacht und sei hier nur noch erwähnt, daß in unmittelbarer Nähe der daselbst nachgewiesenen schachtförmigen, mit besonderen Windöffnungen (welche zur Aufnahme einer Gebläsevorrichtung bestimmt waren) versehenen Schmelzöfen sich Spuren von Meilern und umfangreiche Schlackenhalden vorgefunden haben. Auch gestattet das Alter der riesigen Buchen, welche auf letzteren

gewachsen sind, insofern einen Schluß auf die fernentlegene Vorzeit, während deren die besagten Schmelzöfen in Betrieb waren, als zweifelsohne lange Zeit verstrichen sein muß, bis die hier befindlichen Eisenschlacken sich soweit mit Erde bedeckt hatten, daß auf denselben Buchenkerne genügende Nahrung für ihre erste Entwicklung finden konnten. — Um hier noch einiger anderer über die Eisenkultur des alten Germaniens Licht verbreitender Forschungen zu gedenken, so verdient der Fund von Monzenheim (Elsaß) insofern eine besondere Erwähnung, als daselbst ebenso wie an anderen Punkten des Mittelrheinlandes eine Anzahl von Eisenluppen, welche aus vorgeschichtlicher Zeit — wahrscheinlich aus der der römischen Okkupation unmittelbar vorausgehenden La Tène-Periode — stammen, angetroffen wurden. Dieselben bestehen aus einem homogenen weichen Eisen, das sich gut schweißen und schmieden läßt und stimmen bezüglich der Form mit den oben beschriebenen doppelpyramiden-förmigen Eisenluppen Assyriens auf's Genaueste überein. — Zu erwähnen wäre hier ferner noch, daß C. Mehlis bei Ramsen in der Nähe des jetzigen Eisenberg (bairische Pfalz) mächtige Schlackenlager und in Eisenberg selbst — dem Rufiana des Ptolemaeus — mehrere zuckerhutförmige Eisenschmelzöfen, welche wahrscheinlich aus der Römerzeit herrühren, nachgewiesen hat. — Was endlich eine dritte Quelle, aus der wir Aufschlüsse bezüglich der altgermanischen Eisenkultur zu gewinnen im Stande sind — nämlich die Ueberlieferungen der römischen Schriftsteller — anlangt, so erfahren wir durch dieselben manche Einzelheiten, welche über das Alter der besagten Kultur bis zu gewissem Grade Licht verbreiten. Dieselben berichten, daß ebensowohl die von Marius bekämpften Cimbern und Teutonen, wie die Sueven des Ariovist Eisenschwerter führten, daß die Chatten eiserne Schwurringe trugen, die sie erst ablegen durften, nachdem sie einen Feind



Digitized by Google

getödtet hatten und daß außer den besagten Stämmen auch Longobarden, Rugier, Sennonen, Cherusker und Sigambren eiserne Waffen trugen. Auch ist, wenn Tacitus bemerkt, daß die Germanen arm an Eisen seien, dies jedenfalls nur relativ, d. h. im Vergleiche zu der reichen Ausstattung der römischen Legionen gemeint, da der berühmte Geschichtsschreiber die mit Eisenspitzen versehenen Speere der germanischen Krieger besonders erwähnt und von der an den östlichen Grenzen Germaniens — im Lande der Gothinen, welche den Quaden dienstpflichtig waren — betriebenen Eisengewinnung spricht. — Was endlich das Verhältniß des Eisens zur Bronze im vor- und frühgeschichtlichen Germanien anbetrifft, so können wir bezüglich dieser Frage auf das verweisen, was oben über den Bronzeimport nach Nordeuropa — insbesondere nach Skandinavien — bemerkt wurde. Gerade der Umstand, daß in den deutschen Flußthälern, welchen der vor- und frühgeschichtliche Handel im Allgemeinen gefolgt ist und in den deutschen Küstengebieten Bronzefunde, besonders häufig gemacht werden, deutet darauf hin, daß die Bronzen im Wesentlichen als aus dem Süden resp. Südosten stammende Importartikel zu betrachten sind. Auch ist noch besonders hervorzuheben, daß während das Eisen fast ausschließlich zu Gegenständen des täglichen Gebrauches, insbesondere zu Handwerks- und Ackerbaugeräthen, ferner — wie das Beowulflied berichtet — zum Häuserbau und zu vielen anderen Zwecken verarbeitet wurde die Bronze bei den Germanen im Wesentlichen nur ein Luxusartikel gewesen ist. — Erwähnt sei hier endlich noch, daß in Deutschland seit dem frühen Mittelalter wohl fast auf jedem größeren ländlichen Besitzthum der Eigenthümer zugleich dem Schmiedehandwerk oblag, daß die Zahl der auf den Gütern zu verwendenden eisernen Ackerbaugeräthe — ein In-



Digitized by Google

ventar derselben aus karolingischer Zeit findet sich z. B. im Breviarum Caroli Magni — genau vorgeschrieben war und daß die noch heutzutage in gewissen Gegenden Deutschlands — so z. B. im westfälischen Sauerland — bestehende Einrichtung, daß der Gutsherr selbst einen kleinen Eisenhammer betreibt, als eine Reminiscenz an die Eisenkultur unseres Vaterlandes, wie sie im Mittelalter sich darstellte, zu betrachten ist.

Unser Ueberblick über die Gewinnung und Verwendung des Eisens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit ist hiermit beendigt. — Fassen wir zum Schlusse die Hauptergebnisse unserer Betrachtungen noch einmal kurz zusammen, so dürfte aus dem Gesagten wohl mit ziemlicher Gewißheit hervorgehen, daß die vor wenigen Jahren noch allgemein verbreitete und noch heutzutage viele Anhänger zählende Doktrin, wonach bei den meisten Völkern der Eisenkultur eine Periode vorausgegangen sein soll, innerhalb deren Kupfer und Bronze die einzige zur Herstellung von Werkzeugen, Geräthen und Waffen verwendeten Metalle gewesen wären und daß der Gebrauch dieser Substanzen überhaupt älter sei als derjenige des Eisens — daß diese Anschauung nicht länger aufrecht erhalten werden kann. Ganz abgesehen von den übrigen von uns aufgezählten Beweisgründen zwingen vielmehr die metallurgischen Thatsachen: der Umstand, daß ein für die meisten Zwecke genügendes, hämmerbares, wenn auch nicht schlackenfreies Eisen bei niedrigerer Temperatur hergestellt werden kann als zur Gewinnung des Kupfers aus seinen Erzen erforderlich ist und daß demnach die Eisengewinnung von allen metallurgischen Processen, die bei dieser Frage in Betracht kommen, als der einfachste betrachtet werden muß, ferner der Umstand, daß im Gegensatz hierzu die Herstellung der Bronze die Kenntniß des Kupferausbringens, des



Digitized by Google

Zinnschmelzens und der Kunst zu formen und zu gießen bedingt und dementsprechend einen Kulturzustand voraussetzt, höher als derjenige, welchen die Gewinnung und Verarbeitung des Eisens erheischt; endlich noch der Umstand, daß von den zur Herstellung der Bronze erforderlichen Ingredienzien das Zinn nur in wenigen von den alten Kulturcentren im Allgemeinen weit entlegenen, in vor- und frühgeschichtlicher Zeit schwierig zu erreichenden Lokalitäten angetroffen wird — diese Thatsachen drängen vielmehr zu der Annahme, daß in solchen Ländern, in denen Eisenerze sich finden, das Eisen dasjenige Metall gewesen ist, welches zuerst an die Stelle des zur Herstellung von Geräthen, Werkzeugen und Waffen bis dahin ausschließlich benutzten Steines, Knochens, Hornes und Holzes trat und dadurch der aufstrebenden menschlichen Kultur einen mächtigen Anstoß verlieh. Auch ist der gegen die Priorität des Eisens häufig erhobene Einwand, daß die Bronze überhaupt nie zur Entwickelung gekommen sein würde, wenn Eisen vorausgegangen wäre, unschwer zu widerlegen. Die Bronze stellte vielmehr etwas Neues und zumal eine Erfindung dar, welche vermöge ihres an das Gold erinnernden Glanzes und ihrer Verwendbarkeit zu Schmuck und Zierrath auf das Gemüth des noch auf niedriger Kulturstufe stehenden vorgeschichtlichen Menschen einen tiefen Eindruck machen mußte und dadurch befähigt war, sich ihren Platz neben dem Eisen zu erobern. In Uebereinstimmung mit dem soeben Gesagten kann das chronologische Verhältniß der Bronze zum Eisen wohl nicht besser bezeichnet werden als mit den Worten Raubers:[17]) „Innerhalb einer großen Eisenzeit entwickelte sich an manchen Orten eine Bronzekultur, entsprechend der dem neuen Stoff zukommenden, hier und da ihn selbst überschreitenden Verwendbarkeit." — Im Uebrigen be-

darf es keiner Auseinandersetzung, daß die Entwicklung und der civilisatorische Fortschritt der Menschheit mehr als irgend einer anderen Substanz dem Eisen verdankt und daß, wenn auch bereits das Alterthum in der Herstellung und Verwendung dieses Metalles Großes geleistet hat, es doch unserem Jahrhundert — dem Zeitalter der Hochöfenindustrie und des Bessemerstahls — beschieden war, die vorausgegangenen Jahrtausende in den Schatten zu stellen.

---



Digitized by Google

## Anmerkungen.

1) Dr. Ludwig Beck, die Geschichte des Eisens. Braunschweig. F. Vieweg u. Sohn, 1884.

2) Bemerkt sei hier noch, daß während, wie oben bemerkt, zahlreiche afrikanische Stämme die Eisengewinnung und Verarbeitung mit großem Eifer und Erfolg betreiben, andere in angrenzenden Gebieten lebende Negervölker den Gebrauch metallener Geräthe und Waffen noch gar nicht kennen, sich also noch in der Steinzeit befinden. — Für die im Vorhergehenden ausgesprochene Ansicht, daß das Schmelzen der Eisenerze und die Verarbeitung des Eisens, wie sie von den Eingeborenen Afrikas betrieben wird, nicht etwa als eine von außen zugeführte fremde Kultur, sondern vielmehr als eine auf dem dunklen Kontinent spontan entstandene Industrie zu betrachten ist — hierfür spricht auch der Umstand, daß nach Schweinfurth der Verkehr mit Europäern, durch welche den Eingeborenen Afrikas das Eisen als Tauschobjekt für Elfenbein, Palmöl und andere Naturprodukte müheslos zugeführt wird, auf die afrikanische Eisenindustrie einen lähmenden Einfluß ausübt und daß gerade diejenigen Negerstämme, welche bisher mit europäischer Kultur nicht in Berührung gekommen sind, es in der Bearbeitung des Metalles zu einer bemerkenswerthen Geschicklichkeit gebracht haben. So sind z. B. von den Bewohnern des oberen Nilthales die Djur ganz vorzügliche Stahlschmiede. Einzelne Stämme zeigen eine besondere Begabung in der Herstellung federnder eiserner Armringe, die mit Zacken und Spitzen versehen, sich im Nahkampf als eine höchst gefährliche Waffe erweisen; andere wiederum legen eine geradezu teuflische Erfindungsgabe an den Tag, indem sie, die Stacheln der Dorngesträuche nachahmend, an den Schaften der Lanzen Zacken und Widerhaken anbringen, welche dazu dienen, eine Verwundung so gefährlich als möglich zu machen.

3) Die Ansicht, daß die Bewohner Perus und Mexikos zur Zeit der Eroberung dieser Länder durch die Spanier den Gebrauch des Eisens noch nicht kannten, scheint sich erst mehrere Jahrzehnte nach diesem Ereigniß ausgebildet zu haben, während die Konquistadoren selbst über diesen Punkt Schweigen beobachten. — Was die obenerwähnten Bau-



Digitized by Google

werke Perus und Mexikos anlangt, so ist es geradezu unmöglich, daß die aus Porphyrblöcken kunstvoll herausgemeißelten Thierköpfe, wie sie La Condamine in dem zuerst erwähnten Lande entdeckte, anders als mit Hülfe von Stahlmeißeln hergestellt werden konnten. Dasselbe gilt auch für die 380 Fuß hohe Pyramide von Xochicalco, welche aus mit Hieroglyphen bedeckten, trefflich bearbeiteten Granitblöcken zusammengefügt ist, für die Prachtbauten von Nezahualcoyotl mit ihren in den Porphyrfels eingehauenen Treppen und Aquädukten, sowie vor Allem von der berühmten Inkastraße, welche in einer Längenausdehnung von 250 geogr. Meilen am Abhange der Kordilleren verläuft und in ihrer vollen Breite von 25 Fuß mit regelmäßig behauenen Trapp-Porphyrblöcken gepflastert ist. Auch ist die Behauptung, die Peruaner hätten es damals verstanden, durch einen Zusatz von Zinn das Kupfer dermaßen zu härten, daß es die Eigenschaften des Stahles angenommen hätte, ebenso unbegründet wie die Hypothese, wonach zur Herstellung der vorerwähnten, aus den härtesten Gesteinen bestehenden Architektur- und Skulpturwerke Steinmeißel benutzt worden sein sollen. — Endlich wird die frühe Bekanntschaft der mexikanisch-peruanischen Bevölkerung mit dem Eisen auch durch sprachliche Gründe bezeugt, sowie durch den Umstand, daß zufolge einer Notiz, die in den von Montesinos verfaßten peruanischen Annalen sich findet, die Eisengruben von Amoraimes (südlich von Tiaguanaco gelegen) bereits von den Inkas ausgebeutet wurden.

4) Daß Egypten während des frühesten Abschnitts seiner Geschichte sein Eisen im Wesentlichen aus den sudanesischen Gebieten, dagegen in späterer Zeit aus Asien bezog — diese Thatsache wird auch bezeugt durch die Verschiedenartigkeit der für dieses Nutzmetall im Pharaonenreiche gebräuchlichen Ausdrücke. Während das altegyptische Wort: Chomt ebensowohl Kupfer wie Bronze in sich schließt, besitzt die altegyptische Sprache für Eisen mehrere Bezeichnungen, von denen das Wort men für die vom Sudan her eingeführte Eisenwaare, dagegen das Wort „tehaset" (wahrscheinlich entsprechend dem biblischen „Eisen des Nordens") für das von Asien her importirte Nutzmetall gebraucht wird. Ueber den Ursprung des bereits obenerwähnten Wortes baaenepe (koptisch: benipe) gehen die Ansichten der Egyptologen auseinander. — Bemerkt sei hier noch, daß außer zu den oben namhaft gemachten Zwecken das Eisen im alten Egypten zu Ringen, Ketten, Thüreinfassungen und Thürschlössern, Holzbeschlägen, Klammern zum Verbinden der Bausteine, ja selbst zu chirurgischen Instrumenten (derartige Werkzeuge fanden sich bei einer Mumie) verwendet wurde. Auch die nationale Waffe, das



Digitized by Google

Sichelschwert (chops), welches die Leibgarde der Pharaonen trug, wird in den Königsgräbern mit der das Eisen bezeichnenden blauen Farbe dargestellt, und bei der Herstellung der berühmten egyptischen Streitwagen spielte das Eisen ebenfalls eine bedeutende Rolle. — Was den Gebrauch der Bronze in Egypten anlangt, so machen verschiedene Umstände — so vor Allem das Fehlen eines hieroglyphischen Zeichens für Zinn und die lange fortgesetzte Benutzung des Kupfers zu Werkzeugen und Waffen — es im hohen Grade unwahrscheinlich, daß Egypten als eines jener Centren zu betrachten ist, in welchem die Bronze zuerst dargestellt wurde.

5) Der Umstand, daß in der heiligen Schrift des „Erzes" häufiger als des Eisens gedacht wird — im ganzen „Pentateuch" wird Eisen 13 mal, Erz dagegen 44 mal erwähnt — kann nicht als Beweis dafür gelten, daß die Israeliten sich mehr der Bronze als des Eisens bedient hätten. Nach Josua (VI, 19 und 24) wurden dem Ewigen auch eiserne Geräthe geweiht. Die Bedeutung der israelitischen Eisenindustrie wird auch dadurch bezeugt, daß Moses den Hebräern Palästina als ein Land verkündigt und anpreist, „dessen Steine Eisen sind". (Deuteronom. VIII, 9.)

6) Der Periplus des erythräischen Meeres von einem Unbekannten. Griechisch und deutsch mit Anmerkungen von B. Fabricius. Leipzig, Veit u. Co. 1883.

7) Vergl. Furtwängler, Die Bronzefunde aus Olympia (Abhandlung der Akademie der Wissenschaften) Berlin 1879.

8) Ursprung und erste Entwicklung der europäischen Bronzekultur von Dr. Sophus Müller. Deutsche Ausgabe von J. Mestorf. Braunschweig 1884.

9) „Die man gewöhnlich Steinkohlen (ἄνθρακες) nennt und die des Gebrauches wegen aus dem Boden gegraben werden, sind ihrer Natur nach erdig; man findet sie in Ligurien, wo sie gesammelt werden, und in Elis an dem Wege, der durch das Gebirge nach Olympia führt; diese werden von den Eisenschmieden benutzt." Theophrast, Ueber die Steine (περὶ λίθων). — Eine interessante Beschreibung der Stahlerzeugung bei den Chalybern findet sich bei Aristoteles; das daselbst geschilderte Verfahren besteht im Wesentlichen darin, daß die Erze in Herden oder Oefen zu einer Luppe von hartem, stahlartigem Eisen ausgeschmolzen werden, welche letztere hinterdrein durch mehrmaliges Ausheizen und Frischen gereinigt wird. Der von Aristoteles erwähnte Stein Pyromachus, der bei diesem Prozeß zugesetzt wurde, ist wahrscheinlich



Digitized by Google

nichts weiter, als ein schlackenbildendes Flußmittel, wenn nicht gar selbst eine eisenreiche Frisch- oder Schweißschlacke gewesen.

10) Ch. Hostmann, Zur Technik der antiken Bronzeindustrie. Archiv für Anthropologie, Bd. XII, p. 431 ff.

11) Lindenschmit sagt mit Bezug auf die in Rede stehende Frage: „Die Bronzen, welche diesseits der Alpen sofort in vollkommener Ausbildung der Form und Technik erscheinen, können ihrem ganzen Charakter nach nur als Erzeugnisse einer hochentwickelten Industrie und als Handelsüberlieferung, und zwar als aus dem Süden, von den Küsten des Mittelmeeres stammend, betrachtet werden. — Jedenfalls ist der Ursprung jenes Theils von Arten der Bronzegeräthe, welche diesseits der Alpen gefunden werden, nur da zu suchen, wo das Ganze der Bronzeindustrie zu der vollen Entwicklung gelangen konnte, welche auch die Einzelstücke des Nordens kund geben. Der Gebrauch der Bronzen selbst in Verbindung mit den vereinzelten primitiven Versuchen von Nachahmung derselben konnte auf die Bildungsverhältnisse des Nordens keine irgend bemerkbare Wirkung äußern, am wenigsten eine solche, für welche die Bezeichnung „Bronzekultur" nur im Entferntesten gerechtfertigt erschiene". — Vergl. hierüber: „Zur Beurtheilung der alten Bronzefunde diesseits der Alpen." Archiv für Anthropologie, Bd. VIII, p. 161 ff.

12) Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa. Deutsch von J. Mestorf. Hamburg 1882. Undset bekennt sich zu der Ansicht, daß in Norddeutschland durch Jahrhunderte eine Periode geherrscht hat, die als „Bronzezeit" charakterisirt werden muß, während südlicher schon eine volle Eisenzeit entwickelt war. Derselbe kommt ferner durch seine eingehenden, aber noch nicht völlig abgeschlossenen Untersuchungen zu dem Schluß, daß Norddeutschland die ersten Eisensachen durch den Einfluß der Hallstadt-Kultur und der mit ihr zusammenhängenden südlicheren Eisenkulturgruppen empfangen habe, daß jedoch hierdurch nur im Osten zu einer eigentlichen Eisenzeit der Grund gelegt worden sei und daß erst die obenerwähnte La Tène-Kultur — indem die La Tène-Formen nach und nach unter den alten Bronzen auftraten und schließlich diese ganz verdrängten — die Eisenzeit Norddeutschlands begründet habe.

13) Johannes Ranke (Vergl. „Anleitung zu anthropologisch-vorgeschichtlichen Untersuchungen im Gebiete der deutschen und österreichischen Alpen". Leipzig 1881. p. 288 ff.) macht auf eine bis vor Kurzem wenig beachtete Stelle bei Strabo aufmerksam, aus der hervorgeht, daß die am südlichen Abhange der Seealpen und im westlichen Alpengebiete



Digitized by Google

in prähistorischer Zeit ansäßigen Ligurer im Besitz von Bernstein waren und eherne Spitzen an ihren Lanzen trugen. Der Umstand, daß die beiden Substanzen, welche damals die wichtigsten Handelsartikel darstellten, hier zusammen erwähnt werden, legt die Vermuthung nahe, daß den Alpenvölkern — und zwar speciell den Ligurern — ein Antheil an dem Zwischenhandel zwischen dem Mittelmeer und den germanischen Küstenvölkern zukam.

14) Les Protohelvètes ou les premiers Colons sur les bords des lacs de Bienne et Neufchatel, avec préface de M. le professeur R. Virchow par Victor Gross. Berlin 1883.

15) A. a. O. p. 325.

16) Bezüglich des Alters der „Hallstadt-Kultur" gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Während von Sacken das Ende der durch die besagten Funde charakterisirten prähistorischen Epoche in die zweite Hälfte des ersten Jahrhunderts v. Chr. verlegt, glaubt O. Tischler — welcher eine ältere und jüngere Hallstadt-Periode unterscheidet, daß die in den Grabstätten des Salzkammergutstädtchens, sowie in dem Grabfelde von Waatsch (Krain) und in den Hügeln von Margarethen vertretene Kultur sich über einen langen Zeitraum erstreckt und um das Jahr 400 v. Chr. sein Ende erreicht habe. (Vergl. den von O. Tischler auf dem Anthropologencongreß zu Regensburg gehaltenen Vortrag im Korrespondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. XII. Jahrgang, 1881. p. 121 ff.

17) Urgeschichte des Menschen. Ein Handbuch für Studirende von Prof. Dr. A. Rauber. Leipzig 1884.



Digitized by Google

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

In demselben Verlage erschienen ferner:

# Lehrbuch der chemischen Metallurgie.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin &c.

**Zweite umgearbeitete Auflage.**

Preis eleg. broch. 6 Mk.

# Lehrbuch der Stöchiometrie

## und der allgemeinen theoretischen Chemie.

Von

**C. F. Rammelsberg,**

Dr. u. Prof. an der Universität u. Gewerbe-Akademie, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin &c.

Preis brochirt 4 Mk.

In den früheren Serien der „Sammlung" erschienen:

## Chemie, Physik, Astronomie und Verwandtes.

(37 Hefte, wenn auf einmal bezogen à 50 Pf. = 18,50 M. Auch 24 Hefte und mehr dieser Kategorie nach Auswahl (wenn auf einmal bezogen) à 50 Pf.)

**Baeyer,** Ueber den Kreislauf des Kohlenstoffs in der organischen Natur. 3. Auflage. (15) . . . . . 75
**de Bary,** Ueber Schimmel und Hefe. Mit 9 Holzschnitten. 2. verbesserte Auflage. (87/88) . . . . . M. 1.60
**Bessel,** Die Beweise für die Bewegung der Erde. (132) . . . . . 80
— Ueber Zahl und Maß. (405) . . . . . 60
**Bolley,** Altes und Neues aus Farbenchemie und Färberei. Ueberblick der Geschichte und Rolle der sogenannten Anilinfarben. 2. Abzug. (45) M. 60
**v. Boguslawski,** Die Sternschnuppen und ihre Beziehungen zu den Kometen. (208) . . . . . M. 1.—
**Cohn, Ferd.,** Licht und Leben. 2. Auflage. (80) . . . . . 60
**Dove,** Der Kreislauf des Wassers auf der Oberfläche der Erde. 2. Aufl. (3) 75
**Foerster,** Ueber Zeitmaaße und ihre Verwaltung durch die Astronomie. 2. Auflage. (5) . . . . . 75
**Geisenheimer,** Erdmagnetismus und Nordlicht. (192) . . . . . 60
**Gerland,** Der leere Raum, die Constitution der Körper und der Aether. (416) 80
**Grashof,** Ueber die Wandlungen des Arbeitsvermögens im Haushalt der Natur und der Gewerbe. (288) . . . . . 75
**Hoffmann,** Die neuesten Entdeckungen auf dem Planeten Mars. (400) . 80
**Hoppe-Seyler,** Ueber Spectral-Analyse. Nebst einer Tafel in Farbendruck. 2. Auflage. (66) . . . . . M. 1.20
**Lewinstein,** Die Alchemie und die Alchemisten. (113) . . . . . 60
**Lipschitz,** Bedeutung der theoretischen Mechanik. (244) . . . . . 75
**Mayer, Paul,** Ueber Sturmfluthen. (171) . . . . . 75
**Meibauer,** Die Sternwarte zu Greenwich. (67) . . . . . 60
**Mensinga,** Ueber alte und neue Astrologie. (140) . . . . . 60
**Meyer,** Ueber Bestrebungen und Ziele der wissenschaftl. Chemie. (342) M. 1.—
**Möhl,** Der Boden und seine Bestimmung. (253) . . . . . 75
**Perty,** Ueber die Grenzen der sichtbaren Schöpfung, nach den jetzigen Leistungen der Mikroskope und Fernröhre. (195) . . . . . 75
**Peters,** Die Entfernung der Erde von der Sonne. (173) . . . . . 60

Google

**Polluge,** Klimaänderungen in historischen Zeiten. (359) . . . . . . . . 80
**Rammelsberg,** Ueber die Mittel, Licht und Wärme zu erzeugen. 2. Aufl. (23) 75
**Rosenthal,** Von den elektrischen Erscheinungen. 2. Aufl. (9). . . . . . 75
**Schasler,** Die Farbenwelt. Ein neuer Versuch zur Erklärung der Entstehung der Farben, sowie ihrer Beziehungen zu einander nebst praktischer Einleitung zur Erfindung gesetzmäßiger harmonischer Farbenverbindungen. Erste Abtheilung: Die Farben in ihrer Beziehung zu einander und zum Auge. Mit einer Figurentafel. (409/410) . . . . . . . . . . . . . . . . M. 2.–
—,— Zweite Abtheilung: Das Gesetz der Farbenharmonie in seiner Anwendung auf das Gebiet der Kunstindustrie. Mit einer Farbentafel. (415) . M. 1.60
**Siemens,** Die elektrische Telegraphie. 2. Abz. (22) . . . . . . . . . 75
**Sohncke,** Ueber Stürme und Sturmwarnungen. Mit 2 lith. Tafeln und 1 Holzschnitt. (233) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.20
—, Ueber Wellenbewegung. Mit 16 Holzschnitten. (375). . . . . . M. 1.–
**Stricker,** Der Blitz und seine Wirkungen. Mit 2 Lithographien und 1 Holzschnitt. (164). . . . . . . . . . . . . . . . . . . M. 1.20
**Töpfer,** Das mechanische Wärmeäquivalent, seine Resultate und Consequenzen. (75). . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
—, Die gasförmigen Körper und die heutige Vorstellung vom Wesen der Gasform. (271) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75
**Zöppritz,** Ueber die Arbeitsvorräthe der Natur und ihre Benutzung. (102) 75

**Bestellungen nimmt jede Buchhandlung entgegen.**

Berlin SW., 33 Wilhelmstraße 33.

**Carl Habel.**
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

Verlag von **Friedrich Vieweg & Sohn** in **Braunschweig.**

Mit Beginn des Jahres 1886 erscheint in unserem Verlage wöchentlich:

# Naturwissenschaftliche Rundschau.

Wöchentliche Berichte über die Fortschritte auf dem Gesammtgebiete der Naturwissenschaften.

Unter Mitwirkung der Herren Professoren

Dr. **J. Bernstein**, Dr. **A. v. Koenen**, Dr. **Victor Meyer**, Dr. **B. Schwalbe** und anderer Gelehrten

herausgegeben von

**Friedrich Vieweg & Sohn.**

Preis pro Quartal 2 M. 50 Pf. Probenummern gratis und franko. Bestellungen nimmt jede Buchhandlung und Postanstalt entgegen.

Digitized by Google

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,
herausgegeben von
**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

**XX. Serie.**
(Heft 457—480 umfassend.)

APR 5 1886

**Heft 478.**

# Kaiser Otto III.

Von

Prof. Dr. **Dondorff**.

**Berlin** SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das Programm der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Sammlung, sowie das der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die

**Goldene Medaille**

zuerkannt.

Mit dem **Jahrgang 1886** beginnt die

## Sammlung gemeinverständlicher
## wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

eine

**Neue Folge. Erster Jahrgang.**

(Heft 1—24 umfassend.)

**Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden, vorbehaltlich etwa nothwendiger Abänderungen erscheinen:

**Koch** (Berlin), Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.
**Bauer** (Eisenach), Peter Vischer und das alte Nürnberg.
**Schafft** (Gera), Ueber das Vorhersagen von Naturerscheinungen.
**Dannehl** (Sangerhausen), Victor Hugo. Literarisches Porträt mit Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters.
**Buchheister** (Hamburg), Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832.
**Goetz** (Waldenburg bei Basel), Altnordisches Kleinleben und die Renaissance.
**Baumeister** (Karlsruhe), Die technischen Hochschulen.
**Semler** (Dresden), Goethe's Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters.
**Schmidt** (Hildesheim), Die Photographie, ihre Geschichte und Entwickelung.
**Bruchmann** (Berlin), Wilhelm von Humboldt.
**Patzig** (Hannover), Ueber Staatswirthschaft in den altorientalischen Staaten.
**Ginzel** (Wien), Ueber Veränderungen und Umwälzungen im Reich der Fixsterne.
**Mandl** (Wien), Das Sklavenrecht des alten Testamentes.
**Gad** (Berlin), Körperwärme und Klima.
**Votsch** (Gera), Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens.
**Neuhaus** (Berlin), Die Hawaii-Inseln.
**Koch** (Marburg), Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.
**Frauenstädt** (Breslau), Die Todschlagsühne des deutschen Mittelalters.
**Preuß** (Berlin), Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten.

(Fortsetzung auf Seite 3.)

Digitized by Google

# Kaiser Otto III.

Von

H.

Prof. Dr. Dondorff.

Berlin SW., 1885.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Es war im Jahre 983, als Kaiser Otto II., des großen Otto Sohn, mitten in den Vorbereitungen zu einem Rachezuge gegen die Sarazenen in Unteritalien zu Rom eines plötzlichen Todes verstarb. Die Katakomben von St. Peter bewahren noch heute den porphyrenen Sarkophag, der die sterblichen Ueberreste des Kaisers birgt, des einzigen mittelalterlichen Kaisers, welcher in der ewigen Stadt, in der Hauptstadt seines Reiches, die letzte Ruhe gefunden. Mit kräftiger Hand hatte er die großen Aufgaben seines Reiches, das ihm sein Vater hinterließ, zum Ziele zu führen gesucht. Die Usurpation seines Vetters Heinrich war gebändigt. Die Herzogthümer wurden in wünschenswerther Unterordnung gehalten, der verrätherische Ueberfall des französischen Königs Lothar auf Aachen war abgewiesen und mit einem entsprechenden Vorstoß der deutschen Waffen bis Paris erwiedert worden, die Kolonisation im Wendenlande machte weitere Fortschritte, und Unter-Italien, auf welches Otto durch die Hand seiner Gemahlin, der griechischen Prinzessin Theophano, ein gewisses Anrecht erworben zu haben glaubte, sollte endlich der deutschen Herrschaft sich fügen, und diese auch im Süden bis an die natürlichen Grenzen Italiens ausgedehnt werden. Doch hier war ihm, wie auch späteren Kaisern, vom Schicksal eine Grenze des Erfolges gesetzt. In der Schlacht bei Basantello erlag das deutsche Heer und viele Fürsten mit ihm dem arabischen Angriff. Otto selbst rettete kaum sein Leben in abenteuerlicher Flucht und bot sofort die Streitkräfte seines Reiches aus Deutschland und Italien auf, um dennoch das vorgesteckte Ziel zu er-



Digitized by Google

neutem Kampfe zu erreichen. Da starb er, von hitzigem Fieber hingerafft, im 29. Jahre seines Lebens. Eine Erhebung der Slaven im Osten zuckte sofort auf, zum deutlichen Zeichen, wie mißlich es war, die deutsche Kraft auf einen so weit vorgeschobenen Posten, wie Unter-Italien, zu leiten, während an der Grenze des Reiches gefährliche Feinde lauerten. Dennoch schien die Lage nicht bedrohlich zu sein, wenn nur der Zug nach Apulien, wie sich jetzt von selbst gebot, aufgegeben ward. Sie wurde aber dadurch kritisch, daß als Nachfolger Ottos II. sein erst dreijähriger Sohn Otto bestellt war, der allerdings schon zu Aachen die Krone empfangen und die Huldigung der Fürsten entgegengenommen hatte. Mitten in die Krönungsfeierlichkeit traf die Trauerkunde vom plötzlichen Ableben des Kaisers ein. War zu erwarten, daß die Fürsten die geschworene Treue einem Kinde halten würden?

Ueber die Vormundschaft gaben weder die Reichsgesetze noch das Herkommen einen genügenden Anhalt. Am nächsten stand die Kaiserin-Mutter. Allein sie war ein Weib, dazu eine Griechin und als solche in Deutschland nicht wohl gelitten, wo man sie mißtrauisch betrachtete und ihr die Laster ihrer Nation nachsagte. Doch ebensowenig Vertrauen schien der nächste Agnat des königl. Hauses zu erwecken, jener Heinrich der Zänker, den Otto II. seines Herzogthums Bayern entkleidet hatte, weil er die Hand nach der Königskrone auszustrecken gewagt und dieselbe mit Hülfe der Böhmen und Polen zu behaupten bemüht war. Er saß seitdem in Haft bei dem Bischof zu Utrecht; doch sobald die Kunde von dem Tode des Kaisers nach Deutschland gelangt war, setzte ihn der Bischof auf freien Fuß. Er bemächtigte sich in Köln der Person des jungen Königs und erklärte sich als nächster männlicher Anverwandter für den allein berechtigten Vormund desselben und Verweser des Reiches. Wer die ehrgeizige Natur dieses Mannes durchschaute, dem mußte klar sein,



Digitized by Google

daß er nach Höherem strebte und die Krone selber sein eigentliches Ziel war. Da war nun die Frage, ob die von den Ottonen geschaffene Einheit des Reiches stark genug sein werde, um in den Stürmen, die alsbald ausbrechen mußten, zu bestehen. Alle Errungenschaften der letzten so glorreichen Zeit standen auf dem Spiel. Das Regiment eines kräftigen Mannes mußte in diesem Augenblick wünschenswerth erscheinen, und wenn auch der Eid die Fürsten an den unmündigen Knaben band, konnte die Noth der Umstände es nicht entschuldigen, wenn sie die Herrschaft des Usurpators als das geringere Uebel hinnahmen? Verschieden war die Aufnahme, welche er fand, besser bei den geistlichen, schlechter bei den weltlichen Fürsten. Die lothringischen Bischöfe von Köln, Trier, Metz fielen ihm sogleich zu, theils aus Abneigung gegen Theophano, theils durch Geld und Versprechungen bewogen. Denn in Lothringen, sagten die Zeitgenossen, geht nicht blos die Sonne, sondern auch alle Gerechtigkeit unter. Nur das durch die Ottonen gehobene Geschlecht des Grafen Gottfried leistete hier mannhaften Widerstand. In Bayern gedachte Heinrich in der Rolle eines rechtmäßigen Herzogs aufzutreten, und wurde von vielen freudig begrüßt. Doch sein eigener Vetter, Heinrich der Jüngere, dem Otto II. das Land verliehen, hatte natürlich wenig Lust sein Herzogthum aufzugeben, und erklärte sich für den jungen König. Was jedoch Heinrich in aller Augen am meisten schadete, war die ruchbar gewordene Verbindung mit Lothar von Frankreich, dem er für die zu leistende Unterstützung in den deutschen Angelegenheiten Zugeständnisse in Lothringen gemacht haben sollte; ebenso die offenkundige Verbindung mit den slavischen Fürsten, Boleslav von Böhmen, Miseko von Polen und Mistui, dem Fürsten der Obotriten. Zu Quedlinburg, wo Heinrich die Osterfeier festlich beging und von den Seinigen als König begrüßt und mit kirchlichen Lob-



Digitized by Google

gesängen geehrt wurde, erschienen auch jene Herzöge, um Huldigung zu leisten, und sicherten ihm jeglichen Beistand zu.

Hier zeigte sich doch, wie sehr das nationale Bewußtsein in Deutschland bereits erstarkt war, die Stämme hatten begonnen, sich in der Einheit des Reiches verbunden zu fühlen, dessen Verletzung und Beschimpfung sie alle als eigenste Kränkung empfanden. Schon von der Versammlung in Quedlinburg hatten sich viele Fürsten eiligst entfernt, um eine Gegenverschwörung zu bilden, darunter die Blüthe des sächsischen und thüringischen Adels, Herzöge, Markgrafen und Edle, sowie die Dienstmannen des Erzbischofs Willigis von Mainz, der thatkräftig und entschlossen die Partei Otto's ergriff. Daher fand Heinrich gerade in Sachsen, wo man ihm anfangs nicht abhold gewesen war, den entschiedensten Widerstand, man war entschlossen, es auf Kampf ankommen zu lassen und so war Heinrich froh, statt der gehofften Königswürde zunächst nur einen Waffenstillstand erhalten zu können. In Schwaben und Franken fand Heinrich noch weniger Anklang. Hier hielten Herzog Konrad und der schon genannte Willigis treulich am angestammten Königshause, und auf ihren Betrieb erklärten die Großen auf einem unfern Worms abgehaltenen, fränkischen Landtage sich einmüthig gegen die Ansprüche Heinrichs und nöthigten ihm das Versprechen ab, den jungen Knaben alsbald seiner Mutter auszuliefern. So schwanden seine Hoffnungen schnell dahin. Nur noch einen Versuch machte er, sich mit Gewalt zu behaupten. Da der Waffenstillstand mit den Sachsen abgelaufen war, drang er mit einem Heer gegen die östlichen Grenzmarken vor, und während Boleslav von Böhmen her Meißen besetzte, rückte Heinrich in die Gegend von Merseburg vor. Die feindlichen Heere trafen zusammen, doch ehe es zur Schlacht kam, zog sich Heinrich, die Ueberlegenheit der Sachsen erkennend, freiwillig zurück. Er mußte sich dazu verstehen, seine sämmtlichen Burgen auszuliefern,



Digitized by Google

sowie auch den jungen König an einem bestimmten Tage seiner Mutter zurückzugeben. So hatte sich der Kampf bereits entschieden, als Theophano, die Mutter, und Adelheid, die Großmutter des Königs, von Pavia, wo sie der Entscheidung harrten, über die Alpen nach Deutschland kamen, um ihre Rechte als Vormünderinnen geltend zu machen. Zu Rara (Groß-Rohrheim) in der Nähe von Worms war es, wo im Juni 984 die Großen des Reiches, Heinrich selber und die beiden Frauen des kaiserlichen Hauses zusammentrafen zum endlichen Austrag des Streites und zur Regelung der Reichsverhältnisse. Nicht gleich ergab sich Heinrich, lange stritt man hin und her, bis er endlich dem vereinten Drängen der weltlichen und geistlichen Fürsten nachgab, den jungen König den Händen der Mutter überlieferte, und alle zum Reich Gehörigen aus seinem Dienst entließ. Theophano ward einstimmig als Vormünderin und Regentin anerkannt. Da erschien, heißt es, am hellen Mittag von allen gesehen, am Himmel ein glänzender Stern. War es ein Glücksstern guter Verheißung, war es ein Irrstern, welcher dem Beginn der neuen Regierung unheilvoll leuchtete?

Die ersten Hindernisse waren beseitigt, Theophano konnte ohne weitere Schwierigkeiten die Regentschaft übernehmen. Doch ihre Aufgabe war auch so noch eine gewaltig schwere. Die Natur des ottonischen Kaiserreiches erforderte eine kraftvolle, imponirende Persönlichkeit, welche den stolzen Bau zusammenhalten mußte. Nach Innen und Außen die Würde des Reiches aufrecht zu erhalten, das hatte die ganze Kraft der beiden Ottonen in Anspruch genommen. Und diese Last wurde jetzt auf die Schultern eines Weibes gebürdet, die dazu als eine Fremde im Reiche mit mißtrauischen Augen betrachtet ward. Theophano hat dennoch diese Aufgabe wohl verstanden und sie durchzuführen gewußt. Sieben Jahre hat sie das Reich nicht ohne Ruhm verwaltet und sie erwies sich als eine Frau von ent-



Digitized by Google

schiedenem und festen Charakter, von großer Umsicht, die, weit entfernt ihre Aufgabe nach griechischer oder oströmischer Weise aufzufassen, vielmehr die eigenthümliche Stellung des Reiches und die Politik ihrer Vorgänger klar erkannte und in deren Sinne fortzuführen entschlossen war. Der Chronist Thietmar von Merseburg belobt den Adel ihres Charakters und schreibt: „Theophano war, obgleich als Weib nicht frei von der Schwäche ihres Geschlechts, doch voll bescheidener Festigkeit, und führte, was in Griechenland selten ist, einen vortrefflichen Wandel. Sie wahrte, indem sie mit wahrhaft männlicher Kraft über ihren Sohn wachte, das Reich, die Frommen in jeder Weise begünstigend, die Hoffärtigen aber schreckend und demüthigend. Hiermit scheint angedeutet zu sein, daß sie den Geistlichen und Bischöfen zugethan war, ganz entsprechend der Politik der Ottonen, da diese es sich stets besonders angelegen sein ließen, die Gewalt der Bischöfe durch Verleihung von Privilegien und Immunitäten zu heben, um an ihnen ein Gegengewicht gegen die weltlichen Fürsten zu gewinnen, wie sie denn auch die Erziehung ihres Sohnes den hervorragendsten Bischöfen jener Zeit übergab. Klug und geschickt wußte sie den bisherigen Gegner, den Herzog Heinrich, zu einer Stütze ihres Hauses zu machen. Nachdem er sich zu Frankfurt persönlich vor der Kaiserin gedemüthigt und den Vasalleneid in die Hände des kleinen Königs geleistet hatte, ward ihm verziehen und er wieder in die Würde eines Herzogs von Bayern eingesetzt, während man seinen Vetter, den jüngeren Heinrich, mit Kärnthen und Verona entschädigte. Er wurde seitdem ein treuer Anhänger des Königs. Das Volk vergaß den Namen des Zänkers und nannte ihn fortan den Friedfertigen und er bekräftigte diese Gesinnung noch auf seinem Sterbebette, als er seinem Sohn die letzte Vermahnung gab: Ordne die Landesregierung und widersetze dich



Digitized by

nie deinem Herrn und König, denn ich fühle tiefe Reue, dies jemals gethan zu haben.

Nach denselben Richtungen hin, nach welchen die Kaiser gewöhnlich beschäftigt waren, hatte auch die Regentin ihre Aufmerksamkeit zu wenden. Da galt es, dem Böhmenherzog, der vom Zuge Heinrichs her noch im Besitze Meißens war, in Schranken zu halten. Freilich gelang dies nur mit Hülfe des Herzogs von Polen, des beständigen Rivalen der Böhmen, dem nun zum Lohn auf dem linken Oderufer, was Boleslav besessen hatte, zu Theil ward, wodurch dieser Staat sich mächtiger erhob und den Trieb nach größerer Selbstständigkeit bekam. Da galt es, gegen die Angriffe der Wenden die östlichen Marken zu behaupten. Sie wurden auf's neue an taugliche Männer verliehen, doch die Verbindung, die bisher zwischen ihnen bestanden hatte, ist aufgehoben, so daß nun wieder drei gesonderte Marken, die Nordmark, die Ostmark (Lausitz) und Meißen hervortraten. Auch im Norden erhob sich, widerwillig gegen das aufgedrungene Christenthum, die dänische Macht, der König Erich erkannte die Abhängigkeit vom Reiche nicht mehr an; dennoch wurde durch die Tapferkeit des Herzogs Bernhard von Sachsen die Mark Schleswig behauptet. Während dem allen ist die Verbindung mit Italien aufrecht erhalten worden und dafür gesorgt, daß das römische Kaiserthum deutscher Nation nicht sogleich über den Haufen fiel. In Unteritalien waren glücklicherweise die Sarazenen und Griechen mit sich selbst genug beschäftigt und die letzteren führten nur eine Scheinherrschaft in Palermo, Amalfi, Neapel, Gaëta und einigen andern Küstenorten. In Rom hatte sich, wie oft unter ähnlichen Verhältnissen, so auch jetzt wieder ein kleiner Dynast emporgeschwungen, Johannes Crescentius aus einem adligen römischen Geschlecht, der unter dem Namen eines Patricius die Herrschaft in Rom führte, obwohl ihm diese Würde, die sonst nur der Kaiser selbst bekleidete, von niemand



Digitized by Google

verliehen war. Sein fügsames Werkzeug war Papst Johann XV., Tuscien und Lombardien hielten dagegen eng an Deutschland, dort war es das erlauchte Geschlecht der Este, welches den Ottonen reiche Güter und Lehen verdankte und dafür Treue bewährte; hier übte Adelheid, die Wittwe Otto's des Großen als Statthalterin die königlichen Rechte, und man war um so eher geneigt ihr zu gehorchen, da sich an sie ein nationales Interesse knüpfte und sie hier als legitime Herrscherin auftreten konnte. Theophano hielt es für gut, in eigener Person die kaiserliche Hoheit in Italien zur Geltung zu bringen. Sie begab sich nach Rom, wo sie den Crescentius zur Unterwerfung zwang, der die Patriciuswürde fortan nur mit ihrer Bestätigung bekleidete. Sie legte sich selber den Titel Kaiser bei und datirte ihre Regierungshandlungen nach den Jahren ihrer Herrschaft.

Endlich nahmen auch die französischen Angelegenheiten ihre Aufmerksamkeit in Anspruch. Hier hatte sich, nachdem König Louis V. 987 ohne Leibeserben gestorben war, Herzog Hugo Capet mit Hülfe des Erzbischofs von Rheims der Krone bemächtigt, und war darüber mit dem Bruder des früheren Königs Lothar, Karl von Niederlothringen, in Streit geraten, der nun als Prätendent gegen ihn auftrat und als der noch allein übrige Karolinger die Ansprüche seines Hauses verfocht. Theophano wünschte die schiedsrichterliche Stellung Deutschlands in diesen Händeln zu behaupten. Sie suchte den Karolingischen Stamm zu erhalten, jedoch so, daß er durch die Macht der Großen beständig im Zaum gehalten werde. War auch ihr Haus durch jenen Karl einst beleidigt worden, da er die Tochter der Kaiserin Adelheid gefangen und unwürdig behandelt hatte, so ordnete sie ihre eigenen Gefühle doch den staatsmännischen Rücksichten unter und sie begann bereits sich mit dieser Partei Karl's in Verbindung zu setzen. Ehe sie wirksam eingreifen konnte, starb sie 991 eines plötzlichen Todes.



Digitized by Google

Ihr Sohn hatte damals erst das 11. Lebensjahr erreicht und war noch nicht regierungsfähig. Seine Erziehung war bisher dem Erzbischof Willigis von Mainz, einem staatsklugen und willensstarken Manne übertragen gewesen, und vom 7. Jahre ab übernahm der Bischof Bernward von Hildesheim den wissenschaftlichen Unterricht und die pädagogische Leitung des Knaben. Viel scheint bisher von seiner Umgebung versehen worden zu sein. Während andere, so schreibt Thankmar, der Biograph Bernwards, dem jungen Könige durch Schmeicheln zu Willen waren, so daß sie kindischen Tand und was sein zartes Alter verlangte, ihm einredeten, während selbst die Kaiserin, aus Furcht die Zuneigung ihres Sohnes zu verlieren, zu seinen Gunsten sich so weichherzig zeigte, daß sie allen Gelüsten des Knabenalters bereitwillig zustimmte, wußte er allein mit solcher Kunst und Festigkeit sich zu benehmen, daß er durch Furcht den Knaben von Unzulässigem abhielt und doch sein Herz durch die vollste Zuneigung an sich fesselte. Bernward war unzweifelhaft ein Mann von großer Besonnenheit. Inmitten der Reichen und Armen, der Hohen und Niedrigen ging er mit Ehrfurcht erweckender Bescheidenheit einher, und überall das rechte Maß findend, wußte er den Sanften leicht zugänglich, den Uebermüthigen Achtung gebietend zu erscheinen. Er besaß einen für alles Edele und Schöne aufgeschlossenen Sinn. Die Kunstwerke im Hildesheimer Dom, welche er sammelte oder anfertigen ließ, legen davon noch heute ein schönes Zeugniß ab. Seine eigene Hand war glücklich im Erzguß und Formen plastischer Werke, und sinnig und findig erwies er sich in den Arbeiten der Malerei, Mosaik und allem, was zu Malerei-, und Thonarbeiten gehörte. Ein solcher Lehrer mochte wohl geeignet sein, den Sinn seines Zöglings für das Große und Ideale zu wecken, und Thankmar rühmte, daß der kaiserliche Knabe wunderbare Fortschritte im Lernen machte und die freisinnige Art des Unterrichtes seinen Geist zur Uebernahme aller



Digitized by Google

Reichsgeschäfte zeitigte. Die dankbare Pietät, welche ihm Otto bis an sein Lebensende bewahrte, ehrt den Schüler wie den Lehrer. Dennoch muß bei dieser Erziehung etwas gefehlt haben. Als Bernward bei seinem letzten Besuche in Rom sich von dem jungen Kaiser unter thränenreichen Umarmungen verabschiedete, da legte er ihm noch einmal an's Herz, er möge die Laster fliehen, das Benehmen aller mit Billigkeit beurtheilen, Geduld und Freundlichkeit sich vor allen Dingen zur andern Natur machen und vornehmlich nicht zu hartnäckig auf seinem Sinn bestehen. Diese Worte mögen auf die Fehler hinzielen, zu denen die natürliche Gemüthsart des jungen Königs am meisten hinneigte. Doch daß solche Ermahnungen von Jugend auf ertheilt, wie trefflich an sich auch, geeignet gewesen wären, den Willen zu stählen, den Charakter zu befestigen und das Verständniß für die praktischen Aufgaben des Regentenberufes zu entwickeln, darf billiger Weise bezweifelt werden. In der Umgebung von Frauen und Geistlichen fehlt dem König eine feste, männliche Hand, die seine reichen Fähigkeiten mit Sicherheit für die höchst realen Aufgaben seines königlichen Amtes zu entfalten vermocht hätte.

Indessen eilte die Kaiserin Wittwe über die Alpen an den Hof, um die Sorge für das Reich und ihren Enkel zu übernehmen. Ihr Verhältnis zu diesem scheint nicht das beste gewesen zu sein. Es heißt, daß er verleitet von zügellosen Jünglingen, sie zu ihrer großen Betrübniß von sich wies. Das war vielleicht nur der Trotz eines lebhaften Knaben, der es verschmähte, sich von einer alten Frau, die seinem Leben bisher fern gestanden hatte, leiten zu lassen. Ueberhaupt vermochte die hochbetagte Regentin nicht mehr mit der wünschenswerthen Energie aufzutreten. Es stellte sich ihr sofort ein Regentschaftsrath zur Seite, an dessen Spitze in Deutschland der Erz-Bischof Willigis von Mainz stand, in Italien Hugo von Tuszien. Der Geist der Selbständigkeit regte sich stärker in den einzelnen Stämmen.



Digitized by Google

Die Bayern wählten sich wieder auf eigene Hand ihren Herzog, Konrad von Schwaben vererbte seine Würde auf seinen Sohn Hermann, Herzöge und Bischöfe lagen in erbitterter Fehde, unbekümmert um die Entscheidung einer höheren Instanz. Dazu kam, daß die Grenzen des Reiches ungenügend gedeckt waren. Bei einer Erhebung der Wilzen und Obotriten fiel sogar Brandenburg, der Schlüssel des Havellandes, in ihre Hände und man mußte froh sein, 996 einen Frieden zu gewinnen, der das Land für einige Zeit vor verheerenden Einfällen schützte. Die Seeräuber des Nordens, die normännischen Wikkinger ließen nicht ab, die Küsten des Reiches zu beunruhigen, und die Friesen, nur auf die Deckung ihrer Küsten gegen die Angriffe der Feinde und der Elemente bedacht, entzogen sich mehr und mehr dem Reichsdienst und der Aufsicht des gräflichen Amtes. Das Ansehen des Reiches nach Außen war im Abnehmen, während die Theile im Innern nicht mehr festen Zusammenschluß hatten.

Da endlich kam die Zeit, wo Otto in seinem 15. Lebensjahre für mündig erklärt ward und in feierlicher Weise, mit den Waffen bekleidet, übernahm er selbständig die volle Regierungsgewalt. Durch körperliche Schönheit ausgezeichnet, von frischem und lebendigem Temperament, das seiner Umgebung viel zu schaffen gemacht zu haben scheint, in ritterlicher Sitte erzogen und in den Wendenkriegen bereits an Kampf und Mühe gewöhnt, so war der neue Herrscher geartet, auf welchen die Hoffnung des Reiches schon so lange gerichtet gewesen war. Schwungvolle Phantasie verband er mit scharfem Verstand, und die Frühreife seines Geistes hatte ihn befähigt, eine für seine Jahre ungewöhnliche Summe von Kenntnissen sich anzueignen, die ihm den Beinamen des Wunders der Welt erwarben. Aus dem Unterricht des Bischofs Bernwart und eines Griechen, Johann von Piacenza, hatte er eine so große Vorliebe für die altklassische Bildung gewonnen, daß dieselbe für seine ganze Geistesrichtung und Welt-



Digitized by Google

anschauung bestimmend geworden ist, freilich nur auf Kosten des nationaldeutschen Bewußtseins. Durch Geburt, Bildung, Erziehung glaubte Otto hoch über seinen Landsleuten zu stehen, und wie sich in seiner Abstammung drei Nationen begegneten, von Seiten des Vaters die deutsche, von Seiten der Mutter die griechische, von Seiten der Großmutter die italienische, so bildete sich früh in ihm eine ganz phantastische überschwengliche Anschauung vom kaiserlichen Imperium, welches er bald in dem Sinne des Cäsarenthums, bald in dem Sinne der byzantinischen Kaiserglorie erfaßte. Das ergab eine Vermengung verschiedener Zeiten und Zustände, die ganz von den gegebenen Verhältnissen absah, aller realen Grundlagen entbehrte und darum, sobald sie praktisch durchgeführt werden sollte, unmöglich zum Ziele führen konnte. Es bezeichnet diese Richtung, daß er sogleich nach Konstantinopel sandte zur Werbung um die Hand einer Kaisertochter. Sofort auch wurden zu einem Zuge nach Rom die erforderlichen Vorbereitungen getroffen.

Dringend nothwendig erschien seine Einmischung in die italienischen Dinge. Jener Crescentius, schon zweimal gedemüthigt, spielte in Rom auf's Neue den Herrn und der Papst Johann, dem seine Tyrannei zu lästig wurde, flehte dringend um Hülfe. Ueberhaupt war die Lage der Kirche derart, daß die Sorge für sie und durchgreifende Reform eine dringende Pflicht ihres weltlichen Schutzherrn geworden war. Im Verlaufe des 10. Jahrhunderts war das römische Kirchenwesen in den Zustand tiefsten Verfalles gerathen. Die Mysterien des christlichen Glaubens wurden von dem sittenlosesten Klerus verwaltet und die pontifikale Würde durch Menschen von der niedrigsten, lasterhaftesten Aufführung entweiht. Buhlerinnen wie Theodora und Marozia, Mutter und Tochter, durften hintereinander den apostolischen Stuhl mit ihren Kreaturen besetzen, leiteten Rom und verhöhnten die Welt. Sie gaben der Christenheit das



Digitized by Google

Schauspiel, welches der Apokalyptiker in jener Vision erblickte, wo er das Weib, mit Scharlach bekleidet, auf dem Thier des Abgrundes sitzen sah, den Kelch aller Gräuel und Unreinheit in der Hand. Der Papst, welcher Otto den Großen krönte, ist später von ihm seines Amtes entsetzt worden, weil er der schändlichsten Laster bezüchtigt wurde, er ging im Harnisch auf die Jagd, trank und schwur bei Venus und Pluto, und fand zuletzt auf einem nächtlichen Liebesabenteuer einen gewaltsamen Tod, der seinem unheiligen Leben würdig entsprach. Auf einer Synode zu Rheims 991 sprach ein Bischof von Orleans über die Päpste seiner Zeit folgende Worte: „Diese monstra von Menschen, voll alles Schmählichen und ohne eine Spur der Kenntnisse göttlicher und menschlicher Dinge", wofür hat man einen solchen, auf erhabenem Throne sitzenden, in purpurnem und goldenem Gewand strahlenden Menschen zu halten? Mangelt ihm die Liebe und ist er aufgeblasen blos durch das Wissen, so ist er der Antichrist, der im Tempel Gottes sitzt und sich zeigt, als wäre er Gott. Ist er aber weder in der Liebe gegründet noch durch Erkenntniß erhoben, dann ist er im Tempel Gottes gleichsam eine Statue, ein Götzenbild, von dem Antwort begehren einen Marmorblock fragen heißt. Eine Reform des Klerus war das dringendste Bedürfniß der Zeit, sollte nicht die tiefste Barbarei über das Abendland hereinbrechen. Doch die Reformation war auch damals kein italienischer, kein römischer, sondern ein deutscher Gedanke. Die Kaiser aus dem sächsischen Hause haben ihn mit sittlichem Ernst und frommer Hingebung erfaßt. Man würde die Erneuerung der römischen Kaiserkrone und die sich hieraus ergebenden Römerzüge sehr einseitig auffassen, wollte man sie nur aus politischen Motiven erklären. Freilich konnten keine Maßregeln von oben für strengere Disciplin, keine Maßregelungen von einzelnen unwürdigen Geistlichen einen wirksamen Erfolg erzielen, wenn nicht eine innere geistige Bewegung aus



Digitized by Google

der Tiefe des religiösen Lebens hervortrat und weitere Kreise des Volkes, wie des Klerus ergriff. Wer hätte ahnen mögen, auf welchem Wege sich solches vollziehen werde?

Otto unternahm im Jahre 996 seinen ersten Zug nach Italien. Von Regensburg aus setzte sich der Zug in Bewegung. Die Gesandten Venedigs zogen ihm ehrfurchtsvoll mit Geschenken entgegen. In Pavia empfing er die Huldigungen der italienischen Großen. Hier auch stellten sich die römischen Gesandten ein, welche von seiner Hand einen neuen Papst erbaten, an Stelle des kurz zuvor verstorbenen Papstes Johann. Otto bestimmte zu dieser Würde einen Deutschen aus dem Geschlecht der Herzöge von Kärnthen, einen Verwandten seines Hauses, der sich Gregor V. nannte, ein Mann von strengen Sitten, der Reform der Kirche geneigt, dem italienischen Klerus ein unwillkommener Zuchtmeister. Vom Volke feierlich eingeholt, zogen Kaiser und Papst in die ewige Stadt ein, und am Himmelfahrtstage erfolgte die Krönung in üblicher Weise. Auf einer Synode wurde demnächst über Crescentius ein verdammendes Urtheil gesprochen; nur auf Bitten Gregors erwies ihm der Kaiser noch einmal seine verschwenderische Gnade, indem er ihm verzieh und die Würde eines Patricius übertrug. Dann kehrte Otto nach Deutschland zurück, ganz erfüllt von den Eindrücken der alten Cäsarenstadt.

Auf diesem Zuge hatte der Kaiser einen Mann kennen gelernt, welcher einer der merkwürdigsten Erscheinungen der damaligen Zeit war und auf ihn selber einen tiefen Eindruck gemacht hatte. Es war Gerbert, Bischof von Reims, ein Franzose von Geburt, ein Mann von durchdringendem Verstand, weit angelegtem Geist und umfassendster Gelehrsamkeit, sodaß er die Summe alles Wissens seiner Zeit vereinigte und dem nachfolgenden Geschlecht fast in dem Licht eines Magus erschien. Die entlegensten und verschiedensten Disciplinen beschäftigten ihn, das Studium der Alten, wie das arabische Ziffernsystem,



Digitized by

ohne daß er dadurch vom praktischen Leben und zahlreichen Verbindungen mit den bedeutensten Persönlichkeiten abgezogen wäre. Was Alkuim Karl dem Großen gewesen, das, hoffte Otto, sollte ihm Gerbert werden. Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, lud er ihn brieflich ein, an seinen Hof zu kommen und ihm Unterricht zu ertheilen, damit er, was ihm etwa von griechischer Feinheit beiwohne, beleben und ausbilden und die angeborene sächsische Rohheit (rusticitas Saxonica) völlig austilgen möge. Gerbert folgte dem Rufe. Die Tage der Akademie Karl's des Großen schienen wiederzukehren. Am Hofe zu Magdeburg begann jetzt ein eigenthümliches gelehrtes Treiben. Man war fortwährend mit wissenschaftlichen Studien beschäftigt, und die Gemächer der Kaiserburg ertönten von den Disputationen der gelehrten Männer, denen Otto selber mit Vorliebe spitzfindige Fragen vorzulegen pflegte. Bei Gerbert begegnete Otto Ideen, die den seinigen nahe verwandt waren. Er war es besonders, der den phantastischen Jüngling mit Erinnerungen an die alte Römerherrlichkeit erfüllte. In der Widmung einer Schrift redet Gerbert den jungen Kaiser also an: „Unser ist das römische Reich, es geben uns Kräfte das früchtereiche Italien, das kriegerreiche Gallien und Germanien, auch die tapfern Reiche der Scyten fehlen uns nicht. Unser bist du, Caesar, der Römer Kaiser, und Augustus, der du geboren aus dem edlen Blute Griechenlands, an Herrschaft die Griechen übertriffst, über die Römer kraft Erbrecht gebietest und beide an Geist und Beredtsamkeit überragst. Welchen Einblick gewähren uns diese wenigen Sätze? Wie durch einen Spalt lassen sie einen flüchtigen, doch hinreichend deutlichen Blick in den Charakter des Mannes thun, und unschwer erkennen wir darin eine Mischung von sophistischer Rhetorik, berechnender Schmeichelei, schwärmendem Ehrgeiz, nebst etwas von französischem Esprit. Mit solchen Gedanken nährte man die übelberathene Jugend Otto's, und seine Seele



Digitized by Google

berauschte sich an Idealen, die nur zu bald sich als leere Phantasmen erweisen sollten. Der deutschen oder sächsischen Abstammung Otto's geschieht in den obigen Sätzen keine Erwähnung, sie ist mit bezeichnendem Stillschweigen übergangen. Die Person des Kaisers wird sogleich auf den klassischen Boden, in die Umgebung der griechisch-römischen Welt, auf das Piedestal der Cäsaren gerückt, und die Kräfte seines Reiches, zumal der nordischen Völker, haben nur die Bestimmung, das alte Kulturcentrum der antiken Welt in die ihm gebührende Stelle zu setzen und ihm als Machtunterlage dienstbar zu sein. So lautete das Programm der Zukunftspolitik. Freilich hatte Gerbert hierbei ein ganz anderes Ziel im Auge. Das römische Imperium sollte der geistlichen Macht dienstbar werden, sollte die Weltherrschaft der Päpste, die römische Hierarchie begründen helfen. Mit kalter, kluger Berechnung, gleich heimisch im Reich der Ideen, wie in der Benutzung und Beherrschung der weltlichen Mittel, steuerte er diesem Ziel zu, indem er sich seines Schülers als eines willigen Werkzeuges zu bedienen gedachte. Die umfassendsten Pläne für die Neugründung der römischen Republik wurden entworfen, und schon war es Zeit, an ihre Ausführung zu gehen.

Der erst kürzlich eingesetzte Papst Gregor mahnte ängstlich zu einem neuen Römerzug, da der römische Adel, unzufrieden mit seiner strengen Richtung, im Aufstand begriffen war. Crescentius hatte sich wiederum der Stadt bemächtigt, die Einkünfte der Kirche mit Beschlag belegt und einen Gegenpapst, Johann von Piacenza erhoben, derselbe, welcher einst den Unterricht des Kaisers geleitet hatte, sich jetzt aber durch seinen Ehrgeiz auf Crescentius' Pläne einzugehen bethören ließ. Leicht ward der Aufstand unterdrückt. 998 erschien der Kaiser und Gregor vor Rom, das ihnen alsbald die Thore öffnete. Crescentius hatte sich auf der Engelburg, dem Hause Theodorichs, wie man im



Digitized by Google

Mittelalter sagte, verschanzt. Dieselbe wurde erstürmt, und er verlor durch Henkershand sein längst verwirktes Leben. Der Papst Johann wurde als Usurpator der angemaßten Gewalt entkleidet, verstümmelt und verkehrt auf einem Esel sitzend, schimpflich durch die Stadt geführt.

Die Ueberwältigung der Aufstände war in der Regel die einzige Aufgabe, die sich die Kaiser bei ihrer Anwesenheit in Rom zu setzen pflegten. Keiner derselben vor Otto dem Dritten und keiner nach ihm hat in die verworrenen Verhältnisse der Stadt reformirend einzugreifen versucht. Das ewige Rom, wo verschiedenartige Epochen der Menschheit sich so nahe wie an keiner andern Stätte der Erde berührten, war eine Welt für sich voller Wunder nnd Widersprüche, welche nur die mächtige Hand der Zeit zu lösen im Stande schien. Zu der großen Bedeutung, die sie als Mittelpunkt des Reiches der Kirche und der abendländischen Kultur beanspruchte, zu der Weite des Gesichtskreises, in welchem ihr Leben verlief, stand die äußere Herabgekommenheit und ihre völlige Machtlosigkeit im seltsamsten Contrast. Zwar war von der Pracht der antiken Bauwerke noch immer viel vorhanden, genug, um die Seele des Beschauers mit ehrfurchtsvoller Bewunderung zu erfüllen. Noch immer gewährte das Forum von der Höhe des Capitols aus gesehen einen überwältigenden Anblick in der Fülle seiner gigantischen verworrenen Baumassen, die ihren ernsten ruhigen Hintergrund an den imposant aufsteigenden Bogenreihen des Colosseums fanden. Doch nichts bestand mehr in der makellosen Schönheit seiner ursprünglichen Anlage und Form, alles war entstellt und versehrt von schonungsloser Zerstörung, welche auch dem noch Bestehenden sicheren Untergang mit grausamer Gewißheit verkündigte. So stand die alternde Roma da, die Niobe der Städte, wie erstarrt und versteinert im Uebermaß des Schmerzes über den Untergang ihrer ehemaligen Größe, über den Verlust



Digitized by Google

ihrer Söhne, deren blühende Fülle sie einst tröstlich umgab. Denn das derzeitige Geschlecht, das unter ihren erhabenen Ruinen sein Wesen trieb, und seine schlechten Wohnungen wie Schwalbennester an die edlen Bauten des Alterthums klebte, war ein Bastardgeschlecht, ein herabgekommener, zuchtlos verwilderter Haufe, sein Leben eine jämmerliche Parodie auf den ehrwürdigen Namen des römischen Volkes, das einst im Bewußtsein seiner politischen und kriegerischen Tüchtigkeit die Virtus seine Gottheit nannte. Die großen Feudalherren, die Barone drinnen und draußen, die sich zum Theil von den alten Geschlechtern Roms ableiteten, spielten die Tyrannen der Stadt. Ihre festesten und schönsten Bauwerke hatten sie zu Burgen und Castellen eingerichtet, worin sie mit ihren Gewappneten wie reißende Thiere hausten, um gelegentlich hervorzubrechen und in wilder Fehde die Stadt mit Mord und Brand zu erfüllen. Das niedere Volk, eine verlumpte, verwegene Masse, voll kindlicher Einbildungskraft und kindischem Trotz, stolz auf seine alte Geschichte, die es nicht kannte, unzufrieden mit der gegenwärtigen, die es nicht begriff, jedem Neuen mit sanguinischer Begeisterung zujauchzend, und dem Neuen von heute Morgen schon wieder in Mißmuth und Ueberdruß den Rücken kehrend, unfähig den Zügel eines weltlichen Regiments wie das Joch der Priesterherrschaft zu tragen und wider den Stachel der eigenen Nichtigkeit unausgesetzt vergeblich leckend: so spielte das Volk eine charakterlose Rolle in trauriger Gleichförmigkeit durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hin. Dem entsprach die politische Verfassung der Stadt. Sie bildete ein chaotisches Durcheinander von verschiedenartigen Ueberresten und mittelalterlichen Bestandtheilen von feudaler und municipaler Verwaltung, weltlicher und kirchlicher Jurisdiktion. Gewiß war in dieser Verwirrung nur der überragende Name des Kaisers und Papstes, ungewiß und schwankend die Grenzen ihrer Gewalt; unsicher die An-



Digitized by Google

sprüche und Rechtstitel aller Würdenträger der Stadt, unsicher der städtische Haushalt, unsicher die Straßen und der Verkehr, zweifelhaft die Einwirkung des Clerus auf die sittliche Verkommenheit der Massen, ganz unzweifelhaft nur die Korruption, der Wankelmuth und das Elend des Volkes. An dieses Rom, die Löwenhöhle, wo viele Spuren hinein und wenige wieder heraus führten, trat Kaiser Otto III. mit dem jugendlichen Enthusiasmus für eine große Aufgabe heran. Die meisten Kaiser pflegten daselbst nur das Ceremoniell der Krönung vollziehen zu lassen, und dann so schnell wie möglich hinweg zu eilen. Die wenigsten von ihnen haben einen Blick in das Innere ihrer Hauptstadt gethan. Diese pflegte sich bei solcher Gelegenheit mit Barrikaden wie gegen einen Feind zu verschanzen. Dahinter die Bürger, die halb neugierig, halb mißtrauisch den feierlichen Vorgängen zuschauten, die sich jenseits des Flusses in der leoninischen Vorstadt zutrugen, und deren solenner Abschluß in der Regel eine blutige Rauferei mit den fremden Barbaren, wenn nicht gar eine mehrtägige Schlacht und Leichenbestattungen bildeten. Otto kam mit andern Gedanken, als ein neuer Titus oder Trajan, eine neue Weltmonarchie zu errichten. Sobald Crescentius gefallen und die Herrschaft des Kaisers und Papstes zu voller Geltung gebracht war, wurde die Wiederherstellung des römischen Reiches mit vollem Nachdruck verkündigt.

Bleibullen mit der Umschrift: „Herstellung des römischen Reiches“ wurden angefertigt, wie ähnliche auch von Karl dem Großen herrühren. Rom sollte der sichtbare Mittelpunkt der Welt und wie einst, der Sitz der Cäsaren werden, ein Gedanke, dem Karl der Große und Otto der Große wohlweislich aus dem Wege gegangen waren. Auf dem Aventin, damals dem belebtesten Stadtquartier Roms, thronte der Kaiser aller Kaiser in Purpur und griechischer Chlamys. Er gefiel sich darin,



Digitized by Google

klassische Beinamen, wie „Romanus, Italicus, Saxonicus" anzunehmen und seinen Hof mit einem festen, der griechischen Sitte nachgebildeten Ceremoniell zu umgeben. Da tauchten die Schattenbilder des römischen Senats, der Konsuln und Ritter wieder auf, neben dem Heer der Logotheten, Archilogotheten, Protospatharien, Protovestiarien und wie die Chargen alle hießen, mit denen die höfische Etiquette den byzantinischen Kaiserthron umgab. Da sollte alle Welt nach dem römischen Recht gerichtet werden, und die Schöffen in den kaiserlichen Tribunalen fortan nach dem justinianischen Kodex sich richten. Die Summe seiner Bestrebungen faßte Otto in die Worte zusammen: „Er hoffe, daß seine Werke beitragen sollen, daß sein Reich blühe, sein Heer triumphiere, die Macht des römischen Volkes ausgebreitet und die römische Republik hergestellt werde, auf daß er ruhmvoll in dieser Welt leben, ruhmvoller aus den Banden dieses Fleisches zum Himmel sich aufschwingen und im höchsten Ruhme einst jenseits mit dem Herrn herrschen könne."

Diese Worte deuten zugleich eine andere Richtung an, die in Otto's Geist nicht erst damals hervortrat, aber jetzt sich seiner stärker zu bemächtigen begann. Das geistliche Leben, das zu Anfang des 10. Jahrhunderts in den wilden Stürmen der Zeit fast ganz erstorben war und sich hinter die Klostermauern zurückgezogen hatte, während draußen der Weltklerus mit den
keit wetteiferte, das begann jetzt auf's Neue an allen Orten sich mächtig zu regen. Viel hatte hierzu schon die Erneuerung der Kaiserwürde beigetragen, wie sie die Ottonen erfaßten, die den Aufgaben und Bedürfnissen der Kirche mit klarem Verständniß entgegenkamen. Hierzu kam nun die schwärmerische Idee von dem Abschluß des tausendjährigen Reiches, womit sich die Vorstellung von der Wiederkunft Christi, dem jüngsten Gericht, oder doch einer allgemeinen großen Katastrophe verband, welche durch den sündlichen Zustand der Christen-



Digitized by Google

heit nur allzusehr gerechtfertigt erschien. Die chiliastische Idee ist mehr als einmal in der Kirchengeschichte aufgetaucht, immer begleitet von erschütternden Vorgängen des äußern und innern Lebens, wie in der Zeit der Hussitenkriege, in der deutschen Reformation, in der englischen Revolution geschah. Dies traf in der Epoche, von der wir reden, nicht zu. Die religiöse Bewegung wurde lediglich durch eine Zahl veranlaßt, die Jahreszahl tausend, die man in mißverständlicher Deutung einer Bibelstelle mit dem apokalyptischen Millennium in Verbindung bringen zu müssen vermeinte. Die tieferen Geister konnten nicht unberührt bleiben von dieser mächtigen Strömung. Die Welt richtete sich auf einen großen Abschluß ein. Die Bauten, selbst die der Kirchen standen still. Das weltliche Leben verlor an Reiz und Werth, die Flucht in die Einsamkeit der Eremitenzelle lockte viele Gemüther, die jetzt in Fasten und Kasteiungen Versöhnung mit Gott und den Frieden der Seele erstrebten. Ein Schatten aus der jenseitigen Welt fiel auf das wüste verwilderte Leben des Diesseits und hüllte es plötzlich in düstere Farben. In Italien leuchtete dieser Geist in einzelnen außerordentlichen Persönlichkeiten auf. So der heilige Nilus, Romualdus und andere, die als Bußprediger eine erschütternde Wirkung auf das Volk hervorriefen, und schon bei Lebzeiten als Heilige verehrt, mit wunderbaren Kräften ausgerüstet sein sollten. Seltsam genug war freilich der Glaube, der sich an ihre Fersen heftete, wie denn Romualdus einst Gefahr lief, von seinen Zuhörern erschlagen zu werden, weil diese im frommen Eifer sich bei Zeiten seiner Gebeine als der wirksamsten Unterpfänder der göttlichen Gnade zu versichern wünschten. Anders war es in Frankreich und Burgund. Hier trat die Thätigkeit einzelner Orden in den Vordergrund wie die der bekannten Cluniacenser, welche es auf eine Reform des Klerus und eine festere Begründung der Hierarchie abgesehen hatten. Clügny mit seinen

zahlreichen Filialen, eine eigene Kongregation, eine Kirche in der Kirche, sammelte gewissermaßen die noch vorhandene geistige Lebenskraft der abendländischen Welt in sich auf. Die bedeutendsten Päpste der späteren Zeit sind durch das Kloster hindurchgegangen, und ihre Wirksamkeit wurzelte in den hier verfolgten Tendenzen. Während man in den Kreisen der Kaiserpfalz erwog, wie der verwilderte Klerus durch den Arm der weltlichen Obrigkeit zu bessern sei, lebten hinter den Mauern von Clügny Gedanken auf, wie die nicht minder sündliche Laienwelt durch stärkere Zügel des geistlichen Amtes zu lenken sei. Die eine wie die andere Anschauung mochte in der Zeit berechtigt sein. Doch welche verhieß die stärkere zu werden, welche hatte die Bürgschaft des Sieges für sich? Der deutsche Papst Gregor V. mochte vermittelnd zwischen beiden stehen, doch der ihm nachfolgte in der päpstlichen Würde, Sylvester II. — nach jenem Sylvester genannt, dem Kaiser Konstantin einst die sagenhafte Schenkung Italiens vermacht haben sollte — stand ganz auf dem Boden Clügny's, auf dem Boden der hierarchischen Idee.

Es war Gerbert von Aurillac, der Lehrer und Freund Otto's III. Der Mann stand am Ziel seiner Wünsche. Die dreifache Krone bedeckte den Kopf, der den dreifachen Gedanken der Erneuerung der Wissenschaft, der Reform der Kirche und der Herrschaft des Papstthums zu erfassen gewagt, den Otto selber einmal den in den drei Klassen der Philosophie Gekrönten genannt hat. Sein Pontifikat war freilich nur von kurzer Dauer, ausgerichtet hat er wenig oder nichts, in der Politik war er nur ein Träumer, wie Kaiser Otto selbst. Doch sein Traum von der Hierarchie war ein Josephstraum, der einst Wahrheit werden sollte. Es kam die Zeit, wo vor der Garbe des Papstthums sich die Garben der Bischöfe und auch der Fürsten tief in den Staub beugten. Wie er seine Würde auffaßte, hat er selber in einer besonderen Schrift zur Unterweisung der Bischöfe dargethan. Es war



Digitized by Google

gewissermaßen das Testament der Hierarchie, das seine Vollstreckung von der Zukunft erwartete. Dem Papste wurden die umfassendsten, alle weltliche Macht überragenden Rechte vindicirt, die Nachfolger Petri auf die Höhe theokratischer Weltherrschaft erhoben.

Die bischöfliche und priesterliche Gewalt ist von Christo selbst eingesetzt und überragt jede zeitliche Macht, selbst die fürstliche. Es geschehe, daß sich Roms Allmacht nicht allein im Binden, sondern auch im Lösen zeige, und damit klar würde, daß dem heiligen Petrus erlaubt sei, was keine menschliche Macht vermöge. Die geistliche Macht verhalte sich zur weltlichen wie der Werth des Goldes zu dem des Bleies. Das sind Sätze im curialistischen Lapidarstil verfaßt, welche den Geist Hildebrand's athmen, und die Signatur des neuen Jahrhunderts bei dessen Beginn prototypisch verkünden. Und Gerbert ermangelte nicht, von solchen Theorien die praktische Anwendung auf die Fürsten seiner Zeit zu machen, indem er sie die Ueberlegenheit des geistlichen Oberhirten in Ungnade und Segen empfinden ließ. König Robert von Frankreich, der frühere Souverain Gerbert's, wurde genöthigt, seine der Kirche mißfällige Ehe aufzulösen, und Stephan von Ungarn schickte einen Gesandten nach Rom, der aus den Händen des Papstes eine goldene Krone empfing, als Lohn für die vollzogene Bekehrung des ungarischen Volkes. Dies war das erste bald nachgeahmte Beispiel für die Verleihung von Fürstenkronen durch den Papst, welche vielmehr dem Kaiser, als dem unmittelbaren Oberherren, zugestanden hätte.

Und Kaiser Otto? Wie mußten alle diese Vorgänge auf seine empfängliche und bewegliche Natur wirken? Das Kloster des heiligen Bonifacius und Alexius auf dem Aventin war von dem Geist einer schwärmerischen Mystik erfüllt. In der Person des jungen Mönches Adalbert, eines Böhmen von Geburt, trat diese religiöse Richtung wie verkörpert dem Kaiser entgegen. Schon auf dem ersten Römerzuge 996 war er ihm nahe getreten.



Digitized by Google

Ein inniges Band verknüpfte bald den Kaiser und den Mönch. Zum ersten Mal ging ihm das Ideal einer Jugendfreundschaft, getragen von einer höheren Idee, mit ergreifender Gewalt auf. Otto ließ ihn bald nicht mehr von seiner Seite, Adalbert mußte sogar seine Schlafkammer mit ihm theilen. Wie manchmal mögen sie in den schattigen Laubgängen des Aventin mit einander geweilt haben, zu ihren Füßen die ewige Stadt, über deren Ruinen die Schatten der Vergangenheit traumhaft schwebten, und weiterhin die stille Campagna, erfüllt von einer erhabnen Traurigkeit, die an dem begrenzenden blauen Gebirgsrand wie in sanfte Sehnsucht wohlthuend sich auflöst. Dort saßen sie beide Hand in Hand, doch in den feuchten Blicken begegnete sich ein Glanz, worin Trauer und Sehnsucht gemischt war. Und Adalbert wurde nicht müde, das Herz des Kaisers zur Demuth und zur Weltentsagung zu stimmen. Da bemächtigte sich des kaiserlichen Jünglings ein tiefes Gefühl von der Nichtigkeit und der Eitelkeit aller weltlichen Macht. Ebenso überschwenglich, wie er bisher diese irdische Gewalt aufgefaßt hatte, ergriff er auch rückhaltslos die entgegengesetzte Idee, welche ihn die Welt zu fliehen trieb. Man sah ihn barfüßig zu den heiligen Stätten von Benevent und Gargano ziehen. Auf Monte gargano, einem einsamen Vorgebirge am adriatischen Meer, stand in erhabener Waldwildniß eine alte Kirche des Erzengel Michael, ein Ziel zahlreicher Wallfahrten. Otto, so erzählt Gregorovius (Geschichte Roms im Mittelalter III, p. 490,) verweilte dort unter singenden Mönchen im Büßergewand, Leib und Seele kasteiend, und stieg dann aus der Wildniß herab, von wo sein entzücktes Auge verlangende Blicke nach Hellas und dem Orient warf und seine Seele von dem heiligen Jerusalem träumte. Auf der Heimkehr besuchte er den heiligen Nilus, der bei Gaeta mit andern Schwärmern unter Zelten lebte, die von Armuth erglänzten. Otto fiel ihm zu Füßen, leitete ihn



Digitized by Google

in die Klosterkapelle und lag dort wie ein zerknirschter David im Gebet. Vergebens forderte ihn Otto auf nach Rom zu kommen, doch der bedürfnißlose Greis wünschte nur das Seelenheil des kaiserlichen Jünglings, und Otto legte schmerzlich weinend seine goldene Krone in die Hände des Patriarchen und schied unter Segenswünschen, um sich nach Rom zu wenden, wo soeben der deutsche Papst Gregor V. gestorben war. Hier setzte er seine geistlichen Uebungen fort. Vierzehn Tage schloß er sich in eine Höhle ein, wo er unausgesetzt betete und fastete. Knecht der Apostel und Knecht Jesu Christi nannte er sich neben dem andern Titel Kaiser der Kaiser. Er war Mönch und Kaiser in einer Person. Seine kraftvollen Vorfahren hatten das Regiment im Reich und in der Kirche mit Umsicht geführt; doch die Verbindung der weltlichen und der geistlichen Idee schien eine Doppellast zu sein, die für die zartbeseitete Natur des jungen Otto zu schwer war. Dieser Widerstreit, dieser innere Kampf ist es recht eigentlich gewesen, der ihn gebrochen und vor der Zeit aufgerieben hat.

Sein Freund Adalbert war in das heidnische Preußenland gezogen, um als Missionär zu wirken und womöglich die Palme des Märtyrerthums zu gewinnen. Sie ward ihm zu Theil. Der Spieß eines Heiden durchbohrte sein Herz und mit seinem Haupte trieben die Unholde ein scheußliches Spiel. Ein einsames Kreuz am öden Dünenstrande der Ostsee bezeichnet noch heute die Stelle, wo der christliche Glaube im Preußenlande seinen ersten Triumph gefeiert hat. Herzog Bolislaw von Polen erwarb für Geld den Leichnam und ließ ihn in Gnesen zur Ruhe bestatten. Im Jahre 1000 eilte Otto über die Alpen herbei, um dem Andenken des Freundes ein dauerndes Denkmal zu stiften. Als der Kaiser, so schreibt Thietmar, die ersehnte Stadt von Weitem erblickte, nahete er derselben als barfüßiger Pilger betend. In die Kirche geführt, flehte er mit einem Strom von Thränen den heiligen Märtyrer an, ihm durch seine Fürbitte



Digitized by Google

Gnade bei Christo zu erwirken. In Gnesen stiftete er einen Metropolitensitz, dem sieben Bisthümer unterstellt wurden, worunter Krakau, Breslau, Kolberg, und zwar losgetrennt vom deutschen Kirchenverband, genannt werden. Auch Herzog Bolislaw erhielt manche Rechte und Befreiung vom üblichen Tribut, wodurch das heranwachsende polnische Reich einen stärkeren Trieb zu politischer und kirchlicher Selbstständigkeit gewann. Hatte doch Otto die Freude, den Herzog als Freund und Bundesgenossen der römischen Republik begrüßen zu können, und dieser leistete gern die herkömmliche Huldigung und gewährte dem Kaiser mit kriegerischem Gefolge bis Magadaburg das Geleit.

Zu Aachen, wohin sich Otto darauf begab, finden wir ihn wieder ganz erfüllt mit den Vorstellungen seiner irdischen Hoheit. Es fiel auf, daß er manchen veralteten römischen Brauch wieder erneuerte, wie er denn zum Beispiel allein an einer halbkreisförmigen Mittagstafel saß, höher als die übrigen. Hier am Herrschersitze Karl's des Großen kam ihm das Verlangen an, die Grabstätte des Kaisers zu besuchen. In einer Kryptha des Domes hatten sie einst den Leib zur Ruhe bestattet; sitzend auf einem Stuhl, mit kostbaren Gewändern bekleidet, die Pilgertasche umgehängt, das Evangelienbuch auf dem Schoße, so ruhte dort der kaiserliche Pilger von seiner irdischen Wallfahrt aus. Fast zwei Jahrhunderte schon hatte er dort gesessen, ein Vorbild des Rothbart im Kyffhäuser. Wer wagt es, die heilige Ruhe des Todes zu stören? Es ist gefährlich, mit dem Schatten großer Todten zu spielen: wer nach ihm haschte, dem löscht er gar leicht das eigene Licht aus.

Otto widmete dem Andenken des großen Karl in seiner Grabesgruft eine weihevolle Stunde. Dann ließ er die Gebeine sorgfältig in einem Sarge beisetzen und entnahm vom Halse der Leiche ein goldenes Kreuz, das er fortan selber zur Erinnerung trug. Doch der Todte, heißt es, sei ihm im Traume er=



Digitized by Google

schienen und habe ihm zornig sein nahes Ende verkündigt. Im germanischen Museum zu Nürnberg ist diese Scene von Kaulbach's Hand bildlich dargestellt, gewissermaßen als Titelvignette des Museums, welche den wissenschaftlichen Zweck dieser Anstalt in künstlerischer Symbolik veranschaulicht. Wie hier der junge Kaiser, den frischen Rosenkranz im Haar, die Fackel in der Hand, zur Gruft hinabsteigt, in deren Hintergrund im dämmernden Licht die ehrwürdige Leiche sichtbar wird, so ist es die Aufgabe der modernen Wissenschaft, in das Dunkel vergangener Zeiten mit der Fackel der Forschung einzudringen, um ihre Größe und Herrlichkeit, mag sie auch zum Schattenbilde verblaßt sein, vor das geistige Auge zurückzuführen. So scheint der Gedanke des Künstlers gewesen zu sein. Doch ist jene Scene nicht zugleich auch ein symbolischer Ausdruck der deutschen Geisteseigenthümlichkeit, die so gerne bei fernen Zeiten und Idealen in träumender Betrachtung ausruht und darüber die realen Interessen der Gegenwart aus den Augen, den eigenen Grund und Boden unter den Füßen verliert? Es will uns dünken, daß Otto III., schwankend zwischen Gegenwart und Vergangenheit, angezogen von Irdischem und Himmlischem, für diese deutsche Geistesart ein rechter Typus gewesen ist, und darum steht seine Gestalt an der Schwelle derjenigen Epoche, welche wir als das eigentlich romantische Mittelalter anzusehen gewohnt sind. Die Gruft Karl's des Großen zu Aachen, die Gruft des heiligen Adalbert zu Gnesen und die Gruft Kaiser Otto's II. zu Rom, das sind die Angelpunkte, um welche sein äußeres und inneres Leben sich drehte. Es läßt sich unschwer begreifen, wie aus seiner Abstammung und Erziehung und mancherlei äußeren Einwirkungen Otto's Wesen sich so gestaltet hat, wie es geworden ist. Doch wäre es unrichtig, wollte man ihn nur als eine vereinzelte Erscheinung individueller Art, losgelöst vom Rahmen seiner Zeit, betrachten. Was er erstrebte, war im Grunde das-



Digitized by Google

selbe, was durch die ganze Periode der sächsischen Kaiser als ein gemeinsamer, die Geister beherrschender Zug hindurchgeht. Es verlohnt sich, einen Augenblick hierbei zu verweilen. —

Drei Richtungen sind es vornehmlich, die das geschichtliche Leben dieser Periode bestimmen und ihm seine Zielpunkte angewiesen haben, die deutsch-nationale, die klassische und die kirchliche Richtung. Das nationale Bewußtsein war durch die Thaten Otto's des Großen, die Einigung der deutschen Stämme, ihre Einwirkung auf das Ausland und durch die Erwerbung der Kaiserkrone mächtig belebt worden. Seitdem nennen sich erst die sämmtlichen Stämme mit gemeinsamem Namen, die Deutschen, und ihren König den deutschen König. Die Verbindung mit Rom lenkte den Blick sodann auf die antike Welt zurück; Rom und Byzanz übten eine neue Anziehungskraft auf den nordischen Geist aus, die Werke der alten Dichtung und Kunst sprachen mit einem mächtigeren Zauber zu dem deutschen Gemüth. Ein Hauch aus dem Reiche der Schönheit, der alten und doch ewig neuen Schönheit, drang aus Hesperien über die Alpen, den winterlichen Frost hinwegschmelzend wie den Schnee der Föhn und lockte frische Lebenskeime als Frühlingsboten hervor. Endlich war auch durch die Fürsorge der Kaiser aus sächsischem Hause das Papstthum aus seiner tiefen Erniedrigung erhoben, die Kirche durch innere Reform und äußere Mission ihrer eigentlichen Bestimmung wieder genähert, eine tiefere religiöse Erweckung hatte begonnen und wurde zuletzt durch die chiliastische Idee zu schwärmerischer Bewegung gesteigert. Dies waren die Grundstoffe des geistigen Lebens jener Zeit, welche allen ihren Werken ihr charakteristisches Gepräge aufdrückten. Sind es nicht auch die Grundstoffe der gesammten abendländischen Kultur bis heute? Allemal, wo jene Richtungen mit verstärkter Gewalt hervorbrechen und miteinander vereint wirkten, da ist ein Aufschwung des gesammten Lebens und seiner Kultur zu bemerken



Digitized by Google

gewesen. So finden wir sie vereinigt in Klopstock beim Beginn unserer modernen Litteraturperiode. Wir finden sie wirksam im Zeitalter der Reformation und der Renaissance, ebenso ein halbes Jahrtausend früher an der Wende des ersten Jahrtausends. —

Erinnern wir uns, was jene sächsische Epoche im Wesentlichen geleistet hat. Die Geschichtsschreiber beschrieben die Thaten der Könige in lateinischer Sprache, doch mit bemerkbarer Accentuierung des deutschen und speziell sächsischen Stammesbewußtseins. Die Mönche von St. Gallen mühten sich ab, die deutsche Sprache in Wortbildung und Satzgefüge dem Fluß des klassischen Idioms anzunähern und gossen gelegentlich einen deutschen Heldengesang wie den Waltarius in die Form um, welche sie an Virgil und Lukan bewunderten. Bernward von Hildesheim, der Lehrer Otto's III., ließ jene noch vorhandene Säule formen, die als ein kleines Nachbild der Trajanssäule in Rom erscheint. Wie diese von figurenreichen Bildern aus den Kriegszügen des Kaisers umwunden ist, so umschlingt die hildesheimer Säule ein Band von Bildern aus der Leidensgeschichte Christi in halberhabner Arbeit. Man erkennt das römische Vorbild, doch die antike Form ist von einem christlichen Gedankengehalt erfüllt. Genau so hatte es kurz zuvor Rosvitha gemacht, die gelehrte Nonne von Gandersheim, da sie die Form der terenzischen Komödie mit christlichem Legendenstoff erfüllte und so das erste Drama auf deutschem Boden schuf. Ueberall ist es die naive und unbefangene Verbindung jener drei Elemente, die den Schöpfungen dieser Zeit, wenn auch noch nicht einen ästhetischen Wert, doch einen kulturhistorischen Reiz verleiht. Was hier auf dem Gebiete geistigen und künstlerischen Schaffens geschah, das suchte Kaiser Otto mit kühnem Griff auf das Reich der Wirklichkeit zu übertragen. Nichts Geringeres als eine Renaissance des antiken Imperiums war es, was er erstrebte. Das römische Kaiserthum Karl's und Otto's des Großen war



Digitized by Google

mehr ein Name und Titel, mehr eine Idee und Theorie als Wirklichkeit gewesen, ein Begriff von mehr kultureller als politischer Bedeutung. Otto III. unternahm es, diesen Begriff zur Potenz geschichtlicher Wahrheit, politischer Thatsächlichkeit zu erheben. Er mochte glauben, hiermit etwas Außerordentliches zu leisten, einen Gipfelpunkt der Menschheit zu erklimmen, wie er überdies beim nahenden Ende des Millenniums an sich wünschenswerth und geziemend erscheinen durfte. Doch was der geistigen und künstlerischen Gestaltung gelang, Gedanken und Bilder aus den verschiedensten Zeiten zum vertraulichen Bund zu verknüpfen, das blieb der Hand des praktischen Staatsmannes versagt. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen. Im Reiche des Schönen ist die Idee das helle Sonnenlicht, welches alle Dinge in klare Beleuchtung setzt und, was sie in Wahrheit sind, offenbart. Doch auf dem rauhen Boden der Wirklichkeit, wo die praktische Staatskunst und Staatslenkung zu schaffen hat, da erscheint die transzendente Idee nur zu oft als täuschendes Mondlicht, das Wege und Stege unsicher macht und mit dämmerndem Zwielicht die Gegenstände mehr verschleiert als enthüllt. Wer sich ihm sorglos vertraute, der ward zum träumenden Nachtwandler und stürzte von der schwindelnden Höhe, auf die er sich locken ließ, jählings hinab. Dies war das Loos Kaiser Otto's. In Wahrheit ein tragisches Loos, dasselbe, welches später auf italischem Boden ein Arnold von Brescia, ein Cola Rienzi hatten, die auch den Traum des Alterthums zur Unzeit geträumt, dasselbe, welches noch später auf deutschem Boden ein Ulrich von Hutten erlebte, da er des deutschen Reiches Herrlichkeit samt klassischer Bildung und wiedererwecktem religiösen Leben zu vereinen und zu fördern bemüht war, und, weil er zu vieles begehrte, alles verlor. So erging es auch Otto. Er gedachte sein schwärmendes Haupt mit einem Kranze der edelsten, schönsten Blüten aus alter und gegen-



Digitized by Google

wärtiger Zeit zu schmücken. Doch wie er aus dem Traume erwachte, da waren die Rosen verschwunden, nur die Dornen waren geblieben. Allzu schnell und unerwünscht kam dies Erwachen.

Böse Nachrichten aus Italien veranlaßten den Kaiser, sich wieder über die Alpen zu wenden. Das neue Imperium war wenig beliebt geworden, weil es keine materiellen Vortheile, sondern nur erhöhte Anforderungen und Steuerdruck verursachte. Daher erfolgte ein Aufstand über den andern. Als Otto Tivoli, die hochgelegene Felsenstadt, belagerte, kam der Papst und Bischof Bernward selbst hinaus, um dem Kaiser mit ihren Rathschlägen beizustehen und ihn zur Ausdauer zu ermuthigen. Dann begaben sie sich in die aufrührerische Stadt, und es gelang ihnen, die Bürger zur Unterwerfung zu bestimmen. Die Scenen, welche jetzt folgten, sind höchst charakteristisch für die Italiener von damals. Wir lassen am besten Tankmar, den Biographen Bernward's, mit seinen eigenen Worten erzählen: „Alle vornehmen Bürger der Stadt kamen nackt, nur an den Schenkeln bekleidet, in der Rechten Schwerter, in der Linken Geißeln tragend, zum Palast. Dem kaiserlichen Rechte seien sie und alles ihrige unterworfen; die er schuldig fände, möge er mit dem Schwerte treffen oder, wolle er Mitleid üben, sie öffentlich geißeln lassen. Wolle er die Stadt dem Erdboden gleich machen, so seien sie gerne bereit, alles auszuführen und stets dem Befehl seiner Majestät Gehorsam zu leisten. Der Kaiser gewährte Verzeihung und spendete dem Papst und dem Bischof das höchste Lob. Die Römer aber, unwillig, daß die Tiburtiner vom Kaiser zu Gnaden aufgenommen seien, verschließen die Thore der Stadt und versperrten die Straßen. Auch einige Freunde des Königs wurden ungerechterweise getödtet. Dagegen werden die Bewohner des königlichen Palastes vom Bischof Bernward durch die Beichte gereinigt, und sind bereit, auf die Feinde tapfer auszufallen.



Digitized by Google

Am folgenden Morgen wurden der Kaiser und die andern abermals durch die heiligen Sakramente und frommen Ermahnungen getröstet und ziehen gegen den Feind in den Kampf; der Bischof selbst mit der heiligen Lanze im Vordertreffen schrecklich blitzend, aber mit inbrünstigem Herzen den Frieden von dem Urheber des Friedens erflehend. Seine Bitten wurden erhört. Aufruhr und Zwietracht wurden gänzlich beschwichtigt, die Feinde legten die Waffen nieder und versprachen, am andern Tage beim Palast sich einzufinden. Unterdessen bestieg der frömmste und sanftmüthigste Kaiser einen Thurm und hielt folgende Anrede: Seid Ihr nicht meine Römer? Um euretwillen habe ich mein Vaterland und meine Verwandten verlassen; aus Liebe zu Euch habe ich meine Sachsen und Deutschen, mein eigenes Blut, hintangesetzt; Euch habe ich in die entfernten Theile unsres Kaiserreiches geführt, wohin Eure Väter, als sie den Erdkreis beherrschten, niemals den Fuß gesetzt haben, damit ich Euren Namen und Ruhm bis zu den Grenzen des Erdkreises verbreite; Euch habe ich zu Söhnen angenommen, Euch Allen vorgezogen; um Euretwillen, weil ich Euch vor Allen den Vorrang gab, habe ich Aller Neid und Haß gegen mich aufgeregt. Und nun für alles dies habt Ihr Euren Vater verworfen, meine Freunde grausam umgebracht, mich selbst ausgeschlossen, mich, den Ihr doch nicht ausschließen konntet; denn mit väterlicher Liebe umfasse ich Euch, und niemals dulde ich, daß Ihr aus meinem Herzen verbannt seid. Ich kenne wohl die Anstifter der Empörung und bezeichne sie mit meinen Augen. Daß aber auch meine Getreusten, deren Unschuld mein Stolz ist, durch die Beimischung der Lasterhaften befleckt werden können, das vermag ich nicht zu fassen." Jene, durch die Worte des Kaisers gerührt, versprachen Genugthuung, ergreifen zwei, die sie grausam zerschlagen, nackt bei den Beinen über die Stufen schleifen und halbtodt im Thurme dem Kaiser vor die Füße werfen. Papst und Kaiser zogen gleich darauf unter unendlichen Thränen der

Bürger aus der Stadt und schlugen nicht weit von dieser ein Lager auf. Doch kaum hatte Otto den Rücken gewandt, um einen Aufruhr in Unter-Italien zu dämpfen, so erhob sich das Volk wieder von neuem. So die Erzählung von Tankmar, so das Benehmen der Römer gegen ihren Kaiser. Er mochte nun fühlen, auf wie schlechtem Grunde sein phantastisches Gebäude aufgeführt sei. Welch eine kurzsichtige Verblendung zu hoffen, auf solch einem Material einen gesicherten Thron errichten zu können. Zu Paterno am Berg Sorakte schlug Otto sein Lager auf, um eine regelrechte Belagerung Roms durchzuführen. Er freute sich des Zuzugs von Gewappneten, welche der Erzbischof Heriberdt von Köln zuführte. Doch auch widerwärtige Nachrichten von feindseligen Bewegungen unter deutschen Fürsten beunruhigten ihn. Bald war er mit militärischen Dingen, bald mit geistlichen Übungen beschäftigt, die er immer mehr verstärkte. Eine ganze Woche lang fastete er, und diese selbst auferlegten Entsagungen schwächten den Körper, der zugleich von Gemüthsaufregungen verzehrt war. Schon war er ein gebrochener Mann; es stellte sich ein hitziges Fieber ein, das anfangs für unbedeutend geachtet, plötzlich einen heftigen Charakter annahm, und am 23. Januar des Jahres 1002 verschied der Kaiser im 22. Jahre seines Lebens. Es ging eine Rede, die nicht unglaublich erscheint, nur noch die Römer habe er unterwerfen und züchtigen wollen, dann sei es seine Absicht gewesen, der Welt zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Aufrichtig mag die Trauer in seiner deutschen Umgebung gewesen sein, doch die Römer wanden seinem Sarge keine Kränze; die Verfolgung, womit sie noch den kaiserlichen Leichenkondukt behelligten, war vielmehr eine Dornenkrone des bittersten Hasses, die sie darauf legten. Die trauernden Schaaren des deutschen Heeres geleiteten die Leiche des Herrschers und hatten sieben Tage nach einander unaufhörliche Angriffe zu bestehen, die Feinde ließen ihnen durchaus keine Ruhe, bis sie nach Verona kamen. An der deutschen Grenze empfing sie der



Digitized by Google

Herzog Heinrich von Bayern, der nächste Verwandte des königlichen Hauses, um die Leiche nach Aachen zu überführen. Dort wurde dieselbe unter allgemeinem Leidwesen des herbeigeströmten Volkes im Chor des Domes beigesetzt, unfern der Stätte, wo Karl der Große die Ruhe gefunden. Das goldene Kreuz von der Leiche Karl's hatte dem jungen Kaiser kein Heil gebracht. Ein unreifer Jüngling hatte mit Kreuz und Krone gespielt, doch der Ernst der Geschichte zerstörte unbarmherzig die phantastische Illusion.

Die wenigen Regierungsjahre Otto's III. bezeichnen kein Ruhmesblatt in der deutschen Geschichte, wie er selbst es sich erhofft hatte. Man kann vielleicht bedauern, daß den einst so kräftigen und jugendfrischen Kaiser jene geistliche Richtung so ganz eingenommen und ihm das innere Gleichgewicht geraubt hat. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß eine längere Regierung dem Reiche Segen gebracht hätte. Die ganz ungeschichtliche Auffassung von Kaiserthum und die Entfremdung von der deutschen Nationalität mußten früher oder später traurige Folgen nach sich ziehen. War es doch zu arg, daß ein deutscher König, Sachse von Geburt, sich der sächsischen Rohheit schämte, gleich als ob Deutschland von Italien erobert und einem fremden Herrscher dienstbar geworden sei. Das deutsche Nationalgefühl war schon zu sehr erstarkt, um solches zu ertragen. Bereits war ein großer Theil der Herzöge und Grafen in eine Verschwörung verwickelt. Selbst die Bischöfe, denen die hierarchischen Bestrebungen Gerbert's keineswegs gefallen wollten, waren bereit, sich ihnen anzuschließen. Es fehlte nicht viel, daß, was die ersten beiden Ottone mit sicherer Hand gebaut hatten, in wenigen Jahren von dem dritten, dem begabten und hoffnungsreichen Jüngling, dem Wunder der Welt zerstört ward. Dennoch nimmt er mit Recht unser wärmstes Interesse in Anspruch. Seine Regierung bezeichnet den Übergangspunkt zu einer neuen Entwicklung der Dinge. Er steht gewissermaßen am Ende der Periode, die man im weitesten Sinne die Karo-



Digitized by Google

lingische nennen könnte, insofern ihm wie seinen Vorfahren das erhabene Bild des großen Karl als Muster und Ideal vorschwebte, der die weltlichen und geistlichen Interessen mit gleichem Nachdruck vertrat. Nach Otto begann diese strenge Einheit sich zu lösen, die Grundlagen zu selbständigen Bildungen im staatlichen und kirchlichen Gebiet wurden gerade unter ihm gelegt und der Streit der Ideen, dem er erlag, war mehr als ein psychologisches Phänomen, er war ein Vorspiel des großen Kampfes, den die allmählich sich emancipierende geistliche Gewalt gegen die weltliche eröffnete und welcher mit seinen Erschütterungen die bisherige Weltordnung aus ihren Fugen verrückt hat.

Papst Sylvester II. folgte seinem früh hingeschiedenen Zögling schon ein Jahr später im Tode nach. Die Figur Gerberts an der Wende des Jahrhunderts ist gleichfalls hochbedeutsam, nicht sowohl durch das, was er ausgerichtet hat, als was er erstrebte. Wie Moses in das gelobte Land schaute, so erblickte er im Geiste vor sich das Reich der geistlichen Weltherrschaft, das zu betreten ihm selbst nicht beschieden war. Doch das Jahrhundert 1000—1100 sah das beständige Wachsthum der kirchlichen Idee, die wie eine mächtige Strömung im Laufe der Zeit immer zunahm und ihren Kulminationspunkt in den Kreuzzügen erreichte. Was die chiliastische Vorstellung am Ende des 10. Jahrhunderts, das und noch mehr bedeutete die Bewegung der Kreuzzüge am Ende des 11. Gerbert sah sie prophetisch voraus. Sein Blick war schon auf das heilige Land gerichtet, und die Nothwendigkeit eines Kreuzzuges sprach er mit Sicherheit aus. Noch hielten sich Papstthum und Kaiserthum das Gleichgewicht und gingen befreundet zusammen, bald sollte die Schale zu Gunsten Roms erst langsam, dann schneller sich senken; doch das Kaiserthum, welches Otto III. zum Gipfelpunkt der Vollendung zu führen und mit dem Glanz der antiken Cäsarenmacht zu umgeben gedachte, es wurde auf der Wage des Schicksals gewogen und zu leicht erfunden.



Digitized by Google

Die Gestalt Kaiser Otto's III. ist nicht ohne poetischen Reiz, wie man auch aus der vorstehenden Skizze hoffentlich wird herausgefunden haben. Die Gestaltungskraft der modernen Dichtung, welche auch in dem harten Gestein der Geschichte den Goldadern der Poesie nachzugehen liebt, hat denn auch diesen Stoff nicht unbenutzt gelassen. Ein lyrischer Dichter, welcher in seinem inneren Wesen wie in der äußeren Gestaltung seines Geschicks mit Kaiser Otto selber manchen Zug gemein hat,[1] den eine leidenschaftliche Liebe für Italien aus der nordischen Heimath in den fernen Süden getrieben hat, wo er mit ganzer Seele an den Denkmalen und Ueberlieferungen der Vergangenheit hing, wo er die Rose besang die dem Lenz nie wieder gelungene Rose von Paestum, und doch gelegentlich wieder den Erinnerungen an die altgermanische Vergangenheit nachhing, „urdeutscher Vorzeit gern gedenk", der unausgesetzt bemüht war, den eigenen Werken das Ebenmaß der Antike aufzudrücken, ohne doch die spröde nordische Natur ganz verleugnen zu können, und der endlich in der fremden Welt, die ihm zur eigensten Heimat geworden war, einen vorzeitigen Tod und ein einsames Grab an Siciliens Küste gefunden hat: Graf Platen-Hallermünde hat dem Andenken Kaiser Ottos III. eins seiner historischen Gedichte gewidmet, einen Gesang, den er dem Sterbenden in den Mund legt, als wehmütige Klage über ein früh verwelktes, fruchtlos verlaufenes Leben. Diese Ode, mag sie auch bekannt genug sein, möge hier als ein passendes Stimmungsbild am Schluß unserer Darstellung einen Platz finden. Der Dichtung Hand hat einen Kranz auf das Grab eines Fürsten gelegt, dem die Geschichte den Kranz des Ruhms, wonach er so begierig gerungen, mißgünstig versagt hat.

O Erde, nimm den Müden,
Den Lebensmüden auf,
Der hier im fernen Süden
Beschließt den Pilgerlauf!

Schon steh' ich an der Grenze,
Die Leib und Seele theilt,
Und meine zwanzig Lenze
Sind rasch dahin geeilt.

Voll unerfüllter Träume,
Verwaist, in Gram versenkt,
Entfallen mir die Zäume,
Die dieses Reich gelenkt.
Ein Andrer mag es zügeln,
Mit Händen minder schlaff,
Von diesen sieben Hügeln
Bis an des Nordens Haff.

Doch selbst im Seelenreiche
Harrt meiner noch die Schmach,
Es folgt der blassen Leiche
Begang'ner Frevel nach!
Vergebens mit Gebeten
Beschwör' ich diesen Bann,
Und mir entgegen treten
Crescentius und Johann!

Doch nein! Die Stolzen beugte
Mein reuemütig Fleh'n;
Ihn, welcher mich erzeugte,
Ihn werd' ich wiederseh'n!
Nach welchem ich als Knabe
So oft vergebens frug!
An seinem frühen Grabe
Hab' ich geweint genug.

Des deutschen Volks Berather
Umwandeln Gottes Thron;
Mir winkt der Aeltervater
Mit seinem großen Sohn.
Und während, voll von Milde,
Die frommen Hände legt
Mir auf das Haupt Mathilde,
Steht Heinrich tiefbewegt.



Digitized by Google

Nun fühl' ich erst, wie eitel
Des Glücks Geschenke sind
Wiewohl ich auf dem Scheitel
Schon Kronen trug als Kind!
Was je mir schien gewichtig,
Zerstiebt wie ein Atom:
O Welt, du bist so nichtig,
Du bist so klein, o Rom!

O Rom, wo meine Blüthen
Verwelkt wie dürres Laub,
Dir ziemt es nicht, zu hüten
Den kaiserlichen Staub!
Die mir die Treue brachen,
Zerbrechen mein Gebein:
Beim großen Karl in Aachen
Will ich bestattet sein.

Die echten Palmen wehen
Nur dort um sein Panier:
Ihn hab' ich liegen sehen
In seiner Kaiserzier.
Was durfte mich verführen,
Zu öffnen seinen Sarg?
Den Lorbeer anzurühren,
Der seine Schläfe barg?

O Freunde, laßt das Klagen,
Mir aber gebt Entsatz,
Und macht dem Leichenwagen
Mit euren Waffen Platz!
Bedeckt das Grab mit Rosen,
Das ich so früh gewann,
Und legt den thatenlosen
Zum thatenreichsten Mann!

(844)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17 a.

Digitized by Google

**Richter** (Halle a. S.), Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderot's.
**Diercks** (Madrid), Ueber die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.
**Maaß** (Dresden), Das deutsche Märchen. Literarische Studie.

---

# Einladung zum Abonnement!

## Deutsche Zeit- und Streit-Fragen

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit

Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

---

### Neue Folge. Erster Jahrgang.

(Heft 1—16 umfassend.)

**Im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige.**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen folgende Beiträge erscheinen:

**Eberty** (Berlin), Der Lebensmittelmarkt und die Hauswirthschaft.
**Holzmüller** (Hagen), Errichtet lateinlose Schulen.
**Ney** (Hagenau i. E.), Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima.
**Ostermeyer** (Memel), Harmoniren Volksmoral und Strafgesetz?
**Ahrens** (Kiel), Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange von dem XIII. bis zum XVII. Jahrhundert.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handels-Geographie.
**Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.

Digitized by Google

**Meyer** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.
**Paul** (Halberstadt), Ueber die Zukunft unseres Handels.
**Kradolfer** (Bremen), Die Macht der Phrase.
**Dierck**s (Madrid), Ueber den spanischen Nationalcharakter in seiner Verwandtschaft und Verschiedenheit verglichen mit dem der anderen Roman. Nationen.
**Brückner** (Berlin), Entstehung der Evangelien.
**Weiß** (Adelsheim), Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben.
**Laas** (Straßburg i. E.), Idealistische und positivistische Ethik.

---

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung" ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen" das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jeden die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen 2c. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge: und erforderlichen Falls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form und in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik 2c. 2c. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Verzeichnisse der bisher erschienenen Hefte der Sammlung und Zeitfragen

**1. Nach Serien und Jahrgängen geordnet,**
**2. Nach Wissenschaften geordnet**

sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen, welche auch Bestellungen und Abonnements auf die **Neue Folge 1. Jahrgang** annehmen.

Digitized by Google

Sammlung

# gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

**XX. Serie.**

(Heft 457—480 umfassend.)

APR 5 1886

**Heft 479.**

# Die Glacialbildungen der norddeutschen Tiefebene.

Von

Prof. Dr. **Dames**
in Berlin.

**Berlin** SW., 1886.
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das Programm der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Sammlung, sowie das der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet, sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Digitized by Google

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869" hat diesen Vorträgen die **Goldene Medaille** zuerkannt.

Mit dem **Jahrgang 1886** beginnt die

## Sammlung gemeinverständlicher
# wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow und Fr. v. Holtzendorff.**

eine

## Neue Folge. Erster Jahrgang.

(Heft 1—24 umfassend.)

**Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden, vorbehaltlich etwa nothwendiger Abänderungen erscheinen:

**Koch** (Berlin), Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.
**Bauer** (Eisenach), Peter Vischer und das alte Nürnberg.
**Schafft** (Gera), Ueber das Vorhersagen von Naturerscheinungen.
**Dannehl** (Sangerhausen), Victor Hugo. Literarisches Porträt mit Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters.
**Buchheister** (Hamburg), Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832.
**Goetz** (Waldenburg bei Basel), Altnordisches Kleinleben und die Renaissance.
**Baumeister** (Karlsruhe), Die technischen Hochschulen.
**Semler** (Dresden), Goethe's Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters.
**Schmidt** (Hildesheim), Die Photographie, ihre Geschichte und Entwickelung.
**Bruchmann** (Berlin), Wilhelm von Humboldt.
**Patzig** (Hannover), Ueber Staatswirthschaft in den altorientalischen Staaten.
**Ginzel** (Wien), Ueber Veränderungen und Umwälzungen im Reich der Fixsterne.
**Mandl** (Wien), Das Sklavenrecht des alten Testamentes.
**Gad** (Berlin), Körperwärme und Klima.
**Votsch** (Gera), Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens.
**Neuhaus** (Berlin), Die Hawaii-Inseln.
**Koch** (Marburg), Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.
**Frauenstädt** (Breslau), Die Todschlagsühne des deutschen Mittelalters.
**Preuß** (Berlin), Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten.

(Fortsetzung auf Seite 3.)

Digitized by Google

22.

# Die Glacialbildungen

der

# norddeutschen Tiefebene.

Von

Wilhelm

W. Dames.

Berlin SW., 1886.

Verlag von Carl Habel.

(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)

33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Die geologischen Verhältnisse der norddeutschen Tiefebene sind schon vor 15 Jahren einmal in dieser Sammlung von Vorträgen (Heft 111) durch Justus Roth dargestellt worden. Aber gerade in die seitdem verflossene Zeit fällt ein so durchgreifender Umschwung in der Anschauung über die Entstehung der die Oberfläche dieses Gebietes zusammensetzenden Ablagerungen, daß eine erneute Besprechung schon um diesen Umschwung zu kennzeichnen nicht der Rechtfertigung bedarf, sodann aber auch, weil durch die jetzt herrschende Ansicht ein Einklang mit derjenigen über gleiche Gebiete anderer Länder, wie England, Scandinavien, Rußland u. a., erreicht worden ist, der im Jahre 1870 noch völlig fehlte.

Damals herrschte in der Geologie die von Charles Lyell zur Erklärung der sog. Diluvialablagerungen aufgestellte **Drifttheorie**. Nach ihr hat man sich ein großes Diluvialmeer, das bis an den Nordabfall der mitteldeutschen Gebirge (Teutoburger Wald, Harz, Lausitzer Gebirge, Sudeten ꝛc.) heranreichte, vorgestellt und dazu im Norden ein von einer Eiscalotte bedecktes Scandinavien und Finland, dessen Eismassen sich in dieses Meer herabsenkten, abbrachen („kalbten"), dann in Gestalt von Eisbergen nach Süden schwammen und dort beim Stranden und Schmelzen den Gesteinsschutt, mit welchem sie sich in der Heimath beladen hatten, fallen ließen. Aus diesem Schutt sollten dann die gesammten Massen, welche die norddeutsche Tiefebene bedecken, gebildet sein, gleichgültig, ob sie aus Lehmen,



Digitized by Google

Sanden oder Thonen bestehen, gleichgültig, ob sie geschichtet, ob ungeschichtet sind, gleichgültig, ob sie größere Felsblöcke enthalten oder nicht. — Zur Stütze dieser Drifttheorie wurde die Thatsache angeführt, daß auch heute noch schwimmende, mit Gesteinsblöcken beladene Eisberge beim Abschmelzen ihren Schutt in's Meer fallen lassen, resp. ihn beim Stranden an Küsten ablagern, wie das z. B. an der Küste von New-Foundland und an der von Ehstland hin und wieder beobachtet ist. Es ist hierbei jedoch völlig übersehen worden, daß diese Thatsache nur eine Erscheinung unserer Diluvialablagerungen erklären würde, nämlich das Vorkommen von Blöcken, welche den im Norden vorhandenen Felsen entstammen, sonst aber kein Glied in der langen Kette von Räthseln, welche die Erforschung unserer Ablagerungen zu lösen sich müht. — Daß die Drifttheorie unfähig ist, die Entstehung des Geschiebemergels, der gekritzten Oberflächen von Felsen und von Geschieben und auch sogar die Art des Transportes von Geschieben gewisser Größe zu erklären, ist geistvoll von Penck[1]) dargethan. Zwar schon von Nehring[2]) ausgesprochen, aber noch nicht genügend betont ist ein weiterer Einwurf, welcher die Unhaltbarkeit der Drifttheorie für sich allein darthut. Dieselbe setzt wie erwähnt, ein Diluvialmeer voraus. Nun beherbergen aber unsere Ablagerungen, abgesehen von einzelnen räumlich beschränkten Gebieten in der Nähe der heutigen Ostseeküsten und von einigen aus diesen nach Süden transportirten Meeresconchylien, von denen weiterhin die Rede sein wird, auf der ungleich größeren horizontalen Ausdehnung ganz ausschließlich Reste von Thieren und Pflanzen, welche das Land oder die süßen Gewässer bewohnen und auch dort nicht fehlen, wo die vereinzelten Meeresconchylien sich fanden. Wenn ein Geolog aber Ablagerungen einer anderen, älteren Formation, welche lediglich Land- und Süßwasser-



Digitized by Google

Faunen oder -Floren führt, als Absätze eines Meeres in Anspruch nehmen wollte, so würde man das kaum für Ernst halten. In der Diluvialfrage aber ließ das Ansehen Lyell's, die Gleichgültigkeit, welche nur zu lange dem Studium der anscheinend so uninteressanten Sand- und Lehmablagerungen des „aufgeschwemmten Gebirges" entgegenstand, und endlich die Schwierigkeit des zu lösenden Problems eine geologische Ungeheuerlichkeit Jahrzehnte lang als Dogma bestehen, und auch heute noch fehlen Anhänger derselben nicht ganz. Zwar ist das Widersinnige der Drifttheorie auch von vielen unserer norddeutschen Geologen empfunden, aber die verschiedenen Erklärungsversuche, welche von Berendt, Credner, Kunth, Roth u. A. früher geäußert sind, zeigen sowohl durch ihre Zahl, wie namentlich durch ihren Mangel an Uebereinstimmung, daß die Grundanschauung über das, was man erklären wollte, geändert werden mußte.

So ist es denn nicht zu verwundern, daß es nur eines leisen Anstoßes bedurfte, um eine zuerst geringe Minorität, schnell aber dann die überwiegende Majorität der norddeutschen Geologen und zwar gerade derjenigen, denen in erster Reihe die Erforschung der norddeutschen Tiefebene obliegt, von dem Banne der Drifttheorie zu befreien; und diesen Anstoß gegeben zu haben, ist das Verdienst Otto Torell's, des schwedischen Forschers, dem hierfür auch namentlich seitens der norddeutschen Geologen reger und bleibender Dank zu zollen ist. Bekannt zunächst mit den einschlägigen Erscheinungen seiner engeren Heimath und durch zahlreiche Reisen in Grönland, Island, Nordamerika auch mit den gleichen Verhältnissen anderer Gebiete, sowie durch eigene Anschauung ebenso vertraut mit dem Wesen und dem Wirken ausgedehnter, große Ländermassen bedeckender Vereisungen (Inlandeis), sowie flußähnlich in Thälern sich vom Hochgebirg herab-



Digitized by Google

bewegender Eismassen (Gletscher), untersuchte er auch unsere norddeutsche Tiefebene und sprach in der Sitzung der deutschen geologischen Gesellschaft am 3. November 1875 aus[3]), „daß sich eine Vergletscherung Scandinaviens und Finlands bis über das norddeutsche und nordrussische Flachland erstreckt habe". — Trotzdem nun von vielen und gewichtigen Seiten gegen die Einführung dieser Theorie energischer Widerspruch erhoben wurde, so hat doch die Leichtigkeit, mit welcher sie bisher unenträthselbare Beobachtungen erklärt, dann die Erkenntniß, die sich auch norddeutsche Geologen durch Besuche Scandinaviens verschafften, daß die dortigen Gebilde, an deren glacialem Ursprung noch nie gezweifelt worden ist, mit den unsrigen vollkommen ident sind, und die daran geknüpfte Ueberlegung, daß es hieße, der Geologie das Recht abzusprechen, aus dem Vergleich und der Combination thatsächlicher Beobachtungen ihre Schlüsse ziehen zu dürfen, den Widerspruch fast überall verstummen und einer rührigen Arbeit Platz gemacht, welche sich bestrebt, auf Grund der neu gewonnenen Gesichtspunkte die Thatsachen, die man als solche ja längst kannte, zu erklären und immer weiter unsere Kenntniß des heimischen Bodens durch sorgfältigen Vergleich mit dem in anderen Glacialgebieten Erkannten zu fördern. Den richtigen Weg zu finden, war uns nicht vergönnt; nun Torell ihn aber gewiesen hat, ist er schnell und emsig betreten und verfolgt worden, und zu welchen Ergebnissen das geführt hat, soll hier in den allgemeinsten Zügen dargestellt werden.

Nur sei vorerst noch — ohne Torell's Verdienst schmälern zu wollen — eines deutschen Forschers gedacht, welcher schon vor 53 Jahren die jetzt herrschende Theorie zur Erläuterung der in Frage kommenden Bildungen ausgesprochen hat. A. Bernhardi, weiland Professor an der Forstakademie zu Dreissigacker, schreibt 1832[4]) in einem kurzen Aufsatz: „Wie kamen die aus



Digitized by Google

dem Norden stammenden Felsbruchstücke und Geschiebe, welche man in Norddeutschland und den benachbarten Ländern findet, an ihre gegenwärtigen Fundorte?" folgendes: „Vollständiger als durch die bis jetzt zur Kenntniß des Verfassers gelangten Hypothesen däucht ihm jene Erscheinung erklärt zu werden durch die Annahme, daß einst das Polareis bis an die südlichste Grenze des Landstriches reichte, welcher jetzt von jenen Felstrümmern bedeckt wird, daß dieses, im Laufe von Jahrtausenden, allmählich zu seiner jetzigen Ausdehnung zusammenschmolz, daß also jene nordischen Geschiebe verglichen werden müssen mit den Wällen von Felsbruchstücken, die fast jeden Gletscher in bald größerer, bald geringerer Entfernung umgaben, oder mit anderen Worten nichts anderes sind, als die Moränen, welche jenes ungeheure Eismeer bei seinem allmählichen Zurückziehen hinterließ". — Klarer und einfacher läßt sich diese jetzt Inlandeistheorie (häufig auch, obwohl weniger präcis, Gletschertheorie oder Eistheorie) genannte Anschauung nicht aussprechen. Gleichwohl ist sie lange unbeachtet geblieben und erst vor wenigen Jahren vom Verfasser gewissermaßen wieder entdeckt. Weshalb sie unbeachtet blieb, ob sie ihrer Zeit zu weit vorausgeeilt war, oder ob ein Machtwort der damals in der Geologie dominirenden Kreise der Grund war, ist unbekannt. Hier sind Bernhardi's Worte wiederholt sowohl aus Pietät für den bescheidenen deutschen Forscher, als auch, weil ihre Klarheit und Kürze am zweckmäßigsten den Ausgangspunkt für die weiteren Auseinandersetzungen bilden wird.

Nachdem durch A. Braun und Kjerulf auch in dieser Sammlung von Vorträgen (Hefte 94 und 293, 294) das Wesen, die Wirkung und die Ausdehnung der Eismassen, mit welchen ganz Nordeuropa zur „Eiszeit" bedeckt war, besprochen worden sind, bedarf es hier kaum des Hinweises darauf, daß die glacialen



Digitized by Google

Bildungen (wie wir von nun ab die bisher als „Diluvialablagerungen" bekannten Absätze bezeichnen werden) in der norddeutschen Tiefebene nur einen kleinen Theil eines räumlich bedeutend ausgedehnteren Gebietes darstellen, das sich fast durch ganz Mitteleuropa erstreckt (vergl. die Karte zu dem erwähnten Vortrag von Kjerulf). Nach Norden sind die Grenzen durch Nord- und Ostsee, nach Süden durch die mitteldeutschen Gebirge gegeben, nach Westen und Osten aber sind sie künstliche Schnitte, die wir hier mit der Landesgrenze zusammenfallen lassen, trotzdem sie sich nach Westen über Holland und einen Theil von Belgien ebenso ununterbrochen wie nach Osten über die russischen Ostseeprovinzen und Polen tief in das centrale Rußland hinein fortsetzen. — Hier muß eben die Grenze künstlich gelegt werden, will man nur einen Theil des Gebietes in Betracht ziehen.

Es wird sich nun zunächst darum handeln, diejenigen Erscheinungen kennen zu lernen, welche der Inlandeistheorie als Stütze dienen. Naturgemäß wird man zu diesem Behuf nach einer Gliederung, einer Eintheilung suchen, um von ihr ausgehend die Art des Entstehens der einzelnen Theile des Ganzen verstehen zu lernen. Ist die Inlandeistheorie zu Recht bestehend, so muß sie alle Erscheinungen erklären, welche durch eine große Naturerscheinung hervorgerufen sind, die in dem Umfange ihrer größten Verbreitung nicht stets vorhanden war, sondern langsam an Ausdehnung gewann, eine Zeitlang, bis auf eine bedeutende Unterbrechung, auf dem Maximum ihrer Entwicklung verharrte, und dann allmählich wieder auf den ihr jetzt angewiesenen Raum im höchsten Norden zurückging. — So gelangt man zu einer Theilung unserer Glacialablagerungen in folgende Abschnitte:

1. Praeglacialzeit.
2. Zeit der ersten Eisbedeckung.



Digitized by Google

3. Interglacialzeit.
4. Zeit der zweiten Eisbedeckung.
5. Zeit des abschmelzenden Eises.

Freilich bestehen zwischen diesen Phasen der Glacialzeit keine scharfen Grenzen, sie gehen naturgemäß in einander über, da sie ja nur Theile eines zusammenhängenden Ganzen sind; und es wird sich auch in einzelnen Fällen schwer, wenn überhaupt je, entscheiden lassen, ob diese oder jene Bildung prae- oder interglacial ist. Aber für die meisten Bildungen ist die Einrubricirung unter die genannten Abtheilungen schon heute thunlich, wenn auch bei der Kürze der Zeit, welche in Norddeutschland der Erforschung der Glacialablagerungen unter Zugrundelegung der Inlandeistheorie gewidmet ist, der Entwurf einer lückenlosen Darstellung noch zur Unmöglichkeit gehört.

## 1. Praeglacialzeit.

Diejenige Formation, welche in Norddeutschland fast überall die Unterlage der Glacialablagerungen bildet, ist das Tertiär, und zwar von diesem, wenn wir — wie jetzt wohl allgemein geschieht — eine Viertheilung desselben in Eocän, Oligocän, Miocän und Pliocän annehmen, nur das untere und mittlere Tertiär: das Pliocän fehlt völlig. Es schien nun bis vor Kurzem, daß die Glacialablagerungen ohne vorhergegangene Uebergangszeit direkt auf den verschiedenen Gliedern des Tertiär abgelagert worden wären, so daß sich zuvor keine neue Fauna oder Flora hätte entwickeln können; und meistens ist dem auch in der That so.

Aber in neuester Zeit ist zuerst durch Keilhack und dann durch Wahnschaffe [5]) der interessante Nachweis geliefert, daß in Norddeutschland in den tiefsten Schichten des „Diluviums" sich Süßwasserablagerungen finden, welchen ein praeglaciales Alter zuzuschreiben ist. Solche Punkte hat Keilhack bei Belzig an



Digitized by Google

der Berlin-Dresdener Bahn, bei Görtzke, einem Städtchen in der Provinz Sachsen, aber nahe der Grenze der Mark, bei Uelzen, bei Korbiskrug unweit Königs-Wusterhausen, bei Bienenwalde westlich von Rheinsberg und bei Oberohe bei Soltau in der Lüneburger Haide theils selbst aufgefunden, theils nach vorhandenen Beobachtungen in ihrer Altersstellung zuerst gedeutet. Fast überall sind es Süßwasserkalke, welche eine reiche Flora und Fauna enthalten und zum Theil sicher (Belzig, Görtzke, Uelzen) unter dem unteren Geschiebemergel lagern, welch' letzterer, wie unten gezeigt werden wird, als die Grundmoräne des großen Inlandeises aufzufassen ist. Was also unter dieser Moräne liegt, muß sich vor der Bedeckung mit Eis gebildet haben. — Von besonderem Interesse ist die Flora und die Fauna dieser Süßwasserkalke, welche Keilhack als Absätze von praeglacialen Seebecken auffaßt, über die später das Inlandeis mit seiner Grundmoräne fortgegangen ist. An Säugethieren enthalten sie: Hirsch, Damhirsch, Reh und Ochs, an Fischen Karpfen, Barsch und Hecht; ferner kommen stellenweise in den obersten Schichten zahllose Landschnecken (Pupa muscorum, Vertigo pygmaea, Helix pulchella, Achatina lubrica) zusammen mit Süßwasserconchylien (Valvata macrostoma, Bithynia tentaculata, Planorbis marginata, Pisidium nitidum und amnicum, Cyclas cornea und Unio) vor. Die Flora besteht, abgesehen von Diatomeen, aus Eiche, Kastanie, Birke, Pappel, Gagel (Myrica), Ahorn, Weißbuche, Linde, Cornelle, Heidelbeere, Wasserhelm, Stechpalme, Erle, Weide und Kiefer. — Der Gesammtcharakter der Fauna und Flora ist also derjenige unserer heutigen Wälder und zwar mehr der mittel- und süddeutschen, als der norddeutschen. Die Säugethiere deuten durch das Reh, das der Glacialzeit selbst fehlt, auch auf das heutige Klima hin; die Fische sind jetzt wieder die Bewohner unserer süßen Ge-



Digitized by Google

wässer. Man kann daraus schließen, daß vor dem Eintritt der Glacialzeit Norddeutschland ungefähr denselben Charakter der Wald- und Süßwasserflora und der Fauna besaß wie gegenwärtig, vielleicht sogar mit etwas südlicherem Gepräge (Linde, Acer platanoides[6]). Daß diese Ablagerungen sich bis kurz vor dem Eintritt der eigentlichen Glacialzeit bildeten, geht daraus hervor, daß unter ihnen allen, mit Ausnahme des von Wahnschaffe aufgefundenen Diatomeenlagers von Rennhausen bei Rathenow, welches direkt von Tertiär (wahrscheinlich Septarienthon) unterlagert wird, nordische Diluvialsande, zum Theil sogar mit Diluvialthonen liegen, welche, wie sich zeigen wird, als die Absätze der vor dem anrückenden Inlandeise und aus ihm hervorströmenden Gletscherwasser anzusehen sind, wesentlich als Schlemmprodukte aus der Grundmoräne. Diluviale Diatomeenlager kennt man schon längst in der Umgegend von Soltau, wo sie sich etwa 4 km lang am Gehänge der Luhe hin erstrecken. In neuerer Zeit haben zuerst Bauer[7]), dann Jentzsch und Nötling[8]) solche Lager aus Ost- und Westpreußen und ganz kürzlich Wahnschaffe[5]) aus der Rathenower Umgegend kennen gelehrt.

Zu den präglacialen Ablagerungen sind ferner auch die Sande zu rechnen, welchen in der Potsdamer Gegend, namentlich bei Werder und Glindow, Thone oder besser Thonmergel eingelagert sind, die zu einer sehr ausgedehnten Ziegelfabrikation Veranlassung gegeben haben. Es sind die Absätze der aus und unter dem vorrückenden Eise hervorströmenden Wassermassen, beide Schlemmprodukte aus der Grundmoräne (s. u.), und zwar die Sande Absätze aus schneller bewegten, die Thone aus ruhigen, Seebecken bildenden Gewässern. Ihre Uebereinstimmung mit Ablagerungen von isländischen und norwegischen Gletscherströmen ist zuerst von Torell[9]), später von Credner[10]),



Digitized by Google

Helland[11]), Svenonius[12]) und kürzlich von Keilhack[13]) klar nachgewiesen. Diese Ablagerungen enthalten in der Mark, aber auch über deren Grenzen namentlich nach Osten hinaus, eine Fauna von Süßwasserconchylien, welche außer der ausgestorbenen Paludina diluviana noch jetzt bei uns heimisch ist, so Bithynia tentaculata, Valvata piscinalis, verschiedene Arten von Limnaeus, Planorbis, Pisidium, Cyclas u. s. w.[14]) Auf primärer Lagerstätte wurde diese Süßwasserfauna bei Rennhausen und Bamme, östlich Rathenow, von Wahnschaffe[5]) aufgefunden und ihre Lagerung unter dem unteren Geschiebemergel in praeglacialen Sanden nachgewiesen. Hierher ist namentlich auch die durch Berendt bekannt gewordene Paludinen-Schicht zu rechnen, welche in Rixdorf bei Berlin im untersten Diluvium erbohrt wurde.

Außer diesen präglacialen, also vor Eintritt der eigentlichen Eisbedeckung, aber durch das Herannahen des vorrückenden Inlandeises hervorgerufenen Ablagerungen aus süßem Wasser, welche in der norddeutschen Tiefebene eine fast allgemeine Verbreitung haben und dieselbe, wenn die hier angegebene Erklärung ihrer Bildung zutreffend sein soll, auch haben müssen, finden sich nun auch räumlich weitaus beschränktere und, so weit man bisher weiß, an die Küsten der heutigen Ostsee gebundene marine Ablagerungen, die man ebenfalls zu den Präglacial-Bildungen zu rechnen hat. Sie sind namentlich aus Schleswig-Holstein und aus Westpreußen bekannt geworden. In ersterer Provinz sind sie als grünliche, wohlgeschichtete, feste, muschligbrechende Thone entwickelt, wie solche beim Leuchtfeuer von Kekenis auf Alsen und bei Christiansminde SW. von Apenrade anstehen, und wie man sie als „Brockenmergel" schon seit längerer Zeit von Fahrenkrug bei Segeberg und von Tarbeck bei Bornhoeved kennt. Sie werden nach dem häufigen Vorkommen von Cyprina islandica als Cyprinenthone bezeichnet und



Digitized by Goo

enthalten außer der genannten Art noch Corbula nucleus, Buccinum reticulatum, Mytilus sp., Tellina baltica, Mactra subtruncata, Mya sp., Littorina sp., Littorinella sp., Chenopus pes pelecani (die letzten 7 Arten mit noch anderen von Cardium, Bulla etc. nur bei Fahrenkrug gefunden), sowie Saxicava arctica var. (Tarbeck). Gottsche[15]), dem wir eine Uebersicht der Glacialablagerungen der Provinz Schleswig-Holstein verdanken, spricht sich unbedingt für das präglaciale Alter der genannten Thone und Brockenmergel aus, betrachtet aber die früher mit diesen Thonen in Verbindung gebrachten ähnlichen Ablagerungen in der Umgegend von Hamburg (Schulau) als das feine Material von Gletscherbächen. — Die hierher gehörigen Sedimente Westpreußens kennt man namentlich aus der Umgegend von Elbing, wo ein dem Holsteiner Cyprinenthon völlig identes Gestein bei Tolkemit, Succase, Lenzen und Reimannsfelde zur Ziegelfabrikation Verwendung findet. Cyprina islandica ist auch hier vorhanden und stellt die Verbindung mit den schleswig-holsteiner Thonen her, außerdem aber sind bisher nur Leda (Yoldia) arctica und Astarte borealis, erstere von Jentzsch, letztere von Berendt aufgefunden worden[16]). — Interessant ist, daß sowohl in Schleswig-Holstein, wie in Westpreußen diesen echt marinen Schichten hier und da Süßwasserablagerungen, theils mit Süßwasserconchylien, theils mit Süßwasserdiatomeen, eingelagert sind, wohl ein Anzeichen dafür, daß das Land nahe lag und die Faunen seiner Gewässer so zeitweise eingeschwemmt werden konnten. — Besonders hervorzuheben aber ist die Zusammensetzung der Fauna. In Schleswig-Holstein liegt eine ausgeprägte Nordseefauna vor, welche nur durch das häufige Auftreten der Cyprina islandica einen mehr arctischen Charakter erhält, in Westpreußen dagegen ist der artenarmen Fauna vor Allem durch Yoldia arctica ein rein arctischer Typus aufgeprägt.



Digitized by Google

Zur Erklärung dieser Thatsache mag daran erinnert werden, daß zu präglacialer Zeit eine Verbindung zwischen Ost- und Nordsee, wenigstens da, wo eine solche heute besteht, nicht vorhanden war. Vielmehr wird man einen Arm der Nordsee etwa in der Richtung der heutigen Eider quer durch Schleswig-Holstein reichend sich vorzustellen haben, um das Auftreten einer Nordseefauna an den obengenannten Lokalitäten zu erklären. Wahrscheinlich aber stand die Ostsee nach Osten hin, wie Lovén will, in einer Linie, die über den Ladoga- und Onegasee in's Weiße Meer leitet, mit dem Eismeer in Verbindung; und daraus erklärt sich das Auftreten einer arctischen marinen Fauna in den präglacialen Ablagerungen Westpreußens, also in den östlichen Theilen der damaligen Ostsee.

## 2. Zeit der ersten Eisbedeckung.

Wenn man, wie es hier geschehen ist, als präglaciale Bildungen diejenigen betrachtet, welche vor der faktischen Bedeckung mit Inlandeis, wenn auch unter der Einwirkung seines Herannahens, ja sogar durch dasselbe entstanden sind, so beginnt die Reihe der eigentlichen glacialen Bildungen mit dem Auftreten des Geschiebemergels (Blocklehm, Diluvialmergel ꝛc.), und zwar des unteren Geschiebemergels. Derselbe ist ein meist bläulich-graues, im feuchten Zustande zähes, im trockenen oft so hartes, kalkigthoniges Gestein, daß man zu seiner Fortschaffung bei Eisenbahnbauten ꝛc. häufig Sprengmittel in Anwendung bringen muß. Charakteristisch für ihn ist der Mangel jeglicher Schichtung. Das Ganze bildet eine kompacte, feste Masse, in welcher Geschiebe oder erratische Blöcke vollkommen regellos — also weder nach Größe, noch nach Form, noch nach substanzieller Beschaffenheit irgendwie angeordnet — in buntem Gemisch und in lokal sehr wechselnder Häufigkeit eingebacken



Digitized by Google

sind. Durch den Mangel jeder Schichtung erweist sich der Geschiebemergel zunächst als eine Bildung, die nicht aus dem Wasser abgesetzt sein kann. Durch die genauere Untersuchung seiner Bestandtheile ist erkannt, daß er nichts anderes als feiner Gesteinsdetritus ist, und zwar aus der Zerreibung derselben Gesteine entstanden, von welchen er noch größere Fragmente als Geschiebe umschließt. Wie ein solches Gebilde hat entstehen können, ist der Driftheorie zu erklären versagt geblieben. Die Inlandeis-Theorie dagegen hat diese Erklärung gebracht: Es ist die Grundmoräne des Inlandeises.

Jede Eismasse, ob Inlandeis, ob Gletscher, läßt allmählich zwischen ihrer Basis und dem Felsboden, über den sie sich hinschiebt, durch ihren Druck und durch die Reibung, die ihre Fortbewegung hervorruft, einen Gesteinsdetritus entstehen, dessen Material zunächst wohl von den an der Oberfläche liegenden, durch Verwitterung vom anstehenden Felsen losgetrennten Blöcken und Schuttmassen, dann aber auch vom anstehenden Fels selbst hergegeben wird. Je nach der Mächtigkeit des sich bewegenden Eises und je nach dem Grade der Neigung des Untergrundes, auf welchem die Fortbewegung stattfindet, und endlich je nach der Beschaffenheit des Untergrundes (d. h. ob derselbe aus weichen, leicht zerstörbaren, oder harten, der Friction größeren Widerstand leistenden Gesteinen besteht) wird die Grundmoräne mächtiger oder geringer anwachsen, immer aber wird sie durch ihre eigene petrographische Beschaffenheit und durch die der mitgeführten Blöcke den Weg erkennen lassen, den sie und damit das auf ihr befindliche Eis gewandert sind: sie ist das unmittelbar vom Inlandeis Transportirte und Fortgeschaffte. — Bei der Schwierigkeit, unter Gletscher oder Inlandeis zu dringen, um die Grundmoräne in situ zu beobachten, ist eine Untersuchung H. Credner's[17]) um so wichtiger, welche er an der Grundmoräne des Pasterzen-

gletschers vornehmen konnte. Es gelang ihm, vom seitlichen Gletscherrande aus an einige Punkte vorzudringen, „wo das Eis nicht fest auflag, sondern in anfänglich etwa 1,5 m hohen Wölbungen den Zutritt unter den Gletscher gestattete“. An den Wänden der Wölbungen konnte er nun die Grundmoräne studiren und erkennen, daß dieselbe eine „täuschende Aehnlichkeit“ mit unserem norddeutschen Geschiebelehm besitzt, so zwar, daß lichtgraue Varietäten des letzteren in Handstücken überhaupt kaum zu unterscheiden sind. — Nicht immer aber bildet diese Grundmoräne das beschriebene zähe Gestein; da, wo Wassermassen, sei es durch Spalten, sei es vom Grunde des Eises, auf sie einwirken und in ihr sich Abzug suchen, nehmen dieselben die feinen thonigen und kalkigen Theilchen mit sich fort und lassen einen, aus gröberem Material bestehenden Sand oder Kies zurück, der dann häufig geschichtet ist. Solche Einlagerungen geschichteter Parthien sind auch dem norddeutschen Geschiebemergel nicht fremd, und auch darin hat Credner die Uebereinstimmung zwischen ihm und der Grundmoräne des Pasterzen-Gletschers nachgewiesen.

Die in den Geschiebemergel eingebackenen Geschiebe sind zwar, wie erwähnt, nach Form, Größe und Beschaffenheit regellos neben und unter einander gemengt, aber sie zeigen doch meist gewisse gemeinsame Eigenthümlichkeiten, welche sie eben als Geschiebe kenntlich machen. Einmal sind sie weder völlig gerundet oder eiförmig, wie die an unseren Küsten von den Wellen bearbeiteten Gerölle, noch sind sie scharfkantig und eckig, wie frische Bruchsteine, sondern sie sind an ihren Kanten etwas abgerundet und zeigen dabei oft eine wie polirt aussehende Oberfläche, welche noch mit feinen Kritzen und Schrammen bedeckt ist, die entweder alle dieselbe Richtung haben, oder sich in verschiedenen Systemen kreuzen. Gerade diese Be-



Digitized by Google

schaffenheit ist beweisend für ihren Transport in der Grundmoräne, wo sich bei der langsamen Fortbewegung unter starkem Druck die einzelnen Blöcke an einander und auch auf dem Boden der Grundmoräne, also auf dem festen Felsuntergrunde rieben und dadurch sowohl eine Art Politur, wie durch das Hingleiten über oder an härteren Geschieben oder Gesteinen eine Schrammung erzeugten. — Was nun die Geschiebe selbst betrifft, so sind sie die einzigen Merkmale für den Weg, den die sie beherbergende Grundmoräne und auf dieser das Inlandeis genommen hat. Daß sie zumeist aus nordischen Gegenden stammen, von Felsmassen, welche bei uns in der norddeutschen Tiefebene anstehend nicht gekannt sind, ist schon früh erkannt, und gerade diese Erkenntniß hat ehedem zu z. Th. recht phantastischen Erklärungen ihres Transportes geführt. Nachdem aber in neuerer Zeit, namentlich auf Anregung von F. Roemer, ein wissenschaftliches Studium der Geschiebe von vielen Seiten begonnen und für einzelne Theile unseres Gebietes erfolgreich durchgeführt ist, läßt sich ein allgemeines Resultat wenigstens andeuten, wenn auch die genaue Begründung desselben noch manchen Schwierigkeiten unterliegt. Zu letzteren gehört, daß bei der Untersuchung der Geschiebe nicht stets Rücksicht darauf genommen ist, ob dieselben in der That dem Geschiebemergel, also der Grundmoräne, oder ob sie den dieselbe bedeckenden Sanden entstammen, deren Entstehung später besprochen werden wird. In letzterem Falle befinden sie sich eben nicht mehr auf der Stelle, wohin sie die Grundmoräne transportirte, sondern auf dritter Lagerstätte. Ferner ist man bei den erwähnten Untersuchungen mehrfach zu rasch bei der Hand gewesen, das Heimathsgebiet zu eng zu umgrenzen, ohne sich zu vergegenwärtigen, daß gerade die von der Ostsee jetzt verdeckten Theile, welche einst die Verbindung zwischen den einzelnen Inseln untereinander und dieser



Digitized by Google

mit dem Festland darstellten, die Heimath der meisten Geschiebe sein müssen; denn was jetzt noch dort anstehend ist, haben wir eben nicht als Geschiebe bekommen, sondern die zerstörten und fortgeführten Theile. Läßt man diese Schwierigkeiten und Bedenken außer Acht, oder vielmehr, schreibt man ihnen eine Trübung des allgemeinen Resultates, welches aus den Geschieben für ihren Transport gezogen werden kann, zu, so steht so viel fest, daß von der scandinavischen Halbinsel, von den Inseln der Ostsee und von Finland und Esthland her die Geschiebe der ersten Eisbedeckung in im Allgemeinen nordost-südwestlicher Richtung transportirt worden sind. Bei der großen Gleichförmigkeit der massigen Gesteine Scandinaviens sind diese zur Bestimmung der genaueren Transportrichtung weniger geeignet als die versteinerungsführenden, welche durch große Mannigfaltigkeit der petrographischen Ausbildung, namentlich aber durch die Petrefakten-Führung oft sehr genaue Hinweise auf ihr Heimathsgebiet gestatten. Wo aber charakteristische, in ihrer Heimath auf einen engeren Raum beschränkte massige oder eruptive Gesteine auftreten, sind auch sie werthvolle Wegweiser. So hat z. B. in neuerer Zeit Seeck[18]) durch eine Untersuchung der granitischen Geschiebe Ost- und Westpreußens nachgewiesen, daß dort vorherrschend Granite von Finland und den Alandsinseln, namentlich Rapakivi, verbreitet sind, welche weiter westlich fehlen, wenn auch die Alandsgesteine bis in die Mark reichen. Aus früheren Untersuchungen von Helland, Penck, Geinitz u. A. wissen wir, daß norwegische Gesteine — Granit, Gneiß, Gabbro, Zirkonsyenit, Rhombenporphyr — in Holland vorkommen. Namentlich ist der leicht kenntliche Rhombenporphyr hervorzuheben, der nur westlich der Elbe in Jütland und auf den dänischen Inseln (z. B. Laaland) gefunden wurde. Basalte, anstehend nur in Schonen bekannt, sind bisher nur in der Mark und in Mecklen-



Digitized by Google

burg gefunden worden, wie auch schwedische Phonolithe und Grünsteine. — Hand in Hand mit dieser Vertheilung massiger oder eruptiver Gesteine geht die der versteinerungsführenden. Gemäß der weiten Verbreitung, welche die älteren Abtheilungen der paläozoischen Formation — das Cambrium und das Silur — sowohl auf dem scandinavischen Festlande, wie auf den Inseln Oeland, Gotland, Oesel, Dagoe, Moon ꝛc. besitzen, wie denn auch der Untergrund Esthlands aus denselben Formationen besteht, ist auch die Hauptmasse unserer Geschiebe diesen angehörig. Die mannigfache, durch die Untersuchungen der scandinavischen, wie der russischen Geologen festgestellte Entwicklung und Gliederung läßt sich auch in den Geschieben und ihrer Vertheilung verfolgen. In Ostpreußen, Posen und Schlesien herrschen Geschiebe vor, deren Beschaffenheit auf die anstehenden Gesteine Esthlands zumeist hinweist; in den centralen Theilen der norddeutschen Tiefebene, wie Pommern, Mecklenburg und der Mark sind die Geschiebe entweder direkt von scandinavischen, speciell schwedischen Ablagerungen abzuleiten oder von solchen, welche zwischen esthländischen und schwedischen die Verbindung herstellen, wie sie einst den Boden der Ostsee bildend, jetzt aber zerstört und fortgeführt gedacht werden muß. Weiter westlich, im Königreich Sachsen, in der Magdeburger Gegend, in Schleswig-Holstein und in Oldenburg sind die paläozoischen Geschiebe wesentlich schwedischen Ursprungs. — Wie mit den cambrischen und silurischen Geschieben, so verhält es sich auch mit denen der scandinavischen Kreideformation, welche gemäß ihres ausschließlichen Vorkommens in den südöstlichen und südlichen Theilen Schwedens bisher auch nur in den centralen oder westlichen Theilen der norddeutschen Tiefebene aufgefunden wurden. Das ist durch die Untersuchungen zahlreicher Forscher (Beyrich, Kunth, Gottsche, Nötling, Remelé u. A.) festgestellt, und Verfasser hat dazu den



Digitized by Google

Nachweis versucht, daß die horizontale Ausdehnung des Heimathsgebiets gleichen Schritt hält mit der horizontalen Verbreitung der aus jenem stammenden Geschiebe[19]). Freilich befremden in dieser Gesetzmäßigkeit der Vertheilung vereinzelte Geschiebe, die derselben nicht entsprechen. Ihr Auftreten zu erklären, bleibt weiteren Forschungen vorbehalten; häufig wird es auf Rechnung der obenerwähnten Mängel betreffs Fundort und Bestimmung des Heimathsgebiets in zu engem Rahmen zu schreiben sein.

Das von Scandinavien ausgehende Inlandeis hat aber nicht nur den Nordrand der norddeutschen Tiefebene bedeckt, sondern ist über dieselbe hin bis an den Nordabfall der mitteldeutschen Gebirge vorgedrungen. Es hat mithin auch die anstehenden Formationen innerhalb dieses Gebietes in den Bereich seiner Einwirkung gezogen, auch aus diesen für seine Grundmoräne Material gebildet und Geschiebe von ihnen weiter nach Süden befördert. So verlangt es die Inlandeis-Theorie, und so verhält es sich auch in der That. Beispiele hiervon sind die Verbreitung von Feuersteinknollen, welche der weißen Schreibkreide, wie sie auf Rügen und Moen ansteht, entstammen, ferner das Vorkommen von gekritzten Geschieben Rüdersdorfer Muschelkalks, welche südlich der anstehenden Schichten auf kurze Strecke verbreitet sind, weiter die aus der unter den Glacialbildungen liegenden Braunkohlen-Formation transportirten Quarzite, die Geschiebe der Juraformation, welche nur noch an verschiedenen Punkten der Oder-Mündungen zu Tage tritt, die Geschiebe senoner Kreide, wie sie in weiter Verbreitung durch Bohrlöcher in Ost- und Westpreußen anstehend nachgewiesen ist, und auch nur für diese Provinzen Geschiebe geliefert hat[20]).

Es frägt sich dann weiter, in welcher Weise das Hunderte von Metern hohe, also ein gar gewaltiges Gewicht darstellende Inlandeis mit seiner Grundmoräne auf die Beschaffenheit des



Digitized by Google

Untergrundes, über den es hinglitt, Einfluß ausgeübt hat. Auch das läßt sich an zahlreichen Stellen nachweisen. War der Untergrund aus so festem Gestein gebildet, daß dasselbe dem Druck und dem Schube Widerstand leisten konnte, so ist nur die Oberfläche, diese aber in ganz charakteristischer Weise bearbeitet: sie ist geglättet, zugleich aber auch mit parallelen Schrammen versehen, deren Verlauf nun zugleich der Wegweiser für die Richtung der Fortbewegung ist. Die Schrammen entstehen dadurch, daß Geschiebe der Grundmoräne, die härter sind, als das Untergrundgestein, auf diesem fortgeschoben werden und so das letztere ritzen. — Solche geglättete und zugleich geschrammte Gesteinsoberfläche findet sich nun fast überall, wo im Bereich des norddeutschen Glacialgebietes härtere Gesteine unter der Grundmoräne aufgefunden und aufgedeckt sind. Seit mehr als 50 Jahre kennt man diese Oberflächenbeschaffenheit des Muschelkalks von Rüdersdorf, doch ist dies lange Zeit in Vergessenheit gerathen gewesen, bis Torell wieder von Neuem die Aufmerksamkeit darauf lenkte. Später sind an zahlreichen Punkten ähnliche Erscheinungen aufgetreten, wie das aus einer Zusammenstellung derselben, die wir Wahnschaffe verdanken, hervorgeht[21]). Es sind folgende: Piesberg bei Osnabrück (produktives Steinkohlengebirge), Velpke und Danndorf (Bonebed-Sandstein), Gommern bei Magdeburg (Culm-Sandstein), Galgenberg bei Halle, Kapellen-, Rainsdorfer und Pfarr-Berg bei Landsberg (Quarzporphyr), Dewitzer Berg, kleiner Steinberg bei Taucha unweit Leipzig (Quarzporphyr), Hohburger Schweiz bei Wurzen (Porphyr), Wildschütz bei Eilenburg (Porphyr), Alt-Oschatz bei Oschatz (Quarzporphyr), Lommatsch (Gneiß-Granit), Hermsdorf und Joachimsthal in der Mark (geschrammte Septarien im Septarienthon). — Mehrfach sind zwei verschiedene Schrammenrichtungen beobachtet (Rüdersdorf, Velpke, Gommern, Lands-



Digitized by Google

berg), woraus auf wiederholte Eisbedeckung mit verschiedener Bewegungsrichtung zu schließen ist. Man kann dann wohl eine ältere und eine jüngere Schrammung unterscheiden, und daß die jüngere in der That eine solche ist, wird weiter unten ausgeführt werden. Die Zusammenstellung von Wahnschaffe hat als allgemeines Ergebniß, gezogen aus dem Vergleich aller verschiedener Richtungen der älteren Schrammung, die interessante Thatsache gebracht, daß das von Scandinavien vorrückende Inlandeis sich zuerst fächerförmig im norddeutschen Flachlande ausgebreitet hat.

Im engsten Zusammenhange mit der Glättung und Schrammung des harten Untergrundes steht weiter eine Eigenschaft der Grundmoräne, welche sie meist nur in der festes Gestein überlagernden Parthie zeigt. Diese besteht darin, daß aus diesem sehr zahlreiche, das nordische Material quantitativ oft bedeutend übertreffende, vielfach auch geschrammte Fragmente in das Material der Grundmoräne mit aufgenommen sind und dadurch derselben ein local abweichendes Ansehen verleihen. Der Vorgang selbst ist leicht erklärt: als die Grundmoräne die festen Felskuppen überzog, fand sie, wie auf jedem Fels, Verwitterungsschutt vor und nahm diesen, wie auch Fragmente der durch Verwitterung aufgelockerten obersten Schichten mit in sich auf, wo sie nun mit dem nordischen Material vermischt wurden. Besonders klar ist diese Erscheinung, die von den Schweden Krossstensgrus, bei uns nach einer von Wahnschaffe eingeführten Bezeichnung locale Grundmoräne oder Lokalmoräne genannt wird, seit mehreren Jahren in Rüdersdorf beobachtet, aber auch bei Velpke, Gommern u. s. w. fehlt sie nicht.

Anderer Art ist die Einwirkung des Inlandeises auf weichen, weniger widerstandsfähigen Untergrund. Hier macht sich der unter langsamer Bewegung der belastenden Masse ausgeübte



Digitized by Google

Druck durch Zerquetschung, Verzerrung und Auswalzung der Schichten bemerkbar; ein Theil dieser Erscheinungen mag auf Seitendruck zurückzuführen sein. Wenn man sich vorstellt, daß das Eis sich nicht stets mit einem geraden Rande vorgeschoben hat, sondern daß sich Zungen, und zwar zuerst in Thalrinnen, fortbewegt haben und diese durch stetes Anwachsen erst die Thäler ausfüllten, dann aber noch immer weiter zunahmen, so mußten sie auf die Thalwände einen gewaltigen Druck ausüben, der entweder zur Ueberschiebung der dem Seitendruck ausgesetzten Gesteine, welche in Schollen zerbrachen, zum Ausdruck gelangte (Kreide von Rügen), oder, wo das Material plastischer war, zu mitunter großartigen Aufsattelungen der Schichten führte (Glacialthon bei Glindow). — Am häufigsten jedoch läßt sich die von oben her erfolgte Druckwirkung beobachten; man nimmt Einpressungen der Grundmoräne in Spalten und Risse wahr, man sieht auch, wie dieselbe bei ihrer Fortbewegung Theile des Untergrundes mit in sich aufgenommen und gewissermaßen in sich hinein geknetet und gewalzt hat. Am großartigsten war dies noch vor Kurzem in Teutschenthal bei Halle aufgeschlossen, wo große Schollen der Braunkohlenformation in die darüberhin gewälzte Grundmoräne aufgenommen waren. — Es ist ferner bekannt, daß unsere Braunkohlenflötze überall in gestörter Lagerung sich befinden, und zwar, was besonders hervorgehoben zu werden verdient, die hangendsten am meisten, die liegendsten am wenigsten — ein strikter Beweis, daß nur Einwirkung von oben die Störung hervorgerufen hat, niemals Hebungen von unten her, die man früher wohl zur Erklärung benutzt hat, es sogar nicht verschmähend, vulkanische Actionen als Urheber herbeizuziehen. — Weiter sind analoge Beobachtungen von Berendt[22]) an den Tertiärschichten des Samlandes, von Wiepke bei Gardelegen, an den Oderufer-



Digitized by Google

gehängen bei Stettin und Finkenwalde, von Behrens[23]) an der Kreidepartie von Lebbin auf der Insel Wollin und von Wahnschaffe[24]) an derjenigen von Saßnitz auf Rügen, sowie in zahlreichen Gruben, wo der untere Glacialthon gewonnen wird, an diesem im Gebiete von Rüdersdorf, Alt-Landsberg und Straußberg, sowie am Fayence-Mergel von Lupitz in der Altmark gemacht. Auch mögen Aufpressungen weicher Gesteine am Rande des Inlandeises hier und da die Ursache der Störungen gewesen sein. — Jedenfalls geht allgemein aus diesen verschiedenen Erscheinungen soviel hervor, daß sie in Folge eines enormen Druckes einer sich langsam fortschiebenden Masse entstanden sind, und als solche können wir nur das Inlandeis mit seiner Grundmoräne auffassen.

Als mehr secundäre Wirkungen der Eisbedeckung sind die sogen. Riesenkessel, Riesentöpfe oder Strudellöcher anzusehen, entstanden durch Wassermassen, die durch Eisspalten zunächst auf die Grundmoräne herabfielen, und, nachdem sie diese gewissermaßen durchbohrt hatten, auf die Unterlage derselben derart einwirkten, daß sie mit den aus der Moräne ausgewaschenen Steinen eine rotirende und bohrende Action auf die Unterlage ausübten und so cylindrische Vertiefungen erzeugten, die später, wenn die Eisspalte sich schloß und dadurch die Wirkung des fallenden Wassers sistirt wurde, mit Material der Grundmoräne ausgefüllt und überdeckt wurden, auf ihrem Boden jedoch die meist abgerollten Geschiebe tragend, mit welchen das Wasser seine Bohrarbeit ausgeführt hatte. Es ist das dieselbe Erscheinung, welche zahlreiche Schweizerreisende im Gletschergarten von Luzern bewundern, und die nun auch dem einst vereisten Norddeutschland nicht fehlt. Solche Riesenkessel wurden zuerst auf dem Rüdersdorfer Muschelkalk aufgefunden und von Nötling[25]) genau untersucht und beschrieben. Kaum war hier-



Digitized by Google

durch die Aufmerksamkeit auf diese Strudellöcher gelenkt, so fanden sie sich auch in anderen Gegenden. Berendt[26]) entdeckte sie im Gyps von Wapno bei Exin, wo sie nach einer früheren Darstellung von Runge zu erwarten waren, Gruner fand sie in Oberschlesien auf Muschelkalk bei Krappitz und Gogolin, Credner deutete frühere Beobachtungen an den Jura-Vorkommnissen der Odermündungen als Riesentöpfe, ja sogar die in der Mark als „Pfuhle", in Mecklenburg als „Sölle" bekannten, kreisrunden, stets mit Wasser angefüllten kesselartigen Vertiefungen wurden von Berendt und Geinitz als durch Strudelwasser des Inlandeises hervorgerufen angesprochen. Grade die Deutung aller dieser Vertiefungen als Riesenkessel hat bei den Gegnern der Inlandeistheorie einen besondes großen Sturm des Unwillens hervorgerufen, welcher um so unbegreiflicher scheint, als damit nur ein nebensächlicher Punkt zur Erörterung gekommen ist, der an der Lösung der Hauptfragen niemals einen integrirenden Antheil nehmen kann. Denn ebenso gut, wie man weiß, daß Riesenkessel auch von Strudelwassern, die nicht von Gletschern herrühren, erzeugt werden, ihr Vorhandensein also kein zwingender Beweis für eine Eisbedeckung des betreffenden Gebietes ist, ebenso ist es bekannt, daß sehr ähnliche Gebilde nicht von Strudel-, sondern von Sickerwassern erzeugt werden können (die sogen. geologischen Orgeln). Ihr Nichtvorhandensein würde aber eben so wenig als Beweis gegen Torell's Theorie angeführt werden können, da man genug ehedem vereiste Gebiete kennt, wo keine Riesenkessel vorhanden sind.

Das etwa sind die Eigenschaften des Geschiebemergels, welche uns denselben als Grundmoräne ansehen lassen, und das die Erscheinungen, welche diese Grundmoräne mit dem sie belastenden Eise auf dem Untergrunde erzeugt hat. Und somit wäre die Action der ersten, bis an den Nordabfall der mittel-



Digitized by Google

deutschen Gebirge heranreichenden Eisbedeckung der norddeutschen Tiefebene verfolgt.

### 3. Interglacialzeit.

Nach dem, in seiner Zeitdauer zwar unbestimmbaren, jedenfalls aber sehr lange anhaltendem Zustande des völligen Bedecktseins von Inlandeis trat für die norddeutsche Ebene eine andere Phase der Glacialzeit ein. Durch veränderte klimatische Verhältnisse begann das Inlandeis sich zurückzuziehen und gab das Land wieder frei zu Bewohnung und Vegetation. Dieses Zurückziehen muß außerordentlich langsam vor sich gegangen sein, denn es fehlen die Anzeichen dafür, daß sich plötzlich enorme Wassermassen, wie sie durch rapides Schmelzen frei werden, über das Land ergossen und zu großartigen Thalbildungen Veranlassung gegeben hätten. Wenn wir uns aber vorstellen, daß das Eis den Rückzug sehr langsam antrat, so langsam, wie z. B. jetzt unsere activen Alpengletscher sich zurückziehen, so unterblieb jede Einwirkung eingreifenderer Art auf den Untergrund, und die vom Eis zurückgelassene und verlassene Grundmoräne gab den Boden ab, auf welchem nunmehr eine Flora sich entwickeln und eine Fauna ihr Dasein fristen konnte. Freilich haben wir von der Flora dieser Zeit wenig erhalten, denn die bei der weiter unten zu besprechenden erneuten Invasion des Eises sich verbreitenden Wassermassen haben sie zerstört; und so ist unsere Kenntniß auf wenige Localitäten beschränkt, von denen die wichtigste in neuster Zeit durch Keilhack[27]) eingehend untersucht und beschrieben worden ist.

Bei Lauenburg an der Elbe nämlich liegt über dem unteren Geschiebemergel (der Grundmoräne) ein Torflager mit Moos, Früchten, Blättern, Aesten und Stämmen, darüber folgt dann ein 15 m mächtiger Diluvialsand und darüber oberer Geschiebe-



Digitized by Google

mergel. Die Untersuchung der aus 22 Arten bestehenden Flora hat ergeben, daß dieselbe von Pflanzen zusammengesetzt ist, von denen sich nur 9 noch nördlich vom Polarkreis finden; weitere 6 Arten überschreiten, wenigstens in Skandinavien, nach Norden den 60 Breitegrad nicht, alle übrigen haben zwischen dem Polarkreis und dem 60° ihre nördlichste Grenze erreicht. Aber alle diese Pflanzen sind in der nördlichen gemäßigten Zone in Europa ganz allgemein verbreitet, und eine derselben (Trapa natans) ist sogar hauptsächlich in südlicheren Gegenden verbreitet. Keilhack schließt aus dieser Flora sehr richtig, daß zur Interglacialzeit ein dem jetzigen sehr ähnliches Klima geherrscht haben müsse und eine solche Flora der nördlichen gemässigten Zone sich nicht hätte entfalten können, wenn es sich nur um eine Oscillation des Eises gehandelt hätte; sie habe nur entstehen können während einer langen Interglacialzeit, durch welche die beiden Vereisungen Norddeutschlands getrennt werden. Ganz besonders verdient die von Keilhack festgestellte große Uebereinstimmung der Flora von Lauenburg mit der von Heer untersuchten und von ihm schon früher als echt interglacial angesprochenen Flora der Schweiz (Dürnten, Unter-Wetzikon, Utznach, Mörschwyl, Sonthofen, St. Jacob an der Birs), die auch in ihren Lagerungsverhältnissen völlig analog ist, hervorgehoben zu werden. — Außer bei Lauenburg sind solche interglacialen Ablagerungen noch bei Magdeburg beobachtet, von wo Wahnschaffe[28]) ein dünnes Kalktufflager zwischen Sudenburg und Buckau an der Leipziger Chaussee, welches zahlreiche Gehäuse von Limnaea truncatula führt, hierherrechnet. Auch sind ähnliche Süßwasserbecken von Berendt[29]) in einem Einschnitte der Berliner Nordbahn und von Klebs in der Gegend von Heilsburg in Ostpreußen aufgefunden.

Wenn nun auch solche Funde von ungemeiner Wichtigkeit



Digitized by Google

sind, weil durch sie einzig und allein ein Einblick in die Flora und Süßwasserfauna der Intergalcialzeit gewonnen werden kann, so sind sie doch nur spärlich und unter besonders günstigen Bedingungen einmal erhalten. In dieser Seltenheit stehen sie schroff der allgemeinen Verbreitung der großen Wirbelthiere gegenüber, die sich fast über das ganze Gebiet ausdehnt. Dieselben bevölkerten das Land zur Interglacialzeit; ihre Cadaver wurden von den später vordringenden Fluthen des zweiten Inlandeises mit den von diesen erzeugten Granden und Kiesen vermengt und in sie vergraben, und so sind ihre Skeletreste uns erhalten. Freilich kommt es fast nie vor, daß ganze Skelete oder auch nur größere Theile derselben in Zusammenhang gefunden werden, das haben eben die Fluthen, welche sie fortwälzten, verhindert, so kurz auch der Transport, namentlich bei den schweren Knochen der großen Proboscidier und Nashörner gewesen sein mag; wohl aber sind einzelne Schädel oder Knochen weit verbreitet. — Diese interglaciale Fauna besteht fast nur aus großen oder mittelgroßen Thieren; mögen auch Nagethiere und Insektenfresser vorhanden gewesen sein, ihre Reste sind bisher jedenfalls nicht aufgefunden. Am verbreitetsten sind Ueberreste des Mammuth (Elephas primigenius), von dem wir nach sibirischen Funden wissen, daß es völlig mit Haaren bedeckt war, ferner des ebenfalls behaarten Nashorn (Tichorhinus antiquitatis) mit knöcherner Nasenscheidewand und zwei riesigen Hörnern auf der Nase; unter den Hufthieren treffen wir mehrere Arten von Hirschen, darunter den Riesenhirsch (Megaceros hibernicus) und das kleine grönländische Renthier (Rangifer grönlandicus), zwei Arten von Ochsen (Bos primigenius und Bison priscus), eine Art der Moschusochsen (Ovibos fossilis), dann sehr zahlreiche Pferdereste, und zwar einer größeren und einer kleineren Rasse angehörend, welche Nehring[30]) mit vollstem Recht als die

Stammeltern unserer domesticirten Hauspferde ansieht. Von Raubthieren kennt man bisher nur je einen Fund von Wolf und von Bär, wozu vielleicht noch der Polarfuchs tritt. Das Gesammtbild dieser Fauna ist ein sehr eigenartiges. Mammuth und Nashorn sind als einstige Bewohner des eisigen Sibiriens bekannt, und daß die diluvialen Individuen dort nicht unter anderen Bedingungen gelebt haben, als das heutige Sibirien sie gewährt, lehrt der Mageninhalt der im gefrorenen Boden erhaltenen Individuen. Diese Thiere lebten bei uns zur Gacialzeit in Gesellschaft mit dem Moschusochsen und dem grönländischen Ren, diesen jetzt eminent arctischen Thieren. Daneben nun Pferd, Hirsch, Ochs, Wolf und Bär, die noch heute bei uns leben. — Wenn sich nun auch nicht leugnen läßt, daß durch Ren und Moschusochs dieser Säugethierfauna ein arctischer Charakter anhaftet, so tritt sie doch in gute Uebereinstimmung mit der Lauenburger Flora, in der neben Pflanzen der gemäßigten Zone auch solche der arctischen lebten; nur ist der Unterschied da, daß diese letzteren auch heute noch ihre südliche Verbreitung bis in die gemäßigte Zone haben, während die beiden genannten Säuger jetzt nur in rein arctischen Gebieten leben.

Nach dem Angeführten hat man sich also die norddeutsche Tiefebene zur Interglacialzeit bewachsen und bewohnt vorzustellen, beides allerdings unter theilweisem Einfluß der weiter im Norden noch vorhandenen Eismassen, welche ein nördlich-gemäßigtes bis subarctisches Klima bedingten.

Wie weit sich das Inlandeis nach der ersten Invasion nach Norden zurückgezogen hat, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht sagen, nur soviel ist sicher, daß im südlichen Schweden auch unzweifelhaft interglaciale Bildungen über der unteren Grundmoräne aufgefunden sind. Also auch Schonen ist zeitweise einmal wieder von der Eisbedeckung frei gewesen. War es



Digitized by Google

aber Schonen, so muß es auch das zwischen Schonen und der norddeutschen Tiefebene gelegene Gebiet, also das der Ostsee, gewesen sein. — Wir dürfen in der That annehmen, daß zu dieser Interglacialzeit ebenso eine Ostsee existirte, wie jetzt, daß dieselbe aber nun nicht mehr mit dem Eismeer verbunden war, wie vor der ersten Invasion des Inlandeises, sondern daß eine breitere Verbindung mit der Nordsee, als sie heute da ist, vorhanden war, vielleicht wieder mitten durch die cimbrische Halbinsel hindurch. So erklärt es sich, wenn wir aus den Sanden, welche zwischen beiden Moränen liegen, an zahlreichen, der Küste nicht fernen Localitäten Ost- und Westpreußens Schaalreste einer ausgeprägten Nordseefauna durch die Untersuchungen Berendt's kennen gelernt haben.[31]) Die am Strande dieser — sit venia verbo — zweiten Ostseeküste liegenden Schaalen sind dann von dem vor dem wieder vorrückenden Eise herlaufenden Wasser weiter nach Süden gespült und so an die Stellen gelangt, wo Berendt sie entdeckte. Für diese Anschauung spricht der zumeist sehr fragmentäre Erhaltungszustand und namentlich die Abrollung, die die Fragmente als solche erlitten haben. Hätte man es hier mit in situ befindlichen Schaalresten zu thun, so wäre diese ihre Erhaltungsweise unerklärlich. — Wo ein solcher Transport nicht stattfand, wo sich die Schaalen noch in situ befinden, da sind sie auch wohl erhalten, wie dies die vereinzelten Funde bei Kiel (Purpura lapillus) und Moelln, wo Cardium edule massenhaft vorkommt, namentlich aber die großen Austern- und Miesmuschelbänke beweisen, welche in diesem Niveau am Grimmelsberge bei Tarbeck liegen und schon Leopold von Buch's[32]) Aufmerksamkeit auf sich zogen. Grade über diese Gegenden hin muß man sich die erwähnte Verbindung zwischen Ost- und Nordsee vorstellen. Hier liegen die Schaalen also noch auf ursprünglicher Lagerstätte und sind deshalb wohl erhalten. Gleiche



Digitized by Google

Fundstellen sind in neuester Zeit auch in Ost- und Westpreußen entdeckt worden.

Während also auf dem Lande zur Interglacialzeit die erwähnte Flora und Fauna sich einfand, sandte die Nordsee zur selben Zeit einen Arm nach Osten und bevölkerte ihn mit einer Fauna, die der heutigen Ostsee allerdings zum Theil fremd ist, d. h. ihr ebenso gegenüber steht wie die damalige Landfauna der jetzigen; von beiden sind einzelne Arten geblieben, dort z. B. Tellina solidula, Cardium edule in allerdings dünnschaligeren Varietäten, hier noch Ochs, Hirsch, Pferd rc.

Doch noch einmal mußte diese Flora und Fauna dem Inlandeis weichen, denn noch einmal dehnte sich dasselbe von Scandinavien her ganz ähnlich aus, wie das erste Mal, nur nicht so weit nach Süden herabreichend, wie wir weiter unten sehen werden. Abermals aber durchschritt es die Ostsee und abermals schickte es seine Gewässer voraus, welche die Flora vernichteten und mit den in ihnen suspendirten Sand- und Geröllmassen alles überdeckten. So wiederholt sich das Bild einer großen von zahllosen Strömen überdeckten Fläche, welche in ihrem Lauf nicht konstant blieben und mit ihren Sandmassen alles Leben ertödteten. So entstand der Sand, welchen wir bei uns in weiter Verbreitung, ja man kann sagen konstant auf der unteren Grundmoräne lagern sehen und welcher in der häufig an seiner Basis gelegenen Grandbank das Hauptlager für die fossilen Knochen der großen Säugethiere hergiebt. Wie oben erwähnt, wurden die Skelette der Thiere der Interglacialzeit von ihm eingebettet und uns so erhalten. — Um übrigens die Analogie mit den Sanden unter der ersten Grundmoräne völlig ident zu machen, fehlen auch die feinen Thonschlammmassen in diesen jüngeren Sanden nicht, wie dies u. A. Wahnschaffe [33]) in der Umgegend von Berlin (Rudow, Glie-

nicke) und Laufer[34]) in der von Küstrin (Tamsel) nachgewiesen haben und schon früher von dem Borne bei Greiffenberg in Pommern beobachtete.

## 4. Zeit der zweiten Eisbedeckung.

Nachdem das Inlandeis im Beginn der zweiten Invasion, ganz wie vor der ersten, die norddeutsche Tiefebene wieder mit den Sanden seiner vor ihm hergeschickten Fluthen eingedeckt hatte, rückte es selbst heran und bedeckte diese Sande mit einer zweiten, jüngeren Grundmoräne (dem oberen Geschiebemergel), welche sich in Zusammensetzung und Mangel an Schichtung in Nichts von der unteren Grundmoräne unterscheidet, sondern nur darin, daß sie verhältnißmäßig weniger und kleinere Geschiebe enthält und gelblichgrau gefärbt ist (jul Krossstenslera der Schweden), während die untere mehr bläulichgrau erscheint (bla Krossstenslera).

Jedoch weicht diese zweite Invasion in zwei wichtigen Eigenschaften von der ersten ab, einmal in der Richtung, die sie nahm, und dann in der Ausdehnung nach Süden, die sie erreichte. — Wie oben erwähnt, dehnte sich die erste Invasion von Skandinavien fächerförmig über unsere Tiefebene aus, wie das die Richtung der Schrammen und die Vertheilung der Geschiebe erkennen läßt. Während die Schrammenrichtung der ersten Invasion gemäß der Fächerausbreitung im Centrum der Tiefebene im Allgemeinen eine Richtung NNW.—SSO., (Rüdersdorf, Lommatsch, Leipzig), im Westen eine solche NNO.—SSW. (Velpke, Osnabrück) zeigt, ist diejenige der zweiten Invasion ausgesprochen ost-westlich (jüngeres Schrammensystem von Rüdersdorf und Velpke[35])), und dadurch wird angezeigt, daß auch die Grundmoräne des Inlandeises, welche sie erzeugte, dieselbe Richtung ihrer Fortbewegung einschlug. — Schon früher hatte Torell dar-

auf hingewiesen, daß dieses zweite Inlandeis seine Bewegung um die Südostspitze Schonens herum von Ost nach West genommen habe, und aus der Richtung der Schrammen auf den Inseln der Ostsee und auf den schwedischen Küsten geschlossen, daß es im Wesentlichen der Erstreckungsrichtung der Ostsee gefolgt sei; aber erst in neuester Zeit ist diese Beobachtung weiter verfolgt und ausgeführt. De Geer[36]) hat die Ausbreitung und Richtung auf einem Kärtchen fixirt, woraus auch hervorgeht, daß die zweite Invasion die erste an Mächtigkeit nicht erreicht hat; so sind z. B. auf der Höhe der Insel Bornholm und auf dem Höhenzug Romeleklint in Schonen die Schrammen der älteren Richtung nicht durch die der jüngeren gekreuzt, haben also, wie die einzelnen Felsen, welche heutzutage aus dem grönländischen Inlandeise hervorragen, (Nunnataker der Dänen), ehedem aus dem jüngeren Inlandeis der Glacialzeit hervorgeschaut. — Es sei noch darauf hingewiesen, daß durch diese Bewegungsrichtung viele Geschiebe aus östlichen Theilen des bedeckten Territoriums in dessen westlichere geführt werden konnten und mußten; und so kann es nicht nur nicht befremden, sondern muß sogar verlangt werden, daß sich z. B. in der Gegend von Hamburg oder Kiel Geschiebe finden, deren Heimath in den russischen Ostseeprovinzen zu suchen ist; ja sie sind, wie wir durch F. Römer's Untersuchungen wissen, sogar nach Holland fortgeschafft worden.

Da für uns die Grundmoräne stets ein untrügliches Zeichen einer früheren Eisbedeckung ist, so erhält sie auch für die Beantwortung der Frage, wie weit die zweite Invasion nach Süden vorgedrungen sei, die größte Wichtigkeit. Die Südgrenze der zweiten Invasion fällt danach mit der Südgrenze der jüngeren Grundmoräne (des oberen Geschiebemergels) zusammen. Daß dieselbe nicht so weit nach Süden reicht, als die ältere, untere, ist lange bekannt; jedoch hat man den Verlauf ihrer

Südgrenze noch nicht auf ihrer ganzen Erstreckung genau verfolgt, und so geben die bis jetzt davon vorhandenen Darstellungen nur ein annähernd richtiges Bild, welches aber genügt, den Unterschied in der räumlichen Ausdehnung der beiden Invasionen leicht zu überblicken. — Die beste Karte hierfür hat A. Penck[37]) kürzlich veröffentlicht, und nach ihr würde die Südgrenze ungefähr mit einer Linie zusammenfallen, welche nördlich von der Lüneburger Haide sich am Wiehengebirge entlang über Braunschweig, Magdeburg, Wurzen, Hoyerswerda, Görlitz, Haynau, Liegnitz, Ohlau, Brieg, Oppeln weiter nach Polen hinzieht, also im Großen und Ganzen in ziemlich gleicher Entfernung dem Rande der Mittelgebirge parallel verläuft. — Diese Angaben Penck's stimmen im Allgemeinen gut mit den Betrachtungen Klockmann's überein, der sich gleichfalls mit dieser Frage eingehend beschäftigt hat [38]). — Daß übrigens die angegebene Südgrenze nicht haarscharf mit der ursprünglichen zusammenfällt, ist mit Sicherheit anzunehmen, wenn man erwägt, daß gerade am Südrande die Einwirkung und Erosion der an ihm hinfließenden Wasser der gleich zu erörternden großen Abschmelzperiode sich am meisten fühlbar machen mußten; wie denn auch Wahnschaffe in der oben citirten Abhandlung über die Magdeburger Börde die unter dem Börde-Löß stets vorhandene s. g. Steinsohle mit ihren großen Geschieben als ein Auslaugungs- und Erosionsprodukt aus der oberen Grundmoräne angesprochen hat. Ursprünglich wird also die Südgrenze etwas weiter südlich gelegen haben, als sie heute zu beobachten ist.

### 5. Zeit des abschmelzenden Eises.

Wir kommen nun zum Schlußakt des großartigen geologischen Phänomens, welches unsere Glacialbildungen entstehen ließ, und gerade dieser Schlußakt ist deshalb von besonderer Be-



Digitized by Google

deutung, weil in ihm die Grundbedingung für unser heutiges Flußnetz und die Konfiguration der Höhenzüge zu suchen ist. — Schon Leopold von Buch u. A. haben auf den eigenthümlichen Verlauf unserer großen Flüsse hingewiesen, und Versuche seiner Erklärung liegen zahlreich vor. Aber es ist erst durch G. Berendt und einige seiner Mitarbeiter Klarheit darüber geworden, wie auch das hydro- und orographische Verhalten unserer norddeutschen Tiefebene nur als eine unmittelbare Einwirkung der Inlandeisbedeckung, speciell deren Verschwinden durch Abschmelzung zu erklären ist. Berendt hat an mehreren Stellen diese „große Abschmelzperiode" behandelt[39]) und ist zu folgendem Resultat gekommen. Die große Breite fast aller Flußthäler unseres Gebietes, in welchen sich, wie Berendt treffend sagt, die heutigen Flüsse wie eine Maus im Käfig des entflohenen Löwen ausnehmen, deutet a priori auf eine einstige Entwicklung von gewaltigen Wassermassen hin, die wir nur in den Schmelzwassern des Inlandeises finden können. Es giebt weder Anzeichen für Ueberschwemmungen durch Meereswasser, noch durch dauernde schwere Regengüsse; weder das Eine noch das Andere kann als Ursache der Thalbildung angesehen werden.

Als das Inlandeis zu schmelzen begann, wurden die Schmelzwasser zuerst über das oben skizzirte Gebiet ausgedehnt, welches zwischen dem Nordabfall der deutschen Mittelgebirge und dem Südrande des Inlandeises — also dem Südrande des oberen Geschiebemergels liegt. Diese Schmelzwasser trugen die feinsten Theile der Grundmoräne suspendirt in sich, und ehe ihnen ein Abzug nach Westen gewährt wurde, setzten sie diese suspendirten Theile auf eben diesem Gebiet ab. So entstand die Lehmdecke, welche sich genau an diesen, dem Gebirgsrande parallelen Gebietsstreifen hält und auch wohl in Thäler der Gebirge oder in Buchten des Gebirgsrandes eindrang, wie z. B. in die, in wel-



Digitized by Google

cher Halle und Leipzig liegen. Nur in diesem, vom zweiten Inlandeise nicht bedeckten Gebiete findet sich die agronomisch so wichtige, fruchtbare Lehmdecke. Doch muß auch hier wieder hervorgehoben werden, daß die ursprüngliche Südgrenze durch Erosion verwischt ist, daß aber natürlich auch dieser erodirte Streifen an der Südgrenze der Moräne mit Lehm bedeckt ist. Dann haben wir eben die „Steinsohle" unter dem Lehm, wie in der Magdeburger Börde.

Als dann aber die Schmelzwasser wuchsen und sich einen Abfluß suchten, da gruben sie die tiefen Thäler ein, welche noch heute zum größten Theil, wenn auch nicht in ihrem ganzen Verlauf, unsere großen Flüsse (Weichsel, Oder, Elbe) beherbergen. Zunächst lassen sich in der großen Senke, welche sich in ost-westlicher Richtung zwischen dem preußisch-pommersch-mecklenburgischen Höhenzuge im Norden und dem Fläming mit seinen Ausläufern im Süden erstreckt, drei große Thäler erkennen, welche Berendt als das Glogau-Baruther, das Warschau-Berliner und das Thorn-Eberswalder bezeichnet hat. Diese drei vereinigen sich in den Moorniederungen des Havelluches zum unteren Elbthal, das den eigentlichen Urstrom Norddeutschlands zum Meere führte. Berendt sieht in diesen drei Thälern gewissermaßen Etappen in der Abschmelzperiode, so daß das südlichste Thal das zuerst, das nördlichste das zuletzt gebildete war. Als dann später die von den mitteldeutschen Gebirge herabkommenden Wassermassen keinen Widerstand mehr an dem Eisrande fanden, da das Eis abgeschmolzen war, suchten sie sich einen kürzeren Weg zum Meer und benutzten dazu Rinnen, welche sich beim Zerklüften des schmelzenden Eises gebildet hatten. So lenkten z. B. die Oder bei Oderberg, die Weichsel bei Fordon aus ihren alten Thälern ab und wendeten sich direct nach Norden, nachdem sie schon durch Ablenkungen in früheren Stadien ihre mittleren Fluß-



Digitized by Google

läufe mehr und mehr nach Norden verlegt hatten. Als aber diese Ablenkung vollendet war, wurde selbstredend ein Theil der alten, früher gebildeten Thäler verlassen, die aber noch heute deutlich erkennbar sind und vielfach zu Kanalanlagen erwünschte, von der Natur gewissermaßen vorgeschriebene Wege wiesen. — Wenn aber auch das frühere Flußsystem in seinen Grundzügen von Berendt richtig erkannt, und in einzelnen Theilen unseres Gebietes bis in das Detail hinein verfolgt ist (so namentlich in der Berliner Umgegend), so ist es doch heute noch nicht möglich, ein genaues Gesammtbild zu entwerfen. Dazu fehlen vor allen Dingen die genauen Kartirungen des gesammten Areals. Und so mag das hier Gesagte nur die der einschlägigen Forschung zu Grunde liegenden, hauptsächlichen Beobachtungen und die an sie geknüpften Schlüsse andeuten; eine eingehendere Behandlung würde ohne Zuhülfenahme einer zu diesem Zweck ausgeführten Karte kaum Hoffnung auf Verständniß hegen dürfen.

Soviel aber steht fest, daß die Abschmelzperiode verhältnismäßig schnell eingetreten und verlaufen ist, daß auf diese Weise enorme Wassermassen frei geworden sind, welche auf ihrem erst gemeinschaftlichen Wege, dann in ihren Einzelläufen eine großartige Thalbildung in die norddeutsche Tiefebene eingefurcht haben, die noch heute den Grundriß unserer hydrographischen Verhältnisse darstellt. Dadurch tritt auch dieser Schluß der ganzen Glacialzeit in einen merklichen Gegensatz zu der ersten Abschmelzung vor der Interglacialzeit, welche so langsam und allmählich vor sich gegangen sein muß, daß sie, wie oben erwähnt, von einigen lokal vorhandenen Granden und Sanden abgesehen, kaum Spuren hinterlassen hat.

Es ist aber die Abschmelzung des Inlandeises nicht nur in der Ausgrabung eines großartigen Thalsystems noch erkennbar, sondern auch in der Beschaffenheit der Oberfläche der Plateaus,



Digitized by Google

die zwischen den Thälern sich erheben. Auf weite Erstreckungen hin ist diese Oberfläche mit Sanden bedeckt, welche den Rest des von seinen feineren, thonig-kalkigen Theilen durch Auslaugung befreiten oberen Geschiebemergels darstellen. Und diese Sande ziehen sich, wie Berendt[40]) scharfsinnig nachgewiesen hat, von den Plateaus ununterbrochen in den alten Schmelzrinnen bis zum Thal herab, ein deutlicher Beweis, daß sowohl dem Sande auf den Plateaus („Decksand" Berendt's), wie denen der Thalrinnen eine gleiche Entstehungsursache zuzuschreiben ist. Er hat auch den gewiß nicht von der Hand zu weisenden Gedanken zuerst ausgesprochen, daß wahrscheinlich die Plateaus noch länger von Eismassen bedeckt waren, als die Niederungen, indem er darauf hinweist, daß noch heute, wenn nach regelrechtem Winter der Frühling nicht allzu plötzlich eintritt, die Flächen Litthauens, Nadrauens und Natangens schon lange schnee- und eisfrei sind, während das Plateau von Masuren noch tiefen Winter mit Schneebedeckung und gefrorenen Seen zeigt. So mag auch diese letzte Abschmelzperiode des Inlandeises nicht nur in allmählichem Zurückweichen nach Norden, sondern zugleich im Abschmelzen der noch fest auf dem Lande lastenden, nunmehr durch Klüfte in einzelne mehr oder minder große Schollen zertheilten Eismassen bestanden haben.

Sicher steht wohl mit dieser Abschmelzperiode eine andere Eigenthümlichkeit unseres Gebietes in Verbindung, die oft erwähnt und discutirt worden ist, nämlich der Reichthum an Seen auf den verschiedenen Plateaus, die als mecklenburgische, pommersche, preußische Seenplatten bekannt sind. U. A. haben Klockmann[38]), Geinitz[41]) und Jentzsch[42]) in neuerer Zeit die Entstehung dieser Seen besprochen[43]) und sind zu recht verschiedenen Ergebnissen gekommen. Nach Ansicht des Verfassers ist die einfachste Erklärung die, daß das auf den Plateaus liegende



Digitized by Google

und in der Abschmelzung begriffene Eis seine Schmelzwasser nicht sammt und sonders in die Thäler herabgeschickt hat, sondern daß sich ein Theil derselben in Bodenvertiefungen ansammelte und nach dem gänzlichen Verschwinden des Eises als Seen zurückgeblieben ist.

Kehren wir nun zurück zu dem ersten Gebilde, welches durch die Abschmelzperiode erzeugt wurde, zu der Lehmdecke, welche sich, wie oben gezeigt, zwischen dem Nordrande des mitteldeutschen Gebirges und dem Südrande der zweiten Eisbedeckung ausdehnte, bestehend aus den aus dem oberen Geschiebemergel ausgelaugten feinsten, thonigen, sandigen und kalkigen Theilen, so finden wir, während weiter nördlich noch das im Abschmelzen befindliche Eis auf den Plateaus lagerte und gewaltige Wassermassen tiefe Thäler ausgruben, auf diesem fruchtbaren Lehmstreifen eine Fauna vor, welche ein wesentlich anderes Gepräge als die der Interglacialzeit (s. S. 28) an sich trägt. Diese Fauna zuerst der Wissenschaft erschlossen zu haben, ist Nehring's[44]) großes und allgemein anerkanntes Verdienst; namentlich hat er die Fundorte Thiede bei Wolfenbüttel und Westeregeln bei Magdeburg durch seine sorgfältigen, jahrelangen Untersuchungen für immer zu klassischen Punkten in dieser Frage erhoben, aber allmählich auch fast alle ähnlichen Faunen Deutschlands in den Bereich seiner Studien gezogen.

Danach findet sich zu dieser Zeit in den südlichen Theilen der norddeutschen Ebene, und zwar genau gebunden an die in ihrer Ausdehnung oben geschilderte Lehmdecke, eine Fauna, in welcher zwar Vertreter der Interglacialzeit noch vorhanden sind (Mammuth, Nashorn, Pferd, Hirsch, Ochs), welche aber abgesehen von vielen Vögeln, einigen Fröschen und Kröten, sowie Mollusken, die alle heute noch bei uns leben, durch sehr zahlreiche, die Hauptmasse des untersuchten Materials ausmachende Reste von



Digitized by Google

kleinen Säugethieren ausgezeichnet ist, die jetzt bei uns größtentheils nicht mehr leben, sondern die Steppen Osteuropas und Asiens aufgesucht haben. Da sind Murmelthiere (Bobac), Ziesel, Springmäuse, Wühlratten, Lemminge, Hasen, Pfeifhasen in zahlreichen Arten und Individuen vertreten, meist die jetzigen Bewohner der Steppen. Neben ihnen, wenn auch selten, liegen Skeletreste vom Löwen, Hyäne, Bär und Dachs, die nicht mehr befremden können, seitdem man weiß, daß etwa zu derselben Zeit gerade diese Thiere über ganz Deutschland verbreitet waren und namentlich die süddeutschen Höhlen bewohnten.

Nehring zieht aus der Zusammensetzung der Fauna den Schluß, daß in der norddeutschen Tiefebene damals ein continentales Klima geherrscht habe, wie heute in Mitteleuropa, d. h. daß trockene heiße Sommer mit trockenen kalten Wintern gewechselt haben. Später ist der Wald von Süden nach Norden vorgedrungen, hat die Steppenthiere verjagt und nach Osten getrieben und uns eine Thierwelt zugeführt, wie sie uns heute noch umgiebt. Aber schon bevor diese letzte, noch jetzt vorhandene Beschaffenheit der norddeutschen Tiefebene eintrat, wurde sie vom Menschen bewohnt, wenigstens in ihrem südlichen, zuerst eisfreien Theile. Derselbe Lehm, aus welchem Nehring die berühmte Steppenfauna hervorzog, beherbergt auch bearbeitete Feuersteine und Knochenfragmente, und ebenso sind solche unzweifelhaften Reste paläolithischer Zeit von Weimar und von Gera bekannt. Hierauf hat Penck[37]) ausdrücklich hingewiesen, und zugleich auch den Nachweis geliefert, daß auch am Nordrande der Alpen die Ansiedlung des Menschen in ungefähr dieselbe Zeit fällt, daß derselbe also gegen das Ende der Glacialzeit schon über ganz Deutschland, mit Ausschluß der nördlichen, noch unter Eis liegenden Theile, verbreitet war.



Digitized by Google

Es sei noch darauf hingewiesen, daß es sich in Obigem nur um die Darstellung der eigentlichen, typischen Glacialbildungen gehandelt hat. Je mehr man sich dem Gebirgsrande nähert, desto mehr wird die typische Ausbildung verwischt, weil hier die Einwirkung der von den Gebirgen herabkommenden Gewässer, namentlich in Gestalt mächtiger Schottermassen sich geltend macht. Man kann hier von einem „Randdiluvium" reden, welches namentlich im Königreich Sachsen von H. Credner genau verfolgt und in vollendet klarer Form beschrieben worden ist. Zur Zeit aber ist dieses Studium noch zu sehr auf vereinzelte Localitäten beschränkt, als daß sich ein allgemeines faßliches Bild entwerfen ließe. Das mag daher einem späteren Vortrag vorbehalten bleiben.

---

Wenn der Verfasser zum Schluß betont, daß das hier Gegebene ein erster Versuch einer zusammenhängenden Darstellung von der Genesis unserer Glacialbildungen ist, so darf er sich wohl der Nachsicht der Leser gegenüber mancher Lücken und Mängel, deren Existenz auch ihm nicht unbekannt, deren Ausmerzung aber zur Zeit noch unmöglich ist, versichert halten.

---

## Anmerkungen.

1) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 31. 1879. S. 141 ff.

2) Kosmos. 1883. S. 175 ff.

3) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 27. 1875. S. 961.

4) Neues Jahrbuch für Mineralogie ꝛc. 1832. S. 257 ff.

5) Keilhack, Ueber präglaciale Süßwasserbildungen im Diluvium Norddeutschlands. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1882. Berlin 1883, S. 133 ff. — Wahnschaffe, Die Süßwasserfauna und Süßwasser-Diatomeen-Flora im unteren Diluvium der Umgegend von Rathenow; ebendas. für 1884. Berlin 1885. S. 260 ff.



Digitized by Google

6) Das Interesse, welches die Auffindung des Damhirsches und des Karpfen in präglacialen Ablagerungen Norddeutschlands hat, ist auch von Nehring (Sitzungsberichte der Ges. naturforsch. Freunde zu Berlin 1883. S. 68) betont. Es widerlegt sich dadurch die Annahme, daß der Damhirsch seine ursprüngliche Heimath in den Mittelmeerländern habe, ebenso, daß der Karpfen im Südosten Europas zu Hause sei. Beide existirten schon präglacial in Norddeutschland und haben sich bei Eintritt der Glacialperiode nach Süden zurückgezogen, um nach Beendigung derselben wieder zu uns zurückzukehren. Aehnlich scheint es sich mit Dreissena polymorpha zu verhalten.

7) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft Bd. 33. 1881. S. 196.

8) Schriften der physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Königsberg. Bd. 22. 1882. S. 129.

Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 35. 1883. S. 318.

9) Undersökningar öfver Istiden. Oefversigt af Vetenskaps Akademieens Förhandlingar 1872. No. 10. pag. 63.

10) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 32. 1880. S. 78.

11) Arkiv for Mathematik og Naturvidenskaberne 1882. pag. 201 ff.

12) Geologiska Föreningens i Stockholm Förhandlingar. Bd. VII. No. 85.

13) Vergleichende Beobachtungen an isländischen Gletscher- und norddeutschen Diluvialablagerungen. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1883. Berlin 1884. S. 159.

14) Das ausführlichste Verzeichniß dieser Fauna hat Reinhardt (Sitzungsberichte der Ges. naturforsch. Freunde zu Berlin. 1877. S. 173 ff.) gegeben.

15) Die Sedimentär-Geschiebe der Provinz Schleswig-Holstein. Yokohama 1883. S. 3.

16) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 31. 1879. S. 692 ff.

17) Ebendas. Bd. 32. 1880. S. 572 ff.

18) Ebendas. Bd. 36. 1884. S. 584 ff.

19) Ebendas. Bd. 33. 1881. S. 434 ff.

20) Was hier nur in den allgemeinsten Zügen angedeutet werden konnte, findet sich ausführlich erörtert in der jüngst erschienenen Abhandlung



Digitized by Google

F. Römer's: Lethaea erratica, oder Aufzählung und Beschreibung der in der norddeutschen Tiefebene vorkommenden Diluvial-Geschiebe nordischer Sedimentär-Gesteine (Palaeontologische Abhandlungen, herausgegeben von W. Dames und E. Kayser. 2 Bd. 5. Heft. Berlin 1885. 4° mit 11 Tafeln).

21) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 35. 1883. S. 846.

22) Ebendas. Bd. 31. 1879. S. 216.

23) Ebendas. Bd. 30. 1878. S. 239.

24) Ebendas. Bd. 34. 1882. S. 562.

25) Ebendas. Bd. 31. 1879. S. 339.

26) Ebendas. Bd. 32. 1880. S. 56.

27) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1884. Berlin 1885. S. 211.

28) Die Quartärbildungen der Umgegend von Magdeburg mit besonderer Berücksichtigung der Börde. Abhandlungen zur geologischen Specialkarte von Preußen und den Thüringischen Staaten. 1885. Bd. VII. Heft 1. S. 60 ff.

29) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 37. 1885. S. 550.

30) Fossile Pferde aus deutschen Diluvialablagerungen und ihre Beziehungen zu den lebenden Pferden. Berlin 1884.

31) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 20. 1868. S. 435.

32) Monatsberichte der königl. preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1851. S. 39 ff.

33) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1881. Berlin 1882. S. 535.

34) Ebendas. S. 530; Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 34. 1882. S. 203.

35) Zwei, mehrere Quadratmeter große Platten Rhätsandsteins von Velpke, welche beide Richtungen vorzüglich zeigen, sind von Herrn Wahnschaffe nach Berlin gebracht und daselbst in der Kgl. geologischen Landesanstalt aufgestellt.

36) Geologiska Föreningens i Stockholm Förhandlingar Bd. VII. Nr. 91. pag. 436 ff. (2. Taf.); auch von Wahnschaffe übersetzt in Bd 37. der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft S. 177 ff. Tafel 12 u. 13.



Digitized by Google

37) Mensch und Eiszeit. Archiv für Anthropologie. Bd. 15. Heft 3. 1884.

38) Die südliche Verbreitung des oberen Geschiebemergels und deren Beziehung zu dem Vorkommen der Seen und des Lösses in Norddeutschland. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1883. Berlin 1884. S. 238 ff.

39) Geognostische Beschreibung der Gegend von Berlin. Berlin 1880. pag. 9 ff. (Zweite, vermehrte Ausgabe Berlin 1885. pag. 9 ff.). — Die Sande im norddeutschen Tieflande und die große diluviale Abschmelzperiode. Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstalt für 1881. Berlin 1882. S. 482.

40) Jahrbuch der Kgl. preuß. geologischen Landesanstall für 1881. Berlin 1882. S. 482.

41) Archiv der Freunde der Naturgeschichte in Mecklenburg. Bd. 39.

42) Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Bd. 36. 1884. S. 699.

43) Kürzlich hat Penck eine neue Ansicht über die Entstehung der Seen geäußert, welche zwar auch die Erosion durch strömende Gewässer zu Hilfe nimmt, aber eine solche, welche durch Attraction des vorliegenden Inlandeises hervorgerufen sei. Dadurch sei eine Veränderung der Geoidfläche hervorgerufen, und die Wasser, welche von Süden her über die Plateaus gewissermaßen fortgezogen seien, hätten auf diesen verharrt und Seen gebildet. — So lange weitere Begründung fehlt, wird man diese Ansicht als geistreiche Hypothese zu betrachten haben. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1884. No. 1.

44) Das Hauptwerk über diese Fauna ist die im 10. und 11. Bande des Archivs für Anthropologie veröffentlichte Abhandlung: Ueber die quaternären Faunen von Thiede und Westeregeln nebst Spuren des vorgeschichtlichen Menschen. — Außerdem aber sind sehr zahlreiche Nachträge und Erweiterungen von demselben Verfasser veröffentlicht, deren Aufzählung hier zu weit führen würde. — Eine vortreffliche Zusammenstellung seiner diesbezüglichen Ansichten hat Nehring im Geological Magazine 1883 pag. 51 ff. unter dem Titel: „The Fauna of Central Europe during the Period of the Löss; a Rejoinder to Mr. H. H. Howorth“ gegeben.

(866)

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

**Richter** (Halle a. S.), Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderot's.
**Diercks** (Madrid), Ueber die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.
**Maaß** (Dresden), Das deutsche Märchen. Literarische Studie.

---

# Einladung zum Abonnement!

## Deutsche Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart.

In Verbindung mit
Prof. Dr. **v. Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**
herausgegeben von
**Franz von Holtzendorff.**

---

### Neue Folge. Erster Jahrgang.
(Heft 1—16 umfassend.)

**Im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige.**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen folgende Beiträge erscheinen:

**Eberty** (Berlin), Der Lebensmittelmarkt und die Hauswirthschaft.
**Holzmüller** (Hagen), Errichtet lateinlose Schulen.
**Ney** (Hagenau i. E.), Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima.
**Ostermeyer** (Memel), Harmoniren Volksmoral und Strafgesetz?
**Ahrens** (Kiel), Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange von dem XIII. bis zum XVII. Jahrhundert.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handels-Geographie.
**Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.

Digitized by Google

**Meyer** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.
**Paul** (Halberstadt), Ueber die Zukunft unseres Handels.
**Kradolfer** (Bremen), Die Macht der Phrase.
**Diercks** (Madrid), Ueber den spanischen Nationalcharakter in seiner Verwandtschaft und Verschiedenheit verglichen mit dem der anderen Roman. Nationen.
**Brückner** (Berlin), Entstehung der Evangelien.
**Weiß** (Adelsheim), Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben.
**Laas** (Straßburg i. E.), Idealistische und positivistische Ethik.

---

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung" ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen" das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jeden die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen rc. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge: und erforderlichen Falls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form und in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik rc. rc. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Verzeichnisse der bisher erschienenen Hefte der Sammlung und Zeitfragen

**1. Nach Serien und Jahrgängen geordnet,**
**2. Nach Wissenschaften geordnet**

sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen, welche auch Bestellungen und Abonnements auf die **Neue Folge 1. Jahrgang** annehmen.

---

Digitized by Google

Hams

Sammlung
gemeinverständlicher
wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow** und **Fr. von Holtzendorff.**

---

**XX. Serie.**
(Heft 457 – 480 umfassend.)

HARVARD COLL
APR 5 1886

**Heft 480.**

# Die positive Philosophie August Comte's.

Von

**Hugo Sommer,**
Amtsrichter in Blankenburg a. H.

CH

**Berlin SW., 1886.**
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Es wird gebeten, die anderen Seiten des Umschlages zu beachten. Dieselben enthalten das Programm der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Sammlung, sowie das der Neuen Folge, Erster Jahrgang (1886) der Zeit-Fragen. Genaue Inhalts-Verzeichnisse der früheren Hefte, nach „Serien und Jahrgängen" und nach „Wissenschaften" geordnet sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

# Einladung zum Abonnement!

Die Jury der „Internationalen Ausstellung von Gegenständen für den häuslichen und gewerblichen Bedarf zu Amsterdam 1869“ hat diesen Vorträgen die **Goldene Medaille** zuerkannt.

Mit dem **Jahrgang 1886** beginnt die

## Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge,

herausgegeben von

**Rud. Virchow und Fr. von Holtzendorff.**

eine

## Neue Folge. Erster Jahrgang.

(Heft 1—24 umfassend.)

**Im Abonnement jedes Heft nur 50 Pfennige.**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden, vorbehaltlich etwa nothwendiger Abänderungen erscheinen:

**Koch** (Berlin), Ueber die Methoden der modernen Bakterienforschung.
**Bauer** (Eisenach), Peter Vischer und das alte Nürnberg.
**Schafft** (Gera), Ueber das Vorhersagen von Naturerscheinungen.
**Dannehl** (Sangerhausen), Victor Hugo. Literarisches Porträt mit Berücksichtigung der Lehrjahre des Dichters.
**Buchheister** (Hamburg), Eine wissenschaftliche Alpenreise im Winter 1832.
**Goetz** (Waldenburg bei Basel), Altnordisches Kleinleben und die Renaissance.
**Baumeister** (Karlsruhe), Die technischen Hochschulen.
**Semler** (Dresden), Goethe's Wahlverwandtschaften und die sittliche Weltanschauung des Dichters.
**Schmidt** (Hildesheim), Die Photographie, ihre Geschichte und Entwickelung.
**Bruchmann** (Berlin), Wilhelm von Humboldt.
**Patzig** (Hannover), Ueber Staatswirthschaft in den altorientalischen Staaten.
**Ginzel** (Wien), Ueber Veränderungen und Umwälzungen im Reich der Fixsterne.
**Mandl** (Wien), Das Sklavenrecht des alten Testamentes.
**Gad** (Berlin), Körperwärme und Klima.
**Votsch** (Gera), Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens.
**Neuhaus** (Berlin), Die Hawaii-Inseln.
**Koch** (Marburg), Gottsched und die Reform der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert.
**Frauenstädt** (Breslau), Die Todschlagsühne des deutschen Mittelalters.
**Preuß** (Berlin), Franz Lieber, ein Bürger zweier Welten.

(Fortsetzung auf Seite 3.)

Digitized by Google

23

# Die positive Philosophie August Comte's.

Von

**Hugo Sommer,**
Oberamtsrichter in Blankenburg a. H.

**Berlin SW., 1885.**
Verlag von Carl Habel.
(C. G. Lüderitz'sche Verlagsbuchhandlung.)
33. Wilhelm-Straße 33.

Digitized by Google

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Digitized by Google

Die positive Philosophie August Comte's[1]) ist eine jener Sensationslehren, die, wie der Materialismus Büchner's und Carl Vogt's und die Hartmann'sche Philosophie des Unbewußten, in den letzten Jahrzehnten hin und wieder meteorartig am Tageshimmel der öffentlichen Meinung auftauchten, aller Augen auf sich zogen und alle Gemüther erregten, aber meist eben so rasch als sie erschienen, wieder von der Bühne des allgemeinen Interesses zu verschwinden pflegten. Der Stern des Positivismus scheint allerdings gegenwärtig noch immer im Aufsteigen begriffen. Seine Vertreter behaupten, er sei zur Zeit in Frankreich und England fast die herrschende Lehre, und auch bei uns in Deutschland beginnt er jetzt seinen Einzug zu halten und immer mehr Beachtung zu finden. Eine kurze, allgemeinverständliche Darstellung und Beurtheilung dieser Lehre dürfte daher nicht ohne Interesse sein. Sie erscheint um so gerechtfertigter, als die Lectüre des sechsbändigen Comte'schen Originalwerkes „Philosophie positive"[2]) einen unverhältnißmäßigen Zeitaufwand erfordert, während sich der einfache Gedankenkern der Lehre mit wenigen Worten wiedergeben läßt.

Die positive Philosophie ist kein philosophisches System im üblichen Wortsinne, sie enthält vielmehr in der Hauptsache nur eine Anweisung, Welt und Leben von einem ganz besonderen Standpunkte aus zu betrachten und zu würdigen; sie statuirt einerseits eine neue Erkenntnißtheorie, und enthält andererseits einen Versuch, sich auf der veränderten Wissensgrundlage mit den Bedürfnissen und Anforderungen



Digitized by Google

des Lebens praktisch abzufinden. Sie ist, obwohl sie sich angeblich nur auf Thatsachen gründet, in beiden Beziehungen nicht voraussetzungslos, aber ihre Voraussetzungen sind theils bloß negativer, theils bestimmt formulirter dogmatischer Art, also in beiden Beziehungen einfach und leicht faßlich. Der ganze Gesichtskreis wird dadurch fest bestimmt und abgegrenzt. Das ganze Lehrgebäude wird aus diesen einfachen Factoren, denen sich nur hin und wieder Reminiscenzen aus der bisherigen Bildung associiren, wie ein Rechenexempel nach mathematisch exacter Methode entwickelt. Um diese Philosophie zu verstehen, bedarf es gar keiner philosophischen Vorkenntnisse, sondern nur einer Empfänglichkeit für die Bedeutung jener Methode und einer allgemeinen Kenntniß des geschichtlichen Entwickelungsganges sowie einer allgemeinen naturwissenschaftlichen Bildung. Um sie im Sinne ihres Urhebers als die allein richtige Lehre und als den endgültigen Schlußpunkt alles philosophischen Nachdenkens zu würdigen, bedarf es nur eines tapferen Entschlusses und einer sorglosen Bereitwilligkeit, die dargebotenen neuen Grundlagen in negativer und positiver Hinsicht als die allein sachgemäßen anzuerkennen.

Ich beginne mit der Darstellung der negativen Voraussetzungen, denn diese müssen das Feld für die positive Lehre ebnen und frei machen.

Die Erkenntniß der Wesenheiten, der letzten Ursachen und der Endursachen ist, so wird uns gelehrt, dem Menschen unbedingt verschlossen. Dieselben existiren für den Menschen nicht. Eine Wissenschaft, die sich auf Thatsachen gründen und beschränken will, muß sie aus ihrem Gesichtskreise ausschließen. Voraussetzungen über Wesenheiten, letzte Ursachen und Endursachen, wie z. B. der Glaube an Gott, einen göttlichen Ursprung oder eine göttliche Erhaltung und Regierung der Welt, die Annahmen einer Seele, eines einheitlichen Ich, der Atome



Digitized by Google

oder irgend welcher anderer substantieller Elemente, die Voraussetzung eines Weltzwecks und einer ewigen Bestimmung des Menschen erfüllen zwar die gewöhnliche Weltansicht und das gemeine Bewußtsein der Menge, aber sie sind bloße Chimären, welche in dem durch „Thatsachen" bestimmten und begrenzten Gesichtskreise der positiven Philosophie keine Geltung haben. Auch die subjectiven Grundlagen dieser Voraussetzungen, die Gemüthsbedürfnisse und Vernunftaxiome, denen sie ihre Entstehung verdanken, sind trügerische Einbildungen. Der Mensch kann alle anderen Phänomene beobachten, nur seine eigenen nicht, „denn der Einzelne kann sich während seines Denkens nicht in zwei Persönlichkeiten theilen, von denen die eine nachdenkt, während die andere das Nachdenken beobachtet". Comte denkt sich jede geistige Thätigkeit als die Function eines besonderen leiblichen Organs und hält es daher für unmöglich, daß „das beobachtende Organ sich selbst beobachten könne", weil dazu wieder ein neues Organ nöthig sein würde, und so fort. Nur seine „Leidenschaften" soll der Mensch beobachten können, und zwar lediglich aus dem anatomischen Grunde, daß angeblich die Organe, welche der Sitz der Leidenschaften sind, von den Organen getrennt sind, welche den beobachtenden Verrichtungen dienen.

Durch diese Negationen vereinfacht sich das Gebiet der positiven Wissenschaft sehr bedeutend. Die Psychologie, die Logik, die Metaphysik, die Ethik und Aesthetik werden als unnützer Ballast ausgeschieden. Was übrig bleibt, wird neu formulirt und gruppirt und nur in dieser neuen Gestalt fernerhin in Betracht gezogen.

Ich wende mich nun zu den positiven Voraussetzungen, die übrigens nicht als solche, sondern als einfache, keines Beweises bedürftige Thatsachen hingestellt werden.

Die positive Philosophie kennt und beachtet grundsätzlich

nur „Phänomene“. Die erste Voraussetzung ist, daß alle Phänomene „gleichartig“ seien, die zweite, daß in dem gleichzeitigen und nacheinanderfolgenden Auftreten der Phänomene überall und stets „Gleichförmigkeiten“ stattfinden, zu deren Bezeichnung Comte den an sich weit mehr bedeutenden Ausdruck „Gesetze“ usurpirt. Der Inhalt der Phänomene und die Natur der Dinge kommen nicht in Frage, da sie angeblich, wie die Ursachen und Wesenheiten, der Beobachtung unzugänglich sind. Beobachtbar sind nur die gleichzeitige Ordnung (Statik) und die Folgeordnung (Dynamik) in dem Auftreten der Phänomene. Die Ermittelung der bestehenden Ordnungen oder Gesetze in dem Auftreten der Phänomene ist daher die einzige Aufgabe der einzelnen Wissenschaften. Der Zweck, der dadurch erreicht werden soll, ist für alle Wissenschaften derselbe, nämlich die Voraussicht künftiger Ereignisse, deren man bedarf, um sein Handeln danach einzurichten.

Ebenso einfach wie das durch diese Voraussetzungen geebnete und umgrenzte Arbeitsfeld ist die zur Beobachtung desselben angewendete Methode. Die Gesetze, um deren Ermittelung es sich ausschließlich handelt, können auf keine andere Weise als durch „Beobachtung“ und „Versuche“ nach den gewöhnlichen Regeln des gesunden Menschenverstandes gefunden werden.

Es springt in die Augen, daß in diesem vereinfachten Gesichtskreise und mit diesen beschränkten Mitteln kein complicirter systematischer Aufbau errichtet werden kann. Es handelt sich immer nur um Feststellung der geltenden Gesetze und der allgemeineren Gleichförmigkeiten zwischen den besonderen Gesetzen. Die erstere Aufgabe fällt den Einzelwissenschaften zu. Die Philosophie hat dagegen die allgemeineren Beziehungen der Gesetze unter einander zu ermitteln, sie ist „das Studium der wissenschaftlichen Allgemeinheiten“. Letzteres ist um so wichtiger, je mehr die wachsende Ausbreitung des Wissens die



Digitized by Google

Vervollkommnung der Arbeitstheilung gebietet. Eine Systematik, welche die Einzelwissenschaften mit der Philosophie in ein Ganzes zusammenzufassen bestrebt ist, kann, da es an einem einheitlichen Principe und einem alle Sonderbestrebungen in sich schließenden einheitlichen Ziele fehlt, aber nur zu der Aufstellung einer Rangordnung, zur Classifikation der Wissenschaften, führen.

Das Eintheilungsprincip ergiebt sich ohne Schwierigkeit aus der Natur der Sache. Dasselbe kann, da die Art der Phänomene überall die gleiche ist, nur den gegenseitigen Verhältnissen dieser entnommen werden. Die Phänomene werden derartig in Klassen eingetheilt, daß das Studium jeder Klasse sich auf die Kenntniß der Gesetze der vorhergehenden Klasse stützt und zugleich die Grundlage für die folgende Klasse abgiebt. Diese Ordnung bestimmt sich nach dem Grade der Einfachheit, oder was dasselbe sagt, nach dem Grade der Allgemeinheit der Phänomene. Man muß mit den allgemeinsten oder einfachsten Vorgängen beginnen und allmählich zur Betrachtung der besonderen und verwickelteren übergehen.

Die Prüfung der Gesammtheit der Phänomene führt zunächst zu deren Eintheilung in zwei Hauptklassen, von denen die eine „die Vorgänge bei den unorganischen, die Zweite die bei den organischen Körpern befaßt". Die erstere zerfällt wieder in zwei Unterabtheilungen, je nachdem es sich um die allgemeinen Phänomene des Weltalls (Astronomie) oder die irdischen (Physik und Chemie) handelt. In der Wissenschaft der Organismen zeigt sich eine ähnliche Eintheilung. „Alle lebenden Wesen zeigen zwei Arten von Phänomenen; die eine Art bezieht sich auf das Individuum, die andere auf die Gattung. Danach zerfällt diese Klasse in die Biologie und die Sociologie. Die Mathematik steht außerhalb dieser Eintheilung, weil sie die gemeinsame Grundlage des ganzen Systems unserer positiven Kenntnisse bildet". Die Mathematik ist die



Digitized by Google

erste und vollkommenste Wissenschaft, welche deshalb an der Spitze der ganzen Rangordnung steht. Demnach gliedert sich das ganze System in nachstehende encyclopädische Formel:

Mathematik — als gemeinsame Grundlage,

| | |
|---|---|
| Astronomie<br>Physik<br>Chemie | unorganische Philosophie, |
| Biologie<br>Sociologie | organische Philosophie. |

Diese neue Auffassung kann aber nur durch deren geschichtliche Entstehung verstanden werden. Comte glaubt „ein großes Gesetz“ entdeckt zu haben, dem die Entwickelung der menschlichen Kenntnisse von ihrem einfachsten Beginn bis auf unsere Zeit unterworfen sein soll. Dieses Gesetz lautet dahin, daß jeder Zweig unserer Kenntnisse der Reihe nach drei verschiedene theoretische Zustände durchläuft, nämlich den theologischen oder fingirten Zustand, den metaphysischen oder abstracten Zustand und den wissenschaftlichen oder positiven Zustand.“ Mit anderen Worten: der menschliche Geist wendet in allen seinen Untersuchungen der Reihe nach verschiedene und sogar entgegengesetzte Methoden an; zuerst die theologische Methode, dann die metaphysische und zuletzt die positive. Die erste ist der Punkt, wo die Erkenntniß beginnt; die dritte der feste und schließliche Zustand, die zweite dient nur als Uebergang von der ersten zur dritten.

Im theologischen Zustande richtet der menschliche Geist seine Untersuchungen auf die innere Natur der Dinge und auf die ersten Ursachen und letzten Ziele aller Phänomene, mit einem Wort: auf die absolute Erkenntniß. Die Ereignisse gelten ihm da als die Thaten übernatürlicher, mehr oder weniger zahlreicher Wesen, und er erklärt alle scheinbaren Unregelmäßigkeiten der Welt aus deren Einwirkungen.



Digitized by Google

Im metaphysischen Zustande, der nur eine Modification des vorhergehenden ist, werden die übernatürlichen Mächte durch abstracte Kräfte oder Entitäten ersetzt. Von denselben sollen alle wahrgenommenen Phänomene ausgehen. Diese werden dadurch erklärt, daß man jedem seine entsprechende Entität zuweist.

Im positiven Zustande erkennt man endlich die Unmöglichkeit, ein unbedingtes Wissen zu erreichen. Statt nach dem Ursprunge und der Bestimmung der Welt zu forschen, bescheidet man sich, die Gesetze der Erscheinungen zu entdecken, d. h. deren Verhältnisse der Zeitfolge und der Aehnlichkeit nach. Die Erklärung der Thatsachen besteht nur noch in der Verknüpfung der einzelnen Erscheinungen mit einigen allgemeinen Thatsachen, deren Zahl der Fortschritt der Wissenschaft stetig zu vermindern strebt. — — Die Vollkommenheit des positiven Systems würde darin bestehen, daß es alle Erscheinungen als die besonderen Fälle einer allgemeinen Thatsache darlegte, wie z. B. der Thatsache der Gravitation".

Dasselbe Gesetz soll auch in der Entwickelung des individuellen Geistes stattfinden. „Der Ausgangspunkt ist bei der Erziehung des Einzelnen derselbe, wie bei der Erziehung der Gattung, und die Stufen der ersteren müssen auch die der zweiten darstellen. Wer erinnert sich nicht, Theologe in seiner Kindheit, Metaphysiker in seiner Jugend und Physiker in seinem Mannesalter gewesen zu sein"?

Die verschiedenen Zweige unserer Kenntnisse haben jedoch diese drei Formen nicht gleich schnell durchlaufen können. Die positive Philosophie umfaßt daher heutzutage noch nicht alle Arten der Phänomene, sie hat bis jetzt nur in der Mathematik und Astronomie allgemeine Geltung erlangt. Insbesondere bei den „socialen Phänomenen" ist die theologische und metaphysische Methode noch in vollem Gebrauch. Es ist Comte's Haupt-



Digitized by Google

bestreben, diese große Lücke auszufüllen, auch den Phänomenen der letzteren Art „den positiven Charakter aufzudrücken" und dadurch „unser ganzes Wissen gleichartig zu machen". Nachdem dies vollständig gelungen, und die positive Philosophie zur Alleinherrschaft gelangt sein wird, werden bei unseren Nachkommen die Theologie und Metaphysik nur noch eine historische Geltung haben.

Der erste Schritt zu diesem Ziele besteht in einer übersichtlichen Nebeneinanderstellung und vollständigen Revision aller bisher erreichten Kenntnisse, welche sich demnächst „als eben so viele" aus einem Stamm entsprossene Zweige darstellen werden. Dieser umfangreichen Aufgabe sind die ersten vorbereitenden Theile des Comte'schen Hauptwerkes gewidmet, während sich die andere Hälfte desselben die Begründung und Darstellung der Sociologie als einer positiven Wissenschaft zum Zweck setzt.

Da die Hauptabsicht der positiven Philosophie, die Ermittelung der gesetzlichen Zusammenhänge der Erscheinungen, offensichtlich mit den Specialaufgaben, welche die Naturwissenschaften auf ihren besonderen Gebieten von jeher ausschließlich verfolgt haben, im Wesentlichen übereinstimmt, so hat ein näheres Eingehen auf die sehr umfangreichen vorbereitenden Abschnitte, welche die ersten Glieder der positivistischen Rangordnung, die Mathematik, Astronomie, Physik und Chemie, behandeln, für unseren Zweck einer Darstellung der charakteristischen Grundzüge der positiven Philosophie kein erhebliches Interesse. Bemerkenswerth ist nur, daß Comte auch hier das Hilfsmittel der Hypothese, obwohl dessen Anwendung sich bisher so überaus glänzend bewährt hat, grundsätzlich abweist. Er ist sich darin jedoch durchaus nicht consequent, denn er bedient sich mit größter Unbefangenheit und in ausgedehntester Weise jener hypothetischen Begriffe und Abstractionen, deren die Naturwissenschaft bei jedem



Digitized by Google

ihrer Schritte einmal nicht entbehren kann. So operirt er mit den Vorstellungen des Raumes und der Zeit, der Bewegung, der Materie, der Kraft u. s. w. ganz in der bisher üblichen Weise, obwohl dieselben weder thatsächliche Phänomene, noch thatsächlich wahrnehmbare Verhältnisse derselben sind. Ich erwähne dies beiläufig, weil es ein Umstand ist, der auf die Oberflächlichkeit und Ungründlichkeit dieser Philosophie ein grelles Schlaglicht wirft.

Die Biologie ist nur eine Fortsetzung der vorerwähnten „unorganischen" Wissenschaften. Leben ist nichts als complicirtere Bewegung, die sich ihrem Wesen nach nicht von der Bewegung der unorganischen Körper unterscheidet. Jede Lebensäußerung wird als Product eines besonderen Organs betrachtet. Es giebt keine Seelen und Geister, sondern nur „lebende Körper". Die Fähigkeiten der lebenden Körper sind ihrem Wesen nach mit den physikalischen und chemischen Kräften identisch. Es gelten für sie dieselben Gesetze, wie in der unorganischen Welt. Die Gesetze sind der Verknüpfungspunkt beider Welten. Dieselben hängen in beiden zusammen und unterscheiden sich nur durch ihre aufsteigende Complicirtheit. Aufgabe der Biologie ist nur, diese Zusammenhänge zu ermitteln.

Sie zerfällt in die Statik (Anatomie) und Dynamik des Lebens (Physiologie), je nachdem sie das gleichzeitige Bestehen der gesetzlichen Zusammenhänge in dem Bau der Organismen oder die gesetzlichen Folgeerscheinungen des Lebens der letzteren behandelt. Auch dieses Gebiet ist noch in weitem Umfange durch die theologischen und metaphysischen Einbildungen beherrscht, von denen man sich emancipiren muß. Einen wichtigen Fortschritt nach dieser Richtung enthält die Lehre Gall's, welche die verschiedenen Fähigkeiten an besondere Theile des Gehirns oder des Nervensystems vertheilt denkt. Die Vervollkommnung der entsprechenden Gehirnorgane hat unmittelbar eine Vervoll-



Digitized by Google

kommnung des psychischen Daseins zur Folge. „Der Physiologie des Gehirns gebührt daher die richtige Stellung des Problems der Erziehung". Es giebt nach Comte's Auffassung keine Einheit des Ich, sondern nur eine Einheit des thierischen Organismus. Es giebt weder Freiheit noch Verantwortlichkeit, sondern alles geschieht mechanisch nach unabänderlichen Gesetzen. Das einzige Mittel, den Lebensverrichtungen durch Erziehung eine bestimmte Richtung zu geben, besteht in der Gewöhnung. Es wird ein Gesetz der Gewohnheit für das Leben statuirt, welches an das Trägheitsgesetz in der unorganischen Welt angeknüpft werden soll.

Die Erweiterung und Zusammenfassung der in der Biologie dargelegten Gesichtspunkte führt dann in derselben Richtung weiter zu dem Begriffe der Sociologie. Die Vorgänge in den einzelnen lebenden Körpern stehen auch unter einander in einem allgemeinen gesetzlichen Zusammenhange und die Ermittelung dieser Gesetze der socialen Ordnung und der socialen Bewegung bildet die Aufgabe der Sociologie. Dieselbe zerfällt in die sociale Statik und die sociale Dynamik, welche sich ähnlich wie Anatomie und Physiologie zu einander verhalten und den Begriffen der Ordnung und des Fortschritts entsprechen. Die erstere behandelt die Bedingungen für die Existenz der Gesellschaft, die letztere die Gesetze deren Bewegung. Auch die socialen Verhältnisse und Vorgänge sind ihrer Natur nach gleichartig mit den Verhältnissen und Vorgängen der Elemente, aus denen sich der sociale Organismus und die sociale Bewegung zusammensetzen. Alle Phänomene überhaupt, die einfachen Bewegungen der unorganischen Körper, die Lebenserscheinungen der Organismen und die socialen Vorgänge bilden zusammen eine aufsteigende Reihe gesetzlich zusammenhängender Ereignisse, welche alle durch natürliche unveränderliche Gesetze geregelt sind. Dies

ist der positivistische Grundgedanke, der in der Sociologie zur ausschließlichen Geltung gelangen muß, um sie im Geiste des Positivismus zum Range einer Wissenschaft emporzuheben. Erst durch die Voraussetzung des Bestehens einer allgemeinen natürlichen Gesetzlichkeit aller socialen Phänomene, erst durch die Beseitigung aller Gedanken an das Walten unberechenbarer übernatürlicher Mächte erlangt der Gedanke vernünftiger Voraussicht, welcher das Kennzeichen der Positivität bildet, eine verständliche Grundlage.

Wie die Biologie so geht auch die Sociologie als Theil der organischen Philosophie von der Betrachtung des Ganzen aus. Das Ganze ist hier der „sociale Organismus". „Das Princip für die statischen Gesetze dieses Organismus besteht in der Uebereinstimmung, wie sie bei allen Vorgängen der lebenden Körper besteht, und welche das sociale Leben im höchsten Grade offenbart." Gegenstand der socialen Statik sind die gegenseitigen Wirksamkeiten und Gegenwirksamkeiten, welche alle Theile des socialen Systems auf einander ausüben. Das sociologische Voraussehen stützt sich auf die Kenntniß dieser Beziehungen; es hat aus diesen die statischen Anzeichen zu entnehmen, welche auf jede Art der socialen Existenz sich in analoger Weise wie bei der Anatomie beziehen. Jedes sociale Element wird als solidarisch mit den übrigen aufgefaßt." Aus dieser Auffassung ergeben sich die politischen Grundbegriffe und deren rechte Würdigung. Die Quelle der politischen Macht beruht in der Uebereinstimmung der verschiedenen individuellen Willen, welche an einer gemeinsamen Handlung theilnehmen. Diese Macht ist zunächst das Werkzeug und später wird sie der Regulator der socialen Kräfte. Die Autorität, welche diese Macht characterisirt, beruht gleichfalls auf dieser Uebereinstimmung, welche um so unwiderstehlicher wird, je größer die Gesellschaft ist. Der Begriff des „Consensus" bildet die Grundlage der neuen politischen Philo-



Digitized by Google

sophie. Durch ihn wird der Geist der statischen Sociologie gekennzeichnet. Aus den natürlichen Gesetzen bildet sich die politische Ordnung „ganz von selbst", welche, mag ihr Zustandekommen noch so künstlich oder freiwillig erscheinen, sich als eine Verlängerung der natürlichen Solidarität zwischen den Elementen der Gesellschaft darstellt.

Die Aufgabe der socialen Dynamik ist, die Gesetze der zeitlichen Folge der socialen Phänomene zu finden. Sie beginnt mit dem Studium der individuellen Triebe, welche die Elemente der fortschreitenden Kraft der menschlichen Gattung sind. Der Grundtrieb (Entwickelungstrieb) ist der, welcher den Menschen ohne Unterlaß bestimmt, seine Lage zu verbessern, oder mit anderen Worten, sein physisches, moralisches und geistiges Leben zu entwickeln. Das Ziel der socialen Entwickelung besteht denn auch lediglich „in der steten Entfaltung der menschlichen Natur innerhalb der dem menschlichen Organismus gezogenen Grenzen". Die Vervollkommnung, welche an sich unabhängig ist von der Frage nach dem zunehmenden Glück der Menschen, zeigt sich theils in der wachsenden Wirksamkeit des Menschen auf die äußere Welt, theils in der Milderung der Sitten und einer Verbesserung der socialen Organisation. Ein weiteres, letztes, unbedingt werthvolles Ziel giebt es nicht. Alles ist hier relativ. „Der sociale Zustand ist stets so vollkommen, als es das entsprechende Alter der Menschheit in Verbindung mit den Umständen, unter denen die Entfaltung erfolgt, gestattet. „Jeder der einander folgenden socialen Zustände ist das Ergebniß des vorhergehenden und die Ursache des nachfolgenden Zustandes". Es besteht in der fortschreitenden socialen Entwickelung eine feste Ordnung, welche das Ganze derselben beherrscht und deren Gesetze man ermitteln muß. Diese Ordnung kann nicht umgestoßen, und ebenso wenig kann ein erheblicher Zwischenzustand

übersprungen werden. Aus deren Kenntniß ergiebt sich die Reihenfolge der socialen Zustände und deren Voraussicht.

Die wichtigsten Eigenschaften der menschlichen Natur, welche den Character der socialen Organismen bestimmen, sind eine gewisse Stetigkeit des Handelns einerseits und andererseits ein Ueberwiegen der begehrlichen Fähigkeiten über die Verstandesthätigkeit und der egoistischen Instincte über die socialen. Die egoistischen Instincte sind nöthig, da sie der individuellen Thätigkeit ein Ziel stecken und dadurch erst den Begriff des Interesses begründen. Auf den socialen Instincten (Mitleid, Theilnahme, Liebe) beruht hauptsächlich das gemeinsame Glück. Dieselben begründen und erhalten die socialen Zustände. Auf dem rechten Gleichgewicht beider Instincte beruht das Wohlergehen der Gesellschaft. Aus der Rasse, dem Klima und der öffentlichen Thätigkeit entspringen die drei Quellen der socialen Veränderung.

Aber die Gesellschaft besteht nicht aus Einzelnen, sondern aus den Familien. Die Familie ist daher der Keim für alle Einrichtungen im socialen Organismus. Die Familie knüpft die Zukunft an die Vergangenheit, indem sie die Traditionen und Interessen von Individuum zu Individuum verpflanzt. Sie beruht auf der Unterordnung der Geschlechter und Lebensalter.

Die Untersuchung der Gesellschaft beruht auf dem Princip der gemeinsamen Arbeit. „Erst wenn die regelmäßige Vertheilung der Arbeiten eine entsprechende Ausdehnung gewonnen hat, erhält der sociale Zustand einen Bestand und eine Dauer, welche die einzelnen entgegenstehenden Richtungen zurückdrücken". Die Arbeitstheilung erfordert wiederum eine dauernde Aufsicht, welche eine Regierung nöthig macht und deren Hauptaufgabe bildet. „Die Prüfung dieser unwillkürlichen Unterordnung läßt das bei ihr geltende Gesetz entdecken. Danach stellen sich die verschiedenen Arten besonderer Thätigkeit von selbst unter die



Digitized by Google

Leitung derer, welche einen höheren Grad von Allgemeinheit besitzen". Dieses Gesetz der Unterordnung bildet die Grundlage der Regierung, deren Thätigkeit sich als die Thätigkeit eines Ganzen auf die Theile kennzeichnet.

Auf dieser Grundlage beruht die Ordnung der menschlichen Gesellschaft. Die Ordnung darf aber den Fortschritt nicht ausschließen. Die Gesetze des Fortschritts bestimmen sich nach drei Momenten, nämlich:

1) nach der Richtung der menschlichen Entwickelung,

2) nach der Geschwindigkeit derselben und

3) nach der Wichtigkeit ihrer verschiedenen Elemente.

Während der Kindheit der Gesellschaft überwiegen die Instincte für den materiellen Unterhalt alles andere, selbst den Geschlechtstrieb. Die feindlichen Leidenschaften sind, nach den physischen Begierden, das, was das Dasein am meisten bestimmt. Durch die fortschreitende Uebung werden jedoch allmählich auch die socialen Instincte und die Fähigkeiten des Abstrahirens und Combinirens und damit das vernünftige Voraussehen angeregt, so daß der Einfluß der Vernunft auf das Verhalten der Menschen gesteigert wird. „In diesem Sinne wiederholt die Entwickelung des Einzelnen die hauptsächlichen Formen der socialen Entwickelung. Beider gemeinsames Ziel besteht in der Unterordnung der persönlichen Instincte unter die Uebung der socialen Instincte und in der Unterwerfung der Leidenschaften unter die Vorschriften der Vernunft". Dies ist im Allgemeinen die Richtung der menschlichen Entwickelung, welche sich in anatomischer Hinsicht so characterisirt, „daß durch Uebung die verschiedenen Organe des Gehirns ein steigendes Uebergewicht in dem Maße erlangen, in welchem sie von den rückwärtigen Lagen des Gehirns zurücktreten und sich den Lagen an der Stirne nähern. Dies ist die ideale Grundform; je mehr sie sich ver



Digitized by Google

wirklicht, um so mehr bezeichnet sie den Gang der menschlichen Entwickelung, sowohl für den Einzelnen wie für die Gattung".

Die Geschwindigkeit bestimmt sich nach dem gemeinsamen Einflusse der Hauptbedingungen, welche sich einerseits auf den menschlichen Organismus und andererseits auf die Umgebung beziehen, in welcher er sich entwickelt. Diese Bedingungen sind in der Hauptsache constant. Nur nebensächliche Bedingungen gestatten eine Veränderung. Dahin rechnet Comte z. B. die Langeweile, welche zur Thätigkeit anregt. Mehr als diese gehört aber dahin „die gewöhnliche Dauer des menschlichen Lebens". „Der sociale Einfluß beruht wesentlich auf dem Tode, d. h. die sich folgenden Schritte der Menschheit verlangen eine ebenso schnelle Erneuerung der Agenten der allgemeinen Bewegung. Der sociale Organismus unterliegt derselben Bedingung wie der des Einzelnen, wo nach einer bestimmten Zeit die verschiedenen Theile, welche in Folge der Lebensvorgänge nicht mehr geeignet sind, für seine Zusammensetzung beizutragen, allmählich durch neue Elemente ersetzt werden müssen".

Was endlich die Unterordnung der verschiedenen Elemente des socialen Fortschritts anlangt, so gebührt der Vorrang der geistigen Entwickelung, welche als das Princip der Gesammtentwickelung überhaupt hingestellt wird. Dem Verstande gebührt die Leitung der Gesammtheit des Fortschritts. Die Geschichte der Gesellschaft ist bedingt durch die Geschichte des menschlichen Geistes. Die „allgemeinsten und abstractesten Begriffe", mit denen sich die Philosophie beschäftigt, erscheinen Comte als die bedeutsamsten; „die Geschichte der Philosophie muß bei der Ordnung der historischen Untersuchung den Vorsitz führen". Das Grundprincip der socialen Dynamik liegt in dem philosophischen Gesetz, welches Comte für die stete Zeitfolge der drei allgemeinen Zustände, des theologischen, des metaphysischen und des



Digitized by Google

positiven, entdeckt zu haben glaubt. Das Vertrauen auf die Wahrheit und Allgemeingültigkeit dieses Gesetzes gehen bei ihm so weit, daß er, der Philosoph des Thatsächlichen, behauptet, „man könne danach in der Sociologie alle Verhältnisse der Phänomene a priori und unabhängig von ihrer unmittelbaren Ermittelung erkennen". Die Bedeutung, welche er demselben beilegt, ist eine ganz ausschließliche. Die ganze geschichtliche Entwickelung der Menschheit gilt ihm nur als ein Specialfall enes allgemeinen Gesetzes. Seine Darstellung des Herganges der geschichtlichen Entwickelung ist daher im Grunde nichts als eine Illustrirung seines Entwickelungsgesetzes durch Herbeiziehung und geeignete Verwerthung der historischen Facta. Diese sehr ausgedehnten geschichtsphilosophischen Erörterungen bilden die breite Basis und den Hauptstamm der ganzen Sociologie, an welche sich seine Beurtheilung der gegenwärtigen Verhältnisse und seine Reformvorschläge unmittelbar anschließen. Die Originalität der Comte'schen Geschichtsbehandlung besteht daher hauptsächlich in ihrer Einseitigkeit. Das Bestreben, den Gesammtinhalt der Entwickelung in eine einzige Formel zusammenzuziehen, ist bekanntlich nicht ohne Beispiel. Ich erinnere nur an die Hegel'sche Geschichtsconstruction. Aber doch besteht ein erheblicher Unterschied. Während bei Hegel der Schwerpunkt des Interesses doch immer in dem Verständniß und der eigenartigen Würdigung des inhaltlichen Reichthums der historischen Wirklichkeit beruht, deren mannigfache Formen in den Rhythmus des dialectischen Processes mehr eingegliedert, als von diesem beherrscht werden, absorbirt das abstracte Grau des rein formalen Comte'schen Entwickelungsgesetzes alle specifische Eigenart und Lokalfarbe der geschichtlichen Ereignisse und Entwickelungsmomente. Mag deshalb diese Geschichtsbehandlung immerhin, was nicht geleugnet werden soll, manche geistvolle und interessante Partieen aufweisen, ihre Bedeutung im Ganzen steht und fällt



Digitized by Google

mit dem Werthe und der Fruchtbarkeit des den ausschließlichen Kern derselben bildenden Entwickelungsgesetzes, dessen Grundmelodie überall durchklingt und bis zu geisttödtender Ermüdung in den verschiedensten Tonarten variirt wird. Ein näheres Eingehen auf die Einzelnheiten bleibt mir auch hier schon durch die Rücksicht auf den knapp zugemessenen Raum versagt. Ich muß mich bescheiden, die geschichtsphilosophische Schablone des Entwickelungsgesetzes selbst nach ihrem Sinne und den Hauptrichtungen ihrer Anwendung kurz zu skizziren.

Diese letzteren ergeben sich zum Theil schon aus dem Gesagten. Das Entwickelungsgesetz soll nicht nur für die individuelle Entwickelung der einzelnen „lebenden Körper", sondern auch für die sociale Entwickelung der Gesammtorganismen, nicht nur der einzelnen Völker, sondern auch der gesammten Menschheit, ausschließlich gelten. Es soll ferner den Rhythmus der Entwickelung in allen einzelnen Wissenschaften beherrschen, welche die positivistische Rangordnung aufweist. Es soll endlich nicht blos die geistige, sondern, mit entsprechenden Modificationen, auch die gesammte materielle Entwickelung regeln, welche mit jener, nach einer weiteren Voraussetzung, stets gleichen Schritt halten soll. Ich fasse, der leichteren Uebersichtlichkeit halber das in beiden parallelen Reihen (der geistigen und materiellen) sich realisirende Entwickelungsgesetz in folgendes einfache Schema zusammen:

**Entwickelungsgesetz.**

| **Geistige** Entwickelung. | | **Materielle** Entwickelung. |
|---|---|---|
| 1. Der **theologische** Zustand | — | das **militärische** Regiment. |
| 2. Der **metaphysische** Zustand | — | das Regiment der **Rechtsgelehrten.** |
| 3. Der **positivistische** Zustand | — | das **industrielle** Regiment. |

Beide Entwickelungsreihen gehen nicht nur parallel, sondern sind in der Weise mit einander verknüpft, daß zwischen den drei Hauptstationen beider sehr enge gegenseitige Beziehungen be-



Digitized by Google

stehen, so daß die correspondirenden Glieder des Schemas auch inhaltlich zusammengehören und einander gegenseitig bedingen und ergänzen. Der Schwerpunkt ruht jedoch stets in der geistigen Entwickelung, deren Fortschritt den Charakter einer jeden Epoche vorwiegend bestimmt.

Um den Sinn des Gesetzes richtig zu begreifen, kommt es daher vor Allem darauf an, zu wissen, was der Entdecker desselben unter den sehr weitfaltigen Bezeichnungen „theologischer", „metaphysischer" und „positivistischer" Zustand versteht.

Den Schlüssel zu diesem Verständniß kann uns nur die positivistische Lehre selbst liefern, welche uns zunächst über den Sinn der Endstation, des positivistischen Zustandes, mit hinreichender Deutlichkeit aufklärt. Es ist dies jener Zustand der Resignation oder sachgemäßen Bescheidung, der unter Verzicht auf alle religiösen oder metaphysischen „Einbildungen" nur noch eine Richtung wissenschaftlicher Thätigkeit als die alleinberechtigte anerkennt: die Ermittelung der alle Phänomene vorausgesetztermaßen beherrschenden Gesetze, und nur einen Zweck: die Voraussicht kommender Ereignisse. Ohne die Anerkennung solcher Gesetze würde die Wissenschaft kein Object und auch keinen Zweck mehr haben, da dann keine Voraussicht möglich wäre. Die „positivistische Voraussicht" ist aber nach dieser Auffassung das alleinige Mittel gedeihlicher Gestaltung und Verbesserung menschlicher Zustände (der Ordnung und des Fortschritts). Ohne sie würde auch der praktischen Thätigkeit das Ziel fehlen. Der positivistische Zustand ist daher der ausschließlich normale und erstrebenswerthe Zustand. Die vorangegangenen Zustände sind nur vorbereitende Stufen für jenen, welche für die positivistische Scala nur als solche Vorbereitungsstufen überhaupt in Betracht kommen, deren Inhalt nur mit Hinblick auf die Endstation begriffen, deren Werth nur nach



Digitized by Google

dem Grade bestimmt wird, in welchem sie sich jener annähern oder sie vorzubereiten geeignet sind.

Nun ist „Voraussicht" nur insoweit möglich, als man nicht dem Vorurtheile huldigt, es herrsche in der Reihenfolge der Phänomene irgend eine unberechenbare Willkür. Die Herrschaft dieses Vorurtheils ist es nun, welche den theologischen Zustand charakterisirt. Sie charakterisirt ihn erschöpfend und vollständig. Es ist dies die einzige Charakteristik, welche Comte von dem theologischen Zustande giebt. Was man etwa sonst noch darunter versteht, fällt in das Gebiet chimärischer Phantasieen und eingebildeter Gemüthsaffektionen, welche ganz außerhalb des positivistischen Gesichtskreises fallen. Man begreift nun, weshalb der theologische Zustand der unterste in der Reihe ist. Er ist es deshalb, weil es hier noch gar keine Voraussicht giebt; er ist der Zustand der Kindheit des Einzelnen und der Menschheit. Die Menschheit konnte ihn nicht überspringen, denn es liegt in der Natur des Menschen, daß dieser zunächst versucht, die Welt nach sich selbst und aus sich selbst zu deuten. Der nächste Schritt des erwachenden Nachdenkens führte daher zu dem Glauben, daß auch die Dinge der Außenwelt belebt seien, daß auch hier dieselbe Willkür herrsche, welche der Mensch an sich selbst wahrzunehmen meint. Dies ist der Zustand des Fetischismus, der den religiösen Geist in der ausgedehntesten Weise in das menschliche Denken einführte. Diese erste Stufe religiöser Entwickelung charakterisirt auch den religiösen Geist am reinsten und vollständigsten, denn hier finden wir noch „das hauptsächlichste Kennzeichen" desselben, den Gegensatz gegen die Unveränderlichkeit der Naturgesetze, in ausgedehntester Geltung. „Der Fetischismus kennzeichnet sich durch das Uebergewicht des Gefühlslebens, dessen religiöse Weihe zu keiner Zeit so vollständig sein konnte." „Seit dieser Epoche hat die äußere Welt niemals wieder in einem Zustande erfaßt



Digitized by Google

werden können, welcher mit der Seele des Beschauers so übereinstimmte." Schon die Umgestaltung des Fetischismus in den Polytheismus soll die erste Abnahme des religiösen Geistes zeigen. Dessen ungeachtet betrachtet Comte das zweite Zeitalter des Polytheismus als „die vollständigste Entwickelung des religiösen Geistes", während der Monotheismus schon den Verfall desselben offenbaren soll. Die Willkür des einen Gottes erscheint nicht mehr in der Unmittelbarkeit wie im Polytheismus. Das Bestehen einer Gesetzlichkeit in den natürlichen Vorgängen drängt sich hier schon unabweislich auf und die göttliche Willkür wird auf gewisse außerordentliche Fälle beschränkt, wo sie sich als „Wunder" im Durchbrechen der Naturordnung äußert.

Charakteristisch ist, daß Comte der Katholicismus, den er deshalb auch allein in Betracht zieht, als die bedeutsamste und wichtigste Form des Monotheismus erscheint. Diese Werthschätzung beruht hauptsächlich auf der Organisation der katholischen Kirche, welche seine höchste Bewunderung erregt, weil sie eine „moralische Macht" schuf, welche unabhängig von der politischen Macht war. Er vertheidigt mit Wärme die Hauptvorschriften und Einrichtungen der katholischen Kirche, z. B. die unbedingte Glaubenspflicht, die Beichte, die Organisation der Priesterschaft (worin angeblich der Hauptnutzen aller Religion bestanden haben soll), das Cölibat der Geistlichen, die Nothwendigkeit einer weltlichen Herrschaft und selbst die Unfehlbarkeit des Papstes. „Die päpstliche Unfehlbarkeit, welche so bitter am Katholicismus getadelt wird, bildete (indem sie alle göttliche Mittheilung im Princip der höchsten geistlichen Autorität vorbehielt) einen großen geistigen und socialen Fortschritt." Uns überrascht diese warme Begeisterung für das katholische Lebensideal, welches in der unbedingten Anerkennung einer leitenden geistigen Autorität gipfelt, keineswegs, denn auch das practische Bedürfniß des Positivismus fordert, wie wir gleich sehen werden,



Digitized by Google

ganz ähnliche Einrichtungen. Auch hier gilt es ja, den unberechenbaren Ausschreitungen individueller freier Geistesregung überall den festen Damm einer resultirenden Gesammtansicht entgegenzusetzen, welche wegen ihres Uebergewichtes allein berechtigt erscheint, die autoritative Anerkennung zu beanspruchen.

Wir ersehen aus den obigen Ausführungen, was Comte unter der Kindheitsstufe menschheitlicher Entwickelung versteht. Religiöse Lebensauffassung bedeutet in Comte's Sinne weiter nichts, als den Glauben an eine übernatürliche unberechenbare Willkür. Auf die Vorstellungen, an welche sich dieser Glaube knüpft, auf die Veranlassungen und den Inhalt desselben kommt es ihm gar nicht an. Das, worin man gewöhnlich das Wesen der Religion findet, die Erhebung und Beseligung des Gemüths, hervorgerufen durch das Bewußtsein der Heiligkeit und unbedingten Verehrungswürdigkeit des höchsten Wesens, bleibt ganz unbeachtet. Da Religion hiernach mit gesetzloser Willkür gleichbedeutend ist, besteht ein schroffer, unaufheblicher Gegensatz zwischen allem religiösen Glauben und der Wissenschaft. Wo die Wissenschaft beginnt, hört nothwendig der Glaube auf, und umgekehrt.

Wegen dieses Gegensatzes war ein vermittelnder Uebergangszustand nöthig, den die Menschheit erst durchlaufen mußte, um das gelobte Land des Positivismus zu erreichen, denn die Stetigkeit der natürlichen Entwickelung duldet keine Sprünge. Dieser Uebergangszustand ist der metaphysische. Er erscheint fast als ein Lückenbüßer der positivistischen Construction, so dürftig und stiefmütterlich wird er behandelt. Freilich eine inhaltliche Darlegung und Würdigung dessen, was die Metaphysik zu Tage förderte, konnte man hier ebenso wenig erwarten als bei dem theologischen Zustande. Auch der metaphysische Zustand wird, wie der theologische, nur nach der einarmigen Scala des Entwickelungsgesetzes definirt und gemessen. Die Metaphysiker



Digitized by Google

sind eigentlich nur eine Abart der Theologen, indem sie „die alte übernatürliche Einwirkung durch das gleichwerthige Spiel von Kräften und Entitäten ersetzen, die in der großen allgemeinen Entität der Natur zusammengefaßt werden." Was unter den „Kräften" und „Entitäten" eigentlich verstanden, welche besonderen metaphysischen Lehren damit gemeint sein sollen, wird nicht weiter angegeben. Es ergeht den Entitäten nicht besser als den „Gottheiten". Wie diese, werden sie nur vor den Richterstuhl der positivistischen Kritik citirt, um den Urtheilsspruch zu empfangen, daß sie verschwinden müssen, um fortan „unveränderlichen Gesetzen" Platz zu machen. Sehen wir von diesen nebelhaften Entitäten ab, so stellt sich jener Uebergangszustand mehr als ein revolutionärer denn als ein „metaphysischer" dar. Unbewußt regt sich derselbe schon im 14ten und 15ten Jahrhundert mit der beginnenden Zersetzung des theologischen Zustandes. Offenbarer wird er erst in den letzten drei Jahrhunderten, wo die glänzenden Namen des Descartes, Gallilei, Bacon, Newton u. a. das Erstarken desselben kennzeichnen. Der Protestantismus ist die erste Gestalt, in der er hervortrat. Trotzdem findet derselbe wenig Gnade in den Augen unseres Positivisten. Dieser bezeichnet ihn als eine Lehre unbedingter Verneinung, deren letzte Consequenz der Atheismus sei. Eben deshalb soll derselbe nur eine halbe Befriedigung gewähren und die wahre Freiheit hemmen. Das „Princip der Gewissenhaftigkeit", welches er statuirt, wird „als eine Verirrung" bezeichnet, „da es nur zur Unordnung und zum Zerfall der geistlichen und weltlichen Macht führe." Auch die revolutionäre Bewegung in Frankreich, „welches nach dem Verfall des Protestantismus in Deutschland die Führerschaft der fortschreitenden Bewegung übernahm," wurde angeblich durch Irrthümer gehemmt, welche sie ihr Ziel verfehlen ließen. Zu diesen rechnet Comte theils den Einfluß der negativen Philosophie, theils die



Digitized by Google

falsche Beurtheilung des Mittelalters, welche die Continuität der Entwickelung bedrohte, theils den Trieb zur Vereinzelung (Rousseau), theils eine blinde Verehrung des Alterthums, welche eine ungesunde Freiheitsschwärmerei bewirkte und die Regeln der Lebensführung dem Gewissen der Einzelnen zu unterstellen suchte.

Erst in der Endstation der geistigen Entwickelungsreihe, dem positivistischen Zustande, findet die fortschrittliche Bewegung einen festen Boden, auf dem sie sich nach der wissenschaftlichen und practischen Seite hin ordnungsmäßig gestalten kann.

Die Stufenfolge der materiellen Entwickelung und deren Zusammenhang mit der geistigen können hier gleichfalls nur kurz angedeutet werden.

„Der ursprüngliche Widerwille des Menschen gegen jede geregelte Arbeit läßt für ihn keine anhaltende Thätigkeit übrig als das kriegerische Leben, das einzige, zu dem er sich eignet und das ihm am einfachsten die Mittel seiner Erhaltung gewährt." Daraus erklärt sich das Vorherrschen des militärischen Regiments in der Kindheitsstufe der Menschheit. Dasselbe war eine nothwendige Vorbereitungsstufe, da nur unter seiner Herrschaft die Industrie sich entwickeln konnte, da die militärische Lebensweise überdies die Regelmäßigkeit und Disciplin im Verhalten fördert, welche dem industriellen Leben von großem Nutzen sind. Der Zusammenhang zwischen dem militärischen und theologischen Regiment ergiebt sich daraus, daß ersteres zur Befestigung seiner Macht der religiösen Weihe nicht entbehren kann.

Zwischen diesem ersten und dem letzten Gliede der materiellen Entwickelungsreihe wird, ähnlich wie bei der geistigen, ein Zwischenzustand eingeschoben, über dessen Bedeutung man hier wie dort nicht recht in's Klare kommt. Es wird uns zwar versichert, daß „die Thaten der Rechtsgelehrten und Methaphysiker in



Digitized by Google

ähnlicher Weise verknüpft sein müßten, wie der militärische Geist mit dem theologischen", aber wir erfahren im Grunde über die Thaten der einen hier so wenig wie über die der anderen.

Greifbarer ist wiederum die Correlation der beiden Endstufen, des Positivismus und der überwiegenden Werthschätzung der industriellen Interessen. Der großartige Aufschwung und die Vervollkommnung der Industrie beruhen ja zweifellos zum großen Theile auf der Erkenntniß der Naturgesetze, welche das Ziel der positivistischen Wissenschaft bildet.

Das soeben im Umriß dargelegte Entwickelungsgesetz „erklärt vom Beginn des niedrigsten Grades der Civilisation an bis zu den Zuständen der fortgeschrittensten Völker den Charakter aller großen Umgestaltungen der menschlichen Zustände, die Betheiligung von jedem bei der gemeinsamen Aufgabe und führt so zu einer vollkommenen Einheit und einem Zusammenhang in diesem ungeheueren Schauspiele." Die ganze sociale Entwickelung soll dadurch auf „eine feste Regel" zurückgeführt werden, deren Anwendung mit Ausschluß aller Willkür die Richtung der jetzigen Civilisation bestimmt.

Interessant ist das positivistische Zukunftsprogramm, welches Comte aufstellt. Durch das „Emporkommen des positiven Lebens" soll eine vollständige Erneuerung der Gesellschaft herbeigeführt werden, deren Angelpunkt die neu zu begründende von allen Glaubenssatzungen befreite „sociale Moral" bilden soll, welche nur auf der stets wachsenden Einsicht der Vortheile beruhen wird, welche die Vereinigung aller menschlichen Kräfte auf das individuelle und gemeinsame Leben ausübt. Eine neue aus allen Stufen der Gesellschaft zu bildende „geistige Autorität", welche an die Stelle der katholischen Kirche treten soll und nach dem Beispiele dieser zu organisiren ist, wird nach den Grundsätzen der neuen Moral fortan die Sitten



Digitized by Google

leiten und die Erziehung der Menschen beaufsichtigen, auch die socialen, ökonomischen und politischen Interessen der ganzen Menschheit wahrnehmen, alle Streitigkeiten unter den Völkern schlichten und einen ewigen Frieden herbeiführen. Jedes Mitglied der Gesellschaft wird dann seine Privatinteressen den Interessen der Gesammtheit unterordnen und als „öffentlicher Beauftragter" angesehen werden; der Reiche z. B. als Verwalter öffentlicher Kapitalien. Die Lage der unteren Klassen soll verbessert, dieselben sollen auf Staatskosten erzogen werden, sie sollen billigen Lohn und stets genügende Arbeit erhalten. Auch eine neue Rangordnung soll an die Stelle der alten treten, deren Gliederung sich ganz sachgemäß aus der Erwägung ergeben wird, „daß die einzelnen Thätigkeiten fortan nur nach dem Grade ihrer Allgemeinheit und Abstraction einander untergeordnet werden müssen". Die „wissenschaftliche" Klasse z. B. wird über der „industriellen" stehen. Nur als Kuriosität erwähne ich, daß Comte zwischen die letzteren beiden noch eine dritte, die „aesthetische", einschiebt, da diese hier als ein gänzlich fremdartiges Element erscheint, welches mit der positivischen Grundlage gar keinen inneren Zusammenhang hat.

Dies sind in kurzen Umrissen die Grundgedanken der positiven Philosophie, welche ihr Entdecker selbst als „das wichtigste Ergebniß der wissenschaftlichen Entwickelung der letzten drei Jahrhunderte" bezeichnet.

Diese neue Philosophie ist in der That beispiellos in ihrer Art. Sie kann ihrem Inhalt, ihren Voraussetzungen und ihrer Tendenz nach nur aus gewissen Eigenthümlichkeiten moderner Welt- und Lebensauffassung begriffen werden, welche in ihr einen ebenso einseitigen als rücksichtslosen und energischen Ausdruck gefunden haben. Sie unterbricht die Continuität des bisherigen Bildungsganges, indem sie dem Wissen und Leben ganz neue Grundlagen zu schaffen trachtet und neue Gesichtspunkte als



Digitized by Google

normgebend hinstellt, welche die Ergebnisse der bisherigen Bildung in ganz veränderter Gestalt und Beleuchtung erscheinen lassen. Sie ist bemerkenswerther wegen ihrer Negationen, welche die bislang am meisten geachteten und geschätzten Bestandtheile der bisherigen Bildung ganz ausschließen, als wegen ihrer positiven Aufstellungen, welche folgeweise nur ein sehr beschränktes Gebiet umfassen; am bemerkenswerthesten aber wegen der Erfolge und der Verbreitung, welche sie gefunden hat, denn diese beweisen, daß wir es hier nicht etwa, wie es einem großen Theile des deutschen Publikums scheinen wird, mit abstrusen Einfällen eines Sonderlings, sondern mit der ausdrucksvollen und wirksamen Kundgebung einer beginnenden Revolution des gesammten Denkens und Empfindens einer großen Anzahl der Zeitgenossen zu thun haben, deren Antriebe und Voraussetzungen in den Gemüthern bereits tiefe Wurzeln geschlagen haben. Für alle diese im Stillen gährenden Antriebe spricht die positive Philosophie das lösende Wort; sie spricht es offen, klar, unzweideutig und gründlich, und darin beruht ihre nicht hinwegzuleugnende Bedeutung. Mag auch der Kampf, den diese Revolution mit den geistigen Großmächten der bisherigen Civilisation so zuversichtlich und siegesgewiß beginnt, dem Weiterblickenden, der sich durch glänzende Erfolge des Augenblicks nicht beirren läßt, nur als eine pathologische Krisis erscheinen, in der ein von lange her angesammelter Krankheitsstoff in dem geistigen Organismus der modernen Kulturvölker zum Ausbruch kommt, so gebietet uns doch schon die Rücksicht auf die Erhaltung der Gesundheit des Denkens und Empfindens in allen Theilen jenes großen Organismus, dem Wesen und den Ursachen jener so energisch auftretenden Krankheitserscheinungen nachzuspüren, d. h. die positivistische Lehre zu beachten und kritisch zu beleuchten.

Was diese Lehre in erster Linie fordert, ist die Beschränkung



Digitized by Google

alles Wissens und Lebens auf das Handgreifliche, Sinnenfällige. Eine solche Beschränkung ist freilich, was die practische Lebensführung anlangt, keineswegs neu. Leute, welche sich über den eigentlichen Sinn und Zweck ihres Lebens weder Vor- noch Nachgedanken machen, welche in dieser Beziehung gar keine Bedürfnisse nach einer Aufklärung haben, deren Nichtbefriedigung ihnen Zweifel oder Unbehagen verursachen könnte, welche sich vielmehr in ihrem Thun und Treiben lediglich durch die practischen Anforderungen der Sorge um die Erhaltung und Befestigung ihrer sinnlichen Existenz bestimmen lassen, solche hat es von jeher gegeben, und ihre Zahl vermehrt sich zusehends, je mehr die wachsende Complicirtheit des Lebens die practischen Anforderungen der letzteren Art vermehrt und zugleich ihre Reize erhöht, indem sie die in Betracht kommenden Factoren interessanter und vielfältiger gestaltet. Solche Leute kommen, wie die Erfahrung lehrt, sogar oft am glattesten und einfachsten durch das Leben. Sie kennen die höheren Anforderungen und Genüsse desselben nicht, welche eine reichere und tiefere Bildung dem religiös und ästhetisch entwickelten Menschen gewährt, aber sie bleiben auch von den Qualen und Mühen verschont, welche aus den Conflicten des Ideals mit der Wirklichkeit oft entstehen, sie werden nicht durch die Räthsel beunruhigt, welche das Leben in seiner Vertiefung zu rathen aufgiebt, sie werden — wie die Thiere — weniger hart durch die Schicksale ergriffen, welche ihr eigenes und das Leben ihrer Angehörigen und Freunde, betreffen, weil das Leben für sie einen relativ viel geringeren Werth hat, und die Verhältnisse des Lebens, welche durch den Tod zerrissen werden, ihre volle Weihe und Schönheit erst durch jene höheren Gesichtspunkte erlangen, welche ihnen fremd bleiben. Sie genießen die freundliche Gewohnheit des Daseins, so lange sie ihnen blüht, und treten, wenn sie erlischt, ebenso sorglos von der Bühne ab, wie sie dieselbe beschritten.



Digitized by Google

Sie beachten nur die sinnliche Erscheinungswelt, in welche sie hineingeboren werden, und kümmern sich nicht um das, was darüber hinaus liegt. Der zweck- und sachgemäße Verlauf ihres Lebens basirt, wenn sie darüber innerhalb ihres Gesichtskreises scharf nachdenken, nur auf einer unabweislichen Voraussetzung, nämlich auf der, daß die beobachteten Regelmäßigkeiten der Erscheinungen, welche ihre Existenz bedingen, in der beobachteten Weise auch Bestand haben, damit sie die künftigen Ereignisse voraussehen und sich in ihren practischen Erwägungen darnach einrichten können.

Aber solche Leute pflegten bisher gar nicht, oder doch nur sehr oberflächlich, darüber nachzudenken, ob der Gesichtskreis, in dem sie sich bewegten, der normale und deshalb erstrebenswertheste Gesichtskreis sei, derselbe war vielmehr in seiner thatsächlichen Beschränktheit lediglich Folge ihrer Gedankenlosigkeit, und galt bisher auch allgemein dafür, weshalb man solche Menschen als oberflächliche zu bezeichnen pflegte. Neu und originell ist dagegen, daß der positive Philosoph den Gesichtskreis dieser Leute in seiner ausschließlichen Beschränkung auf das Sinnenfällige nicht mehr als Folge der Gedankenlosigkeit, sondern als das letzte Endergebniß der ganzen bisherigen Bildungsentwickelung, daß er ihn als den normalen und erstrebenswerthen, weil allein sachgemäßen Gesichtskreis hinstellt.

Um solche Sachgemäßheit zu begründen, würde es jedoch eines zweifachen Nachweises bedürfen, nämlich:

1. daß bei der Gestaltung unseres Wissens und Lebens wirklich nur sinnliche Phänomene in Frage kommen können, und
2. daß eine durchgängige Gleichförmigkeit oder Gesetzlichkeit aller in Frage kommenden Phänomene thatsächlich bestehe.

Es ist der nächste und schwerste Vorwurf, den wir gegen Comte erheben müssen, daß er solchen Nachweis gar nicht versucht, sondern die gebotene Beschränkung des Gesichtskreises auf



Digitized by Google

bloße Voraussetzungen gründet, welche er zwar als Thatsachen bezeichnet, welche aber nicht nur des thatsächlichen Charakters ermangeln, sondern nachweislich falsch und willkürlich erfunden sind.

Die erste dieser Voraussetzungen ist, daß der Mensch sich nicht selbst beobachten und daher nichts weiter wahrnehmen könne, als sinnliche Erscheinungen, welche ihm angeblich von außen dargeboten werden. Diese Voraussetzung widerspricht dem gegebenen Sachverhalte, wie jedermann jeden Augenblick an sich selbst beobachten kann, ganz offenbar, und der Grund, den Comte dafür angiebt, daß nämlich jede geistige Thätigkeit an ein Organ geknüpft sei, und daß das beobachtende Organ deshalb sich nicht selbst wieder beobachten könne, ist ebenso willkürlich als verkehrt. Erstens wissen wir nicht, ob jede geistige Verrichtung an ein besonderes Organ geknüpft ist, und zweitens ist, wenn dies wirklich der Fall wäre, nicht abzusehen, warum solche Verknüpfung der Selbstbeobachtung, d. i. dem unmittelbaren Bewußtwerden der betreffenden Verrichtung, entgegenstehen müßte. Dieser nichtige Einwand wird durch die für den Menschen wichtigste und umfassendste aller Thatsachen selbst widerlegt, durch die Thatsache, daß unser ganzes Wissen lediglich auf solchen Bewußtseinsacten und auf der Erinnerung daran beruht. Auch die sinnlichen Phänomene — mögen sie durch äußere Anreize in uns erweckt werden, oder nicht — sind an sich selbst, und soweit sie überhaupt in den Bereich unserer Wahrnehmung fallen, weiter nichts als solche Bewußtseinsacte, deren Entstehung und Verlauf wir jeden Augenblick in uns beobachten können. Sie können nichts anderes sein, denn es giebt keine Farbe, die niemand sieht und keinen Ton, den niemand hört. Die Selbstbeobachtung, die Comte bestreitet, bildet die Grundlage seiner eigenen Philosophie, sie ist die alleinige thatsächliche Grundlage alles Wissens und Erkennens. Mit Empfindungen,



Digitized by Google

also inneren Erlebnissen, hebt unser Wissen an. Die Selbstbeobachtung allein lehrt uns die beziehenden Thätigkeiten des Vorstellens und Denkens kennen, vermittelst deren wir die Phänomene zusammenfassen und ordnen. Die Selbstbeobachtung allein erschließt uns die Richtung und die Ziele des Erkennens und das Kriterium der Wahrheit desselben. Das angebliche Fehlen der Selbstbeobachtung ist mithin kein stichhaltiger Grund, der Comte berechtigen könnte, die Thatsächlichkeit der übrigen inneren Erfahrungen zu leugnen, welche dem menschlichen Geiste noch außer den sinnlichen Empfindungen widerfahren, und deshalb gemeinhin als übersinnliche bezeichnet werden. Die höheren und edleren Regungen des Geistes, welche der Religion, der Ethik und Aesthetik zu Grunde liegen, und den specifischen Charakter des wahren Menschwesens prägnanter zum Ausdruck bringen, als die sinnlichen Empfindungen, deren auch die Thiere sich erfreuen, sind mithin ohne Grund aus dem Gesichtskreise der positiven Philosophie ausgeschlossen.

Derselbe Grundirrthum verleitete Comte auch, die Selbstständigkeit und Productivität des Denkens zu verkennen. Das Denken ist weit mehr als ein bloßes Registriren sinnlicher Empfindungen und ein Constatiren von Gleichförmigkeiten in dem Verlaufe der wahrgenommenen Phänomene. Das Denken ist kein passiv verlaufender Strom, in dem sich die Gleichförmigkeiten nur durch öftere Wiederholung zu Gewohnheiten verfestigen und zu Vorstellungen von Gesetzen verdichten könnten. Das Denken ist vielmehr eine spontane, der Herrschaft des freien Willens unterstellte Thätigkeit des Geistes, welche der Geist zur Erreichung seiner Zwecke und mit dem Bewußtsein dieser ausübt. Der eigentliche Hergang desselben besteht in dem Herausfinden und Verknüpfen der zusammengehörigen Elemente aus dem gesammten, im Gedächtnisse aufgespeicherten Erfahrungsmaterial des Geistes. Ein solches Herausfinden ist unmöglich



Digitized by Google

ohne eine bewußte Vorstellung dessen, was man sucht, ohne ein Bewußtsein dessen, was zusammengehört, und warum es zusammengehört, und ohne ein Kriterium der Erkennbarkeit des Grundes der Zusammengehörigkeit. Alles Denken und Erkennen kann daher nur von einem einheitlichen Geiste ausgeübt werden, der die zu vergleichenden Erfahrungen gemacht hat und als seine Erfahrungen im Gedächtnisse festhält und sie als solche auf einander bezieht; es beruht ferner auf der Voraussetzung, daß einerseits der erkennende Geist eine Norm in sich trägt, die sein Denken regelt, und daß andererseits in dem thatsächlichen Verlaufe der wahgenommenen Vorgänge eine entsprechende Ordnung herrscht, vermöge deren eine Relation der inneren Ereignißreihe des Denkens und der äußeren des objektiven Geschehens möglich ist, welche das Denken zum Bewußtsein zu bringen bestimmt ist. Auf dieser zwiefachen Voraussetzung beruht die Möglichkeit, sowohl des Bestehens, als des Erkennens solcher Gesetze. Ohne sie würden alle etwa thatsächlich beobachteten Gleichförmigkeiten des Geschehens reine Zufälligkeiten sein, welche nie wunderbarer als das gerade entgegengesetzte Verhalten erscheinen würden; ohne sie würde jeder Schluß auf das Vorhandensein eines inneren Grundes der Gleichförmigkeit, also auch auf das Bestehen eines Gesetzes, ganz ungerechtfertigt sein. Indem Comte die freie Spontaneität des Denkens und die logische Natur des Geistes im Wesentlichen leugnete, aber doch von dem Glauben an das Vorhandensein einer allgemeinen Gesetzlichkeit alles Geschehens ausging, gerieth er mit sich selbst in einen unlösbaren Widerspruch, der um so unverzeihlicher ist, als er jenen für die positivistische Lehre selbst grundlegenden Glauben in seinen Fundamenten erschüttern muß.

Schon diese einfachen Erwägungen lassen unschwer erkennen, daß alle Voraussetzungen des Positivismus, welche die Beschränkung dieser Lehre auf das Gebiet des Sinnenfälligen



Digitized by Google

rechtfertigen sollen, nachweisbar falsch und willkürlich sind, daß sie mithin nichts weiter documentiren an den handfesten Entschluß, alles unbeachtet zu lassen, was außerhalb jenes Gebietes belegen ist. Ein solcher Entschluß verräth weder Geist, noch Geschick, noch Schärfe der Beobachtung oder des Urtheils, sondern nur eine ethische, religiöse und ästhetische Bedürfnißlosigkeit nebst einer starken Hinneigung zur Trivialität, welche einerseits unser tiefstes Bedauern und andererseits unseren lebhaftesten Widerspruch erwecken müssen. Die Originalität und Neuheit dieses den Geist des Positivismus in voller Schärfe charakterisirenden Entschlusses beruhte eigentlich nur in der unerhörten Kühnheit seines Auftretens und in der umfassenden und gründlichen Art seiner Durchführung. Die geistige Atmosphäre, der derselbe entstammt, fanden wir bisher nur in den unteren Volksschichten oder bei ganz rohen und unkultivirten Völkern verbreitet, welche die Sorge um die leibliche Existenz von den Segnungen einer höheren geistigen Bildung ausgeschlossen hat. Keine für „die Gebildeten der Menschheit" bestimmte Philosophie wagte sich bisher mit ähnlichen Ansichten an's Tageslicht. Selbst die materialistischen Lehren, welche die Geschichte der Philosophie und die Gegenwart zu verzeichnen haben, wagten nicht, die subjektive Bereicherung und Veredelung zu bestreiten, welche dem Leben durch die religiösen, sittlichen und ästhetischen Ideen erwachsen. Man enschloß sich wohl, jenen Idealen unter dem Drucke eingebildeter theoretischer Nothwendigkeiten zu entsagen, aber man entsagte ihnen nicht ohne ein tiefes Gefühl des Bedauerns, oder ohne einen Heroismus objectiver Wahrheitsschwärmerei, der vor keinen Opfern zurückschreckte und dessen innere Wärme für den Verlust jener Ideale wenigstens momentan entschädigte. Man achtete jene Ideale, weil man ihren inneren Werth zu würdigen wußte, und gönnte ihnen in der Erinnerung und in der Kunst ein



Digitized by Google

ehrenvolles Andenken. Unerhört ist dagegen die uncivilisirte Dreistigkeit, mit der der Positivismus über diesen ganzen reichen Bildungsschatz der Vergangenheit hinweggeht, als seien es Seifenblasen gewesen. Unerhört die sterile Unempfänglichkeit für alles, was sich über das sinnliche Niveau erhebt. Unerhört die gänzlche Unkenntniß dessen, was den Inhalt und Werth der religiösen, der ethischen und ästhetischen Ideen bildet. Unerhört, daß der Entdecker dieser Philosophie sich eine umfassende formale Bildung aneignen konnte, ohne auch nur eine Ahnung des Inhalts und Werthes jener geistigen Welt in sich zu empfangen, die den Gesichtskreis der bisherigen humanistischen Bildung erfüllte und belebte. Nicht die Polemik gegen die Religion und Metaphysik, sondern die Unkenntniß dessen, was das Wesen der Religion ausmacht, und was die Metaphysiker lehrten, charakterisirt den Geist der positivistischen Philosophie, welche nicht eine Philosophie „für die Gebildeten", sondern eine Philosophie der Unbildung ist. Was Comte unter Religion versteht, ist nicht Religion, sondern ein mit der Etiquette „Religion" versehener Flederwisch, den er sich selbst aufsteckt um ein passendes Merkmal für die erste Stufe seines dreitheiligen Entwickelungsgesetzes zu gewinnen. „Der Glaube an ein willkürliches Eingreifen überweltlicher Mächte in den Lauf de Dinge", in welchem Comte das Wesen der Religion enthalten wähnt, ist für dieses in der That ganz nebensächlich, ja mit einer sachgemäßen Auffassung Gottes sogar ganz unverträglich. Das Wesen der Religion kann man nur aus dem in der menschlichen Naturanlage begründeten Vernunft- und Gemüthsbedürfniß begreifen, welches die Menschen von jeher bestimmte, das letzte Wirkliche, den Realgrund aller Dinge, zugleich als das Werthvollste, als einen unbedingt guten und heiligen Grund zu verehren. Die Rücksicht auf die Befriedigung dieses

Grundbedürfnisses war der stets erneute lebendige Quell alles religiösen Glaubens und der Ausgangspunkt für alle gesunde Lebensentwickelung. Von ihm aus empfingen alle sittlichen Vorstellungen, alle Rechtsideen, alle künstlerischen Inspirationen, alle wahre Lebensfreude ihre Inhalte und ihre Impulse, ihr Pathos und ihre Weihe. Die Sicherung, Beseligung und Erhöhung, welche das Leben aus diesem seinem tiefsten und reinsten Inhaltsquell beständig schöpfte, gaben durch das Gewicht ihrer eigenen Bedeutung der Religion die centrale Stellung, welche diese in dem Entwickelungsgange der menschlichen Bildung von jeher eingenommen hat, und, trotz aller Verunglimpfungen moderner Verirrungen, stets einnehmen wird. Von diesem wahren Wesen der Religion hat Comte keine Ahnung, indem er dasselbe in jener nichtssagenden Formel zum Ausdruck zu bringen suchte. Nur in den ersten noch ganz unentwickelten Regungen des religiösen Glaubens findet jener Begriff übernatürlicher, schrankenloser Willkür, welche Comte als das Charakteristicum der Religion hinstellt, überhaupt noch eine Stelle, aber auch hier bleibt er der Idee der Hoheit und Erhabenheit des höchsten Wesens, dem jene Willkür als Attribut beigelegt wird, durchaus untergeordnet. Mit einer höheren und geläuterten Auffassung Gottes ist dieser anthropomorphistische Zug der Willkür ganz unvereinbar. Willkür in diesem Sinne ist nichts als ein Afterbild menschlicher Schwäche, ein unberechenbares principloses Wollen nach ziellosem Gutdünken. Dem wahren Wesen der Religion ist die Annahme einer solchen Willkür fremd und anstößig. Die Idee Gottes, in der das wahre Wesen der Religion seine sachgemäße Erfüllung findet, charakterisirt sich durch das grade Gegentheil solcher Willkür, nämlich durch eine allumfassende einheitliche Folgerichtigkeit, welche alles Geschehen in der Welt nach dem Sinne eines einheitlichen Zweckes regelt, deren Abglanz uns in den Natur-

gesetzen bruchstückweise zur Erscheinung kommt. Die Religion, in ihrer der Zeitbildung entsprechenden Höhe erfaßt, führt zu keinem Widerstreit gegen die Naturgesetze, und den Gedanken des allgemeinen Mechanismus, von dem jene vereinzelte Specialfälle bilden, sondern sie weist uns grade umgekehrt denjenigen Weg zum Verständniß des Sinnes und Grundes jener allgemeinen Gesetzlichkeit, dessen consequente Verfolgung allein zu diesem Ziele führen kann.

Auch hier verbaut sich Comte durch seine völlige Unkenntniß des wahren Wesens der Religion und durch seine Unfähigkeit, innerhalb des beschränkten Gesichtskreises seiner Wahl jemals zu einem höheren Standpunkte des Verständnisses und der Würdigung des Wirklichen emporbringen zu können, jede Aussicht, den Thatbestand der allgemeinen Gesetzlichkeit, dessen unverstandene Großartigkeit ihn begeistert, jemals seinem Sinne, seinem Wesen und Werthe nach zu begreifen. Die große Thatsache der allgemeinen Naturgesetzlichkeit, welche uns durch das rastlose Voranschreiten der modernen Wissenschaft in immer staunenswertherem Umfange erschlossen wird, kann nicht auf sich selbst stehen, denn es giebt keine Regelmäßigkeit ohne Regel, welche den Sinn und Grund der beobachteten Gleichförmigkeiten in dem Rhythmus des Geschehens in sich enthalten muß. Alle beobachteten Gleichförmigkeiten würden sich ohne die stillschweigende Hinzuergänzung eines sie erklärenden und rechtfertigenden Sinnes und Grundes als reiner Zufall darstellen. Sie würden ohne solche Ergänzung alles Erkenntnißwerthes entbehren und gar keine Voraussicht kommender Ereignisse gestatten, denn wenn man auch mit absolut richtig construirten Würfeln 100 mal denselben Pasch werfen sollte, so würde ein solcher Glücksfall nicht zu der Schlußfolgerung berechtigen, daß derselbe auch das 101te mal eintreten müsse. Alle Inductionsschlüsse beruhen daher auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß die beobachteten



Digitized by Google

Gleichförmigkeiten nicht zufällig eintreten, sondern daß in dem Ganzen der Welt eine Ordnung herrscht, welche in den Gleichförmigkeiten theilweise zur Erscheinung kommt. Ordnung aber giebt es nicht ohne einen Ordner und ohne einen Zweck, dem sie dient. Auch die positive Methode beruht auf dieser Voraussetzung. Ihr hervorstechender Mangel ist nur der, daß sie sich dieser Voraussetzung nicht im vollen Umfange bewußt wird, und daß sie alle Hilfsmittel, welche die Erfahrung an die Hand giebt, um jene Voraussetzung zu erklären und zu rechtfertigen, principiell abweist. Der atheistische Geist des Positivismus erdrückt jene Voransetzung in ihren Fundamenten. Die Gesetze können die Gottheiten nicht ersetzen, aber ihr Bestehen deutet auf das Vorhandensein einer allumfassenden göttlichen Intelligenz, und erweckt den Glauben an ein unbedingt werthvolles Ziel, zu dessen Realisirung das Bestehen jener Ordnung als Mittel dient. Die Ahnung dieses Sachverhalts erschließt sich im religiösen Glauben, und darin besteht der Erkenntnißwerth des letzteren zum Verständniß der mechanistischen Weltansicht. Diese kann nicht auf eigenen Füßen stehen, sondern nur als untergeordnetes Glied einer höheren teleologischen Auffassung des Weltganzen begriffen werden, welche ihren rechtfertigenden Grund enthält und ihren Sinn abschließend ergänzt.

Comte hat sich durch die willkürliche Beschränkung seines Gesichtskreises auf das Gebiet sinnlicher Erscheinungen aller Stützen beraubt, welche seine mechanistische Weltansicht tragen könnten. Er steht vor der Thatsache des allgemeinen Mechanismus wie vor einem ungelösten und unlösbaren Räthsel. Er fordert, daß man dieser Thatsache unbedingt vertrauen solle, ohne einen Grund für solches Vertrauen angeben zu können. Dieser principale Mangel des positivistischen Grundgedankens drückt und entwerthet auch die positivistische Methode. Es fehlt dieser die Hauptsache, nämlich ein Kriterium der Wahrheit.



Digitized by Google

Die vielgerühmte „Verification“ kann dasselbe nicht ersetzen, denn verificiren läßt sich nur, ob im einzelnen Falle eine gehegte Erwartung oder eine angestellte Berechnung über den Eintritt eines wahrnehmbaren Ereignisses richtig oder falsch gewesen ist. Die Axiome, welche man den gehegten Erwartungen oder an- gestellten Berechnungen stillschweigend oder ausdrücklich zu Grunde legte, und zu denen in erster Linie die Voraussetzung des Bestehens einer allgemeinen Ordnung selbst gehört, lassen sich jedoch nicht durch unmittelbare Beobachtung verificiren. Eben- sowenig verstattet diese Methode irgend einen Schluß auf das Vorhandensein oder die Beschaffenheit einer außer dem Geiste des Beobachters vorhandenen Außenwelt, da die unmittelbare Beobachtung bekanntlich nicht in das „An sich“ der Dinge über- zugreifen vermag. Comte täuscht sich über diesen Sachverhalt hinweg, indem er „die Regeln des Denkens im gewöhnlichen Leben“ unbesehen und ungeprüft bei seinen wissenschaftlichen Untersuchungen zur Anwendung bringt. Er nimmt damit still- schweigend auch alle die Axiome und Voraussetzungen auf, welche sich in der Praxis des Lebens verfestigt haben, und heilt auf diese Weise die Mängel seines Princips, welches jenen vielfach direct widerstreitet. Er benutzt fortwährend die Begriffe, die Urtheile, die Schlüsse, die verschiedenen Arten des Beweises u. s. w., ohne auf deren Ursprung und deren Berechtigung, oder auf den Grad der Wahrheit oder Wahrscheinlichkeit zu reflectiren, welchen deren Anwendung im Specialfalle gestattet. Die scharfsinnigen Untersuchungen der logischen Wissenschaft, welche namentlich in der neuesten Zeit ein dankenswerthes Licht über diese Verhältnisse verbreiten, scheinen ihm gänzlich unbekannt zu sein. Er verfährt hier mit einem nahezu rohen Empirismus und einem fast blinden Vertrauen auf die Findigkeit seines Geistes, dem meist schon wenige Fälle genügen, um darauf Gesetze von umfassender Tragweite zu gründen.



Digitized by Google

Das frappanteste Beispiel zur Illustrirung dieses Verfahrens liefert der wichtigste und folgenreichste Schritt, den er unternimmt, um seinem Systeme einen greifbaren Gedankenkern zu geben, die Aufstellung seines Entwickelungsgesetzes. Nicht Thatsachen, sondern selbstgeschaffene Begriffe markiren die Hauptinhalte der drei Stufen dieses Gesetzes und drücken den Werth desselben auf den einer geistlosen Schablone herab. Nicht aus einer Reihe unbefangener Beobachtungen wird dasselbe regelrecht inducirt, sondern die Thatsachen werden umgekehrt dem vorher concipirten Gesetze eingeordnet und angepaßt. Das ganze Gesetz ist eine ebenso willkürliche als hinfällige Construction, welche durch den wahren Sachverhalt nicht im Mindesten gerechtfertigt wird. Der „theologische Zustand", von dem dasselbe ausgeht, bedeutet, wie wir gesehen haben, nichts als eine Verirrung der religiösen Phantasie. Der „positivistische Zustand", der das Endziel der Entwickelung darstellt, bedeutet nichts als eine Beschränkung des Wissens und Lebens auf einen in jeder Beziehung unzulänglichen Gesichtskreis, der die wichtigsten Erlebnisse nicht mit umfaßt. Der „metaphysische" endlich, der als Zwischenglied zwischen die beiden Endglieder eingeschoben wird, beweist in seiner unklaren und unvollständigen Formulirung nur, daß Comte sich niemals die Mühe gegeben hat, die Ergebnisse der metaphysischen Untersuchungen im Einzelnen kennen zu lernen.

Mit dem Nachweise der Bedeutungslosigkeit des Entwickelungsgesetzes erlischt der Glanzpunkt der positivistischen Lehre. Es bleibt uns nur noch die Betrachtung der aufgestellten Rangordnung der Wissenschaften und der socialen Reform übrig, welche als die Consequenz jener Lehre gefordert wird.

Ueber die erstere gehe ich mit wenig Worten hinweg. Wenn man das Gebiet des Wissenswürdigen einmal auf Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie und die beiden organischen Wissenschaften beschränkt denkt, so mag gegen die auf-



Digitized by Google

gestellte Rangordnung nichts einzuwenden sein, aber wir begreifen den Nutzen und das Aufheben nicht, was man davon macht. Unerhört ist jedoch die Lücke, welche die Beschränkung selbst in den Gesammtbestand der Bildung reißt. Man begreift, daß eine sociale Reform nöthig ist, wenn das aufwachsende Geschlecht wirklich nur in dem engen Gesichtskreise auferzogen und gebildet werden soll, welcher nach Beseitigung der Religion, der Ethik u. s. w. noch übrig bleibt. Man beseitigt damit nicht nur das, was dem Leben nach bisherigen Begriffen Inhalt und Werth gab, sondern zugleich die kräftigsten Stützen aller socialen und politischen Ordnung, welche in der sittlichen Gesinnung und in der religiösen Weihe des Lebens bestehen. Dem Leben müssen neue Inhalte und Werthe, der neuen Ordnung neue Stützen anstatt der alten gegeben werden.

Beides vermag die positive Philosophie nicht zu leisten. Sie fügt dem geistigen Capitale der Vergangenheit keine neuen Bestandtheile irgend welcher Art hinzu, sie entwerthet nur die bereits vorhandenen, indem sie ein neues Währungssystem einführt, welches den Cours der idealen Factoren des Lebens auf ein Minimum herabdrückt. Ihre Wirkung ist eine rein negative und destructive, denn sie ist außer Stande, an Stelle der entwertheten religiösen und sittlichen Ideen Aequivalente zu schaffen, welche fortan als Leitsterne des Lebens dienen, welche das Leben erheben und beglücken, zur thatkräftigen Arbeit und selbstlosen Entsagung anspornen könnten. Ein gleichförmiges Grau abstracter geschäftsmäßiger Nüchternheit würde den ganzen Lebenshorizont überziehen und allem Sonnenglanze den Zutritt wehren, wenn es jemals gelingen sollte, die Gemüther in den Gesichtskreis der positivistischen Schranken zu bannen. In diesem trüben Dämmerlichte würden alle Lebenskeime kellerartig und farblos degeneriren. Kläglich und kaum der Rede werth sind die Surrogate, welche Comte anstatt der idealen Lebensgüter



Digitized by Google

der Vergangenheit in Vorschlag bringt. Was könnte die stets-erneute Betrachtung der Gesammtentwickelung nutzen, wenn das Leben, das sich als Endergebniß derselben darstellt, sich so unter aller Kritik armselig und monoton gestaltet haben würde; was die Erinnerungsfeiern an bedeutsame Momente der Geschichte und an die großen Männer, wenn sie doch im Grunde so wenig zu Wege gebracht haben würden!

Es ist kaum anders zu bezeichnen als eine seltsame Schwärmerei, welcher Comte in Betreff der reformatorischen Kraft und Bedeutung seiner Lehre huldigt, indem er behauptet, erst die positive Philosophie habe die Vortheile erkennen lassen, welche dem individuellen und gemeinsamen Leben aus der Vereinigung und dem Zusammenwirken aller menschlichen Kräfte erwachsen, wenn er sich einbildet, erst diese positivistische Einsicht könne und müsse den Sinn für's Ganze und das Gefühl der Pflicht zur selbstlosen Hingabe an das Ganze erwecken, ja sich sogar zu der Versicherung hinreißen läßt, die wahre, selbstlose Moralität werde erst durch den Positivismus in's Leben eingeführt. Solche Schwärmerei macht dem Character Comte's, an dessen lauterer Gesinnung wir nicht zweifeln, alle Ehre, aber sie beruht auf leerer Einbildung, und steht mit dem wahren Sachverhalte in grellem Contraste. Jene Einsicht von der Vortheilhaftigkeit des Zusammenwirkens vieler zur Erreichung gemeinsamer Zwecke ist viel älteren Datums. Sie bestand von jeher und hat von jeher, soweit die geschichtliche Kunde reicht, die Menschen zu den verschiedenartigsten Vereinigungen zusammengeführt und in solchen erhalten. Die Fähigkeit zur Aufopferung der Einzelnen für das gemeinsame Ganze folgte aber keineswegs aus solcher angeblich positivistischen Einsicht der bloßen Vortheilhaftigkeit gemeinsamen Handelns, sondern aus dem Gefühle einer sittlichen Selbstachtung, welches auf dem Bewußtsein des unbedingten Werthes der sittlichen Bestimmung

des Menschen beruht. Solches Bewußtsein ist die schönste und reifste Frucht einer allseitigen humanen Bildung, welche die Inhalte und Werthe des Lebens in das rechte Licht setzt und zu einem harmonischen Gesammteindrucke zusammenfaßt, der durch den religiösen Glauben seinen Abschluß und seine Weihe erhält. Ein so hohes Gefühl sittlicher Bestimmung hat in der durch Exstirpirung aller höheren Gesichtspunkte und edleren Regungen verödeten und entleerten positivistischen Weltansicht keine Stätte mehr, und kann sich weder an den mathematischen Formeln und physikalischen Gesetzen, noch an dem „stolzen" Gedanken auf's Neue entzünden, „daß der Mensch an der Spitze einer langen Reihe von Geschöpfen steht" und „als Haupt der ganzen Oekonomie für deren Verlauf verantwortlich ist". Solche abstracte und allgemeine Betrachtungen mögen denen, welchen sie ungewohnt sind, auf den ersten Eindruck durch ihre Neuheit und Fremdartigkeit frappiren, aber sie können den Werth und die Weihe eines gottbegeisterten Lebens nicht ersetzen, wenn diese dereinst durch den Fortschritt der positivistischen Geistesverrenkung einmal als Chimären erkannt sein sollten. Sie schöpfen ihren Werth nur aus Reminiscenzen an eine höhere Geistesbildung, deren Nachklänge selbst in der positivischen Sphäre, wenigstens in den ersten Generationen, sich erhalten werden; sie sind an sich selbst aber viel zu schwach und schattenhaft, um dem Ueberfluthen des stets regsamen und in seiner Selbstvertheidigung merkwürdig erfinderischen Egoismus einen festen und wirksamen Damm entgegensetzen zu können, welcher die neuen Formen des Gemeinwesens stützen und schützen könnte. Nicht eine Milderung sondern ein Verfall der Sitten, nicht eine neue Ordnung, sondern der gänzliche Zusammensturz der alten, ist von dieser neuen positivistischen Aera zu erwarten.

Ein frommer positivistischer Wunsch ist ferner, daß den unteren Klassen geholfen werden müsse. Aber man hilft ihnen



Digitized by Google

nicht, wenn man sie in der Bildung, im Range und den Ansprüchen mit geringen Unterschieden den oberen gleichzustellen sucht, ohne doch zugleich ihre wirthschaftliche Lage und die Arten ihrer Beschäftigung im Wesentlichen ändern zu können. Im Gegentheil, so lange diese angeblich „höhere Bildung" nur der Gesichtskreis des Positivismus mit seinen Negationen und Abstractionen sein soll, wird man ihnen durch ihre positivistische Heranbildung auch den heilsamen Trost rauben, den ihnen der religiöse Glaube und das Bewußtsein ihrer sittlichen Bestimmung bisher in reicherem Maaße gewährte.

Sehr bezeichnend ist der Vorschlag zur Gründung einer neuen geistlichen Macht der Zukunftsphilosophen, welche Comte an Stelle und nach dem Beispiele der katholischen Kirche einrichten möchte. Es ist nur eine neue Form geistiger Sklaverei, die man hier anstrebt, und die in der That eine Consequenz der Alleinherrschaft positivistischer Principien sein würde. Wenn die alten Autoritäten fallen, so müssen neue an die Stelle treten, Autoritäten, die ihr Ansehen der individuellen Bedeutung ihrer Person, ihres Lebens oder ihrer Lehren verdanken könnten, giebt es fortan nicht mehr, wenn der Gesichtskreis und das Leben aller dereinst nach positivistischem Zuschnitt „gleichartig" gemacht sein werden. Autorität kann dann nur noch beanspruchen, was sich als gemeinsame Ansicht aller darstellt. Nur durch Majoritätsbeschlüsse können die neuen positivistischen Autoritäten begründet werden. Es ist dann die Pflicht aller, ihren Sonderabsichten und -ansichten zu entsagen und sich den Anordnungen jener Autoritäten in ihrem Wissen und Gewissen, in ihrem Glauben und Handeln unbedingt unterzuordnen, denn es giebt keine höhere Instanz als den Gesammtwillen und die Gesammtansicht. Die Gewissensfreiheit gilt als unvereinbar mit der Ordnung, die Freiheit des Forschens als unvereinbar mit dem stetigen Fortschritt der Gesammtwissenschaft. Wie die Objecte



Digitized by Google

des Wissens und die Ziele des Glaubens „gleichartig" gemacht werden sollen, so sollen auch die Menschen fortan nach derselben gleichartigen Schablone denken, fühlen und leben. Es soll eine Menschenheerde geschaffen werden, die willen- und selbstlos durch Majoritäts-Autoritäten geleitet wird.

Wir überlassen diese Zukunftsideale getrost der Kritik des Lesers. Uns erscheinen sie sämmtlich unhaltbar, weil sie nirgends in den Herzen der Menschen einen Halt haben, weil die positive Philosophie nur die Aeußerlichkeiten und die formale Seite des Lebens und der Weltansicht in Betracht zieht, die inhaltliche dagegen, der alle wirksamen Motive entspringen, grundsätzlich unbeachtet läßt.

Dieser grundsätzlichen Abwendung von dem Inhaltlichen und Concreten entspricht andererseits eine Ueberschätzung der Bedeutung der formalen Allgemeinbegriffe und Abstractionen, in der sich die positive Philosophie mit gewissen Verirrungen des speculativen Denkens sehr nahe berührt. Die Philosophie soll nichts sein als die Lehre von den „wissenschaftlichen Allgemeinheiten". Solche Allgemeinheiten waren von jeher ein willkommener Deckmantel für die Unklarheiten und Ungenauigkeiten des Denkens, denn je umfassender sie sind, um so dünner, weitfaltiger und dehnbarer ist das Band, mit dem sie ihre Inhalte umspannen, um so inhaltärmer sind sie selbst. Comte verfällt, indem er solche Allgemeinbegriffe und deren Beziehungen benutzt, um die Grundgedanken seiner Philosophie zu formuliren, in ganz denselben Fehler wie jene generalisirenden Metaphysiker des abstracten Gedankens, deren Forschungsergebnisse sich kaum über das Niveau werthloser Gedankenspielereien erheben. Die Bausteine seiner positivistischen Constructionen sind „die Phänomene". Was dieselben sind und wer sie hat, erfahren wir nicht. Es wird von einer „inneren" und „äußeren" Ordnung der Phänomene geredet, ohne daß man begreift, was



Digitized by Google

hier Innen und Außen ist; von einer Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge derselben. Beide Reihen von Phänomenen werden mit einander verglichen, es wird in der äußeren „verificirt", was in der inneren „beobachtet" ist, und umgekehrt. Ein Subject, in dem alle diese Vorgänge stattfinden sollen, ist nicht auffindbar, denn das „Ich" soll nur „ein eingebildeter Zustand sein, welcher in dem Gleichgewicht der verschiedenen thierischen Verrichtungen der Erregbarkeit und Empfindlichkeit bestehen" soll. Die Statuirung dieser positivistischen Elemente führt uns in eine abstracte Traumwelt, aus der nur einzelne verständliche Punkte beziehungslos auftauchen. Nur durch stillschweigende Erinnerung an die im wachen Geistesleben erworbenen Begriffe und Fähigkeiten wird ein System von Beziehungen in diese Traumwelt hineinconstruirt, welches unbesehen und ungeprüft alle Unklarheiten und Voraussetzungen in sich aufnimmt, welche jenen im gewöhnlichen Leben gängigen Begriffen und Vorstellnngen noch anhaften. Es würde zu weit führen, wollte ich alle die Widersprüche und Unklarheiten im Einzelnen aufdecken, in welche sich der Schöpfer der positiven Philosophie in den Verwendungen seiner „wissenschaftlichen Allgemeinheiten" noch weiter verwickelt. Man ersieht schon aus obigen Andeutungen, daß derselbe in der frostigen Höhe seiner Abstractionen die Erinnerung an den Vorstellungskreis der gewöhnlichen Auffassungsweise, von dem er sich emancipiren will, doch nicht los wird, und daß diese Erinnerungen schließlich doch den einzigen Halt seines neuen Lehrgebäudes bilden. Die neue Philosophie bringt nichts Neues, sondern wiederholt nur alte Irrthümer und alte Einseitigkeiten in neuer Form. Sie enthält im Grunde nichts als den allerdings höchst originellen und charaktervollen Ausdruck gewisser Einseitigkeiten moderner Welt- und Lebensanschauung. Dieser Umstand erklärt ihre Verbreitung



Digitized by Google

und wird sie auch wohl noch eine Zeit lang in der Gunst des Publikums erhalten, bis jene Einseitigkeiten überwunden sind und sie dann sang- und klanglos dem Schicksale der anderen Mode-Philosophieen, nämlich der Vergessenheit, anheimfallen wird.

## Anmerkungen.

1) Auguste Comte wurde am 19. Januar 1798 zu Montpellier geboren. 1818 wurde er begeisterter Anhänger St. Simons. 1825 verheirathete er sich. Die Ehe war jedoch sehr unglücklich und wurde später wieder gelöst. 1826 begann er zu Paris Vorträge über sein System zu halten, erlitt aber in Folge übermäßiger Arbeiten einen Anfall von Geistesstörung, versuchte auch während desselben sich in der Seine zu ertränken. Aus der Irrenheilanstalt entlassen, nahm er seine Vorlesungen wieder auf und gab in der Zeit von 1830 bis 1842 sein sechsbändiges Hauptwerk, die „Philosophie positive“ heraus. 1833 erhielt er eine Anstellung an der polytechnischen Schule zu Paris, wurde aber wegen der in jenem Werke vorgetragenen Ansichten später wieder entlassen, und lebte seitdem von Unterstützungen seiner Anhänger und Schüler. 1845 ergriff ihn eine heftige Leidenschaft für die getrennt von ihrem Ehemanne lebende Clotilde de Vaux, deren Andenken er auch nach ihrem bald erfolgtem Tode eine fast abgöttische und zugleich mystische Verehrung widmete. Seitdem trat in seinen Ansichten eine große Aenderung ein. In seinem später erschienenen „Système de la politique positive, ou traité de Sociologie, instituant la religion de l'humanité“ wird die Philosophie in eine Religion mit einem neuen Kultus umgewandelt, wobei er selbst die Rolle eines Gesetzgebers und Hohenpriesters spielte. Diese Religion besteht in der Verehrung „des großen Wesens“, womit die Menschheit gemeint ist. Er richtete 9 Sakramente und 84 jährliche Feste ein, verfaßte einen neuen Katechismus und daneben sogar einen positivistischen Heiligenkalender. Nach den Vorschriften der neuen Menschheitsreligion sollen täglich zwei volle Stunden im Gebet verbracht werden, wobei die Gläubigen sich unter Vorstellung einzelner geliebter



Digitized by Google

Personen (Gatten, Eltern, Kinder u. s. w.) an der Idee der Liebe und Verehrung u. s. w. zu erbauen haben. Wie man berichtet, soll Comte in seinen letzten Lebensjahren sein Tagewerk stets mit der Lektüre eines Kapitels aus der „Nachfolge Christi" von Th. a Kempis und eines Gesanges aus Dante begonnen und daneben manche Wunderlichkeiten zur Schau getragen haben. Er starb am 5. September 1857 zu Paris und soll von seinen Anhängern fast wie ein Heiliger verehrt worden sein.

2) Im Jahre 1880 erschien übrigens zu Paris ein zweibändiger, wortgetreuer Auszug aus dem großen Hauptwerke Comtes (von Jules Rig), welcher weit handlicher und übersichtlicher ist als das letztere, indem er nur die zahlreichen Details und Abschweifungen beseitigt. Von diesem existirt eine gute deutsche Uebersetzung von J. H. v. Kirchmann (Heidelberg 1883 u. 1884 bei G. Weiß). Die wörtlichen Anführungen im Text sind dieser den deutschen Lesern am leichtesten zugänglichen Ausgabe entnommen.

(936) Q

Druck von Gebr. Unger in Berlin, Schönebergerstr. 17a.

Digitized by Google

**Richter** (Halle a. S.), Wahrheit und Dichtung in Platon's Leben.
**Münz** (Wien), Leben und Wirken Diderot's.
**Diercks** (Madrid), Ueber die arabische Kultur im mittelalterlichen Spanien.
**Maaß** (Dresden), Das deutsche Märchen. Literarische Studie.

---

# Einladung zum Abonnement!

Deutsche

## Zeit- und Streit-Fragen.

Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart

In Verbindung mit

Prof. Dr. v. **Kluckhohn**, Redacteur **A. Lammers**,
Prof. Dr. **J. B. Meyer** und Prof. Dr. **Paul Schmidt**

herausgegeben von

**Franz von Holtzendorff.**

---

## Neue Folge. Erster Jahrgang.

(Heft 1—16 umfassend.)

**☛ Im Abonnement jedes Heft nur 75 Pfennige. ☚**

In diesem ersten Jahrgange der neuen Folge werden vorbehaltlich etwaiger Abänderungen im Einzelnen folgende Beiträge erscheinen:

**Eberty** (Berlin), Der Lebensmittelmarkt und die Hauswirthschaft.
**Holzmüller** (Hagen), Errichtet lateinlose Schulen.
**Ney** (Hagenau i. E.), Ueber den Einfluß des Waldes auf das Klima.
**Ostermeyer** (Memel), Harmoniren Volksmoral und Strafgesetz?
**Ahrens** (Kiel), Die Reform des Kunstgewerbes in ihrem geschichtlichen Entwickelungsgange von dem XIII. bis zum XVII. Jahrhundert.
**Ratzel** (München), Die praktische Bedeutung der Handels-Geographie.
**Holtzendorff** (München), Staatsmoral und Privatmoral.
**Orelli** (Zürich), Der internationale Schutz des Urheberrechts.
**Siewert** (Kiel), Die Lage unserer Seeleute.

Digitized by Google

**Meyer** (Bonn), Ueber den Religions-Unterricht in der Schule.
**Paul** (Halberstadt), Ueber die Zukunft unseres Handels.
**Kradolfer** (Bremen), Die Macht der Phrase.
**Diercks** (Madrid), Ueber den spanischen Nationalcharakter in seiner Verwandtschaft und Verschiedenheit verglichen mit dem der anderen Roman. Nationen.
**Brückner** (Berlin), Entstehung der Evangelien.
**Weiß** (Adelsheim), Die Wirkungen der Gleichheitsidee und der Lehre vom Vertragsstaat auf das moderne Staatsleben.
**Laas** (Straßburg i. E.), Idealistische und positivistische Ethik.

---

Mit diesen beiden Sammelwerken, welche sich gegenseitig ergänzen (denn Vorträge und Abhandlungen, welche von der „Sammlung" ausgeschlossen sind, bilden bei den „Zeitfragen" das Hauptmotiv), dürfte eine bisher tief empfundene Lücke wirklich ausgefüllt werden.

Die **Sammlung** bietet einem Jeden die Möglichkeit, sich über die verschiedensten Gegenstände des Wissens Aufklärung zu verschaffen und ist auch wiederum so recht geeignet, den Familien, Vereinen &c. durch Vorlesung und Besprechung des Gelesenen reichen Stoff zu angenehmer und zugleich bildender Unterhaltung zu liefern. In derselben werden alle besonders hervortretenden wissenschaftlichen Interessen unserer Zeit berücksichtigt, als: Biographien berühmter Männer, Schilderungen großer historischer Ereignisse, volkswirthschaftliche Abhandlungen, kulturgeschichtliche Gemälde, physikalische, astronomische, chemische, botanische, zoologische, physiologische, arzneiwissenschaftliche Vorträge: und erforderlichen Falls durch Abbildungen erläutert. Rein politische und kirchliche Partei-Fragen der Gegenwart bleiben ausgeschlossen (s. Zeitfragen).

Die **Zeitfragen** sind ganz besonders dazu angethan, die, die Gegenwart besonders berührenden Interessen in einer den Tag überdauernden Form uns in allgemein verständlicher Weise vor Augen zu führen und geben somit Gelegenheit, sich über die brennendsten Tagesfragen ein erschöpfendes Verständniß zu verschaffen. Dieselben nehmen sich die großen Angelegenheiten der Gegenwart, die Streitfragen der Schule und des Unterrichtswesens, der Arbeiterbewegung, der Kirche, der Literatur und Kunst, des Staates und der auswärtigen Politik &c. &c. zum Gegenstande ihrer Betrachtung.

Verzeichnisse der bisher erschienenen Hefte der Sammlung und Zeitfragen

**1. Nach Serien und Jahrgängen geordnet,**
**2. Nach Wissenschaften geordnet**

sind durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen, welche auch Bestellungen und Abonnements auf die **Neue Folge 1. Jahrgang** annehmen.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JAN 20 '60 H

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

JAN 20 '60 H

Widener Library
3 2044 089 570 345

Digitized by Google